HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit.

VIII. Jahrgang. 1914.

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Basel.
Druck und Expedition R. G. Zbinden.
1914.

V. 8
1914

75364

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen und Predigten.

Seite

L. Stückelberger: Zum Jahresanfang 1
H. Bader: Das Ereignis bei den Gadarenern 49
H. Kutter: Christentum oder Monismus (Pred.) 97
L. Stückelberger: Auferstehungsglaube 137
W. Rauschenbusch: Gebet für den Frieden 177
Ein religiös-sozialer „Gottesdienst". (Aus dem Engl. übersetzt von L. Ragaz) 217
H. Kutter: Sie hielten alle Dinge gemein (Pred.) 253
L. Ragaz: Das Gericht 298
K. Barth: Landesausstellung (Pred.) 304
L. Ragaz: Ueber dem Hasse 389
A. Schaedelin: Weihnacht? 453
L. Ragaz: Selig sind die Friedebringer (Predigt) 488

II. Gedichte.

W. Wolfensberger: Das große Lied 141
Max Barthel: Seltene Stunde 142
U. W. Züricher: Berufung 501

III. Religiöse Probleme.

L. Ragaz: Religiös und sozial 3
P. Gonser: Aus dem Buch von W. Rauschenbusch: „Was verstehen wir unter ‚Verchristlichung' der Gesellschaftsordnung?" . . . 108
Martell: Wiedergeburt 111
P. Hitz: Der Prophet im Vaterland 126
*** Ein Gastmahl 169
Keir Hardie: Ein neuer Kreuzzug (übersetzt von Clara Ragaz) 223
F. Herbert Stead: Jesus und die Armut (übersetzt von Clara Ragaz) 263
Hans von Orelli: Vom Buße predigen 314
L. Stückelberger: Krieg und Frömmigkeit 353
J. Matthieu: Gott und die Völker 356
Karl Barth und Martin Rade: Briefwechsel 429
L. Ragaz: Antwort an Herrn Pfr. Dr. Gottfried Traub in Dortmund . . 438

Seite
L. Ragaz: Der Weg zum Frieden 457
L. Stückelberger: Jesus, der Krieg, wir 472
J. Matthieu: Der Kampf um den Frieden 477
H. Lhotzky: Kriegsgedanken eines Reichsdeutschen 496
R. Reich: Gericht und Opfer 499

IV. Ethische Fragen.

L. Ragaz: Der Kampf gegen die Genußsucht 54
L. Ragaz: Ein Programm für den Kampf gegen die Prostitution . . . 81
L. Stückelberger: Kriegswahn und Friedensideal 178
O. Brüschweiler: Sozialismus und Weltfriede 183
Hans Bruppacher: Ist das Woher der Unterstützung von Bedeutung? . 249
U. W. Zürcher: Patriotismus 502
R. D.: Der Friedensberuf der Schweiz 513
Was Gottfried Keller dazu sagt 515

V. Soziales.

Dorothea Staudinger: Der religiöse Sozialismus und die Genossenschaft 15
H. Kober: Arbeit und Arbeitsfreudigkeit 19
O. Vollenweider: Grundfragen der Arbeiterbildung 143
J. Matthieu: Der Anarchismus (ein Versuch) 198, 229
A. Aeschlimann: Der Geburtenrückgang 273
L. Ragaz: Englische Eindrücke II 331
L. Ragaz: Englische Eindrücke III 374
D. Staudinger: Etwas, was zu tun ist 361

VI. Kirchliches.

L. Ragaz: Unsere Stellung zum kirchlichen Parteiwesen 116
Otto Maria Pascendi: Neue Wege in der römischen Kirche 165
L. Ragaz: Englische Eindrücke I 284

VII. Biographisches.

O. Vollenweider: Francis de Pressensé 113
O. Vollenweider: Jean Jaurès 328

VIII. Zur Zeitgeschichte.

Dr. Troelstra: Die Rolle der kleinen Völker 325
U. W. Zürcher: Friede auf Erden 325
L. Ragaz: Ueber die Ursache des Krieges 364
L. Stückelberger: Deutsches Wesen 392
J. Matthieu: Frankreich 396
L. Ragaz: Was wir von England lernen können (Englische Eindrücke IV) 407
Dostojewsky: Ein Urteil über Rußland 416

Seite
Stimmen von der Höhe I. und II. 417, 516
Die Friedensarbeit: 1. Religiös-soziale Erklärung. 2. Weltbund der Kirchen. 3. Niederländischer Antikriegs-Bund. 4. Bund der Neutralen. 5. Frauen. 6. Gegenbeispiele 522

IX. Rundschau.

Ein religiös-soziales Manifest (L. R.) 41
Weihnachtstöne aus dem Lager der Sozialdemokratie 44
Sozialdemokratie und Alkoholismus (J. M.) 47
Ein mutiges und bedeutendes Zeugnis (J. M.) 87
Zabern (J. Matthieu) 90
Initiative gegen die Spielhäuser (M.) 94
Landeskirchliche Laientätigkeit (Eingesandt) 94
Zur Prostitutionsfrage (L. R.) 95
Der Fall Bäschlin (J. Matthieu) 128
Bauern und Arbeiter (L. R.) 130
Zur Diskussion des Bauernproblems (Hans Kober) 131
Sozialdemokratie und Kampf gegen den Alkohol (L. R.) 132
Sozialdemokratie und Religion (Fr. Sutermeister) 133
Gustav von Bunge (J. Matthieu) 135
Eine hochernste soziale Frage (H. C.-S.) 136
Volkshauspredigten 214
Soziale Fürsorgekurse (Mitg.) 251
Zur Spielbankinitiative (R. R.) 295
Zur Aufgabe der Schweiz (L. R.) 341
Der internationale Kongreß für soziales Christentum (L. R.) 343
Redaktionelle Erklärungen:
1. Die Stellung der Neuen Wege 385
2. Eine wohlgemeinte Warnung 386
Zwei Friedensstimmen 387
Wir Neutralen (L. Ragaz) 448
Noch einmal zur Aufgabe der Schweiz (L. R.) 450
Die deutschen Freunde und wir (Die Red.) 451
Schweizerische Hilfsaktion für Belgien (J. M.) 534

X. Büchertisch.

Felix Möschlins „Amerika Johann" (G. Ammann) 47
Lic. Mulert: Paul de Lagarde (M.) 96
Ad. Vögtlin: Heinrich Manesses Abenteuer (L. St.) 176
Rob. Saitschick: Der Mensch und sein Ziel (A. Maag) 214
Raoul Hoffmann: Kierkegaard und die religiöse Gewißheit (L.) 252
Johannes Müller: 1. Wegweiser. 2. Hemmungen des Lebens (L. R.) 252
Lic. Fuchs: Das sittliche Ziel der Jugendarbeit (A. Maag) 387
Prof. Wurster: Abstinenz als Standespflicht des Pfarrers 388

Zum Jahresanfang.

Dem Weihnachtsfest folgt das Neujahr auf dem Fuß und verbindet und verschmelzt sich in der landläufigen Vorstellung mit jenem zu einer zusammenhängenden Festzeit. Aber was da als scheinbar unzertrennliches Doppelgestirn vor uns aufleuchtet, das offenbart sich bei genauerem Betrachten als zwei himmelweit verschiedene Welten. An Weihnachten wird doch unsere ganze Aufmerksamkeit auf Christus, das Licht der Welt, hingelenkt und wir alle rücken mehr oder wenige in den Bereich dieses Lichtes. Jesus ist der glanzvolle Mittelpunkt, der Wendepunkt der Zeiten und in ihm kommt das Göttliche, das Ewige zur alles beherrschenden Geltung.

Ein paar Tage vergehen — und, siehe da, ein merkwürdiger Scenenwechsel hat sich vollzogen: Das Ewige ist wie ausgelöscht und mit einer Aufdringlichkeit ohne Gleichen tragen wir uns gegenseitig unsere persönlichen, recht menschlichen Wünsche vor, wir blicken auf unser kleines Leben, erinnern uns der eigenen Vergangenheit und Vergänglichkeit, kurz — der Mensch selbst steht im Mittelpunkt der Betrachtung.

Das ist ja sehr begreiflich und doch bedenklich, wenn wir so im Handumdrehen von der Höhe göttlicher Betrachtung mit dem Weitblick für das Heil aller Menschen unvermerkt hinübergleiten in die menschliche Betrachtungsweise mit all der Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit selbstischer Gefühle. Es kann doch im Grunde nur das eine oder das andere bestehen: Entweder sind wir im eigenen Wesen befangen und dann war Weihnachten trotz all der erhabenen Worte vom Weltheiland nur eine private Angelegenheit oder wir haben etwas geahnt von der universalen Bedeutung Jesu, dann müssen wir lernen, auch das Eigene, Alltägliche und Persönliche derselben unterzuordnen und von jenem göttlichen Gesichtswinkel aus zu betrachten.

Aber ich glaube, das letztere will uns auch als Christen nicht immer gelingen, wir haben es vielleicht noch nicht einmal ernstlich versucht, von Gott aus unser Dasein aufzufassen, und darum geraten wir mit unserm Glauben in endlose, heillose Widersprüche. Wir reden

gern von Gottes Segen, wenn es uns gut geht, aber sobald wir in Schwierigkeiten und Nöte geraten, dann reden wir plötzlich von den unerforschlichen Wegen Gottes. Wir haben das eigene Wohl zum Maßstab des Göttlichen gemacht und nennen dieses darum unerforschlich, wo es eigentlich ziemlich klar liegt, daß wir gerade durch die erfahrene Trübsal in's Reich Gottes eingehen sollten, oder wenigstens demselben näher kommen könnten. In einem andern Fall betonen wir den Ratschluß Gottes und sagen: es hat Gott gefallen, wo es sich um ein gottwidriges Uebel handelt; wir machen Gott für Zustände verantwortlich, die er nie und nimmer gewollt hat wie jene Frau, die seufzte: ach, wenn es doch Gottes Wille wäre, daß mein Mann auf einen bessern Weg kommt!

Statt unser Leben mit Gottes Augen anzusehen, schieben wir Gott mit der „Unerforschlichkeit" von uns fort in's Unbekannte hinaus und machen ihn schließlich zu unserm Feind.

Es gibt ja gewiß Vieles in der Welt was wir mit dem Dichter des 73. Psalmes nicht begreifen können. Aber warum nun Gott immer mit dem Unbegreiflichen zusammenstellen und ihn gleichsam dorthin plazieren, während er uns in Jesus nahe kommen und offenbar werden wollte, so daß wir eben nicht mehr im Finstern wandeln, sondern das Licht des Lebens haben? Und wir können Klarheit bekommen, wenn wir nur den Rat Jesu befolgen und endlich einmal uns selbst vergessen oder, wie er sagt, verlieren würden, indem wir nicht immer nur das Einzelleben, sondern den großen Zusammenhang des Reiches Gottes in's Auge fassen und einmal wirklich vor allem trachten nach dem Gottesreich und seiner Gerechtigkeit. Wir leben doch nicht einfach in einem Chaos der Naturmächte und ihrem rätselhaften, zwecklosen Ineinandergreifen, sondern in einer großartigen Schöpfung, der ein heiliger Wille zu Grunde liegt, so daß wir mit Zuversicht beten können: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Wenn wir diese göttlichen Ziele, wie sie uns in Christus aufgegangen sind, außer Acht lassen, dann verstehen wir freilich vieles nicht und unser Christentum schrumpft zu der Alltagsweisheit eines Philisters zusammen, der noch so ein bischen Moral und Religion behält, um bis an sein Ende sein Leben ungestört fristen zu können. Von da ist nur noch ein kleiner Schritt zur völligen Gleichgültigkeit, zur religiösen Indifferenz sowohl im Erkennen wie im Handeln. So rächt sich die Preisgabe der tiefsten Wahrheit des Christentums durch seinen vollständigen Ruin.

Der gewöhnliche Soldat hat ja oft allerdings auch keine rechte Vorstellung von dem, was im Feldherrnzelt geplant wird, aber er muß doch das Zutrauen haben, daß nach bestimmtem Plan gehandelt wird, sonst ist es bald aus mit seiner Schlagfertigkeit. Gerade so wichtig ist es für uns, daß wir, wenn auch nicht immer klare Einsicht, so doch volles Vertrauen haben, daß Gott auch in unserer Zeit seine ganz bestimmten Pläne hat und daß die gesamte Menschheit von den göttlichen Ab-

sichten umspannt und getragen wird. Das, und nicht in erster Linie Charakter und Temperament, hat seiner Zeit dem Apostel Paulus die vorwärtsstürmende, durchschlagende Kraft verliehen.

Aber gerade sein Leben zeigt uns, wie aus diesem Festhalten des göttlichen Standortes sich auch die alltäglichen Angelegenheiten, die Stellung und Aufgabe des Einzelnen im Kleinen wie von selbst ergeben ohne Zwang und Methode. Er hat selbst auf dem kleinen Spielraum, der ihm in Rom an der Seite eines Kriegsknechtes geblieben ist, eine überwältigende Energie bewiesen, so daß „seine Bande zu einer Kundgebung Christi im ganzen Richthaus gedient haben." Das ist unsere ganze Aufgabe, daß wir auf dem kleinen Punkt, auf den wir gestellt sind, eine solche starke Energie des göttlichen Geistes beweisen, die sich durch keine Hemmungen und Widerwärtigkeiten irre machen läßt, weil sie herausfließt aus dem unbedingten Willen Gottes.

Da kann auch die Liebe nicht mehr nur Laune oder Gutmütigkeit sein, nicht mehr zum bloßen Spiel oder Ruhepolster dienen, sondern da wird sie zu einer mächtigen Waffe, die wir mutig führen gegen alles Widergöttliche.

Und sind es dann auch oft nur geringfügige Gelegenheiten, wo diese Kraft einsetzen kann, so wirkt sie doch Großes, weil sie im Zusammenhang mit den Gedanken Gottes steht. Der Unterschied zwischen klein und groß, göttlich und menschlich hört da auf, weil der Mensch nicht mehr etwas Besonderes für sich sein und haben will, sondern im göttlichen Wollen aufgegangen ist, weil nicht die egoistisch-menschliche Neujahrsstimmung, sondern die universale Weihnachtstatsache das neue Jahr und das künftige Leben beherrscht.

L. Stückelberger.

Religiös und sozial.

Die Art und Weise, wie die von den Neuen Wegen vertretene Geistesrichtung das Religiöse und das Soziale verbindet, steht seit längerer Zeit, und gerade auch neuerdings wieder, im Mittelpunkt lebhafter Erörterungen. Sie ist auch von vielen und zum Teil sehr zähen Mißverständnissen umgeben. Darum mag es am Platze sein, daß wir zum Beginn eines neuen Arbeitsjahres wieder einmal ausdrücklich von diesem Angelpunkt unseres Wollens reden. Es wird sich dabei freilich nicht vermeiden lassen, daß Einiges noch einmal gesagt wird, was wir schon oft gesagt haben. Dies scheint aber notwendig zu sein, wenn man verstanden werden will, und das Bekannte kann überdies in einem größeren Zusammenhang ein neues Gesicht bekommen. Es sei sodann noch betont, was sich eigentlich von selbst versteht, daß die folgenden Ausführungen zunächst bloß ein persönliches Bekenntnis des Verfassers sind und keinerlei weitere Geltung beanspruchen. Er ist dabei allerdings gewiß, daß er im

großen und ganzen die Gedanken und Erlebnisse der großen Mehrheit derer ausspricht, die heute von der durch die Verbindung von Religiös und Sozial bezeichneten Bewegung der Christenheit erfaßt sind.

Die Wortverbindung „Religiös-sozial" ist allerdings durch bloßen Zufall entstanden und an sich bedeutungslos. Es handelte sich darum, Zusammenkünfte anzuzeigen, an denen auf religiösem Boden und von religiösen Voraussetzungen aus das soziale Problem verhandelt werden sollte. Man mußte dafür einen kurzen Namen haben. „Christlich-sozial" oder „Evangelisch-sozial" paßten nicht, weil diese Ausdrücke schon bestehende Bestrebungen bezeichneten, mit denen man nicht verwechselt werden wollte. So wählte man einen möglichst farblosen Namen: „Religiös-sozial". Ist er nicht unglücklich gewählt? Bedeutet das „religiös" nicht im Vergleich zu „christlich" oder „evangelisch" eine allgemeine, verblaßte, zerfließende Art von Frömmigkeit, also etwas völlig anderes, als was gemeint war? Wollen nicht gerade unter uns Manche von dem, was man so „Religion" und „religiös" nennt, nichts wissen? Ist es also nicht, wie schon angedeutet wurde, ein Ausdruck, der eigentlich über Sinn und Art der Sache, die es bezeichnen soll, nichts Bestimmtes sagt? Wäre ein inhaltsvolleres, das Eigentliche, Tiefere der Bewegung ausdrückendes Wort nicht ein Vorzug? Oder sollte es vielleicht umgekehrt so sein, daß gerade ein so allgemeiner und blasser Ausdruck, weil er so wenig sagt, auch am wenigsten bindet, am wenigsten Mißverständnis erregt? Wie dem auch sei, jedenfalls kann die Verbindung von Religiös und Sozial das Ziel unserer Arbeit und den Sinn der großen Bewegung, die heute durch die Christenheit geht, trefflich ausdrücken.

Welcher Art ist diese Verbindung? Sie ist scheinbar verwickelt, aber im Grunde doch höchst einfach. Wir wollen sie nicht so darstellen, wie sie sich rein begrifflich, in einem wohlgeordneten System, ausnimmt, sondern so, wie sie in lebendigen Menschenherzen zustande kommt.

1.

Da ist denn an die Spitze deutlich und unmißverständlich die Tatsache zu stellen: daß wir vom Religiösen her zum Sozialen kommen. Es ist das für uns so selbstverständlich, daß es uns schwer fällt, es auszusprechen, abgesehen davon, daß es überhaupt bedenklich ist, wenn man seine innersten Beweggründe ans Licht rücken soll. Aber es gehört vielleicht auch dies gelegentlich zu den Opfern, die man bringen muß. So sei denn über diesen Punkt, soweit dies an uns liegt, ein für allemal Klarheit geschafft.

Wir sind von der Religion ausgegangen. Viele von uns haben ein langes, gleichsam rein religiöses Stadium durchgemacht. Das soll nicht heißen, daß das Soziale ihnen einst gleichgültig gewesen sei. Der Schreiber dieser Zeilen wenigstens ist Sozialist gewesen, seit er selbständig denken kann, lange bevor es so etwas wie eine „religiös-soziale Bewegung" gab. So ist es gewiß auch manchen Andern ge-

gangen. Aber das Soziale ging damals gleichsam neben dem Religiösen her. Es bildete nicht eine Lebenseinheit mit ihm; es stand darum auch nicht im Zentrum unseres geistigen Lebens. Hier stand vielmehr das, was ich das rein Religiöse genannt habe. Uns bewegte die Frage nach Gott; wir kämpften den Kampf um Gott, der immer auch ein Kampf mit Gott ist. Wir rangen mit den Rätseln des individuellen Lebens, mit denen des eigenen Lebens, aber nicht nur mit ihnen: vielmehr waren diese uns wichtig und bedeutsam nur insofern sie mit Gott in Beziehung standen und insofern mit ihrer Lösung auch die Rätsel, die die andern Leidenden und Ringenden drücken, inbegriffen waren. Wir haben also all das reichlich kennen gelernt und durchgemacht, was man uns heute als ein uns Unbekanntes, von uns Uebersehenes entgegenhält: wir kennen den religiösen Individualismus, das Geheimnis des innern Leben, die Einsamkeit der Seele mit ihrem Gott. Wir haben uns heiße Mühe gegeben, Gotteserkenntnis, Gottesverständnis zu erwerben, wohl wissend, daß dies das Eine sei, was not tue; wir haben Jesus gesucht mit sehnendem Herzen und unermüdlicher Begier. Auch mit den sogenannten Weltanschauungsfragen haben wir uns redlich abgemüht; wir haben ein großes Teil unserer Leidenschaft und besten Lebenskraft daran gesetzt, uns klar zu werden über das Verhältnis unseres Gottes- und Christusglaubens zu den Behauptungen der heutigen Wissenschaft, überhaupt zu dem, was man das heutige Weltbild nennt, wie zu den altbekannten schwierigen Tatsachen dieses Weltwesens. Wir haben die Entwicklungslehre, die historische Kritik, die neuen geistigen Bewegungen miterlebt, mitgemacht, durchgearbeitet; wir haben es uns in alledem sauer werden lassen, gewiß saurer als Viele von denen, die uns heute vorwerfen, daß wir diese Dinge vernachlässigten; wir haben uns nichts geschenkt. Auch arbeiten wir darin immer noch fort mit redlicher Mühe.

Aber eine Wendung ist bei uns freilich doch erfolgt. Es kam ein Tag wo diese Kämpfe und Mühen das Ziel erreichten, worauf das heiße Sehnen der Seele gerichtet war; es kam ein Tag — Gott sei gedankt dafür! — wo uns Gottes Wirklichkeit gewiß war, wo sie uns ebenso gewiß, ja manchmal noch gewisser war, als unser eigenes Dasein, wo unser Glaube an sein Walten über uns und seine Liebe zu uns auf Felsengrund gelangte, wo Jesus uns die Wahrheit war und unsere ewige Bestimmung mit sieghafter Gewalt und unerschütterlicher Sicherheit vor unserer Seele stand. Es war ein großer Tag, der erste mächtige Markstein in unserer Lebensentwicklung.

Wie nun? Konnten wir hier nicht zur Ruhe kommen? — Wir kamen zur Ruhe, zu einer Ruhe im Innersten — die doch zugleich Unruhe war! Denn gerade was uns Ruhe gab, die erfahrene Wirklichkeit Gottes, trieb uns zugleich weiter. Es war etwas darin gesetzt, was sich entwickeln mußte. Wie verhielt sich zu dieser Wirklichkeit Gottes die Gesamtwirklichkeit? Zeugte diese von ihm? War sie erfüllt von ihm? Er war die Allmacht, die All-

weisheit, die Liebe — trat er uns so aus der Welt, seiner Welt, entgegen? Wir suchten ihn in dieser Welt, suchten ihn mit dem heißesten Durst der Seele. Aus unserem Glauben und unserer Liebe wurde ganz von selbst Hoffnung. Es kann nicht anders sein: Gott, als wirklich erlebt, wird sofort Hoffnung. Der Gott, den wir erlebten, mußte ein Gott der ganzen Welt sein. Die Welt mußte ihm gehören, die ganze Wirklichkeit seine Ehre widerspiegeln. Aber diese Hoffnung war uns lange nur wie die Knospen im Vorfrühling sind. Sie sind da, sind eine Verheißung, aber sie wagen sich vor Schnee und Frost nicht heraus. Höchstens bricht da und dort ein schüchternes Blümlein auf und da und dort ein grünes Blättchen. So erlebten wir da und dort ein trostreiches Zeichen, daß Gott lebe und am Werke sei; aber im großen und ganzen stießen wir auf eine starre Wirklichkeit, an der Gottes Welt ihre Grenze fand. Gott, der lebendige und heilige Gott der Propheten und Vater Jesu Christi, war uns eine ganze Welt von Verheißungen und Forderungen, aber wir hegten diese Welt fast mehr als einen Traum, denn als eine frohe, starke Gewißheit. Die Ewigkeitsgewißheit gab uns keinen Ersatz für die Dürftigkeit des Standes der Sache Gottes auf Erden.

Das war unsere tiefe Unruhe. Die Wirklichkeit Gottes auf der einen und eine ungöttliche Welt auf der andern Seite. Ich schildere damit den Kampf, den mehr oder weniger Alle gekämpft, die in unserm Geschlecht Gott mit Ernst gesucht haben. Und nun bestand die weitere Entwicklung und das weitere große Erleben darin, daß auch dieser Kampf mit Sieg gekrönt wurde. Die Hoffnung wurde stärker und stärker. Eine Welle des Lichtes nach der andern brach hervor, ein Stück nach dem anderen von dieser harten, scheinbar Gottes Herrschaft unzugänglichen Wirklichkeit tauchte gleichsam auf vor einem drängenden Leben aus der Tiefe her; ein gewaltiges Werde ging durch die Welt; Möglichkeiten zeigten sich, die man vorher kaum zu ahnen wagte; ein Frühling blühte auf, ein Gottesfrühling voll unerhörter Verheißung; es stieg aus dieser unwirtlichen, der Forderung und Verheißung spottenden Welt eine andere Welt empor, eine neue Welt, eine Verwirklichung der großen Gottesgedanken. Mit steigender Klarheit und steigender Gewißheit, von Erleben zu Erleben, von Schauen zu Schauen schreitend, nicht ohne lange Wanderung durch die Wüste, nicht ohne ein bitteres Sterben vieles Alten und Liebgewordenen, gewannen wir die selige Erkenntnis: „Es ist doch möglich, ja es ist eine sichere Sache, daß Gott Wirklichkeit wird auf Erden, im Gottesreich auf Erden!“ Mit steigender Klarheit und steigender Gewißheit erkannten wir, daß Gott ein lebendiger Gott ist und sein Werk eine fortschreitende Schöpfung, und unsere Seligkeit war, daß das Reich Gottes aus einem leeren Wort uns die Sonne des Lebens, der Mittelpunkt alles religiösen Denkens, der Schlüssel zum Verständnis Gottes und der Welt, die Enthüllung des einfachen und herrlichen Sinnes der Erscheinung Christi wurde.

In diese Entwicklung hinein fällt unser Zusammentreffen mit dem Sozialismus, ich meine: dasjenige Zusammentreffen, das nun entscheidend wichtig wurde. Als wir religiös so weit gekommen waren, ging uns auf einmal der tiefere Sinn des Sozialismus auf. Jetzt erst kamen wir in die volle Flut hinein; jetzt erst wurde der Sozialismus für uns zum Enthusiasmus, zur Leidenschaft und zum Glück, jetzt erst rückte er ins Zentrum unseres Wesens. Auch das war ein Erlebnis. Es sah für Viele von uns einer religiösen Bekehrung ähnlich. Eine neue Welt tat sich auf und ein neuer Weg. Das Größte, was uns der Sozialismus leistete, war, daß er uns Geburtshelfer für jene religiöse Hoffnungsfülle wurde, die in uns allmählich herangewachsen war. Nun erst brach jene Hoffnung in voller Siegesfreudigkeit hervor. Nun war ein gangbarer Weg gezeigt für die Verwirklichung der Verheißung und Forderung des Gottesreiches. Die stärkste Bewegung der heutigen Menschheit, die eine der größten aller geschichtlichen Bewegungen überhaupt ist, kam unserer Sehnsucht entgegen. Wir erkannten im Sozialismus ein wunderbares Auftauchen der alten Gottesreichsgedanken. Wir betrachteten ihn im Lichte unserer religiösen Hoffnung. Darum hielten wir uns nicht bloß an das, was er selbst sagte, nicht an die sozialen und sozialistischen Programme, wir ließen uns auch nicht irre machen durch all die menschliche Trübung, die dem Sozialismus anhing, nicht durch seinen sog. Atheismus und Materialismus, nicht durch seine von uns für falsch betrachteten philosophischen Theorien — wir schauten durch all dies hindurch auf die Wahrheit, die sich daraus in wilden Geburtswehen emporringe, auf das göttliche Mahnen und Schaffen, das darin walte. Nicht der Sozialismus also wars im letzten Grunde, was uns mitnahm, sondern der große Gott, der uns gerade auch im Sozialismus deutlich geworden war. Und wenn alle vorhandenen sozialistischen Programme falsch wären und alle sozialistischen Parteien zusammenbrächen, wir würden nun, nachdem wir diese Wahrheit einmal geschaut haben, trotzdem und erst recht im Namen Gottes und Jesu Christ den Sozialismus verkündigen.

So sind wir vom Religiösen zum Sozialen gekommen; so hat das Religiöse uns das Soziale und das Soziale dann freilich auch das Religiöse aufgeschlossen; so flossen Religion und Sozialismus in Eins zusammen. Nun sieht man doch wohl deutlich, daß nichts verkehrter ist, als wenn man uns immer wieder — oft mit Ueberzeugung, oft auch ohne sie — vorwirft, daß wir das Religiöse im Sozialen aufgehen ließen. Man kann mit viel mehr Recht sagen, daß wir das Soziale im Religiösen aufgehen ließen. Es handelt sich ja um die Eroberung eines neuen Stückes Wirklichkeit für Gott. Nicht wird also das Gebiet der Religion auf das soziale Leben eingeschränkt, sondern umgekehrt das Gebiet der Religion ausgedehnt. Damit aber gehen wir den Weg, den das Gottesreich bisher stets gegangen ist. Denn der bisherige Fortschritt des Gottesreiches auf Erden besteht gerade darin, daß immer wieder neue Gebiete in den

Bereich seiner Erlösungskraft hereingezogen werden. Daß es immer höher und tiefer dringt, daß religiös, besser: gottesreichsmäßig wird, was vorher weltlich war. Das ist der höchste Sinn der Gottesgeschichte, die sich in Israel und in der Erscheinung Christi vollzogen hat: daß Gott unter den Menschen Wohnung machen will in einer Menschenwelt, die durch ihre Ordnungen seinen Willen verkörpert.

Infolge dieser Entwicklung mußten wir die Arbeit eines großen religiösen Umdenkens vornehmen. Wir haben nichts Wesentliches von unserem früheren Besitz aufgegeben, aber wir haben es dem neuen Besitz einordnen müssen und dadurch hat es eine andere Gestalt gewonnen. Es bekam alles einen anderen Zusammenhang, ein anderes Vorzeichen. Es mußte, um es grob auszudrücken, überall das Soziale hinzugefügt werden. Zu Gott und der Seele mußte der Bruder kommen. Er hatte früher sicherlich nicht gefehlt, aber er mußte noch viel mehr zu seinem Rechte gelangen. Das Gotteskind mußte überall eingeordnet werden in das Gottesreich. Der Individualismus des Gottesreichs blieb durchaus bestehen, aber er wurde mit seinem Sozialismus verbunden; denn wir erkannten den Irrtum und Fluch einer individualistischen Frömmigkeit, die fast notwendig zum religiösen Egoismus führt. Wir erkannten, daß Gott keinen Dienst für sich allein will, sondern daß Gottesdienst Menschendienst ist, namentlich Dienst an den Geringsten der Brüder des Menschensohnes. Wir verwarfen alle Religion um der Religion willen und behielten nur die eine Losung, daß wir am ersten nach dem Reiche Gottes in seiner Gerechtigkeit trachten sollen. Wir brachen gründlich mit jener alten Denkweise, die die vorhandene Welt mit all ihrer Not und all ihrem Unrecht aus dem göttlichen Ratschluß rechtfertigt und lernten verstehen, daß diese vielmehr durch Gott gerichtet wird und von dem Gottesreich letztlich aufgehoben werden soll; wobei wir den tiefsten Sinn des Leidens zugleich erst recht zu fassen befähigt wurden. Aus der Jenseitshoffnung der früheren Art wurde die Hoffnung auf das Reich Gottes auf Erden, ohne daß wir im Geringsten auf die ewige Bestimmung jeder Menschenseele verzichtet hätten. Wir hatten es nicht mehr mit einer fertigen Welt zu tun, sondern mit einer werdenden, die der, der sie geschaffen hat, der Erlösung zuführt. Wir begriffen ganz neu, was der lebendige Gott ist und beteten in neuem Sinn, vielmehr jetzt erst im alten, echten Sinn, und mit neuer Lust: „Dein Reich komme!“

Nur angedeutet — und dazu bloß in groben Strichen — ist damit das religiöse Umdenken, das über uns kam. (So muß ich reden; denn es war stärker als wir!) Es hat noch viel tiefer hinunter und noch viel höher hinauf gegriffen. Wir mußten Gott, die Welt, den Menschen, Jesus Christus, die Schöpfung und die Erlösung, die Sünde und die Gnade, mußten die Bergpredigt und das Unservater, Charfreitag und Ostern, mußten alles, Großes und Kleines, neu verstehen lernen und sind damit noch lange nicht fertig. Eine völlige Erneuerung des Christentums, die in gewissem Sinn seine Ueberwindung ist,

tauchte vor uns auf, eine neue Offenbarung des Gottesreiches, die freilich doch nur eine Entfaltung des alten ist.

Ein neuer Himmel und eine neue Erde — diese neutestamentliche Losung ist wirklich bloß der großartigste Ausdruck für die Verbindung des Religiösen und Sozialen, die uns im Gottesreich aufgegangen ist.

Natürlich ist nicht jeder von uns im Einzelnen genau den gleichen Weg gegangen und wohl keiner von uns ist den geschilderten Weg gleichsam in gerader Richtung und mit Bewußtsein gegangen. Wir haben es auf allerlei Weise versucht, haben getastet, geschwankt, uns verirrt. Was ich nun Gott nenne, ist uns in mannigfaltigen menschlichen Formen nahe getreten. Wir sind auch zum Sozialismus gekommen durch die Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge, durch die Einsicht, daß nur er gründlich helfen könne, wir sind zu ihm geführt worden durch das einfache Mitfühlen und Mitleben mit dem Volke der Abhängigen und Gedrückten; wir sind zu ihm gekommen von unseren sittlich-menschlichen Idealen aus. Aber all das hätte nicht genügt, um uns dahin zu bringen, wo wir jetzt stehen, wenn nicht als weitaus stärkste, ja im letzten Grunde einzige Kraft doch ein Anderes gewirkt hätte: unser religiöses Gewissen und unser religiöser Glaube.

2.

Wir sind aber auch den umgekehrten Weg gegangen, nämlich den vom Sozialen zum Religiösen.

Das ist auf doppelte Weise geschehen.

Die soziale Not ist uns eine religiöse Erweckerin geworden. Diesen Dienst leistet sie ja unserem ganzen Geschlecht. Die Not ist's wieder einmal, die zu Gott führte. Die soziale Not ist aber erst eigentlich die Not der Zeit. Jede Zeit hat ihre eigene Not, die unsrige ist die soziale. Es gibt freilich auch heute noch eine Fülle von andern Nöten. Ich brauche nur den Alkoholismus, die sexuelle Entartung und Versumpfung, die Genußsucht, die sittliche Zerrissenheit, den Mammonismus, die Veräußerlichung und Entseelung, Ueberreizung und Ueberbürdung des Lebens, den Militarismus und Chauvinismus, das Großstadtelend, und als Gipfel aller Not die Gottentfremdung zu nennen. Aber alle diese Nöte laufen in der sozialen zusammen. Wir wissen heute, wie sie alle darin ihre stärksten Wurzeln haben und wie sie ihrerseits alle diese soziale Not steigern. So kommt in dieser alle Not unserer Zeit zu einer Art Verdichtung und Verdeutlichung. Namentlich aber die religiöse Not! Das ist die Tatsache, die uns alle tief bewegt. In der sozialen Not wird uns die tiefste Not unserer Zeit deutlich und das ist die religiöse Not. Diese soziale Not hätte in diesem Umfang nicht entstehen können, wenn nicht unser Leben im Zentrum in Verwirrung geraten und von der Wahrheit abgekommen wäre. Diese unerhörte Herrschaft des Egoismus und Mammonismus, wie sie in der sog. kapitalistischen Entwicklung der

Gesellschaftsordnung sich darstellt, dieses riesengroße Elend neben riesengroßer Kulturüppigkeit, dieses Auseinandergehen der Gesellschaft in zwei Klassen, deren Zorn und Haß gegen einander fortwährend steigt, diese Erschütterung, Zersetzung und Vergiftung aller sittlichen Lebensgrundlagen, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit großer Katastrophen — sie wären nicht möglich, wenn nicht ein großer Abfall von Gott stattgefunden hätte. Die soziale Not ist das Gericht über unsere Kultur, das Gericht, das von dem Gott herkommt, der Heiligkeit und Liebe ist; diese soziale Not klagt uns an, daß wir zwar viel von Gott reden, aber in Wirklichkeit unser Leben auf die Gottlosigkeit gegründet haben. Aus dieser sozialen Not, aus dem von ihr erzeugten sozialen Kampf und sozialen Erdbeben, hören wir darum die mahnende Stimme Gottes. Hier, glauben wir, ruft uns heute Gott. Hier ist der Ort, wo wir ihn verstehen und mit ihm arbeiten müssen; hier spricht er heute sein Wort, ein richtendes, aber auch ein schöpferisches Wort. Hier bricht eine Welt zusammen und taucht eine neue auf. Hier gilt es zu horchen, hier zu gehorchen. Es ist Gotteszeit, Gerichtszeit, Geburtszeit.

In diesem großen und tiefen Sinn ruft das Soziale uns zum Religiösen. Es ist nur ein anderer Ausdruck der gleichen Tatsache, wenn wir hinzufügen, daß die religiöse Hilfe die einzige genügende Hilfe für die soziale Not ist. Das ist für uns wieder eine Selbstverständlichkeit, die aber noch einmal deutlich ausgesprochen und auf einen möglichst richtigen und tiefen Ausdruck gebracht werden muß.

Es ist ja merkwürdig, wie wenig man uns in diesem Punkte verstehen kann oder will. Immer wieder müssen wir es hören, daß wir unser Vertrauen auf die Menschen setzten, auf die Vortrefflichkeit der Menschennatur im Allgemeinen und im Besonderen auf die der Sozialdemokratie. Dann hält man uns vor, daß wir die Macht des Bösen in der Welt verkennten und so ins Schwärmen gerieten. So wollen wir es denn noch einmal sagen und damit wenigstens noch einmal tun, was an uns ist, um diesen Irrtum zu zerstreuen: Unsere Hoffnung ruht nicht auf Menschen und menschlichen Einrichtungen, sondern auf Gott allein. Wir kennen die Menschen so gut wie irgend jemand. Zwar halten wir sie nicht für Teufel, aber auch nicht für Engel. Wir meinen zwar nicht, Gottes Ehre dadurch zu erheben, daß wir seine Kinder schlecht machen — wie viele Fromme meinen! —, aber wir haben vom menschlichen Wesen genug erfahren, um dem bloßen Menschen nicht zu viel zuzutrauen. Auch glauben wir, was Erkenntnis der Tiefen des Bösen und seiner Macht betrifft, hinter unseren Widersachern nicht zurückzustehen, aber wir trauen Gott zu, daß er stärker sei als das Böse. Das ist der einfache Sachverhalt. Wir glauben auch an Gott im Menschen, an das Gotteswesen, das tief unter Schutt und Unrat, ja sogar in dämonischer Verkehrung, noch im

Menschen lebt. Wir meinen, daß dieses Gotteswesen niedergehalten werde durch Mißtrauen und aufgeweckt durch Vertrauen. Wir meinen, daß in dem Maße, als wir Glauben hätten, von uns große und immer größere Siege des Guten geschaut würden und die Möglichkeit dazu unbegrenzt sei. Nicht meinen wir, daß die natürliche Welt durch irgend einen bloßen Fortschritt oder eine natürliche Entwicklung von selbst zum Gottesreich werde; wir wissen vielmehr, daß die Gesamtheit so gut wie der Einzelne nur durch völlige Umkehr ins Reich Gottes kommen. Es ist eine neue Welt, die wir erwarten. Diese Welt wird aus Gott geboren, ist also eine wiedergeborene Welt. Sie kommt genau in dem Maße, als Gottes Kraft und Gottes Geist die Welt erfaßt und die Welt sich von ihm erfassen läßt; sie kommt vielleicht in gewaltigen Gerichten und Katastrophen. Aber wir trauen Gott zu, daß er sie schaffen wolle und könne. Wie und wann er dies tue, wissen wir nicht im Einzelnen und wollen es nicht wissen, aber wir wissen, daß er am Werke ist und zwar besonders gewaltig gerade auch in dieser heutigen Zeit.

So ist denn der Sachverhalt der, daß wir die soziale Erlösung letztlich einfach vom Kommen des Gottesreiches erwarten. Also umgekehrt, als man uns sonst zuzuschieben pflegt: nicht meinen wir, daß eine menschlich gemachte soziale Umwälzung das Kommen des Gottesreiches bedeute, sondern wir wissen, daß ohne das Walten der Kräfte des Gottesreiches die soziale Umwälzung keinen Wert hätte. Wir bedürfen aller Kräfte des Gottesreiches, wenn die soziale Erlösung wirklich zustande kommen soll. Wir wissen genau, daß eine Ordnung der Gesellschaft im Sinn eines idealen Sozialismus nur möglich ist, wenn wir neue Menschen bekommen, Menschen, die ihre Arbeit als Gottesdienst auffassen und darum als einen Dienst an den Menschen, die darin Freude finden, mit größter Liebe und Treue dabei sind und das Opfer bringen können. Nicht Engel müssen sie sein, sie dürfen Sünder bleiben, aber es ist gewiß, daß nur in dem Maße, als dieser Geist in der Menschenwelt wirkt, eine neue Gesellschaft möglich wird. Ohne ihn wärs nachher schlimmer als zuvor. Das alles braucht uns sicherlich niemand zu sagen. Wir wissen auch, daß wir aus den jetzigen Zuständen gar nicht herauskommen, wenn nicht über die Menschen eine Macht kommt, die sie innerlich von der Gebundenheit an sich selbst, den Besitz, die sozialen Vorrechte, von dem Klassenstolz und Klassenhaß befreit. Nur das Großwerden Gottes in der Menschenwelt kann dies leisten und das ists, worauf wir hoffen.

Die Erlösung geschieht aber durch die Liebe, die Liebe Gottes, die in den Menschen zur Bruderliebe wird. Darum hängt unsere ganze Hoffnung daran, daß die Liebe Gottes von den Menschen immer besser verstanden werde. Das Wort von der Gnade ist der Ausgangspunkt all unseres Wollens und Verkündens. Wir verkünden Evangelium (d. h.

frohe Botschaft) nicht Gesetz, Freiheit nicht Knechtung. Wir brauchen nicht jeden Augenblick das Wort „Gnade", aber die Sache selbst ist der letzte Grund unserer Predigt, die tiefste Wurzel auch unseres Sozialismus. Diese Gnade soll aber nicht ein theologisches Schlagwort sein, ausgegraben und gebraucht, um damit den Gegner abzutun, sondern die Atmosphäre, in der die Menschen miteinander leben. Diese Gnade soll auch sichtbar werden in den sozialen Ordnungen, daß jeder sie spüre, und daß er darin Gott erkennen könne. Das ist uns also zugleich ein Rückweg zu Gott für Unzählige. Diese Gnade predigen wir gerade auch durch soziale Arbeit. *Auch dadurch wird diese durch und durch religiös.*

Es wird damit ein Sachverhalt deutlich, den ich ganz stark betonen möchte: *die soziale Erlösung ist nur möglich im Zusammenhang mit der ganzen Erlösung, die das Gottesreich bietet.* Die Erlösung ist ein organisches Ganze; ein Teil kann, losgelöst vom Ganzen nicht recht leben. Darum weitet sich auch die Sehnsucht nach sozialer Erlösung zu einem Verlangen nach der *ganzen* Erlösung. Alle ihre Höhen und Tiefen müssen erschlossen werden, wenn uns sozial geholfen werden soll. Das Zentrum der Erlösung ist die Erlösung von der *Schuld*. Darin stimmen Evangelium und Christentum überein, auch wenn sie diese Erlösung nicht gleich verstehen. Wie die Schuld die schwerste Last ist, die auf den Menschenwesen liegt, so ist die Erlösung davon die Grundlage und Vollendung aller anderen Erlösung, auch der sozialen. Nur von der Schuld erlöste Menschen können froh ihre Arbeit tun, nur sie jene Liebe üben, die Gnade ist, und ohne die keine ganz tiefe Menschengemeinschaft bestehen kann. Dieses Element muß sich durch das ganze Menschenwesen ergießen und darin die Macht des Hochmutes, des Pharisäismus, des Egoismus, aufheben; vorher gibt es keinen haltbaren Sozialismus. Das Kreuz allein schafft ihn. — Und die Erlösung vom *Tode*, die neben die von der Schuld tritt, ist sie nicht ebenso nötig? Was könnte eine Gesellschaft leisten, die unter dem Todesbann seufzte? Nur das Leben schafft Leben und so gibt es ohne Ostern auch keine neue Welt. — Das Gleiche ließe sich von allem Uebrigen sagen, was in der Erlösung des Gottesreiches eingeschlossen ist: Nur das ganze Gottesreich kann uns helfen, wie ja der Schrei nach der sozialen Hilfe eigentlich auch das ganze Gottesreich meint.

Es wäre also ein arges Mißverständnis, wenn man meinte, daß wir etwas von dem Reichtum und der Tiefe der Wahrheit des Gottesreiches preisgegeben und ein „bloß soziales" Evangelium verkündigen wollten. Ein *einfaches* Evangelium soll es wohl sein, einfacher als das durchschnittlich von der Kirche verkündigte, aber reich und tief soll es bleiben, ja es soll für unser Verständnis immer reicher und tiefer werden. *Gerade die tiefsten Wahrheiten des Evangeliums haben wir am meisten nötig.* Was wir wollen, ist darum das Gegenteil einer Verflachung. Gerade diesen Tiefen des

Evangeliums gehen wir nach. Sie möchten wir selbst neu verstehen und Andere neu verstehen lehren. In diesem Sinne sind wir sehr positiv. Wir lehnen vielleicht die positive Partei ab — wenigstens tun dies Viele von uns — aber nicht das positive Christentum. Dieses Positive ist freilich auch das Freieste, was es gibt. Diese Freiheit des Gottesreiches ist größer als jede freisinnige Partei, wie seine Positivität größer ist als die des positiven Parteichristentums. Wir Alle, meinen wir, müssen zur Höhe und zur Tiefe, um die ganze gewaltige, religiöse Wahrheit des Gottesreiches neu zu finden und darin ganze Hilfe! Nein, nicht Verflachung hilft uns, sondern Vertiefung, nicht Veräußerlichung, sondern Verinnerlichung, nicht Laxheit, sondern Geschlossenheit.

3.

Damit hat unsere Erörterung ihre Höhe erreicht. Nun liegen alle Schlagwörter, wie sie der Kampf des Tages erzeugt, unter uns — auch „Religiös" und „Sozial"! Unser Glaube und unsere Hoffnung ist das Gottesreich Jesu Christi. Das ist's, was uns kennzeichnet; so verstehen wir uns selbst. Keiner versteht uns, wer dies nicht sieht.

Aber ist dies etwas Besonderes? Wollen nicht alle christlichen Kirchen, alle Konfessionen und Parteien das Gleiche? Freilich; darum füge ich hinzu: wir verstehen das Gottesreich Jesu Christi so, wie ich es anzudeuten versucht habe. Es schließt unter Anderem den tiefsten und völligsten Sozialismus ein, der sich denken läßt. Diesen Punkt vertreten wir fest gegen jeden Widerspruch. Gegen ihn wird auch am meisten Widerspruch erhoben. Darum wird er in den Vordergrund gedrängt. Er hängt freilich mit unserer ganzen Auffassung des Gottesreiches aufs Engste zusammen. Darum wird unser Sozialismus zu einem Schibboleth, einem Zeichen. Er bedeutet, wie jedes Zeichen, mehr als es scheint. Es hängt an unserem Sozialismus eine ganze Auffassung des Gottesreiches. Aber damit ist gar nicht gesagt, daß uns die soziale Erlösung, abgetrennt von allem übrigen, die Hauptsache wäre. So unermeßlich wichtig sie uns ist und so heiß wir sie ersehnen, so geht doch das Verlangen unserer Seele auf ein Hervortreten des ganzen Gottesreiches, des ganzen Lebens aus Gott. Man kann freilich den Sozialismus so tief und weit fassen, daß alles andere, das ganze Gottesreich, darin begriffen ist. Aber das wäre doch wohl eine mißverständliche Ausdrucksweise. Darum ist es wohl richtiger, wenn wir, der Wahrheit gemäß, unsere Stellung so bezeichnen, daß wir sagen: Wie aus der sozialen Not unsere ganze Not uns deutlich wird, so kann sie auch nur geheilt werden durch die ganze Erlösung. Wenn wir an Hand der sozialen Not überhaupt in die Tiefen der Not geschaut haben, dann rufen wir nach dem ganzen Gott und seinem ganzen Reiche. Wie die soziale Gärung ein Gericht über unsere ganze Kultur ist, die religiöse inbegriffen, so steigt aus ihr eine ganze neue Welt auf.

So weitet sich der Sinn der beiden Stichwörter „religiös" und

„sozial" aus und löst sich in einer höheren Einheit auf, für die es einen viel schöneren und großartigeren Ausdruck gibt. Sie werden zur Andeutung der Hoffnung auf eine neue Gestalt des Christentums, wo man Religiös und Sozial so wenig mehr trennt, als Religion und Moral, Gottesdienst und Menschendienst. Es ist wie man sieht, keine Parteisache! Dazu ist sie viel zu groß. Diese Größe der Sache schützt uns so gut wie unser sehr entschiedener Wille vor Parteibildung. Es handelt sich um eine Bewegung, die die ganze christliche Welt durchzittert und keine Kirche und keine Partei unberührt läßt. Ueberall arbeitet die religiöse Bewegung, überall die soziale: in allen Kirchen und Parteien mühen sich Köpfe und Herzen, die beiden in Eins zusammenzufassen. Was aus dieser gewaltigen Gärung hervorgehen muß, das wird eine neue Gestalt unseres christlichen Wesens sein, nicht eine neue Partei, Kirche oder Sekte. Höchstens wird man sagen können, daß im schlimmsten Fall die Christenheit in zwei Parteien auseinandergehen wird: in eine, die dem Zuge Gottes zu der neuen Entfaltung der Wahrheit hin folgt und eine, die ihm dauernd widerstrebt. Aber wir dürfen hoffen, daß es doch nicht wieder zu einer solchen Spaltung komme, sondern daß, wenn die Zeit erfüllt ist, ein so starker Stoß und Strom neuen Geistes und Lebens kommen wird, daß dadurch im Gegenteil die vorhandenen Spaltungen beseitigt werden und über Rassen, Nationen, Religionen, Kirchen, Parteien hinweg eine Einheit der Menschheit in einem neuen Licht ersteht. Es muß jetzt vielleicht eine Epoche der Trennungen kommen, dahinter aber steht eine Epoche der Einigungen.

4.

Religiös und Sozial gehören zusammen; die religiöse und soziale Bewegung bezeichnen zusammen die stärkste und tiefste Strömung der Zeit, das, was darin Zukunft schafft. Das Religiöse drängt zum Sozialen und das Soziale zum Religiösen. Dieser Rhythmus erhält beide gesund. Vielleicht war auch ihre Spannung, ihr Gegensatz zeitweilig notwendig. Ob nun aber nicht eine Einheit sich anbahnt?

Mich dünkt es sei so, und zwar meine ich, daß diese Einheit zustande kommen solle durch eine religiöse Erweckung und Wiedergeburt. Jedenfalls ist sie das, was wir nötig haben. Es wird mit jedem Tag deutlicher, daß sie sogar das Eine Notwendige ist. Die soziale Bewegung kommt ohne sie nicht weiter. Das fangen immer mehr tiefer Denkende zu verstehen an. Die in den Verhältnissen und in den Menschenherzen bestehenden Widerstände sind zu groß für die rein politischen und sozialen Waffen. Das Verlangen nach Vertiefung wächst zusehends in den Kreisen, deren Hoffnung der Sozialismus ist. Aus der heutigen sittlichen Zerrissenheit und Entartung ringt sich deutlich ein Sehnen nach fester Wahrheit, rechten Zielen und reinen Höhen los. Die religiöse Verwirrung schreit nach Licht. Aber die Verwirrung ist doch auch die Folge neuen Lebens. Es ist neuer Ernst, neue

Leidenschaft in das religiöse Leben gekommen. Es wächst die seelische Kraft und das seelische Verlangen und damit die Fähigkeit, Gott zu erfassen und sich ihm zur Verfügung zu stellen. Darum glaube ich auch, daß Gott sich wird finden lassen. Es findet in allem Kampf und Chaos eine Sammlung von höherer Kraft statt; diese wird, wenn die Zeit erfüllt ist, als ein großer Strom einherfluten und schaffen, was jetzt noch nicht werden kann, aber sich uns ankündigt als das, was werden will und soll. Darauf vertrauen wir.

Das Eine, was uns Allen not tut, ist, daß wir Gott besser erkennen lernen und ihm williger und richtiger dienen. Dazu mitzuhelfen, so gut Menschen dies als Mitarbeiter Gottes können, das ist jetzt mehr als je, für Jeden an seinem Ort, die Aufgabe. L. Ragaz.

Der religiöse Sozialismus und die Genossenschaft.

Beide gehören zusammen, wie Form und Inhalt, wie Weg und Ziel, und fast könnte es verwundern, daß dieser Zusammenklang — mag er im Einzelnen auch stark sein — doch äußerlich noch so wenig fühlbar hervortritt, daß der religiöse Sozialismus sich noch so wenig seine äußere Wirkungsstätte innerhalb der Genossenschaft gesucht hat, die ihrerseits wieder da und dort noch nicht zum Bewußtsein ihrer eigentlichen Geisteskindschaft erwacht zu sein scheint. Man sollte meinen, die beiden könnten kaum ohne einander bestehen, sie müßten sich gegenseitig brauchen zur Gestaltung und zur Beseelung.

Und doch mag dies gegenseitige Abstandhalten gut gewesen sein. Ein jedes hat sich selbst unberührt und unbeeinflußt von etwa doch wesensfremden Elementen zu dem entwickeln können, was es nun heute ist. Kein vielleicht im Anfang noch unklares religiös-soziales Streben hat die Genossenschaft auf Abwege geleitet, sondern sie hat sich auf die Kräfte gestellt, die in ihr selbst wohnen, auf die Macht des organisierten Konsums und der zweckmäßig angegliederten Produktion. Beispiele mißglückter erster Gründungen geben wohl der Frage recht, ob die Genossenschaft sich zu ihrem heutigen Stand hätte entwickeln können, wenn im Anfang andere Gedankenrichtungen die einfache klare Grundidee getrübt hätten. Andererseits haben sich nun aber auch jene Gedanken in bestimmte Bahnen gelenkt, und wenn man da auch nicht von einer festen Form der Organisation reden kann, und wenn auch die Ideen noch in allen Ländern verschieden gefärbt sind, so bedeutet doch das, was wir heute religiösen Sozialismus nennen, einen in der Richtung klaren Begriff.

Und nun mag die Frage am Platze sein, ob nicht heute der religiöse Sozialismus und die Genossenschaft, nachdem beide sich erkannt

und ihre Eigenart herausgearbeitet haben, ohne die Gefahr der Verwischung oder Ablenkung sich mehr nähern, und ohne Verschmelzung sich doch gegenseitig durchdringen sollten; ja, ob nicht eine solche Annäherung für die Wesensart beider eine Selbstverständlichkeit und für ihre Fortentwicklung und Vertiefung notwendig wäre?

Nach dem Gesagten wird es sich erübrigen, hier noch einmal klarzustellen, welche Art der Organisation gemeint ist, wenn wir schlechtweg von „Genossenschaft" reden. Es wird ja vieles mit dem Namen umkleidet, was alles andere eher ist, als eine Genossenschaft. Wenn wir aber die Genossenschaft dem religiösen Sozialismus zur Seite stellen, so kann natürlich eine Organisation nicht genügen, welche Menschen einzelne nur für bestimmte, beschränkte Zwecke oder nur für gewisse Stände und Berufsschichten zu gemeinschaftlicher Tätigkeit zusammenschließt, nicht eine Organisation, deren Ausdehnungsbereich auf kleinere Interessengruppen beschränkt ist, sondern es muß sich um eine Gemeinschaft handeln, die — der Idee nach wenigstens — allen Menschen offen steht. Und eine solche haben wir eben nur in den Konsumgenossenschaften.

Was hat nun der religiöse Sozialismus mit diesen Konsumgenossenschaften zu tun? Ich möchte sagen: Sie sind ihm seine Form, darin er sich verwirklichen kann. Das soziale Ideal, das heute in unserer auf Geld und Rang, Kampf und Unterdrückung abgestimmten Welt noch so himmelweit entfernt zu sein scheint, zu dem wir keinen Weg führen sehen, — es kann in den Konsumgenossenschaften Stück um Stück in Tat und Leben umgesetzt werden. Und wenn der Sozialismus sich heute mehr und mehr durchringt, eine Seele um die andere ihm gewonnen wird, — in den Genossenschaften vermögen sich seine Anhänger zu dem Bau zusammenzufügen, in dem er einst Wohnung nehmen kann, wenn er sich die Welt erobert hat. Ja, mehr noch, die Genossenschaften selbst erobern sie ihm. Denn in stiller Umgestaltung, in langsam aufbauender Arbeit setzt sich hier die soziale Gemeinwirtschaft an die Stelle kapitalistischen Betriebes. So findet in der Tat eine ständige Wechselwirkung statt zwischen der Wirtschaftsform, die ein soziales Miteinanderleben der Menschen im Sinne des Sozialismus erst ermöglicht, und diesem sozialistisch-ethischen Ideal, das sich jene Form zu schaffen und auszubauen strebt. Mit der Notwendigkeit, mit welcher der Gedanke die Tat sucht, mit welcher aber auch nur das wachsen kann, was Boden hat, muß der religiöse Sozialismus so die Konsumgenossenschaft suchen.

Sie hat darum ein anderes Verhältnis zu ihm, als z. B. die Gewerkschaften oder die Partei, denen sie so gern einfach an die Seite gestellt wird. Beide können — ebenso wie z. B. auch die Produktivgenossenschaften und andere Genossenschaften mit beschränktem Wirkungsbereich — Pflegstätten sozialen Geistes und Bahnbrecher für den Sozialismus sein. Sie bereiten ihm aber nicht die Wohn- und Wirkungsstätte, sie können den Kapitalismus nicht überwinden, denn sie lösen ihn nicht ab durch tatsächliche Neuschöpfung.

Nun kann man freilich, und scheinbar mit Recht, erwidern, daß in den Konsumvereinen weniger als anderswo etwas von sozialem, geschweige denn von sozialistischem Geiste zu spüren sei. Man braucht sich eigentlich nur umzuschauen: herrscht in einem einigermaßen großen Konsumverein wirklich viel Genossenschaftlichkeit unter den Mitgliedern? Kennen, schätzen und lieben sie sich — wenn sie das tun — nicht vielmehr als Arbeits-, Standes- oder Leidensgenossen, statt als Konsumkollegen? Und wo bleibt denn der Genossenschaftsgeist, wenn es an das Festsetzen der jährlichen Prozente geht? Denkt da nicht jeder immer zuerst an sich und seinen Vorteil, und dann erst an das Ganze, und finden wir in Gewerkschaften und Partei nicht mehr Opfersinn und Solidarität? Ja, wie steht es erst da, wo die Arbeiter in genossenschaftlicher Ahnungslosigkeit einen Streik in ihrem eigensten Betrieb anfangen, und umgekehrt, wo die Genossenschaftsmitglieder die Interessen der Angestellten nicht so berücksichtigen, wie das eigentlich in einer „Genossenschaft" selbstverständlich wäre? Und wenn man noch von der Gegenwart auf die Zukunft schließen wollte, müßte man da nicht den warnenden Stimmen Recht geben, die behaupten, daß in Genossenschaftsbetrieben die Arbeitsintensität nachlassen und schließlich eine große Bureaukratie und eine träge Masse Genossenschaftsbeamter das Ende der ganzen Bewegung sei?

Ja, wenn man so von der Gegenwart auf die Zukunft schließen wollte! Wenn wir so wenig Glauben an die Menschen und ihre Sache hätten!

Macht aber nicht wirklich der *Geist* lebendig, und könnten wir nicht ein ganz anderes Zukunftsbild entwerfen, wenn wir damit rechnen, daß heute noch schlummernde Kräfte sich entfalten? Denn was wir heute unvollkommen und nachteilig an den Konsumgenossenschaften sehen, das ist nicht notwendig mit ihnen verbunden, sondern Schwäche der Menschen, die in ihnen arbeiten, und die noch viel zu sehr unter dem Einfluß kapitalistischen Geistes stehen. *Wir sind noch ganz im Anfang mit der Genossenschaftsbewegung*; wir haben noch nichts, als einen schön gewachsenen Baum, dessen Blüten und Früchte noch in der Knospe liegen. Sie zur Entfaltung zu bringen, ist nun recht eigentlich Gegenwartsaufgabe. Man kann sie verkümmern lassen, man kann sich begnügen mit dem, was ist und was noch manchen Schoß treiben kann, nur soll man dann nicht meinen, dies seien schon entwickelte Möglichkeiten und sich wohl gar enttäuscht abwenden, daß die neue Welt des Sozialismus hier doch nicht zu finden sei.

Die neue Welt kommt erst mit den neuen Menschen. Diese aber werden in nie ermüdender sozialer Kleinarbeit erzogen werden müssen. Mögen einige Wenige auch im Sturm erfaßt und zur sozialen Gemeinschaft hingezogen werden, — die Vielen, auf die es ankommt, die werden nur gewonnen werden können, wenn sich Menschen finden, deren Glauben an die neue Welt stark genug ist,

und sie treibt, unermüdlich für ihr Kommen zu arbeiten. Selbst erst einmal ganz anders als bisher Genossenschafter werden; und dann Genossenschafter machen! Von sich fort zum Ganzen, vom Augenblick fort zur Zukunft. Verzicht auf momentanen Einzelvorteil bei denen, die es leichter können, bis es sich durchsetzt, bis allmählich und immer mehr der rechte Standpunkt zur Genossenschaft in allen lebt: unser aller Ziel und Eigentum, und wir alle Glieder einer Gemeinschaft. Müssen dann, wenn solche Arbeit geleistet wird, die Zukunftsbilder nicht doch anders werden, als die Gegenwart sie uns malen will?

Es wird noch immer belächelt, daß die neue Ordnung der Menschen mit Butterfaß und Mehlsäcken erreicht werden soll; aber soweit werden wir uns die materielle Begründung höchster menschlicher Ziele doch gefallen lassen müssen. Das Lächeln wird immer mehr verschwinden, wenn zu den großen genossenschaftlichen Warenhäusern auch eigene Wohnsiedelungen kommen, eigene Bibliotheken und Bildungsanstalten. — Das Gleichnis vom Senfkorn dürfen wir wohl auch hierbei anwenden.

Ich glaube freilich, daß man in einer genossenschaftlichen Zukunft nicht mehr so viel von „Gemeinsinn" und von „Brüderlichkeit" reden wird, als heute; denn dann ist das zur *Lebensgrundlage* geworden, wie es heute der Kampf und die gegenseitige Uebervorteilung ist. Dann *hat* man Gemeinschaft und redet nicht mehr davon. Es werden freilich auch dann immer noch *Menschen* sein, die so miteinander leben, und deshalb wird auch Feindschaft und Gehässigkeit, Neid und Ungerechtigkeit nicht verschwunden sein. Dann aber ist's, was es eben wirklich ist: eine Sünde, und nicht, wie heute so oft, eine Notwendigkeit. Der religiöse Sozialismus wird dann erst so recht seine Arbeit an den Menschen zu leisten haben.

Dann wird endlich einmal auch das Märchen vom *Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus aufhören*, und die Angst vor der Nivellierung und Verallgemeinerung wird schweigen. Denn wir regeln nicht die Sphäre genossenschaftlich, in der unsere Individualität ruht, sondern unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu einander. Die Differenziertheit der Menschen wird nicht von der Frage berührt, wie wir uns Nahrung und Kleidung und Wohnung ꝛc. beschaffen, wie wir in diesen Dingen zu unseren Mitmenschen stehen. *Wohl aber wird erst eine derart gemeinwirtschaftlich organisierte Menschheit Grundlage und Raum für die Individualisierung schaffen, auf die es einzig ankommt.*

Das Alles ist freilich ein Glaube; wenn aber Genossenschaft und religiöser Sozialismus einander durchdringen, muß die Wirklichkeit sich ihm nähern. Beiden wird dadurch nichts Fremdes auferlegt oder untergeschoben; — es ist für das eine nur das Finden seiner Wirkungsstätte, für das andere das Herausentwickeln aller Möglichkeiten, die schon in ihm liegen: Form für das eine, — flutendes, treibendes Leben für das andere. Sie gehören zusammen. Dorothea Staudinger.

Arbeit und Arbeitsfreudigkeit.[1]

Allerlei Beobachtungen.

Einleitung.

Die Grundlagen der Gesellschaft waren nie so erschüttert, wie sie es heutzutage sind. Nicht das ist es, daß die Menschen schlecht ernährt sind, sondern daß sie keine Freude haben an der Arbeit, womit sie ihr Brot erwerben, und den Reichtum daher als einziges Mittel zur Freude ansehen. Nicht das ist es, daß sie die Verachtung der oberen Stände schmerzt, sondern daß sie die Selbstverachtung nicht ertragen können; denn sie fühlen, daß die Art der Arbeit, zu welcher sie verurteilt sind, in Wahrheit erniedrigend ist und sie geringer als Menschen macht."

Das schrieb nicht ein Sozialist der Gegenwart, sondern John Ruskin um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts (The Stones of Venice). Ist es seither so viel besser geworden, daß diese Worte nicht mehr gelten müßten? Nein! Beweis: Massen von Menschen müssen Arbeitssklaven, Arbeitsmaschinen sein, Massen von Menschen empfinden in der Arbeit nicht den Segen, sondern den Fluch. Wo liegt für unsere Zeit der Ausweg aus diesem unheilvollen Zustande? Ruskin sagt in dem angeführten Werke: „Allem Bösem, zu welchem jener Schrei die Massen aufreizt, kann nur auf einem Wege vorgebeugt werden: nicht durch Lehren oder Predigen; denn sie lehren, heißt nur ihnen ihr Elend zeigen, und ihnen predigen, wenn wir nicht mehr tun als predigen, heißt ihrer spotten. Es kann nur entgegengewirkt werden durch ein rechtes Verständnis von Seiten aller Stände dafür, welche Art der Arbeit den Menschen gut ist, sie erhebt und glücklich macht; durch ein entschlossenes Aufopfern der Gemächlichkeit, Schönheit oder Billigkeit, die nur durch Erniedrigung der Arbeiter erlangt werden kann; und durch ebenso entschlossene Nachfrage nach den Erzeugnissen und Erfolgen gesunder und veredelnder Arbeit." Wann wird dieser Weg endlich einmal energisch unter die Füße genommen und beschritten? Vorerst drängt sich dem aufmerksamen Beobachter unserer Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Eindruck je länger desto stärker und unabweisbarer auf: Die Arbeit ist immer noch für viel zu viele Menschen derart, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn überall die Arbeitsfreudigkeit so erschreckend gering ist, und es fehlt immer noch bei den leitenden Stellen unseres Vaterlandes der gute Wille, gerade hier etwas Gründliches zu tun, so daß Hoffnung auf Besserung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse aufkommen kann. Wenn es nur mehr aufmerksamer Beobachter unserer vaterländischen Lebens- und Arbeitsverhältnisse gäbe, damit es endlich einmal wie ein Sturm durchs Land

[1] Wir betrachten diese Abhandlung als Beitrag zur Diskussion der sozialen Frage auf dem Lande und zugleich als ein Beispiel, wie wir sie behandelt zu sehen wünschen.

ginge: „Es muß anders werden! Das Alte, Böse muß weg. Wir sind bereit, mit all unserem Können Raum zu schaffen für das Neue!“

Wie müssen und werden die kommenden neuen Lebens- und Arbeitsverhältnisse aussehen? Es ist nicht empfehlenswert, sie des langen und breiten auszudenken und auszumalen. Wenn wir unsere Aufgabe, das Böse wegzuschaffen, nicht vernachlässigen, so wird „in der Fülle der Zeit“ das Neue ganz von selber hervorwachsen und sich als etwas Rechtes, Gesundes bewähren. — Was ich in einem Zeitraum von zehn Jahren beobachten konnte und hier mitteile, mag trotz meines Mangels an nationalökonomischer Schulung und trotz anderer Mängel meiner Arbeit für andere nicht wertlos sein. Wenn es nur viele, auch viele Pfarrer dazu anreizte, aufmerksam zu beobachten, und wenn es nur bei vielen die Energie weckte, auf ihrem Arbeitsgebiet in der Richtung Schritte zu tun, die Ruskin in dem zweiten seiner oben angeführten Aussprüche andeutet.

Mein Beobachtungsgebiet liegt im Baselbieter Jura: Tiefe Täler. Ein Höhenunterschied von der Talsohle bis zu den Berghöfen von ca. 300 Metern. Viel Wald: Buchen, weniger Tannen. Kleinbauern in kleinen Dörfern, daneben 30—40 größere Bauerngüter. Die Dorfbewohner treiben fast durchweg Landwirtschaft und Heimarbeit (Posamenterei). Der Charakter der Dörfer und ihrer Bewohner ist der bäuerliche. Vom alten Bauernstolz hingegen ist wenig mehr zu sehen. Seit den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts politisch selbständig, ist das Baselbiet ökonomisch noch ganz von der Stadt Basel abhängig. Es ist ein Rumpf ohne Kopf, wie ein Baselbieter mir einst sagte, während die Stadt ein Kopf ohne Rumpf ist. Aus der Zeit der politischen Abhängigkeit von der Stadt ist dem Baselbieter-Charakter noch Einiges hängen geblieben, das einen befriedigenden Verkehr zwischen Baselbietern und Nicht-Baselbietern oft erschwert: Großes Mißtrauen und Schwerfälligkeit gegen alles Neue, besonders wenn es von Oben, von der Regierung, und von Außen, von der Stadt kommt, weitgehende Verschlossenheit gegen andere, Freude an versteckter Opposition und eine gewisse Furchtsamkeit entschlossenem Auftreten gegenüber. Wer unter und mit ihnen lebt, der lernt aber die Baselbieter schätzen und lieben trotz dieser aus alten Zeiten stammenden Schattenseiten ihres Volkscharakters. — Meine ganz subjektiven Beobachtungen (in erster Linie auf dem Gebiete einer Kirchgemeinde, in zweiter Linie dem des ganzen Kantons) sollen unter folgende Ueberschriften geordnet werden: Landwirtschaft, Posamenterei, Wohnung und Nahrung, Bürgschaften, Kinderarbeit, Schule und Kirche, Erholung. Am Schlusse wird sich Gelegenheit geben, kurz einige Folgerungen zu unterstreichen.

Landwirtschaft.

Der Landbesitz in meinem Beobachtungsgebiet ist stark parzelliert und zum großen Teil uneben. Größere Bauerngüter sind nicht häufig. Fast jede Familie im Dorfe hat einen Landbesitz von einigen

Jucharten (5—7 Jucharten à 36 Aren) und wenn das, wie bei einigen Posamenterfamilien, nicht der Fall ist, so ist doch auch für die Aermsten die Möglichkeit vorhanden, einen kleinen „Pflanzplätz" oder Gartenanteil mieten zu können, so daß sie wenigstens Einiges selber pflanzen können. Auch am Wald, dem Reichtum des Baselbiets, haben viele Anteil, entweder weil sie ein Stück eigenes Holzland besitzen oder weil sie als Ortsbürger ihren Bürgernutzen von 2—3½ Ster Brennholz und eine bestimmte Anzahl Wellen beziehen.

Vor 20—30 Jahren waren die Rindviehbesitzer und die Roßbauern in den Dörfern in der Minderzahl. Heute hat fast jede Familie ein bis zwei Stück Rindvieh und daneben manchmal noch einige Ziegen. Ställe mit 6—12 Kühen sind nicht mehr selten. Schafe werden keine gehalten, überall aber Schweine und Hühner. Enten und Gänse trifft man kaum. Erst in den letzten Jahren nimmt die Bienenwirtschaft wieder einigen Aufschwung. Die Landwirtschaft wird in der Regel mit eigenen Leuten besorgt, eventuell wird nachbarliche Hilfe erbeten und geleistet. Bauernknechte sind mehr nur auf den Höfen zu treffen und auch dort nicht beliebt, weil sich unter ihnen viele ungute Elemente finden. Der kleinere Bauer hilft sich zuweilen mit der Aufnahme eines noch schulpflichtigen Zöglings des Armenerziehungsvereins zur Beihilfe im Haus, im Stall und auf dem Feld.

Den Hauptertrag der Landwirtschaft liefern die Matten. Getreide kommt erst in den allerletzten Jahren wieder mehr auf. In zweiter Linie erst kommt der Anbau von Kartoffeln, Runkelrüben und Obst. Der „Pflanzplätz" und der Garten liefern der Haushaltung die üblichen Gemüse: Bohnen, Erbsen, Rüben, Kohl, Kabis usw. Der Obstbau ist stellenweise recht ausgedehnt; Kirschen, Aepfel, Birnen und Zwetschgen, die oft schöne Ernten abwerfen, sind dieses Jahr fast ganz ausgefallen. Der Ausfall der Kirschenernte ist stets eine empfindliche Einbuße für fast jede Familie. — Die Milch wird gewöhnlich in die Gemeinde-Milchhäuser abgeliefert und nach Basel geführt. Die landwirtschaftliche Genossenschaft, zu der sich einige Gemeinden zusammentun, vermittelt den billigen Bezug von Samen, Stroh und Dünger, in Fehljahren auch von Kartoffeln und Rüben. Der Vorstand der lokalen Vieh-Versicherungs-Genossenschaft beaufsichtigt die Verwertung der wegen Krankheit zur Schlachtung kommenden Kühe und die Verteilung des Fleisches an die Genossenschaftsmitglieder. Der Obstertrag kommt, soweit er nicht verkauft oder gedörrt werden kann, „ins Faß" und wird gebrannt. Baselbieter Kirschwasser hat einen guten Ruf.

Selten ist der Bauer zinsfrei; die Verschuldung ist sehr groß. Die kantonale Katasterschatzung pro 1911 gibt einen Wert von rund 3 850 000 Fr. für Land und Gebäude im Kanton an, davon gehen aber ab für Hypotheken rund 2 730 000 Fr., so daß sich eine Verschuldung von über 70 % ergibt. Bei der neuesten Schätzung ist eine Entlastung der Schuldner beabsichtigt, indem die bedeutende Wertsteigerung des Besitzes allerorten im Kanton festgelegt wird. Freilich lassen die Ver-

besserung des Landes, die Reparaturen an den Gebäuden eine Höherschätzung oft berechtigt erscheinen, einen tatsächlichen Gewinn davon hat aber eigentlich niemand, da der Mehrwert des Besitzes, der als Verkehrswert und nicht Nutzwert in unserer Gegend starkem Widerspruch begegnet, kaum ausgenutzt werden kann. Der Erfolg für die Besitzer ist allein der, daß die Steuern und die Schwierigkeiten für den Verkauf und Ankauf der einzelnen Bauerngüter erheblich steigen. Und diese Folgen sind bitter.

Den Hauptnutzen hat der Bauer von der Milch. Daß er für seine mancherlei Mühe sich bezahlt machen muß und will, kann jedermann begreifen, wenn er überhaupt begreifen will. Seine Abhängigkeit von der Witterung, das beständige Risiko, das er mit seinem Viehbesitz trägt, die mühevolle Arbeit geben ihm das unweigerliche Recht auf einen rechten Verdienst. Unheilvoll wirken auf unsere Landbevölkerung die großen Schwankungen des Milchpreises in den letzten Jahren. Sachverständige werden für Steigerung und Herabsetzung stets plausible Erklärungen bei der Hand haben. Die agitatorische Tätigkeit des Bauernsekretariates und der selbstherrliche Trotz der Konsumvereine, die uns neben anderem den Milchkrieg dieses Jahres verschafft haben, sind aber nur dazu angetan, das gegenseitige Mißtrauen zwischen einzelnen Bevölkerungsklassen zu vermehren. Man wird den Eindruck oft nicht los, der rechte Weg zur Förderung der Volkswohlfahrt werde auf diese Weise nicht gefunden, oft hat man sogar den Eindruck, manche leitende Kreise geben sich keine Mühe, ihn überhaupt zu suchen, ihre einzige Tendenz sei vielmehr, momentane Vorteile über die Gegner zu erringen.

Sehr verdienstlich sind die zahlreichen Veranstaltungen des landwirtschaftlichen Vereins, der bald da bald dort viele gute Vorträge und Kurse über alle Gebiete der Landwirtschaft halten läßt. Unsere Bevölkerung dürfte allerdings für solche Veranstaltungen noch mehr Interesse zeigen. Die Zurückhaltung gegen das, was von Außen kommt, ist bei vielen groß. Sie gehen lieber ihren bisherigen Gang in von den Vätern ererbtem Geleise weiter, als daß sie es sich die kleine Mühe kosten lassen, zu untersuchen, ob die neuen Ideen nicht doch besser seien als die alten, umständlichen, mit Zeit und Material gar zu verschwenderisch wirtschaftenden Methoden. Auch gegen die moderne Bienenwirtschaft lebt noch viel Mißtrauen im Volke. Die ungeheuerlichsten Anschauungen darüber treten von Zeit zu Zeit zu Tage. Nur langsam gewinnt das Verständnis für den reellen und rationellen Kastenbetrieb an Boden. — Leider werden auch nur wenige junge Männer in eine der außerkantonalen landwirtschaftlichen Schulen geschickt. Im Kanton selbst besteht keine. „Was der junge Mann wissen muß, kann er auch daheim lernen, und er verdient viel schneller etwas, wenn er daheim bleibt." Mit dieser Schwerfälligkeit der Bevölkerung vererbt sich die Enge des Horizonts, der stille Widerstand gegen alles Neue und die Mühseligkeit des Lebens immer weiter.

Von berufener Seite ist mir klar und deutlich die Behauptung aufgestellt und begründet worden, daß die Landwirtschaft in unserm Gebiete bei modernem Betrieb weit mehr Gewinn abwerfen könnte. — Erfreulich ist, daß leise Andeutungen eines fortschrittlichen genossenschaftlichen Geistes doch nicht ganz fehlen. Die überall verfügbare elektrische Kraft gibt den Anstoß dazu, daß da und dort gemeinsame Maschinen angeschafft werden (z. B. Bauernmühle, Säge, Obstpresse).

Heimarbeit (Posamenterei).

Die Posamenterei ist für unser Gebiet die zweite Hauptquelle des Verdienstes. Die Landwirtschaft konnte nicht mehr alle Bewohner ernähren, dadurch kam schon seit 1600 die Heimarbeit auf und hat sich ganz besonders in den abgelegenen Tälern des Baselbiets noch erhalten. Ich verweise auf die interessanten Schriften von Dr. Emil Thürkauf: „Verlag und Heimarbeit in der Basler Seidenbandindustrie" und Dr. F. Mangold: „Die Seidenbandweber in Baselland". Beide besprechen ihr Thema auf Grund umfangreicher Kenntnisse sachlich und nüchtern. — In den Dörfern meines Beobachtungsgebietes sind die Haushaltungen, in denen kein Posamentstuhl steht, Ausnahmen. Von allen Seiten her hört man das charakteristische Rasseln der Webstühle, und man sieht es den Häusern oft äußerlich schon an, daß sie in Rücksicht auf die Posamenterei gebaut oder umgebaut worden sind. Gewöhnlich posamenten mehrere Glieder der Familie. In jungen Familien stehen Mann und Frau am Stuhl, resp. jedes an seinem Stuhl; besorgt der Mann die Landwirtschaft, so versieht die Frau neben dem ihrigen auch den andern, muß die Frau in die Küche, so tut der Mann den Doppeldienst. Die heranwachsenden Kinder werden frühzeitig angeleitet, die Seidenspuhlen und in Notfällen auch den Stuhl selbst zu überwachen. Sind die Kinder erwachsen, so wird entweder jeder verfügbare Platz im Hause mit einem Stuhl besetzt, so daß im Hause nicht selten drei, sogar mehr Stühle gehen, oder die jungen Leute arbeiten bei Nachbarn am Stuhl oder in kleineren Posamenterfabriken. Da treffen wir manchmal in der Stube eine geplagte Mutter, die neben dem Weben und Spuhlen strickend das Wickelkind hütet und außerdem noch aufpassen muß, daß in der Küche daneben die Milch nicht überläuft. Eine rechte Posamenterstube ist eine Sehenswürdigkeit: Der Stuhl füllt die ganze Breite des Zimmers aus, ein anderer bedeutender Teil des Zimmers wird von dem großen Ofen samt der Kunst (der Ofenbank und dem Ofensitz), auf der Windeln, Böhnli und Schnitze trocknen, die Zaine mit dem Säugling und noch vieles andere Platz finden sollen, mit Beschlag belegt, in einer Ecke steht ein Bett, vielleicht auch zwei, irgendwo finden wir auch einen Tisch mit Stuhl. Die Spühlimaschine drückt sich in einen Winkel direkt neben dem Bandstuhl. Der vorhandene Platz ist gewiß bis aufs Aeußerste ausgenützt. Von dem idyllischen ruhigen und behäbigen Bauernwesen ist kaum mehr etwas übrig geblieben.

In den Dörfern, neuerdings auch auf den Nebenhöfen, wird jeder Stuhl elektrisch betrieben. Von Hand betriebene Posamentstühle trifft man heute nur noch auf einzelnen einsamen Nebenhöfen. Die Elektrifizierung der Posamenterei ist ungefähr 10 Jahre alt und hat der schweren Stoßarbeit, die im höchsten Grade gesundheitsschädlich war, ein Ende gemacht. Immerhin ist das Weben noch keine besonders gesunde Arbeit geworden. Wenn früher die Schwindsucht unter den jüngeren Posamentern auffallend viele Opfer forderte, so hat in den letzten Jahren die Kurzsichtigkeit stark zugenommen. Die Doppelladen, die es möglich machen, daß über 40 Bandgänge in zwei Reihen auf einem Stuhle Platz haben, und die Einführung der Schnell-Läuferstühle sind für die Augen der Posamenter verderblich. Es ist bedenklich, wie verhältnismäßig jung die Leute eine Brille nötig haben. An dunkeln Tagen und bei dunkler Bandfarbe müssen die Augen übermäßig angestrengt werden. — Die Breite und die Farbe der Seidenbänder sind ungeheuer verschieden, auf demselben Stuhl finden wir bis zu sechs, acht und mehr Farben, doch haben einzelne Seidenfirmen ihre Spezialitäten; bei den einen trifft man mehr breite, bei andern schmale, da werden mehr einfarbige, dort vorzugsweise geblümte Bänder gewoben. Bei allen Firmen ist aber in den letzten Jahren die Qualität der Seide stark gesunken. Es gibt Wochen, in denen der Weber fast nicht vom Fleck kommt, weil alle paar Minuten ein Faden zerreißt. Sofort muß in diesem Fall der Stuhl gestellt und der Schaden durch oft langwierige, mühsame Manipulationen wieder gut gemacht werden. Ueber stäubende und für die Hitze enorm empfindliche Seide wird viel geklagt.

Der Webstuhl ist nicht Eigentum des Webers. Irgend eines der vielen Seidengeschäfte in Basel, die Heimarbeit betreiben lassen, stellt den Stuhl in der Posamentenstube auf und holt ihn wieder ab, wenn die Arbeit etwa aufgegeben wird. Des Webers Eigentum sind nur die Spühlimaschinen und dann die größeren und kleineren Werkzeuge wie Schraubenschlüssel, Lupe, Scheere ꝛc. Alle paar Wochen erhält der Posamenter durch den Boten die zu verarbeitende Ware mit ihrem Drum und Dran in besonderer Verpackung, hat sie nach den Angaben des Geschäftes auf dem Einteiler (Aufmachbogen) auf dem Stuhl einzurichten, was immer ein bis zwei, oft mehr Tage beansprucht, und dann die Bänder zu weben. Von Zeit zu Zeit kommt der Stuhlläufer (früher Stuhlläufer, Diener, „Süidegumper“, heute moderner: Visiteur genannt), visitiert die Arbeit, gibt Anweisungen und rapportiert an das Geschäft. Dem Stuhlläufer ist fast der ganze Verkehr zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer überbunden. Die „Herren“, d. h. die Geschäftsinhaber kennen die einzelnen Arbeiter kaum oder gar nicht. Einzelne Ausnahmen abgerechnet kümmern sich die Herren möglichst wenig um die Verhältnisse in der Heimarbeiterfamilie. Wo die Stuhlläufer tüchtige und charaktervolle Leute sind, da haben es die Heimarbeiter nicht schlimm, der Visiteur ist für sie ein gern gesehener Besucher und Berater. Leider kommt es aber auch

vor, daß der Visiteur seine Macht ausnutzt, den Arbeiter drängt, knapp hält, durch nichtgerechtfertigte Lohnabzüge chikaniert und das Mißtrauen gegen fortschrittlich gesinnte Elemente unter den Posamentern züchtet. Das frühere patriarchalische, oft allzu patriarchalische Verhältnis des Webers zum Visiteur ist durch den Posamenterverband in der letzten Zeit moderner geworden, allerdings bei ständiger lauter und stiller Opposition der „Herren". — Die fertige Ware hat der Arbeiter vom Stuhl zu nehmen (in Zeiten großer Nachfrage muß stückweise abgeschnitten werden), zu putzen, zu verpacken und durch den Boten, der fast den ganzen Warenverkehr zwischen Basel und den Heimarbeitern vermittelt, fortzuschicken. Sofort, in flauen Zeiten nach kürzerer oder längerer Arbeitspause, erhält der Posamenter wieder neue Ware (eine neue Rechnung, wie man sich ausdrückt) durch den Boten.

Was verdient der Posamenter? Ein Stuhl wird gewöhnlich mit 1000 Fr. Einnahme pro Jahr in Anrechnung gebracht. Das ist aber eine ganz oberflächliche Schätzung. Die Löhne sind bei den einzelnen Firmen heute noch sehr verschieden. Einzelne „Herren" gelten als gute, andere als ganz schlechte Zahler. Ein Vergleich ist sehr instruktiv und leicht zu bewerkstelligen, da in den einzelnen Dörfern, Häusern, sogar in den Familien Stühle der verschiedensten Geschäfte stehen. Der Lohn wird per Gang berechnet. Wer auf seinem Stuhl also 44 Gänge hat und eine „Rechnung" in sieben Wochen „abschafft", der erhält in der betreffenden Zeit 44mal, sagen wir 14 Batzen, also 61 Franken 60 Rappen. Für diese 61 Fr. 60 Rp. hat der Posamenter aber von morgens 7 Uhr bis abends 9 Uhr im Winter, von morgens 6 Uhr bis abends 8 Uhr im Sommer zu weben, Pausen soll er nicht machen, außer um Mittag und am Sonntag. Von seinem Lohn gehen nun ab für die Miete der elektrischen Kraft, für den Verbrauch am Motor, für Licht (im Winter und an dunkeln Tagen natürlich mehr als im Sommer und an hellen Tagen), für den halben Botenlohn ungefähr 15 Franken. Das Aufmachen der Ware, das Andrehen der Fäden, das Spuhlen, das Abnehmen der Bänder, das Putzen, Haspeln und Packen in besondere Kisten sind alles Arbeiten, die nicht bezahlt werden, aber einige Personen einige Tage beschäftigen. So bleibt für sieben Wochen ein Verdienst von 46—50 Franken. Dies *ein* Beispiel, allerdings von einer als schlecht zahlend bekannten Firma. Freilich, die meisten Löhne sind besser. Es gibt Posamenter mit drei, vier, fünf Franken und mehr Taglohn. Der Durchschnittstaglohn von ca. 3 Fr. 50 ist jedenfalls eher eine zu günstige als eine zu ungünstige Annahme. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Lohn von Rechnung zu Rechnung sinken oder steigen kann. Der gleiche Arbeiter hat bald eine gute, bald eine schlechte Rechnung. Zu beachten ist ferner, daß der Arbeitstag der Posamenter 14 Stunden hat.

Wohl hat der Heimarbeiter daneben seine kleinere oder größere Landwirtschaft, aber er kann nicht an beiden Orten zugleich sein: auf dem Feld *und* am Stuhl. Entweder leidet die Landarbeit oder das

Posamenten und bringt um das weniger ein. Hat der Arbeiter für das eine oder das andere eine Hilfe, so will diese Hilfe bezahlt sein. Muß im Heuet oder in der Ernte der Stuhl längere Zeit stehen, dann bedeutet das einen Lohnausfall; muß die Landarbeit wegen drängender Arbeit auf dem Stuhl zurückstehen, so ist das auch kein Profit, weil die Landarbeit spät abends nachgeholt werden muß oder, wenn das nicht möglich ist, verschoben wird und durch unterdessen eintretende schlechte Witterung erschwert werden kann. So lange der Posamenter und die Seinigen gesund sind, gehts, wie es heißt, „nicht übel", aber wenn Krankheit einkehrt, ist in Posamentenfamilien große Not. Das beständige harte Rasseln der Stühle ist so wie so nicht günstig für kranke Leute, obwohl mancher Kranke im Posamentstuhl, der neben ihm betrieben wird, eine gewisse Unterhaltung schätzt, und das Rasseln nicht gerne mißt. Aber wenn schwere Krankheit im Hause ist, die Arbeit am Stuhl und auf dem Feld drängt, dann leidet die ganze Familie oft über Vermögen. Muß der Stuhl wegen Krankheit leer stehen oder gar abgegeben werden, dann hört jedes Verhältnis zwischen Seidenherr und Seidenweber auf. Aeltere Leute können noch durch Winden der Seide einiges verdienen; aber das Winden wird heute mehr und mehr in den Fabriken betrieben, und das Bischen, das dabei verdient werden kann, ist zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. (Für 4 Pfund Seide, die in 3 Tagen gewunden werden können, erhalten zwei alte Leute 2 Fr.)

Einige bei Gelegenheit ganz zwanglos gesammelte Zahlenangaben mögen hier Platz finden. Sie stammen aus den Jahren 1912 und 1913, aus ganz verschiedenen Familien, die für verschiedene Firmen weben und in verschiedenen Dörfern wohnen.

1. Alter Posamenter: Webt seit 50 Jahren auf dem gleichen Stuhl; Einläufer mit 24 Gängen zu 147 Metern. Verdienst in ca. 3 Wochen: Fr. 65. — (Fr. 2. 65 pro Zeddel [Gang]; Abzüge nicht berechnet, wie bei allen folgenden Beispielen).

2. Posamenterin: Einläufer, von Hand getrieben. Webt bloß ca. 3 Meter am Tag, da der Einschlag sehr dick und die Spühli deshalb immer wieder schnell ersetzt werden müssen.

3. Posamenterin: Doppelläufer zu 44 Gängen, Zeddel 400 Meter lang. Webt im Sommer von $5^1/_2$ Uhr morgens bis $7^1/_2$ Uhr abends mit einem Tagesverdienst von Fr. 2. 50. Das Aufmachen (ins Blatt ziehen, andrehen) = $1^1/_2$—2 Tage und das Abmachen = 1 Tag werden nicht vergütet. Hatte einmal 5 Wochen lang nichts zu weben, während im Dorf alle Stühle im Gange waren, obwohl an der Arbeit nichts auszusetzen gewesen war.

4. Posamenterin: Einläufer zu 12 Gängen, breite Bänder, 8 verschiedene Farben. Zeddel 200 Meter lang. Webt oft pro Tag 7 Meter, Verdienst dann Fr. 6. 50. Will aber keine solche Rechnung mehr annehmen, weil die Augen durch die vielen Farben übermüdet werden. Mußte eine neue Spühlimaschine einstellen; ein Drittel des

Preises zahlte der Fabrikant, zwei Drittel und die Schmiedearbeit beim Festmachen der Maschine in der Wand zahlte die Arbeiterin. Jetzt wird bei neuen Spühlimaschinen vom Fabrikanten nichts mehr gezahlt, weil alle Arbeiter sich um solche bewerben.

5. Posamenter: Hat stark chargierte Seide (d. h. mit chemischen Stoffen behandelte Seide), die sehr stäubt. Die vielen „Nester und Knollen" darin erschweren und verlangsamen die Arbeit.

6. Posamenter, Familienvater: Schnelldoppelläufer mit 44 Gängen. Webt seine Rechnung, wenn er immer dahinter ist, in 7 Wochen und verdient am Zeddel Fr. 1. 40.

7. Posamenterin: Einläufer. Schmale, einfarbige Bänder. Schlechte Seide. 12 Gänge zu 300 Metern. Verdienst pro Zeddel Fr. 7. 50 in ca. 5 Wochen.

8. Posamenterin: Jüngere Schwester von Nr. 7, im gleichen Zimmer. Doppelläufer aus einem anderen Geschäft. Breite, vielfarbig gestreifte Bänder. Gute Seide. 12 Gänge zu 300 Metern. Verdienst pro Zeddel Fr. 12. —.

9. Posamenter, Familienvater: Einläufer, 10 Gänge mit einfacher Ware. Webt 6 Meter pro Tag: Tagesverdienst Fr. 4. —, (verdient pro Zeddel: Fr. 10. —). Mit Auf- und Abmachen sind 4 Wochen Arbeit für die ganze Rechnung nötig. Vom Lohn gehen jedesmal ab Fr. 2. — für gelieferte eingezogene Schäfte, im Jahr also ca. Fr. 24. —; der jährliche Anteil der Arbeiter am Botenlohn ist auf Fr. 10. —, die Miete für die elektrische Kraft auf Fr. 54. — zu veranschlagen. Wer auf die Lieferung des Einschlags warten muß und deßhalb nicht weben kann (was oft vorkommt), bekommt keine Entschädigung. Der Arbeiter muß einen Monat vorher künden, der Fabrikant kann von heute auf morgen dem Arbeiter den Stuhl wegnehmen. Werden Bänder durch Fliegen verunreinigt, so setzt es sofort Bußen ab. Neulich wurden wegen kleiner bei gewissen Bandsorten leicht vorkommender Falten im fertigen Band Fr. 20. — auf einmal am Lohn abgezogen. Vor ca. 4 Jahren war in dieser Firma der Lohn von Fr. 10. — auf Fr. 7. 70 (pro Zeddel) gesunken, so daß man ernstlich davon sprach, man wolle streiken (es kam natürlich nicht dazu). Jetzt ist der Lohn mehr stationär. — Vor kurzem traf ich denselben Arbeiter, wie er mit Beihilfe seiner Familienglieder mehrere Hundert Meter Band mit einem Kohleneisen ausplättete, um womöglich die durch die Gewichte verursachten Falten zu beseitigen. „Ganz wird man sie nicht wegbringen, und damit ist ein Lohnabzug von Fr. 6. — bis Fr. 7. — als sicher zu erwarten."

10. Posamenterin: Einläufer. Hatte in 8 Wochen von 2 Stühlen zu 16 Gängen Fr. 135. — verdient.

11. Posamenterfamilie: 2 Stühle, Einläufer und Doppelläufer. Der Doppelläufer hat 40 Gänge. Verdienst pro Zeddel Fr. 2. 30. Webzeit: 6. Wochen und 5 Tage Aufmachen und 1 Tag Abmachen. Der Einläufer hat 24 Gänge. Verdienst pro Zeddel Fr. 2. 60. Beide

Stühle haben zusammen 31 verschiedene Farben. Pro Zeddel wurden je 20 Rp. Winderlohn in Abzug gebracht.

12. Posamenter, Familienvater: Doppelläufer, 12 Gänge zu 300 Metern. Verdienst Fr. 125.— für die ganze Rechnung. Alle 14 Tage muß der Arbeiter die Bänder abschneiden, verliert damit einen halben Tag, schickt sie an die Herren und zahlt für jede Sendung dem Boten 90 Rp.

Nur weniges sei diesen Zahlen beigefügt: Die Mannigfaltigkeit der Qualität der Seide, der Bandsorten, der Farben, der Zahl der Bandgänge, des Lohnes ist unendlich groß. — Der Färberstreik von 1913 stellte für einige Wochen viele Stühle still. Nach Beendigung des Streikes gab es wieder Arbeit in solcher Menge, daß der Fabrikantenverband beim Vorstand des Posamenterverbandes um Bewilligung von Ueberzeitarbeiten während zweier Monate 1—2 Stunden täglich einkam. Der Vorstand des Posamenterverbandes verfügte nach einer Abstimmung in den lokalen Genossenschaften, daß während zweier Monate täglich eine Stunde länger gearbeitet werden dürfe. — Nach Thürkauf-Mangold ist als Durchschnittsverdienst der Hausposamenter anzunehmen: pro Stunde 23,6 Rp., pro Tag Fr. 3. 55. Der Stundenverdienst schwankt nach ihnen zwischen 14,9 Rp. und 28,5 Rp., der Tagesverdienst Fr. 1. 21 und Fr. 7. 40.

Noch vor wenigen Jahren waren die Seidenherren und ihre Visiteure allein Meister bei den Heimarbeitern. Seit 1904 aber ist das anders geworden. In diesem Jahr wurde der Posamenterverband von Baselland gegründet und hat in den neun Jahren seines Bestehens schon viel Gutes geleistet zum Wohl der Posamenter, besonders darum, weil seine Leitung in guten, ruhigen und energischen Händen liegt. Er hat namhaftes erreicht durch die Vertretung der Interessen der Arbeiter bei den Fabrikanten: die Arbeitszeit wurde geregelt, das Ueberzeitschaffen eingeschränkt, der Botenlohn zur Hälfte den Fabrikanten überbunden, der unberechigte Stuhlentzug verhindert und anderes. Ferner sind Posamenterkurse zur Weiterbildung junger Arbeiter eingerichtet worden und haben Anklang gefunden. Neuerdings steht der Vorstand des Posamenterverbandes in Verhandlungen mit den Fabrikanten, um die Vereinheitlichung der Löhne und die Festsetzung eines Mindestlohnes zu erreichen. Was bisher von diesen Verhandlungen bekannt geworden ist, klingt allerdings nicht gerade aussichtsreich. Die Fabrikanten scheinen vor allem den Entscheid hinausschieben und den ihr vorgelegten Entwurf des Posamenterverbandes möglichst wenig beachten zu wollen. Längeres Zögern in der Sache wird jedenfalls die Antwort auf die Lohnfrage nicht erleichtern und die Stimmung in den Kreisen der Heimarbeiter nicht verbessern. — Die Posamenter der meisten Posamenterdörfer gehören dem Verband an dadurch, daß sie Mitglieder einer Ortssektion sind, und lesen auch das obligatorische Fachorgan: „Der Posamenter“. Der Vorstand hat aber bei den Fabrikanten und ihren Parteigängern seine Gegner, die nicht immer noble,

hie und da anfechtbare Kampfmittel anwenden. Alle Hemmnisse, die ihm seine Gegner in den Weg legen, werden natürlich die erfreuliche, leider nur allzu spät begonnene Arbeit des Verbandes nicht aufhalten. Die Baselbieter sind langsam, aber sie wachen auf und kämpfen für ihre Lebensinteressen.

Unsere basellandschaftliche Posamenterei ist schon seit Jahren in einer schwierigen Lage. Die immer größer werdende Konkurrenz, die Ungunst der Mode haben bedenkliche Folgen nach sich gezogen: Schlechte Seide, geringer Lohn, lange Wartefristen. Einzelne Fabrikanten haben sicherlich manches Gute für ihre Arbeiter getan, haben trotz geringer Nachfrage auf Lager arbeiten lassen, mit bedrängten Arbeitern Geduld gehabt, Extrabelohnungen gezahlt, bei Familienfesten Geschenke verabfolgt. Die hie und da vorhandene altbaslerische noble Gesinnung auf Seite der Fabrikanten und die vielfach bewährte Anhänglichkeit an die „Herren" auf Seite der Heimarbeiter haben im gegenseitigen Verkehr manche Schärfen vermieden und gemildert, die an andern Orten in der schweizerischen Heimindustrie viel Mühe machten.

(— Auf beiden Seiten, der Seite der Fabrikanten und der Seite der Posamenter, gibt's natürlich auch unverständige Leute, Leute, die ahnungslos sind über die Schwierigkeiten, die die andern zu überwinden haben. Zu diesen unverständigen Leuten gehört jedenfalls jener Fabrikant, dem auf die Behauptung seines Angestellten, ein Durchschnittslohn von Fr. 3. 50 reiche nicht für eine zahlreiche Familie, das klassische Wort entfuhr: „He joh! was bruucht jede Posamenter z'hirote!" —)

Aber die Verhältnisse werden unhaltbar werden, wenn das Material noch geringer wird, der Lohn noch mehr sinkt, die Leistungsfähigkeit der Maschinen dagegen noch gesteigert wird. Die Heimarbeit muß auf diese Weise zuletzt unrentabel und unmöglich werden. Was soll dann aus unsern Heimarbeitern werden? Es schadet nichts, wenn wir dieser Frage jetzt schon still halten. Einstweilen ist der Bandindustrie zu wünschen, daß ihr die Mode bald wieder günstiger werde, und vom Posamenterverband wollen wir hoffen, daß er wie bisher auch in Zukunft ruhig, aber zielbewußt seine Arbeit leisten könne.

Die Wohnungs- und Nahrungsfrage.

Zum Teil ist diese Frage schon gestreift worden. Wiederholungen mögen entschuldigt werden. Wohnung und Nahrung sind im Allgemeinen auf dem Land günstiger als in der Stadt. Licht und Luft, z. T. auch Bewegungsfreiheit ist für jedermann in Fülle zu haben. Wie mancher einstige Dörfler sehnt sich gerade deswegen trotz der höheren Löhne der Stadt wieder aufs Land zurück, und mit Recht. Der Arme auf dem Lande ist nicht so arm wie der Arme in der Stadt. Der „Pflanzplätz" mit seinem Ertrag, die leichtere Möglichkeit, nachbarliche Hilfe zu bekommen, den Kindern Bewegung im Freien erlauben zu können, daneben noch der sichere bare Lohn aus der

Posamenterei, das sind alles Dinge, wie sie den Armen in der Stadt vielfach fehlen, Dinge, die man nicht unterschätzen und nicht so leicht drangeben sollte.

Die Wohnungsverhältnisse sind in unsern Dörfern immer noch häufig unerfreulich. Der vorhandene Platz in den Häusern ist auf das äußerste ausgenutzt. Es kommt oft vor, daß nicht eben große Häuser unter mehrere Parteien verteilt sind und zwar nicht etwa mietweise, sondern als Eigentum. Nicht bloß Vorder- und Hinterhaus haben verschiedene Besitzer, sondern z. B. 1. und 3. Stock gehört dem Einen, 2. Stock dem andern; oder: Vorderhaus mit vollständigem Estrich dem, das untere Hinterhaus jenem, und ähnliche Besitzverteilungen kommen vor. Besonders kompliziert werden die Besitzverhältnisse durch die verschiedenen Stall-, Scheunen- und Garten-Anteile, Weg- und Wässerungsrechte und anderes, so daß es oft Mühe kostet, sich vom Besitzstand einer Familie ein ordentliches Bild zu machen. Daß solche Zustände guter Boden sind für langwierige, heiße Streitigkeiten, wird einleuchten. Die Zimmer sind in älteren Häuser niedrig und kleinfenstrig, häufig aus mehreren kleineren Stuben zu größeren vereinigt zur Beherbergung von Webstühlen. Obergeschoße, die später für die Posamenterei aufgebaut wurden, sind leicht kenntlich an ihren breiteren und höheren Fenstern. Eigentliche Wohnräume gibt es vielfach nicht. Die schönste Stube ist die Posamenterstube und, wenn noch Platz ist, für einen Teil der Familie Schlafstube. Für die übrigen Familienglieder müssen kleine, oft recht primitive dunkle Kämmerchen mit wenig Bettstellen als Schlafraum dienen. Daß jedes Familienglied sein eigenes Bett hätte, kommt nicht in vielen Familien vor. Daß die Luft in einer ausgefüllten Posamenterstube oft schlecht, kann man sich denken, und daß die Gefahr sittlicher Verwilderung der Kinder groß ist, läßt sich erraten. Unter den älteren Häusern finden sich noch manche charaktervolle Gebäude mit hohem Giebel und heimeliger Laube. Man trifft in ihnen noch die großen Kachelöfen und etwa sogar die alten, vorsintflutlichen Rutenkamine, die aus einem mit Lehm ausgepolsterten Weidenrutengeflecht bestehen. Unter den Neubauten ist wenig ästhetisch Erfreuliches zu beobachten. Die Architekten verfahren gewöhnlich nach bloßen Nützlichkeitsprinzipien.

Als Nahrungsmittel spielen die selbstgepflanzten Gemüse, Kartoffeln, Obst, Speck und Kaffee die Hauptrolle. Fleisch ist seltener; das durch die Viehversicherungskommission zugeteilte Fleisch geschlachteter Kühe ist nicht sehr beliebt. Milch wird leider im Haushalt viel zu wenig verwendet, lieber noch den Kälbern als den Menschen gegönnt. Beliebt sind die Maggiartikel. Eigener Most und eigenes „Brönz“ (Gebranntes) verschaffen den Znüni- und Zvieri-Trunk, besonders bei den großen Feldarbeiten. Bier wird mehr bloß in den Wirtschaften getrunken. Verderblich wirkt der Flaschenwein- und Flaschenbierhandel der Konsumläden. Daß der Alkohol für die Gesundheit schädlich sei, glauben wenige. „Er gibt vielmehr Kraft, roter Wein gibt rotes

Blut.“ Auch Kindern gibt man alkoholhaltige Getränke, und ist den Belehrungen der Abstinenz noch sehr verschlossen. Sonst ganz intelligente Leute finden nichts Besonderes darin, wenn auf Schulspaziergängen den Schülern Alkohol verabfolgt wird. Einer tat einmal den klassischen Ausspruch: „Es ist merkwürdig; wenn der Mensch am Sterben ist, kann man ihn allein noch mit Alkohol am Leben erhalten; jetzt kommen die Abstinenten und behaupten, er sei ein Gift!“ Ist es nach alledem verwunderlich, wenn unter der Jugend der Dörfer viel ungesunde, schlechtgenährte Leutlein sind, denen die Widerstandsunfähigkeit gegen allerlei Feinde des menschlichen Lebens auf der Stirne deutlich geschrieben steht?

Früher waren nur wenige Kaufläden in der Gegend. Manches bezog man aus dem benachbarten größeren Bezirkshauptort. Seit zwei Jahren bestehen nun aber zwei Ablagen des Konsumvereins und werden eifrig benutzt. Die konsequente Forderung barer Bezahlung und der Sonntagsschluß in den Konsumläden haben schon gute Wirkungen erzielt.

In Krankheitszeiten greift man zuerst zu den Hausmitteln. Es wird viel gepflästerlet, gepülverlet und mit Thee gewirtschaftet. Der Naturarzt und der Apotheker sind geschätzte Ratgeber und Helfer der Kranken. Der studierte Arzt wird häufig erst beigezogen, wenn nirgends mehr Hilfe zu erwarten ist. Er muß dann in vielen Fällen den schlimmen Ausgang einer Krankheit auf sein Schuldkonto nehmen. Daß die Quacksalberei so weit verbreitet ist, ist, nach dem Urteil gewisser Kreise, die notwendige Folge des nicht immer richtigen Benehmens mancher studierter Aerzte. Es ließe sich für und gegen diese Meinung allerlei sagen. Allein das ist eine Frage für sich.

Bürgschaften.

Es mag sein, daß es ohne das Bürgschaftswesen nicht mehr geht in unserm modernen Geschäftsleben. Mir geht zur Beurteilung dieser Frage die national-ökonomische Schulung ab. Die Bürgschaften sind aber, so wie sie sind, zweifellos ein Krebsübel für unsere Landbevölkerung. Wer die nötigen Bürgen findet, kann fast ohne Geld kaufen, was er will. Ein einflußreicher Mann kann Bürgschaften leisten, so viel ihm beliebt, weit über seine Vermögensverhältnisse hinaus. Wie viel Freundschaften und wie viel Feindschaften entstehen und zergehen wegen Bürgschaften. Wenn einer des andern Freundschaft sucht, trägt er ihm eine Bürgschaft an oder erbittet sich seine Unterschrift. Wenn einer dem andern einen Streich spielen will, versagt er ihm eine Bürgschaft oder läßt seine eigene Unterschrift tilgen. Wer Einfluß gewinnen will muß viel Bürgschaften leisten, wer für seinen Einfluß oder für sein Amt fürchtet, wagt auch bei unklaren und zweifelhaften Geschäften seine Bürgschaftsunterschrift nicht zu verweigern. Macht jemand Bankerott, so werden regelmäßig allerhand Freundschaften in Brüche gehen, weil die Bürgen herhalten müssen. Bei Neuschatzungen

spielt in letzter Zeit der Grundsatz eine bedeutsame Rolle, den Besitzern durch hohe Schatzung des Land- und Gebäudebesitzes die Notwendigkeit einer großen Bürgenzahl zu ersparen. Die bisherige faule Geldwirtschaft ist damit aber nicht gebessert. Herr im Land bleibt die Bank, der Bauer ist der bedauernswerte Zinszahler. Interessant ist, wie man im Allgemeinen weder vom Pfarrer noch vom Lehrer erwartet, daß sie sich durch Eingehen von Bürgerschaften in die lokalen Geldverhältnisse verwickeln lassen. Wenn ein Neuling sich trotzdem hineinziehen läßt, dann wird er immer der sein, der ausgenützt und ausgelacht wird. Seinem Amt hat er in den Augen der Leute keinen Dienst getan.

Es ist betrübend, immer wieder beobachten zu müssen, wie Frechlinge mittelst Bürgschaftsverbindungen sich emporzuschwingen suchen, wie geschädigte Bürgen trotz tapferer Arbeit auf keinen grünen Zweig kommen, weil sie mit ihrem Geld die Löcher anderer stopfen müssen, wie viele Familien finanziell zu Grunde und der Landwirtschaft verloren gehen, wie die Banken gleich gefräßigen, herzlosen Drachen über das Besitztum unserer Bauern herfallen, es jedem zuschlagen, der die nötigen Bürgschaften zu leisten versteht und es ihm lassen, so lange er dem Buchstaben seiner Verpflichtungen gerecht wird. Unsere moderne Finanzwirtschaft zeigt auch auf dem Land ihre ganze krankhafte Natur, die keine Moral, keine Barmherzigkeit kennt und die darum keine Arbeitsfreude aufkommen läßt und keine gesunden Werte schaffen kann.

Die Armenpflege füllt ihren Platz am Ort selbst notgedrungen nur unvollkommen aus, da sie ihre Mittel für auswärtige Bürger, die in den städtischen Verhältnissen herabgekommen sind, aufbrauchen muß und für die Unterstützung der Ortsarmen gewöhnlich nichts übrig hat. Wie viel Geld wird an hoffnungslos dem Verderben verfallene Familien verschwendet, während braven, tapfer kämpfenden Leuten, denen mit einer relativ geringen, einmaligen Hilfeleistung gedient wäre, niemand beisteht! Auch hier wieder eine ganz verkehrte Geldwirtschaft, die das Uebel immer nur steigert, statt etwas Rechtes zu seiner Wegschaffung zu tun.

Kinderarbeit.

In weiten Kreisen zählt man Kinder nur insofern als beachtenswerte Faktoren, als Aussicht ist, sie als Arbeitskräfte verwerten zu können. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse leisten dieser Anschauung noch Vorschub.

Es wäre für die Kinder naturgemäß verderblich, wenn sie bei eitel Spiel und Nichtstun heranwachsen müßten. Es schadet keinem gesunden Kinde, wenn es früh gewöhnt wird, auch mitzuhelfen bei der Arbeit der Großen. Aber die Art, wie Kinder oft einseitig zur Arbeit herangezogen und ausgenützt werden, die Art, wie Eltern meinen, in der Heranziehung der Kinder zur Arbeit ihre ganze Erzieher-Pflicht

an den Kindern erfüllt zu haben, ist höchst bedenklich. Knaben werden früh zur Hilfe im Stall und auf dem Feld verwendet, z. T. auch Mädchen; doch ist das Arbeitsgebiet der Mädchen selbstredend mehr Wohnung, Küche und Garten. Beim Posamenten machen sich schon die Kinder nützlich, die die Schule noch nicht besuchen: sie achten auf die Spühlimaschine, ersetzen volle Spuhlen durch leere, nicht selten können sie auch den im Gang befindliche Webstuhl beaufsichtigen, während Vater oder Mutter einige Augenblicke anderwärts beschäftigt sind, vorausgesetzt, daß die Seide gute Qualität hat und nicht oft reißt. Dem Besucher der Posamenterstuben bietet sich manches bewegliche Bild wie z. B.: Ein in vollem Gang befindlicher Webstuhl und auf langem Bänklein ein Knabe oder ein Mädchen, das eifrig hin- und hergehend die Bänder visitiert und bei jeder Unregelmäßigkeit den Stuhl stellt und Vater oder Mutter herbeiruft. Auf diese Weise wächst das Kind ganz in die Posamenterei hinein und kann hie und da schon vor der Konfirmation selbständig einen Stuhl versehen. Wie sehr die Kinder zur Haus- und Feldarbeit verwendet werden und verwendet werden müssen, wissen besonders Lehrer und Pfarrer. Bei Schulversäumnissen sind die Entschuldigungen: Ich mußte Spühli machen, weben, Kartoffel hacken, heuen, emden! viel gehört. Wie oft muß man diese Entschuldigungen als stichhaltig annehmen, oft auch ist man überzeugt, daß die Eltern in vielen Fällen sich so einrichten könnten, daß das Kind nicht mehrere Male aus solchen Gründen die Schule versäumen muß! Daß sie sich dem Kind und seiner Ausbildung zu lieb einfach anders einrichten sollten, das sehen freilich die wenigsten Eltern ein: Kinder sind Arbeitskräfte und das Arbeitsleben ist des Verdienstes wegen so wichtig, daß die Entziehung der Kinder durch die Schule als eine ärgerliche Störung der Verdienstmöglichkeit empfunden wird. Außer der Anleitung zum Schaffen lassen die Eltern vielfach den Kindern keine andere Anleitung zukommen. Sie sollen in Gottes Namen aufwachsen wie sie müssen, man gibt ihnen Nahrung und Kleidung und Zeit zum Spielen, gibt sich aber eigentlich nur dann energisch mit ihnen ab, wenn Klagen über sie einlaufen. Dann sollte das Kind plötzlich alles Gute, das man ihm nicht anerzogen und nicht vorgelebt hat, besitzen, und alles Schlimme, das man nicht beachtet und nie getadelt hat, sollte sofort abgelegt werden. Ist es ein Wunder, wenn aus den einseitig zum Arbeiten angehaltenen, wenig erzogenen Kindern körperlich ungesunde, moralisch ungefestigte Menschen werden? Unserem Land ist die frühzeitige Kinderarbeit und die erziehliche Gleichgültigkeit der Eltern ein großer ökonomischer und moralischer Schaden. — In Familien ohne Kinder oder mit erwachsenen Kindern werden etwa die Pfleglinge des Armenerziehungsvereins als Nachhilfe bei allerlei Arbeit aufgenommen. Manchmal finden diese Zöglinge gute Anleitung und Erziehung, das ist gewiß. Die Anhänglichkeit zwischen Pfleglingen und Pflegeltern ist zuweilen rührend. Gar oft aber sieht man in diesen Pfleglingen nur Arbeiter, und weil sie unvollkommene, mit allerlei

ererbten und anerzogenen Fehlern belastete Arbeiter sind, habens die Armenerziehungskinder oft nicht gut. „Er muß froh sein, daß ich mich seiner so annehme, er ist ja nur ein armer Tropf und ginge ohne mich zu Grunde." „Es ist halt ein Armenerziehungsmaitli." „Der Dank für die große Mühe, die man mit ihnen hat, ist gewöhnlich, daß sie einem nicht folgen." Solche Reden hört man nicht selten. Es ist wahr, arbeiten müssen diese Zöglinge an ihren Pflegorten das können sie in der Regel lernen, aber übermäßig viel Liebe verschwendet man nicht im Verkehr mit ihnen. Es ist darum kaum verwunderlich, wenn sie später nicht immer besonders gut geraten. Der Armenerziehungsverein will ihr Bestes, aber unser Volk hat in weiten Kreisen noch nicht das Verständnis für die Größe und Schönheit seiner Aufgabe an diesen Armen.

Schule und Kirche.

Schule und Kirche gelten bei vielen im Grunde als „köstliche", d. h. teure Luxusartikel, die man aber, weil vorhanden, haben muß. Lieber wäre es ihnen schon, wenn sie nicht so viel Geld dafür ausgeben müßten. Sämtliche Gesetze, die Schule und Kirche betreffen, sind in den letzten Jahren nur gegen großen Widerstand der Landbevölkerung zur Annahme gekommen. Das neue Schulgesetz, seit 1. Januar 1912 in Kraft, hat sich dadurch viele Gegner geschaffen, daß es die alte Repetierschule abschaffte, in der die 13—16jährigen Schüler wöchentlich nur an zwei Vormittagen, also 6—7 Stunden, unterrichtet wurden. Jetzt müssen diese Schüler täglich zur Schule. „Was nützt auch das viele Schulegehen! Früher hatte man lange nicht diese Bildungsgelegenheiten und konnte trotzdem leben. Zu Hause arbeiten wäre profitabler für die Kinder." Der Lehrer hat mit viel lauter und leiser Opposition der Eltern zu kämpfen. Wegen Kleinigkeiten müssen die Kinder die Schule versäumen und, wenn die Eltern wegen zu häufigen Fehlens der Kinder gemahnt oder gar gestraft werden, so schimpfen sie über den Lehrer. Der Lehrer ist den Leuten wohl oft bequem: Er ist der schreibgewandte Gemeindebeamte, der gegebene Chordirigent, der Mann, der den Kindern die unumgänglich notwendigen Künste: Lesen, Schreiben, Rechnen beizubringen und ihre allzuschlimmen Eigenschaften abzugewöhnen hat, es ist seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, für den großen Gehalt, den er hat (ein Fixum ist für manche Leute immer ein großes Gehalt, auch wenn es sehr klein ist), die nötige Geschicklichkeit zum Unterrichten und die nötige Geduld im Verkehr mit den Schülern und ihren Eltern zu besitzen. Wenn er etwas tut, das den Eltern nicht paßt oder das auch nur von ferne die Arbeitsbrauchbarkeit der Kinder vermindert, dann wird „vaterländisch" über ihn losgezogen. Wie der Lehrer mit den Kindern zufrieden ist, scheint weniger wichtig als die Frage, wie die Kinder mit dem Lehrer zufrieden sind. — Es kommt vor, daß Knaben, seltener Mädchen, höhere Schulen (Sekundar- und Bezirksschulen)

besuchen, aber die Regel ist, daß die Kinder eben ihre acht Primarklassen durchmachen und daß die ganze Familie froh ist, wenn das „Geläuf" in die Schule ein Ende hat. — Aehnlicher Wertschätzung erfreuen sich die Religionsstunden und die Kinderlehre des Pfarrers. Daß zu Hause den Kindern Respekt vor Schule und Kirche eingeprägt würde, kommt wunderselten vor. Man hat oft den Eindruck, die Eltern seien vergnügliche, gänzlich unbeteiligte Zuschauer bei dem Schauspiel, wie sich Lehrer und Pfarrer zu der Aufgabe stellen, die Knaben und Mädchen an Ordnung zu gewöhnen und in Ordnung zu halten. Aus alten Zeiten scheint noch der Widerspruch gegen alles, was vom Staat stammt oder an den Staat mahnt, in vielen Köpfen zu stecken. Offen läßt man den Widerspruch gewöhnlich nicht heraus, aber im Geheimen wird gegen alles Neue und Fortschrittliche, besonders gegen alles, was Geld kostet, gearbeitet.

Weil Bildung im Allgemeinen (Schulbildung und berufliche Ausbildung) keinen hohen Kurs hat, bleiben die jungen Leute ihr ganzes Leben lang in der Heimat. Für die Arbeit zu Hause und für die kleinliche Lokalpolitik der Heimat haben sie Bildung genug. Für den Wettbewerb in der Fremde reicht ihre Bildung freilich nicht. Wie schade, daß es den jungen Leuten so selten ermöglicht wird, für ein paar Jahre in die Fremde hinaus zu gehen, und wie schade, daß, wenn sie später einmal aus der Heimat fort müssen, ihre mangelhafte, einseitige und kurzsichtige Bildung Schuld ist, daß manche im Proletariat der Städte und Vorstädte untergehen.

Die Kirche genießt relativ viel Achtung, besonders wenn der Pfarrer ebenso entschieden als freundlich auftritt. Aber Interesse für religiöse Probleme zeigt sich kaum. Wo religiöses Interesse erwacht, wird es oft einseitig und überspannt und vergräbt sich leicht in hyperorthodoxen Gemeinschaften oder antikirchlichen Sekten. Allgemein ist die Ansicht: „Die Kirche ist notwendig für die Kinder und zu gewissen Zeiten auch für die Erwachsenen. Ich brauche sie gewöhnlich nicht." Antikirchlichen Strömungen gegenüber heißt es aber dann auch bei den meisten: „Wir haben unsere Kirche und unsern Pfarrer; dabei bleiben wir!" Sehr bequem ist den Leuten der Pfarrer, wenn es gilt, ein ungeratenes Kind Mores zu lehren, einen unverbesserlichen Trinker zu bekehren und mit den Kranken zu beten. Kirchlicher Hauptfeiertag ist de facto der Konfirmationssonntag, andere kirchliche Festtage finden weniger Interesse. Sonntagsarbeit ist im Heuet und in der Ernte selbstverständlich, wenn das Wetter schön ist. — Neben der kirchlichen Frömmigkeit, man möchte fast sagen: unabhängig von ihr, lebt ein stark ausgeprägter Sinn für eine gewisse Wohltätigkeit, der sich besonders in gegenseitiger Aushilfe in Notlagen kundgibt. Das religiöse Gemeinschaftsbedürfnis ist gering. Weil unsere basellandschaftliche Kirche reine Staatskirche und ein Einfluß von Seiten der staatsfreien Baslerkirche noch nicht spürbar ist, scheint eine Steigerung des religiösen Interesses für die nächste Zeit zweifelhaft zu sein.

Erholung.

Worin sucht und findet die Bevölkerung unseres Beobachtungsgebietes ihre Erholung?

Vereine zur Pflege des Sportes existieren nicht. Blech- und Holzmusikvereine, Männer-, Frauen- und Gemischte Chöre entstehen und verschwinden von Zeit zu Zeit, sie pendeln zwischen Blüte und Lebensschwäche hin und her, je nachdem die Direktion, der Stand der Kasse, der freundschaftliche Verkehr der Mitglieder unter einander eine belebende oder zersetzende Wirkung ausüben. Gleichmäßiges Leben haben eigentlich nur die Schützenvereine. Erholung suchen die Leute im gemütlichen Plaudern vor dem Haus, in Spaziergängen, in häuslicher Lektüre und in Wirtschaften.

Spaziergänge in der näheren und ferneren Umgegend sind am Sonntag bei Alt und Jung beliebt. Gewöhnlich gehen die Altersgenossen mit einander; Familienausflüge sind Ausnahmen.

Die Lektüre, die über die Zeitungen und einzelne Wochenschriften hinausgeht, ist bald aufgezählt. Bibel, Gesang- und Gebetbuch fehlen wohl nirgends, werden aber lange nicht überall gebraucht. Beliebt sind die Hefte der Vereine zur Verbreitung guter Schriften und alle Arten von Kalendern. Von Zeit zu Zeit tauchen Kolportageromane auf. Eine einzige kleine Bibliothek mit der Lesegebühr von 5 Rp. pro Band wird nur von einer kleinen, sich ziemlich gleich bleibenden Leserzahl benützt. Gelegentlich trifft man in den Familien sabbathistische Bücher oder illustrierte Prachtwerke, die herumreisende Kolporteure den Leuten aufzuschwatzen verstanden. Gedichte, Märchen und andere schöne Literatur finden keine Liebhaber. Der Sinn für Poesie, Phantasie, Humor und Satire ist nur sehr schwach. Es fehlt auch nicht an Leuten, die sich ganz gemütlich durchs Leben schlagen, ohne sich mit Literatur von Belang abzugeben resp. abzumühen.

Das Zentrum aller Erholungsuchenden ist in der Hauptsache das Wirtshaus. Dort kommt vor Allem die Männerwelt zusammen zum Trinken, Plaudern, Jassen, Kegeln. An Sonntagen, z. T. auch in der Woche nach Feierabend sind die Wirtschaften von Männern und jungen Leuten gut besucht, ganz besonders an den Freudentagen des Volkes: Neujahr, Sonntag nach Ostern, nach Auffahrt, Marktagen, Antrinket und Austrinket beim Besitzwechsel der Wirtschaften und andere mehr.

Für die Wichtigkeit der Alkoholfrage hat nur eine geringe Minderzahl unserer Bevölkerung Verständnis. Die Meisten begreifen immer noch nicht recht, warum man Bier, Wein und Schnaps verschmähen soll und kann. Totale Abstinenz sehen sie, besonders für einen Bauern, für fast unmöglich an. Wenn einmal ein armer Trunkenbold gar wüst tut, dann heißt es freilich: Er sollte zur „Temperenz"! Aber die gleichen Leute, die das meinen, geben ihren Kindern unbedenklich alkoholische Getränke, leisten sich hie und da ihre Gelegenheits-

räusche und können Abstinenzler auf die widerwärtigste Weise hänseln und plagen und verführen. Besonders hartnäckige Gegner der Abstinenz sind manche Frauen, auch Frauen von Trinkern. Durch beständige Alkoholzufuhr geschwächte Körper und degenerierte Charaktere fehlen leider weder bei jung noch bei alt. Das geistige Interesse ist deshalb bei manchen so tief gesunken, daß sie auch durch keine Vorträge mit und ohne Projektionen über verschiedene Wissensgebiete aus ihrer Stumpfheit herauszulocken sind und nur an geistlosem Treiben Freude finden.

Alle haben das Bedürfnis nach Erholung. Welche Erholung ist bequemer, als in die Wirtschaft zu gehen? Wofür ist das Dutzend Wirtschaften da, eine auf wenig mehr als 100 Einwohner? Müssen die Wirte nicht auch gelebt haben? Findet man in der Wirtschaft nicht seine Kollegen? Vernimmt man nicht dort das Neueste aus der engeren und weiteren Lokalpolitik? Gibt der Wirt nicht Kredit, wenn man nicht zahlen kann? Ist er nicht schon manchmal gefällig gewesen, hat er nicht in bösen Zeiten einen Bürgschaftsschein unterschrieben? Solche Gedanken veranlassen viele, alle Bedenken, die gegen den häufigen Wirtshausbesuch sprechen, in den Wind zu schlagen. Ein ansehnlicher Prozentsatz der Baselbieter Landräte sind Wirte oder solche, die dem Wirtschaftsgewerbe nahestehen; viele der übrigen Landräte stehen unter dem Einfluß der Wirte. Daß die Wirte bei einer solchen Wertschätzung im Volke nicht übel fahren, ist natürlich. Immerhin läßt sich konstatieren, daß auf den reichen Einnahmen der Wirtschaften kein Segen ruht. Die meisten Wirtschaften gehen schnell von Hand zu Hand, weil es niemand lang darauf aushält.

Wer trägt die Schuld am Alkoholismus im engeren und weiteren Sinn, wie wir ihn in unserem Volke sehen? Die Verbindung des Bedürfnisses nach Genüssen und Freuden mit dem Mangel an Einsicht und Charakterstärke, zum Teil auch der Mangel an Gelegenheit zu besseren, alkoholfreien Freuden. Was nicht in der Wirtschaft getrunken wird, wird zu Hause getrunken: Eingebranntes hat jedermann, in der Konsumablage wird Flaschenwein und Flaschenbier verkauft, der Weinhändler gibt Kredit auf seine Lieferungen. — Ein Familienvater, dem der Bankrott schon lange nahe steht, leistete sich innerhalb 14 Monaten die Bestellung und Vertilgung von Wein für 320 Fr., wohlverstanden neben seinen üblichen Wirtshausbesuchen. Die Behörden, der Gemeindepräsident, der Statthalter tun dagegen nichts, das von Erfolg wäre: Vielleicht macht der Gemeindepräsident dem Trinker einmal gelinde Vorwürfe, sitzt aber gleich darauf neben ihm in der Wirtschaft und jaßt mit ihm, der Bezirksstatthalter kommt und macht unter anderem der Dorfwirtin Vorstellungen darüber, daß sie einem notorischen Trinker immer wieder Alkohol verabreicht. Die Wirtin aber weiß sich zu wehren: „Wo gibts einen Wirt, der dem Gast nicht gibt, was er verlangt?“ Alles geht nun seinen bisherigen Gang, bis die Familie fallit ist und viel

Geld, Lebenskraft und Lebensfreude unrettbar verloren sind. — Freilich ist zu betonen, daß es auch im Wirtestand Männer und Frauen gibt, die für Ordnung sorgen und jedermann Respekt abnötigen.

Im Landrat ist ein neues Wirtschaftsgesetz beraten worden und soll Anfangs Oktober vom Volk beurteilt werden. Ueber die Güte des Gesetzes sind die Meinungen sehr geteilt. Viele gute, allein Besserung versprechende Anregungen aus verständigen Kreisen des Volkes (u. a. der Gemeindearmenpflegen) sind schon in der Vorberatung abgewiesen worden. Gibt es einen für unsere Zeit charakteristischeren Anblick als die gesetzgebende Behörde eines Kantons, die 4—5 Sitzungen dafür verschwendet, die Privatwünsche und Privatmeinungen der Herren Wirte über diesen oder jenen Paragraphen anzuhören, und die dann ein Gesetz von sich gibt, das dem Problem der Wirtschaftsreorganisation kaum einen Schritt der Lösung entgegen hilft und aller Wahrscheinlichkeit nach vom Volk verworfen wird? (Das Gesetz wurde am 5. Oktober mit 3559 gegen 1761 Stimmen verworfen.) Erfreulich ist, daß Abstinenzvereine im Volk je länger desto mehr Respekt genießen. Ein für wichtige Probleme nicht übermäßig empfänglicher junger Landwirt tat einmal den Ausspruch: „Für die Sektenleute habe ich keine Sympathie, aber vor den Abstinenten habe ich Respekt!"

Eine bedenkliche Folge der in den Wirtschaften von Zeit zu Zeit abgehaltenen Tanzvergnügungen ist die Leichtfertigkeit im Verkehr der beiden Geschlechter und ihre Folgen: uneheliche Geburten, allzufrühe Eheschließungen, ungesunde Nachkommenschaft. Bei vielen jungen Männern und Jungfrauen hat man Grund, ihre sittliche Sauberkeit nicht allzu hoch einzuschätzen. Statt Jugendfrische ist bei ihnen zu oft ein brutales, freches und unschönes Gebahren zu beobachten. Wie soll aber freilich reine Jugendfrische erhalten bleiben, wenn schon die geistige Luft des Elternhauses vergiftet ist?

Schluss.

Das Bild, das sich mir vom Arbeitsleben eines abgegrenzten kleinen Gebietes (hauptsächlich des Gebietes einer Kirchgemeinde) in unserem Vaterland am Schluß einer zehnjährigen Beobachtungsperiode darbot und das ich auf den vorstehenden Seiten wiederzugeben versuchte, wird auf die Leser vielleicht nicht den Eindruck offenbaren, großen Elends gemacht haben, aber der Eindruck ist dadurch jedenfalls erwacht, daß in weitgehendem Maß ungesunde Verhältnisse stark lebenhemmend und freuderaubend wirken, so daß ein Zustand der Mattigkeit, der Lethargie entstanden ist, der nur beklagt werden kann.

Schaffen und Schinden sollten nicht gleichbedeutend sein. Die Arbeit sollte einigermaßen befriedigend getan werden können und ihren menschenwürdigen Lohn finden.

Die landwirtschaftliche Arbeit ist neben ihrer Abhängigkeit von der Witterung durch den Mangel an genügenden Arbeitskräften, ihre Abhängigkeit von der Gnade der Banken, durch den oft ganz ungenügenden

Geldverdienst, den sie einbringt, je länger desto unbefriedigender und riskanter geworden. Die kümmerlichen Ansätze einer genossenschaftlichen Organisation der Bauern zeigen nur umso deutlicher, daß es bitter nötig und aussichtsreich wäre, wenn bald in dieser Sache etwas Ganzes geschähe. Die Hausposamenterei für sich allein rentiert sich kaum mehr, weil sie schlecht bezahlt und die Gesundheit in einer Art mitgenommen wird, daß nur ein junger, gesunder Mensch sie so betreiben kann, wie sie betrieben werden sollte, um befriedigende Ergebnisse zu erzielen. In Verbindung mit der Landwirtschaft vermag die Posamenterei nur in kinderreichen Familien, deren Glieder möglichst lang auf eigene Selbständigkeit verzichten, unter gewissen Umständen gute Erfolge zu erreichen. Unter dem unerfreulichen Zustand der Berufsarbeit leiden natürlich die Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse, wenn auch weniger als in der Stadt, da Luft und Licht doch in genügender Menge vorhanden sind. Das Bürgschaftswesen ist eine Quelle vieler Uebel, u. a. der Entstehung ungesunder Abhängigkeit und der Verschleierung unhaltbarer Finanzen. Folgen der schlimmen Arbeitsverhältnisse sind auch die einseitige Wertschätzung der Kinder als Arbeitskräfte, die Vernachlässigung der Kindererziehung, die Gleichgültigkeit der Leute gegen alle geistige Anregung, die Anspruchslosigkeit in der Erholung u. a. — Ist es undenkbar, daß hier Wandel geschaffen wird? Ist es undenkbar, daß unser Volk bei veränderten Lebens- und Arbeitsverhältnissen anders empfinden und denken lernt als bisher, daß sein intellektuelles und sittliches Niveau sich hebt? Ich glaube, es ist nicht nur nicht undenkbar, sondern es ist bei gutem Willen vieler wohl realisierbar.

Ein altes Wort sagt: Die Sünde ist der Leute Verderben. Wer mit dem Wiederholen dieses Wortes alle Korrektur an unsern heutigen Lebens- und Arbeitsverhältnissen für zwecklos oder auch nur für eine Sache von sekundärer Bedeutung erklärt, bezeugt wenig Verständnis für die Tiefe des Begriffes Sünde. Sünde ist nicht nur der schlimme innere Zustand und die Verfehlung des Einzelnen, die beseitigt werden müßten, um bessere Lebensverhältnisse aufkommen zu lassen und den Stachel des Unheils in der Welt unwirksam zu machen. Sünde sind auch unsere faulen, menschenunwürdigen Zustände; *sie* sind die Verknöcherung, die Versteinerung der Sünden vergangener Zeiten und Menschen und werden zu unserer eigenen Sünde, wenn wir nicht gegen sie ankämpfen. Neben der Predigt des Evangeliums die Sorge für die Armen zu vernachlässigen, ist schon den Aposteln als eine unerlaubte Verengerung ihrer Aufgabe erschienen; sie veranlaßten darum die seinerzeit wertvolle Einsetzung von Almosenpflegern. *Wir* wollen nicht neben der Predigt des Evangeliums den energischen und gründlichen Kampf gegen die sozialen Schäden unserer Zeit vergessen oder gering achten. Wir verfallen sonst dem Fehler, dem die Apostel einst entgangen sind, dem aber die christliche, auch die evangelische Kirche zu ihrem großen Schaden immer wieder verfallen ist: wir tun nicht

nur halbe und also ungenügende, sondern Gottes Reich hemmende Arbeit, indem wir unsere Aufgabe als Gottes Boten an unsere Zeit verengern und verflachen.

Nachschrift.

Seitdem der vorstehende Aufsatz abgeschlossen worden ist, sind einige Monate vergangen. Ich will das Bild, das ich darin zu geben versuchte, nun doch mit ein paar Zügen vervollständigen, um auch die jüngste Vergangenheit zu berücksichtigen: 1. Am 6. Dezember des eben abgeschlossenen Jahres hat der Basler Bandfabrikantenverein dem Vorstand des Posamentenverbandes mitgeteilt, daß der neue Lohntarif ausgearbeitet sei, aber auf Ende Dezember noch nicht in Kraft treten könne. Der Vorstand des Posamentenverbandes hat hierauf in einer Sitzung vom 14. Dezember beschlossen, in einer Zuschrift an den Fabrikantenverein zu verlangen, daß ihm der Entwurf zur Beratung und Antragstellung an die Delegiertenversammlung überlassen werde. Am 23. Dezember lief dann folgendes Schreiben ein:

An den Vorstand des Posamentenverbandes 2c.

Wir empfingen Ihr Schreiben vom 15. ct., dessen Ton wir nicht billigen. Wir bestätigen Ihnen nochmals, daß ein Lohntarif in Vorbereitung ist, wir können denselben aber zur Begutachtung nicht vorlegen. Wir bedauern, Ihnen in dieser Angelegenheit keine weiteren Mitteilungen machen zu können, da wir Sie nicht als Vertreter unserer Arbeiterschaft anerkennen. Wir müssen deshalb weitere Verhandlungen ablehnen.

Hochachtend

Basler Bandfabrikanten-Verein.

Nach fast zehnjährigem Verkehr des Posamentenverbandes mit den Fabrikanten wirkt dieses Schreiben wie ein deutlicher Beweis schlechten Willens. Die Delegiertenversammlung des Posamentenverbandes Mitte Januar wird nun über weitere Schritte des Vorstandes beraten. — 2. Am 19. Dezember ist in einem Dorf meines Beobachtungsgebietes die Maul- und Klauenseuche konstatiert worden. Wie gleich darauf zum Vorschein kam, war sie schon 8—14 Tage vorher im Stall eines großen Landgasthofs aufgetreten, war aber verheimlicht worden, um — das Tanzvergnügen am Neujahr nicht unmöglich zu machen. Die nächsten Folgen dieser Verheimlichung waren für unsere Gegend, daß die Seuche in verschiedene Ställe zweier Dörfer verschleppt wurde, daß der Handel und Verkehr in weitem Umkreis auf Wochen hinaus gestört ist, und daß die Bevölkerung einer ganzen Reihe von Dörfern gerade in der Zeit über Weihnachten und Neujahr in beständiger Angst vor dem Ausbruch der Seuche lebte, weil der Krankheitsstoff während der Zeit der Verheimlichung längst weithin verschleppt werden konnte. Bittere Folgen einer gewissenlosen, unsozialen Handlung!

H. Kober.

Rundschau.

Ein religiös-soziales Manifest. Zu den sozialen Reformideen, die in den nächsten Jahrzehnten stark die Geister bewegen werden, gehört wohl die Forderung eines gesetzlich festgelegten und geschützten Existenzminimums für jeden Arbeiter, d. h. eines Lohnes, mit dem er und seine Familie unter normalen Umständen leben können, ohne Not zu leiden. Man nennt dies Existenzminimum in England „living wage" (wörtlich: Lebenslohn) und dieser living wage ist dort bereits eine der großen Losungen im sozialen Kampf geworden. Der Gedanke ist doch wohl eine Frucht der mächtigen Anregungen, die von Carlyle und Ruskin ausgegangen sind. Es ist besonders ein Lieblingsgedanke Ruskins, daß in einer auf Sittlichkeit und Menschlichkeit gegründeten Gesellschaftsordnung der Lohn eines Arbeiters sich nicht nach dem Quantum der von ihm geleisteten Arbeit richten sollte, sondern nach seinem Bedürfnis, was eben heißen will, daß jeder Arbeiter bekommen sollte, was er braucht, um mit seiner Familie als Mensch leben zu können. Solche Gedanken wurden einst natürlich von allen Neunmalweisen und „Wirklichkeitsmenschen" als utopisch, phantastisch, weltfremd belächelt, nun sind sie bereits ein Programmpunkt der englischen sozialen Bewegung geworden. Eine erste Verwirklichung haben sie in der Festlegung eines Minimallohnes für die Bergwerksarbeiter erfahren. (Vgl. Neue Wege 1912, Nr. 4, Rundschau.) Seither hat die Idee neue Eroberungen gemacht, und nun kommen die Kirchen von England und schreiben sie auf ihr Banner! Bei dem großen Einfluß, den in England die Kirchen immer noch haben, ist dies ein hochbedeutsames Ereignis. Wir lassen das Dokument, das unser Freund, Herr V. D. M. Emil Brunner, uns übersetzt und zugestellt hat, im Wortlaut folgen. Herr Brunner schreibt uns:

„Der Minimallohn. Manifest der „Synode für christliches Zeugnis" (Council for christian Witness). Der Bischof von Oxford kündigte an der kürzlich in London abgehaltenen Konferenz über das „Schweizsystem" an, daß eine „Vereinigung für christliches Zeugnis", bestehend aus den Vertretern verschiedener Gruppen der christlichen Gesellschaft zusammenberufen worden sei und binnen kurzem ein Manifest herausgegeben werde. Dieses Manifest, dessen Gegenstand das Prinzip des Minimallohns[1]) ist, wurde gestern veröffentlicht und lautet folgendermaßen:

„Die „Synode für christliches Zeugnis" stellt einen Versuch dar, solche Christen zusammenzuscharen, die, wenn schon sie in Gottesdienst und Glaubensbekenntnis verschiedenen Gemeinschaften angehören, von der gemeinsamen Ueberzeugung durchdrungen sind, daß in unserem gesellschaftlichen Leben der Geist Christi herrschen sollte, und die durch

[1]) „Living wage" Der englische Ausdruck sagt etwas mehr als der rein formale deutsche: ein Lohn, mit dem sich leben läßt.

Erfahrung gefunden haben, daß, wenn sie dafür wirken wollen, daß christliche Prinzipien in die soziale Bewegung Eingang finden, sie lernen müssen, wenigstens in dieser Sache gemeinsam zu handeln. Die Vereinigung beabsichtigt, von Zeit zu Zeit, wo der Boden für ein derartiges Vorgehen genügend zubereitet erscheint, zu versuchen, die christliche öffentliche Meinung zu organisieren und auf einen bestimmten Gegenstand hinzulenken; und sie glaubt, daß es jetzt an der Zeit sei, an all unsere Mitchristen einige Worte zu richten über das Prinzip des Minimallohns. Ohne Zweifel stehen der Anwendung dieses Prinzipes große ökonomische Hindernisse im Wege. Aber diese können wir nicht dadurch umgehen, daß wir überhaupt nicht handeln. Was wir wünschen ist dies, unseren Mitchristen recht eindrücklich ins Gewissen zu schreiben, daß das Prinzip des Minimallohns ein christliches Prinzip ist, und daß, soll es siegreich fortschreiten, wir es nicht bloß tolerieren oder uns aufdrängen lassen dürfen, sondern seine getreuen Anhänger werden müssen, indem wir herzhaft die persönlichen Opfer, die es fordert, auf uns nehmen und mit aller Kraft, wo immer wir können, durch unsere Gebete, unser Nachdenken, unsere Stimmzettel und unsere soziale Arbeit für seine Verbreitung und praktische Anwendung gemeinsam einstehen. Wir plädieren nicht für irgend eine spezielle Maßnahme oder Reform; daß das Prinzip von der christlichen Kirche als das ihre anerkennt werde, das ist's, was wir wünschen.

Die Schäden, die daraus hervorwachsen, daß es so vielen in unserem Volke nicht möglich ist, einen für ein wahrhaft menschliches Leben hinreichenden Lohn zu verdienen, sind so wohlbekannt, daß es hier genügt, sie aufzuzählen. Während Reichtum und die Möglichkeit das Leben zu genießen in den obern und mittleren Klassen der Gesellschaft beständig im Wachsen begriffen sind, werden die geistigen und physischen Kräfte der Massen geschwächt durch den Mangel an ordentlichen Lebensunterhalt, werden sie aller Hoffnung und alles Lebensglücks beraubt. Hausfrauen sind gezwungen, Arbeit zu suchen, um dem ungenügenden Lohn des Vaters ein wenig nachzuhelfen, wodurch das Haus und die Familie der mütterlichen Fürsorge beraubt wird, und der unzureichende Lohn vieler Frauen ist eine direkte Aufreizung, ihre Ehre zu verkaufen. Der Grundsatz der Brüderlichkeit, daß, wenn ein Glied des Leibes leidet, alle mit ihm leiden, macht es uns zur Pflicht gegenüber dem Leben der ganzen menschlichen Gesellschaft, energische Schritte zu tun, um die leidenden Glieder zu erlösen. Die Tatsache, daß unser Almosenwesen sich als unfähig erwiesen hat, die sozialen Uebel ernstlich zu beseitigen, die in Wahrheit demoralisierende Wirkung so mancher Veranstaltungen, die schreiende Not zu lindern, sollte uns ein Ansporn sein, Hand anzulegen zu gründlicherer Hilfeleistung. „Liebestätigkeit", wie lobenswert sie auch sein mag, ist kein Ersatz für Gerechtigkeit und es folgt aus der biblischen Grundforderung der Gerechtigkeit, daß es

die erste Anforderung an die Industrie ist, daß der Arbeit der Lohn entspreche.

Es mag sein, daß durch ihren organisierten Kampf die Arbeiter sich von den besser gestellten Klassen einen billigeren Anteil an den Fortschritten der Industrie erzwingen werden; aber im Interesse aller Klassen sollte es uns am Herzen liegen, zu geben was recht ist, weil es recht ist und nicht weil wir dazu gezwungen sind. Wir glauben, die Nationalökonomie anerkenne mit wachsender Ueberzeugung, daß schlecht bezahlte Arbeit nicht wahrhaft ökonomische Arbeit ist, und daß das „Kaufen auf dem billigsten Markt" ohne Rücksicht auf die Aussaugung der Arbeiter, eine kurzsichtige Weisheit ist. Aber über Weisheit und schließlichem Profit steht uns das Eintreten für das was recht ist.

Wir glauben, daß der Einfluß, den die christlichen Kirchen auf unser soziales Leben ausüben, nicht von ferne dem zu vergleichen ist, den sie ausüben könnten. Wir wünschen nicht Parteipolitik auf die Kanzel zu bringen, aber wir wünschen, daß in der Predigt der Pfarrer, im Gebet der Gemeinde und im Gewissen aller guten Christen die soziale Pflicht anerkannt werde und daß die Grundsätze der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ehrlich und mutig angewandt werden. Wir wünschen von Herzen, daß die, die in die christlichen Lehren eingeführt werden, auch diese Prinzipien kennen lernen und daß alle sich verpflichtet fühlen, sie in Leben umzusetzen, der Bekehrte, weil er zu Christus bekehrt ist, der am heiligen Abendmahl teilnimmt, weil er daran teilnimmt.

Das sind die Gedanken, die uns Mitglieder verschiedener christlicher Gemeinschaften in Groß-Britannien treiben, die Christen ernstlich an die Pflicht zu mahnen, energisch und ausdauernd dafür zu wirken, daß das Prinzip des Minimallohnes in unserer Industrie durchgeführt werde."

Das Manifest ist unterzeichnet vom Bischof Gore von Oxford, dem Präsidenten, einer großen Reihe anderer Bischöfe, verschiedenen Leitern der Nichtkonformisten, und vielen andern hervorragenden Persönlichkeiten, von denen wir nennen: Rev. Adderlay, R. G. Benson, George Cadbury; Rev. Carlyle, Prof. Carpenter; Dr. Cliffrod; Keir Hardie; Dr. Skott Holland; Rev. F. B. Meyer; Lady Selborne.

So weit Herr Brunner.

Wir fügen nur noch eine Bemerkung hinzu: Wenn bei uns eine aus religiös-orientierten Kreisen gebildete Vereinigung ein solches Manifest erlassen hätte, dann hätte es zweifellos bei Vielen unserer offiziellen und nicht offiziellen Christen geheißen, das sei eine Veräußerlichung des Evangeliums, die Kirche begebe sich damit auf ein Gebiet, das nicht zu ihrem Wirkungskreise gehöre und was dergleichen bekannte Redensarten mehr sind. Wagt aber jemand im Ernst zu behaupten, die Männer und Frauen, die dieses Manifest erlassen haben, seien weniger „innerlich" und verstünden von dem „eigentlichen" Gebiet der Kirche weniger als unsere Kirchenleute und andere Fromme (oder

Unfromme)? Das Gegenteil dürfte doch wohl der Fall sein. Weil wir zu wenig Innerlichkeit, zu wenig Glauben und zu wenig Liebe haben, weil wir zu wenig von den Aufgaben einer Gemeinde Christi verstehen, darum wäre bei uns bis heute ein solches Manifest unmöglich gewesen. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man es nicht versteht, warum wir es nicht schon lange erlassen haben. L. R.

Weihnachtstöne aus dem Lager der Sozialdemokratie. Denen, die es nicht lassen können, das ihnen gar lieb gewordene Lied von der Gottlosigkeit der Sozialdemokratie zu singen, möchten wir zwei Artikel zu bedenken geben, die letzte Weihnachten in zwei hervorragenden sozialdemokratischen Blättern der Schweiz, im „Grütlianer", dem Zentralorgan der schweizerischen sozialdemokratischen Partei, und im „Demokrat", dem Organ der zentralschweizerischen Sozialdemokraten, erschienen sind.

Der „Demokrat" schreibt:

Wir und der Nazarener.

Für den sozial empfindenden Menschen der Gegenwart ist es nicht leicht, in die Jubelklänge der vielen Weihnachtfeiern einzustimmen, weil er dicht neben dem Lichterglanz den Schatten der Not gewahrt. Abgearbeitete Frauengestalten, unterernährte Kinder, durch Fronarbeit abgestumpfte Männer, brutale Macht und Willkürherrschaft einzelner, Unterdrückung freiheitlicher Bestrebungen und Verkennung der idealen Grundlagen und der Berechtigung der Arbeiterbewegung — das sind die alltäglichen Erfahrungen, die auch durch die Weihnachtsstimmung und das schöne Wort: Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen! nicht aufgehoben werden. — Und dann ist ein weiteres Hindernis vorhanden für den vorwärts drängenden, zukunftsfreudigen Proletarier: An Weihnachten wird ja rückwärts geblickt, in Zeiten, die seit Jahrtausenden hinter uns liegen — was geht das den modernen Menschen an? Der Sozialist ist ein Zukunftsmensch, dem alles Rückwärtsblicken unsympathisch ist. — Dazu kommt noch ein drittes Hindernis: Ists nicht die Kirche, welche die Weihnachtslosung ausgibt? Die Kirche, in der noch so viel unsoziale Gesinnung steckt, die noch gar oft vor dem Geldsack sich beugt und den Mächtigen schmeichelt? — Gründe genug, um Weihnachten abzulehnen.

Und doch ist Weihnachten ein Fest, das ein Proletarier mit ganzem Herzen mitmachen kann. Wieso? Weil letzten Endes alles Große, das der Sozialismus hervorgebracht hat, auf die Person zurückgeht, deren Geburtstag man am Weihnachten feiert. Organisation — ist sie etwas anderes als werktägige Bruderliebe, in die Formen der modernen Zeit umgegossen? Kampf gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung oder besser gesagt: Unordnung — ist sie so verschieden von dem Kampf, den Christus gegen den Götzen Mammon geführt hat? Kampf gegen die angestammten Größen der Zeit — ist das nicht eine Illustration zu dem Worte Christi: Was hoch ist vor den Menschen, das ist ein Greuel vor Gott? Ist nicht der großartige Glaube des Sozialismus auf den Sieg des Guten ein Bruder der urchristlichen glühenden Hoffnungen auf eine Neugestaltung des Himmels und der Erde? Ist nicht überhaupt der ganze Idealismus, der im Sozialismus lebt, auf Christus und seine Botschaft zurückzuführen? Darum, meine ich, haben wir Sozialisten allen Grund, den Tag des Mannes zu feiern, dem wir so ungeheuer viel verdanken.

Aber auch in der Gegenwart kann uns Christus gute Dienste leisten. Oft übernimmt bewährte Führer der Arbeiterbewegung ein Gefühl der Niedergeschlagenheit; manchmal zweifeln rechtschaffene Freunde des Sozialismus und Mitglieder der Partei am Erfolg ihrer Arbeit. Auch Verärgerung und Mißverstehen bleibt nicht aus, was nicht zu verwundern ist in einer Partei, wo so verschiedenartige Personen sich zusammenschließen zu gemeinsamem Tun! — Ich meine aber, daß in

solchen Zeiten der Niedergeschlagenheit, des Zweifels an dem Sieg des Guten ein Blick auf Christus wie ein Stahlbad wirkt, neu belebend und stärkend zugleich. Da bekommt man wieder Mut, an der Befreiung der Menschheit zu arbeiten, da scheut man sich nicht, zu der ganzen hohen Welt und ihren Geldmächten sich in schroffen Gegensatz zu stellen; da wird man wieder von neuem bereit, sein Leben nicht in kleinlicher Selbstsucht nur sich zu weihen, sondern den in Not und Elend lebenden Brüdern und Schwestern. Und die Hoffnung auf den tatsächlichen Sieg der großen Gedanken des Sozialismus, auf den Sieg des Guten und das Unterliegen des Bösen kann ich mir nur denken im Hinblick auf den, der vor 1913 Jahren das Licht der Welt erblickte als Proletarier im Stall zu Bethlehem.

Der „Grütlianer" schreibt:

Hat uns Sozialdemokraten das kirchliche Weihnachten nicht mehr zu bieten, nicht Bedeutungsvolleres, als das alte heidnische Ursprungsfest, die Sonnenwendfeier, die doch auch einer Hoffnung, der Hoffnung auf das Schnee und Eis brechende Frühlingslicht galt?

Wollen wir die reine Lehre Jesu verantwortlich machen für die Unvollkommenheit ihrer Erfüllung, an der andere schuldig sind?

Können wir ihr deshalb weniger Wert beimessen oder haben wir nicht vielmehr alle Ursache, selbst dazu mitzuhelfen, daß Wirklichkeit werde, was seit 2000 Jahren als idealste Ziele der Menschheit mit der Lehre des für ihre Wahrheit geborenen und gestorbenen Nazareners gegeben wurde?

Spiegelt sich nicht gerade in all den Mißständen unserer Zeit und Gesellschaft die Unterlassung der praktischen Befolgung der christlichen Heilslehre bis zu den äußersten Konsequenzen, die Jesus in seinen Worten und Taten gezogen hat und gezogen wissen wollte? —

Gewiß, unsere Partei hat mit Recht die Religion als Privatsache erklärt. Sie läßt jeden ihrer Anhänger nach seiner Fasson selig werden. So mischt sie sich als Partei auch nicht in den begonnenen Streit für und wider die Kirche. Es ist aber doch zu sagen, daß nicht nur diese Welle gegen die Kirche besonders aus sozialdemokratischen Kreisen heraus sich geltend macht, daß umgekehrt religiöse Strömungen mehr und mehr auch unsere Partei erfassen. Sie haben uns jene Elemente zugeführt, die aus tiefer, innerer Ueberzeugung in der sozialdemokratischen Bewegung ein Teilstück der Erfüllung der christlichen Heilslehre sehen. Darum stehen in unsern Reihen amtierende Pfarrer für unsere, die Sache des Sozialismus, mit der gleichen Energie, wie sie von ihren Amtskollegen in Deutschland z. B. zu ihrer Bekämpfung aufgewendet wird.

So hat der Kampf für und wider die Kirche also für die Sozialdemokratie eine besondere Bedeutung, wenn er auch in keiner Weise als Parteisache in Betracht kommt. Es ist ja auch so, daß sowohl Sozialismus wie Christentum nicht mit einem mehr oder weniger engbegrenzten Parteibegriff zu umfassen sind. Kirche und Sozialdemokratie sind Partei — Sozialismus und Christentum aber entstammen dem Geiste, der da weht, wo er will. Darum auch ist wirkliche sozialistische Lebens- und Weltauffassung nicht ausschließlich nur innerhalb der Partei zu finden, wie wahres Christentum nicht an irgend einen Kirchturm gebunden ist. Diesen Wahrheiten darf man sich nicht verschließen. Ihre Erkenntnis nur kann zu dem vorurteilslosen, edlen Denken, Sinnen und Trachten befähigen, die Voraussetzung für die Erfüllung der im Christentum wie im Sozialismus enthaltenen idealen Menschheitsaufgaben sind. Und deren größte lautet heute wie damals: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", wenn sie auch heute ihrer Verwirklichung nicht viel näher gerückt ist, als vor 2000 Jahren. Sie in die Tat umzusetzen, haben Sozialismus und Sozialdemokratie übernommen durch die Umgestaltung der ganzen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, die sich wohl christlich nennt, in ihren Grundlagen und Wirkungen aber höchst unchristlich ist. Von christlicher Seite, wie sie im heutigen Kirchentum fast allgemein verkörpert ist, wird das natürlich bestritten und im Gegensatze dazu Sozialismus und Sozialdemokratie als der Feind jeglicher Religion und des Christentums bezeichnet.

Wir wollen auf die Vorhalte von dieser Seite nicht näher eintreten. Sie sind widerlegt und werden es immer mehr durch jene, die tiefes religiöses Empfinden dem Sozialismus und der Sozialdemokratie zuführen.

Brennen wir deshalb die Lichter am Weihnachtsbaum auch in unserer Stube an, und wäre die noch so ärmlich, und das Bäumchen noch so klein. Sie erhalten ihren Glanz von dem Sterne her, der über Bethlehems Stall aufging für die ganze Menschheit in der Zeit und Ewigkeit beherrschenden Lehre des Nazareners. An sie knüpfen wir unsern Kampf, der vollbringen soll, was die Weihnachtsbotschaft verheißt:

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.

Sozialdemokratie und Alkoholismus. Der sozialdemokratische Parteitag in Aarau hat folgende Anträge angenommen. Wir drucken sie in extenso ab. Sie sind ein erfreuliches Zeichen, daß unsere Arbeiterbewegung den Kampf mit dem Alkohol energisch aufnimmt.

Antrag 9: Thesen der Geschäftsleitung zur Alkoholfrage, in Ausführuug eines Auftrages des Parteitages in Neuenburg:

Der Parteitag der Schweizerischen Sozialdemokratischen Partei konstatiert, daß der Verbrauch alkoholartiger Getränke in der Schweiz eine die Volksgesundheit aufs schwerste gefährdende Höhe erreicht hat und daß er insbesondere eines der größten Hemmnisse in der Ausbreitung und Vertiefung der Arbeiterbewegung darstellt. Die Ueberflutung unseres Volkes mit Alkohol ist im wesentlichen eine Folge der kapitalistischen Produktionsweise. Es folgt daraus mit Notwendigkeit, daß nur eine organisierte Bekämpfung des Alkoholismus zum Ziele führen kann.

Gestützt auf diese Erwägungen fordert die Partei ihre Organisationen auf, den Sozialdemokratischen Abstinentenbund der Schweiz in der Durchführung seines Kampfes gegen den Alkoholismus zu unterstützen. Als Mittel hierzu empfiehlt die Partei die folgenden:

1. Alle geschäftlichen, belehrenden und agitatorischen Sitzungen, Versammlungen und Veranstaltungen ohne Alkohol abzuhalten; bei geselligen Anlässen zu unterlassen, durch Alkoholverbrauch Gewinne zu erzielen; die Maifeier zur Wahrung einer würdigen Form ohne Alkoholausschank zu begehen.

2. Bei bestehenden Volkshäusern danach zu trachten, den Alkoholausschank zu beseitigen.

3. Veranstaltung regelmäßiger Vorträge über die Alkoholfrage; Gründung von Sektionen des Sozialdemokratischen Abstinentenbundes.

4. Regelmäßige Aufnahme von Artikeln in der Parteipresse über die Alkoholfrage.

In Staat und Gemeinde kämpft die Sozialdemokratische Partei für folgende Forderungen:

1. Verbot der Abgabe von Alkohol an jugendliche Personen. Einführung des Antialkoholunterrichts in den Schulen, an der Universität und im Militär. Durchführung der Schulausflüge und Jugendfeste ohne Alkohol.

2. Alkoholfreie Kostordnung für die öffentlichen Anstalten (Waisenhäuser, Spitäler, Gefängnisse usw.). Einrichtung von Volkskochschulen mit alkoholfreier Kostordnung.

3. Einrichtung von alkoholfreien Volkshäusern, Beschaffung von Lesesälen und Versammlungszimmern, Errichtung von ausreichenden Unterkunftsräumen in den öffentlichen Betrieben und Anstalten (Werkstätten, Bahnen, Kasernen usw.) und Abgabe billiger alkoholfreier Getränke.

4. Schaffung von Heilstätten, Unterstützung der Fürsorgestellen für Alkoholkranke.

5. Reform der Gesetzgebung über die Produktion und den Handel mit alkoholhaltigen Getränken im Sinne einer weitgehenden Einschränkung des Alkoholverbrauches.

Antrag 10: Antrag der Sozialdemokratischen Mitgliedschaft Hard-Zürich zur Alkoholfrage:

Um den moralischen Wert im allgemeinen und im besonderen der vielen Details der Tätigkeit — wie Wahlen der Vereinsfunktionäre, Fassen und Ausführen von Versammlungsbeschlüssen hinsichtlich des dazu unerläßlichen Verantwortungsgefühls — zu heben, und zuletzt, um bei Familienangehörigen der Parteimitglieder das dort noch vielfach vorhandene Mißtrauen gegen die Zwecke der Versammlungen zu beseitigen, wird den Sektionen der Partei empfohlen, mehr und mehr danach zu streben, die Versammlungen konsumationslos zu veranstalten.

Ob wohl alle, die an der Sozialdemokratie nur nörgeln und kritisieren, von solchen Kundgebungen Notiz nehmen? Ob sie wohl selber diese stramme Haltung gegen eine unserer ärgsten Volksseuchen einnehmen?

J. Matthieu.

Büchertisch.

Felix Moeschlins „Amerika-Johann“. Ich warte seit einem Jahr auf eine Besprechnng von Moeschlins letztem Werk in den Spalten der Neuen Wege. Denn wurden seine früheren Romane, „Königschmiede“ und „Hermann Hitz“ für geeignet erachtet, gerade in ihnen kritisiert zu werden, so gilt das noch viel mehr von dem neuesten. Da sich aber bisher keine berufene Feder dafür geregt hat, sei's einem Laien in dem Fache gestattet, die Leser dieses Blattes darauf aufmerksam zu machen. Für manchen wird's ja nicht nötig sein. Andere aber werden für den Anstoß dankbar sein, da sie vielleicht nur irgend ein Hacken von der Lektüre des Buches ferngehalten hat, das seinerzeit bei seinem Erscheinen von der Tagespresse so aufs höchste belobigt worden war. Nun sei es ihnen wieder in Erinnerung gerufen. Es ist's wert, auch heute noch gelesen zu werden, ja man wird es sogar gerne wieder und wieder aufschlagen.

Was hebt dieses Kunstwerk über die Augenblicksliteratur hinaus? Gerade das, daß es tief im Augenblick, in der „Zeit“, der Gegenwart wurzelt. Weil es echt, ursprünglich, aus dem Leben geboren ist, hat es für uns typischen Wert. Wir vernehmen unsern eigenen Herzschlag in ihm. Womit wir kämpfen, worunter wir leiden, was gerade wir erhoffen und erstreben, das finden wir in ihm gestaltet. Es ist nichts geringeres, als der Prozeß der heute miteinander ringenden Kulturschichten, was in ihm zu lebendiger Darstellung gelangt ist. Eine alte, formenreiche und gemütstiefe, aber ihrer selbst nicht mehr sichere und frohe Kultur wird zersetzt und zum Falle gebracht durch einen Vertreter reinster, rücksichtslosester Profitwirtschaft. Das Geld entwertet die alten Werte und führt eine seelenlose Unkultur herauf. Die meisten Menschen fallen ihr zum Opfer. Aber die, die aus dem Schaden gelernt haben, die unter den Schmerzen geläutert, durch die Erfahrungen tief und innenstark geworden sind, die werden zu Erlösern. Die schaffen verheißungsvoll an der Grundlage einer das Beste des Alten und Neuen harmonisch verschmelzenden, bodenständig aufwachsenden, echten, reifen Kultur. Nicht „zurück!“ ist die Losung, aber: „vom Alten durchs Jetzige hindurch vorwärts!“ — Daß wir wissen, was wir wissen, wollen, was wir wollen, und lieben, was wir lieben: ist nicht er die Ursache dazu, er und seinesgleichen? Er und die vielen anderen von seiner Art haben nur an ihr Geld gedacht. Aber ohne daß sie es ahnten, ohne daß sie es wollten, haben sie dadurch die ganze Welt weitergebracht, sie größer und reicher gemacht, unter der Hand gewissermaßen. Denn wenn wir heutzutage glücklich sind, so ist ein größeres Maß in unserm Glück als früher, und an diesem größeren Maße ist er schuld und die, die ihm gleichen. Wir sehen mehr, wir fühlen mehr, wir können mehr, dank ihnen! — Ist das nicht ein Trost und eine Versöhnung?“ Und der Weisheit Schluß ist, „daß die neue Welt nicht an und für sich Glück oder Unglück war, sondern daß sie bloß ein Kleid bedeutete, in dem man

wohl arm sein konnte, ärmer als in den alten Zeiten, doch auch reich, reicher als jemals zuvor, nach des Menschen eigenem Wesen und Willen."

Das ist, kurz zusammengezogen, das „Problem" des lebendigen, farben- und gestaltenreichen, bald episch dahingleitenden, bald dramatisch sich überschlagenden Wellenganges dieser künstlerischen Schöpfung. Moeschlin sagt uns etwas in ihr; er klagt nicht nur an, er offenbart auch. Von den verschiedensten Gesichtspunkten aus ist das Buch lesenswert, ob von kulturphilosophischen oder nationalökonomischen, sozialen oder religiösen Interessen; ob von der gerade in den Neuen Wegen geführten Auseinandersetzung aus (um mit Moeschlins Ausdrücken zu reden): ob nur die Scholle adelt oder nicht auch das Pflaster; oder von der nicht minder angeregten Frage der Seelsorge auf dem Lande (wofür Moeschlin sogar einen besonderen, ziemlich typischen Vertreter geschaffen hat). Von welchen Problem auch jeder umgetrieben ist, das Buch antwortet auf seine offenen Fragen; es gibt Anregungen, Beiträge, Lösungen; es dient unserm Geschlecht zur Abklärung und Verinnerlichung; es bringt vorwärts. Ganz abgesehen davon, daß, wer ein Organ für die Kunst besitzt, dabei einen seltenen reinen Genuß findet. Und als Künstler will doch letzlich der Dichter genommen sein. Darüber aber macht man am besten keine Worte, sondern — genießt.

Wem es also in diesen bewegten Zeiten eher liegt, große und tiefe Kulturgedanken in den Lebensgestalten der schönen Phantasie, statt in den Abstraktionen des gelehrten Buches zu überdenken und innerlich zu durchleben, der greife zu!

G. Ammann.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir fühlen uns auch diesmal nicht veranlaßt, dem neuen Jahrgang ein besonderes Geleitswort mitzugeben. Der Inhalt dieses Heftes zeigt, in welchem Sinne wir unsere Arbeit tun möchten. Wir brauchen die Leser wohl nicht zu bitten, aus dem quantitativen Verhältnis, worin „religiöse" und „soziale" Aufsätze in diesem Heft stehen, keine falschen Schlüsse zu ziehen. Die religiöse Aufgabe (im engern Sinne des Wortes) wird uns immer stärker in Anspruch nehmen, je mehr die sozialen Probleme eine gewisse Klärung erfahren haben. Wir werden im Rahmen unseres Programms gern auch für Mannigfaltigkeit sorgen. Wertvolle Mitarbeit ist uns gesichert. Wir wünschen aber besonders, in eine engere Beziehung zu unserem Leserkreis zu treten und bitten diesen um fleißige Aussprache über die in den Neuen Wegen auftauchenden Themen. Das Wort ist, wie bisher, frei. Nur müssen wir bei dem beschränkten Raum unserer Zeitschrift um Geduld und um tunliche Kürze bitten, womit jedoch ausführliche Arbeiten nicht etwa ausgeschlossen sein sollen.

Wir hoffen, die Hefte künftig regelmäßig im ersten Drittel des Monats herausbringen zu können, müssen dann aber am 25. des vorhergehenden Monats Redaktionsschluß machen.

Der Leserkreis und das Wirkungsfeld der Neuen Wege haben sich in den letzten Jahren stetig und bedeutend erweitert. Unsere Erwartungen sind eher übertroffen, als enttäuscht worden. Wir hoffen aber doch noch zu wachsen und bitten die Leser, uns die Kreise erschließen zu helfen, für die wir da sind. Probehefte dieser und der letzten Nummer stehen zur Verfügung. Im übrigen: Mit Gott vorwärts!

Danksagung. Den beiden ungenannten Lesern der Neuen Wege, die uns am Weihnachtstag zugleich hoch erfreut und tief beschämt haben, sagen wir auf diesem einzig möglichen Wege unsern innigen Dank! R.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Das Ereignis bei den Gadarenern.

Eine Predigt über Mark. V, 1—21.

Man muß sich nicht abschrecken lassen durch die Absonderlichkeit des in der vorliegenden Erzählung gegebenen Berichtes von der Legion böser Geister, die in dem unglücklichen Wahnsinnigen von Gadara gehaust hätten und die durch das Bedräuen Jesu aus dem Manne in eine Herde Säue gefahren seien, welche infolge dessen Elend zu Grunde ging. Nehmt einmal an, diese Darstellung jener Ereignisse entspreche Euern heutigen Anschauungen. Versucht es, ich will einmal sagen, wie Kinder zu sein, die sich auch sofort in jede Ausdrucksweise hineindenken können und denen deshalb Alles als glaublich erscheint, was nur den entfernten Anschein von Lebendigkeit hat. Wir verstehen ja im Grunde genommen so vieles nicht in der Welt, trotz unserer wissenschaftlichen Methoden. Wir verstehen vielleicht, trotzdem wir lesen, schreiben und sehr gut rechnen und messen können und trotzdem wir sehr gebildet sind, die tiefsten Ursachen und Beweggründe unseres Lebens nicht. Jedenfalls bin ich nicht der Einzige hier, der gelegentlich einmal sagte: jetzt verstehe ich die Welt nicht mehr. Kürzlich war ein sehr ernsthafter, älterer Mann bei mir, ein einfacher Schuhmacher, welcher eine Abhandlung geschrieben hatte, wie man der Not und dem Elende abhelfen könne und der diese Abhandlung gerne hätte drucken lassen. Als erstes, meinte er, müsse das Militär abgeschafft werden und das Geld, welches man dafür ausgebe, müsse zu nützlichen Zwecken angewendet werden. Als ich ihm erwiderte, das gehe nicht so ohne weiteres, schaute er mich groß an und fragte mich, ob ich denn den Krieg nicht auch für einen Unsinn und für das größte Unrecht halte. Ich antwortete: Gewiß. „Also," meinte er, „warum soll man denn das Militärwesen gelten und bestehen lassen, wenn man grundsätzlich den Krieg nicht gelten läßt. Ist das nicht der bare Unsinn?" Und wieder mußte ich sagen: Gewiß. Aber gibt es nicht noch viel andern „baren Unsinn," den wir nicht gelten lassen und den wir doch bestehen lassen müssen? Was für einen größeren Unsinn kann es geben als die Tatsache, daß jeden Winter viel tausende

von kräftigen und durchaus arbeitswilligen Leuten keine Arbeit finden können und nur zu oft von Ort zu Ort irren müssen? Wer versteht diese Weltordnung? Oder wiederum: was hat es für einen Sinn, daß so ungeheuer viele Waren vorhanden sind, Kleider, Schuhe, kurz was man zum Leben notwendig hat. Aber die meisten Leute vermögen nicht, das für sie notwendigste zu kaufen. Anderseits jammern die Geschäftsleute, daß nichts gekauft werde. Wer versteht das? Wer versteht den Sinn der Krankheiten, wer den Sinn der Laster und Ausschweifungen? Sind wir nicht umgeben von Rätseln, von schrecklichen, dunkeln Zuständen, von denen man mit dem vorhin erwähnten Schuhmacher sagen möchte: sie sind der bare Unsinn; sollte man sie nicht abschaffen? Also laßt Euch nicht anfechten, daß in der verlesenen Erzählung von unsaubern Geistern die Rede ist und von deren Austreibung und von dem Hineinfahren in die Schweine. Laßt es euch nicht verdrießen, daß ich an Euch das Ansinnen stelle, mit mir in diese seltsam anmutende Gedankenwelt hinein zu gehen. Vielleicht gehen wir in eine Dunkelheit hinein, durch die hindurch wir zu nur um so hellerem Lichte gelangen.

Es scheint mir übrigens, als ob uns jene Welt der Gadarener durchaus nicht unbekannt sei. Wir jagen immerhin die Tobsüchtigen nicht mehr in die Wälder und Schluchten, sondern wir sperren sie in die Irrenhäuser und in die Zwangsjacke. Was das Schlimmere ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aber die Unreinheit der Zeit schlägt sich nicht nur in Form des Wahnsinns auf die Menschen nieder. Und überdies gibt es nicht wenige, welche geneigt sind, die Wahnsinnigen, welche keinen rechten Begriff von der Wirklichkeit haben, für glücklich zu preisen. Viel schrecklicher, sagen sie, ist das Leben, das man mit Bewußtsein erleben muß, wenn man mit ansehen muß, wie liebe, frische, tüchtige Menschen untergehen in Gemeinheit, Niedrigkeit und Unsinn. Woher kommt die Zuchtlosigkeit der Kinder? Wer vergiftet schon frühe ihre Phantasie? Wer erfüllt ihre Gedanken mit unsauberen Vorstellungen? Wer treibt junge Burschen und Mädchen ins frühe Laster? Wer macht aus fleißigen, tüchtigen Töchtern dumme und ausgeschämte Zierpuppen? Woher die wahnwitzige Sucht nach Reichtum, die Groß und Klein verzehrt, die die Besten zu Lügnern, Betrügern, Dieben, Unterdrückern, Ausbeutern, zu Schurken macht? — Und nun erwägt es einmal, ob wir nicht im Lande der Gadarener leben: je verdorbener jemand ist, unsauber, unlauter, verbrecherisch gar, je mehr die bösen Geister von einem Menschen Besitz genommen haben, die Geister des Lasters, der Ausschweifung, des Verbrechens, umsomehr stoßen auch wir solche „Besessene" von uns. Zunächst probieren freilich auch wir es mit der Gewalt, so wie die Gadarener den Versuch gemacht hatten, ihren Tobsüchtigen mit Ketten zu fesseln. Meistens haben wir aber ebenso wenig Erfolg als jene ihn hatten. Dann greifen wir zu den gleichen Mitteln wie die Gadarener: wir scheiden die unsaubern Elemente aus, jagen sie von uns, bis sie ganz zugrunde

gehen oder wir sperren sie hinter die Mauern eines Zucht- oder Irrenhauses. Kürzlich hat ein junger Bursche, der in der Schule ein sehr aufgeweckter, lieber Kerl war, der aber dann als Ausläufer zu wenig Aufsicht hatte, gestohlen. Er wurde vom Geschäft entlassen, vom Vater verprügelt und aus dem Hause gejagt. Woher ist dem Burschen das Stehlen gekommen, daß man ihn nun so hinausstößt? Und wie behandeln wir die leichtfertigen Mädchen? Wenn alles Ermahnen und Zureden nichts nützt, wenn sie trotzdem dem Tanzboden und den Burschen nachlaufen, unfähig, die Begierden ihrer überreizten Sinnlichkeit zu beherrschen, jagt man sie schließlich einfach von zu Hause fort: wir wollen diese Hurenwirtschaft nicht mehr haben. Wer aber hat dem Mädchen die unreinen Gedanken gegeben? Sind sie bei uns nicht an der Tagesordnung? Erfüllen sie nicht Alles mit ihrem Gespensterspuck? Sind diese Ausschweifenden, Lasterhaften, Verbrecherischen nicht einfach die Opfer unsres Zeitgeistes, der ausschweifend, lasterhaft und verbrecherisch ist? Wir pflegen ja das Laster, wir dulden die Völlerei, wir reizen den Erwerbssinn schon in der Schule, jene Gier nach Erfolg, Uebervorteilung und Reichtum. Verstehen wir nicht, daß die Menschen so werden müssen? — Aber dennoch bleiben wir hart und stoßen die Unsaubern von uns und lassen sie sich selbst weiter zerfleischen, so wie von dem wahnsinnigen Gardarener erzählt wird, daß er in den Schluchten saß und sich mit Steinen schlug. Mit Steinen schlagen sie sich und wüten in einer furchtbaren Weise gegen sich selbst. Sie schlagen nicht nur ihren Leib krank und siech, sondern sie erwürgen ihre eigene Seele, von denjenigen weg, welche ergriffen vom Geiste der Unreinheit an sich selber heimliche Laster treiben bis zu den Raubdirnen, Zuhältern und Verbrechern, die sich durch Alkoholbetäubung und Ausschweifungen entsetzlichster Art nicht mehr zu sich selber kommen lassen. Und wir schauen zu oder tappen gelegentlich mit roher Polizeihand in diese verwirrten Leben hinein. Am liebsten aber schließen wir die Augen und vergessen die Unglücklichen, welche draußen sind. — Daneben entwickeln wir aber eine ungemeine Sorgfalt in der Pflege unserer Besitztümer. Schaut, wie so entsetzlich bezeichnend doch Alles ist, was in der verlesenen Geschichte steht: oben auf den Weiden, da pflegen Hirten sorgfältig den Stolz der gadarenischen Bauern, die großen Schweineherden. Drunten aber in der Schlucht sitzt der von den unsaubern Geistern Besessene, der von seinen Verwandten und Dorfgenossen ausgestoßen ist. Versteht ihr die ganze Ironie der Situation: die Schweine werden gepflegt, daß sie sich ihres Daseins freuen können. Die Menschen aber, die von der Unreinheit betroffen sind, läßt man zugrunde gehen. Ist's nicht so bei uns? Die Besitztümer werden gehegt, geschützt, verteidigt, die Menschen läßt man verkommen, verderben, krepieren. O Welt, von Gadara, wie bist du uns bekannt! Wie entsetzlich wirklich sind deine Zustände!

Nun aber kam Jesus in diese Welt. Seht ihr den Wahnsinnigen

die Schlucht hinabstürmen und mit wüsten Worten den Fremdling empfangen? So sind sie ja, die Unsaubern, die Ausgestoßenen, verwildert, mißtrauisch, grob, unflätig, tückisch, bösartig. Je mehr sie so sind, je mehr verstoßen wir sie und glauben das Recht dazu zu haben, uns diese gefährlichen Menschen vom Halse zu halten. An Jesus aber bricht sich diese tierische Wut. Da schaut den Wahnsinnigen ein Auge an voll Liebe und Erbarmen, voll Kraft und heiligem Willen. Da strahlt etwas neues, wunderbares hinein in das Leben des Elenden: hier kommt der, welcher nicht anklagt und verurteilt, der nicht zurückstößt und sich nicht mit Schaudern abwendet. Die Fülle des Göttlichen in ihrer ganzen Wirklichkeit dringt auf ihn ein. Ein kurzes Ringen, ein Wallen und Toben in Herz und Hirn; die Dunkel weichen; das tierische Heulen und Stöhnen gibt nach: der Mensch erwacht unter dem Schutt der Verworrenheit; das Göttliche siegt; die Dämonen verlieren ihre Gewalt „und er saß da und war bekleidet und vernünftig."

Ach, liebe Freunde, glaubt es oder glaubt es nicht: es war so. Es ist so, daß wo das Göttliche Kraft und Gestalt gewinnt in den Menschen, da weichen die Geister der Unreinheit und des Wahnsinns. Ob wir's uns erklären können oder nicht, was tut's? Laßt die Gescheidten darüber lächeln. Erlösen sie mit ihrer Gescheidtheit, mit ihrer Wissenschaft die Welt? Erlösen sie uns von den bösen Gewalten? — „Er war bekleidet und vernünftig," dem Leben zurückgegeben, erlöst aus dem dumpfen Dasein des Wahnsinns. Das spricht doch eine so starke Sprache, daß wir sie hören müssen. Oder versteht ihr's immer noch nicht? Versteht ihr nicht, daß Unrecht und Unsauberkeit nur Fesseln sind, die von uns abfallen können, plötzlich, unerwartet. Warum meint ihr, daß es nicht sein könne? Warum glaubt ihr so fest an die Unüberwindlichkeit der Sünde, des Unrechts, der Laster, der Not, des Unsinns mit einem Wort? Warum glaubt ihr nicht, daß einmal all das Licht Gottes, das in Jesus Christus ist, Licht und Wärme werden könne in der Welt? Wagt Gottes zu sein und ihr werdet Gottes sein. Dieselbe erbarmende, verstehende, erlösende Liebe, die in Jesus sich zeigte, wird auch in Euch sein. Wo ihr hinkommt, werden die Ausgestoßenen aufatmen, werden die Verzweifelten aufhorchen, werden die Wahnsinnigen dem Leben zurückgegeben. Es wird geschehen, genau was damals in Gadara geschah und was uns so seltsam anmutet: den Menschen wird geholfen und die Säue gehen zu Grunde. Lächelt nicht: es liegt eine wunderbare Wahrheit in dieser Geschichte: wo Gott mächtig wird, da wird die heutige Ordnung umgestoßen. Heute liegt der Fluch auf den Menschen und die Besitztümer sind gesegnet. Wo Gott durchbricht, wie in Jesus, da fällt der Fluch auf die Besitztümer und die Menschen werden gesegnet. Ja, Besitztümer werden fallen. Wo Gott, wo nur ein Stücklein seines Geistes Hoffnung und Stärke wird in den Menschen, da verderben Besitztümer, da geht Kapital zu Grunde, da sind Menschen die Ge-

schädigten wie die Bauern von Gadara, denen die Schweine ersoffen. Aber was tut's: dafür ist der arme Bruder aus der Einöde wieder ein Mensch. Dafür werden bei uns tausende von Unreinen wieder rein sein, tausende von Geldhyänen treue, einfache Arbeitsgenossen, tausende von Nichtstuern nützliche Glieder der Gesellschaft, tausende von Huren anständige Frauen und Töchter, tausende von Säufern rechtschaffene Leute, tausende von Verbrechern fleißige Arbeiter, tausende von ruhelosen, geplagten, durch die beständige Not zermürbten Menschen frohe, freie Kinder ihres Vaters im Himmel. Laßt die Schweine ersoffen sein, laßt die Kapitalien, tausende von Millionen verloren sein, laßt Geschäfte ruiniert sein: sie werden zehnmal ersetzt werden in der neuen Gesellschaft. Wenn nur einmal die Menschen erlöst sind von dem Geist der Unreinheit.

Da kamen aber die Bauern von Gadara gelaufen, entsetzt, jammernd über den großen Verlust, den sie erlitten hatten: ach, ach, alle unsere Schweine, unser Reichtum dahin. Und trotzdem sie das Wunder sahen, das sich mit dem Wahnsinnigen vollzogen hatte, daß „er da saß und bekleidet und vernünftig war", baten sie Jesus, er möge doch wieder aus ihrer Gegend wegziehen. Ja, liebe Freunde, so geht es in Gadara zu. So ist es bei uns: Fort mit Jesus, wenn er uns doch Schaden bringt. Was kümmert uns ein verrückter Mensch mehr oder weniger; dafür haben wir die Irrenanstalten. Was kümmert uns ein Verbrecher mehr oder weniger; dafür haben wir die Zuchthäuser. Was kümmert uns ein verlorenes Mädchen mehr oder weniger; dafür haben wir die Besserungshäuser. Was kümmert uns ein Armer mehr oder weniger, eine bekümmerte Existenz mehr oder weniger: der Tod wird sie bald erlösen von ihrer Not. Was kümmert uns das Göttliche, uns, die wir genießen wollen, die wir dürsten nach Erfolg, nach Macht, nach Gold und Weibern? Versteht ihr's nun, um was es sich handelt? Versteht ihr nun die furchtbare Verblendung unseres Zeitalters: nur keine Verluste, nur keine Umwälzungen, nur keine neue Gesellschaft! Ihr schreit: o ihr verfluchten Sozialisten, o ihr verfluchten Anarchisten, ihr verfluchten Umstürzler und Aufwiegler! — Flucht, flucht, flucht! Ihr flucht euerm Gott. Ihr flucht Jesu Christo, welcher vor der Türe steht und anpocht. Wollt ihr immer noch nichts von ihm wissen? Weist ihr ihn immer noch aus eurer Gegend fort, wie damals die Gadarener? O, ihr Menschen, seid ihr immer noch so kleingläubig?

H. Bader.

Der Kampf gegen die Genussucht.[1])

Kann man über die Genußsucht etwas Neues sagen? Ueber welches Thema ist in den letzten Jahrzehnten mehr geredet worden? Es langweilt uns. Aber Einige von uns fühlen sich auch aus andern Gründen von diesem Thema abgestoßen. Es gibt eine Menge Leute, die für alles Uebel der Gegenwart immer nur die eine Erklärung haben: „Die Genußsucht, die Genußsucht," wobei ihnen niemals zu fragen einfällt, woher denn die Genußsucht selbst stammte. Das ärgert uns; wir mögen das ewige Schelten über die Genußsucht nicht mehr hören. Und was hat es denn bisher genützt?

Ja, was hat es denn genützt? Das ist das Problem, vor das wir gestellt sind. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß wir mit dem jahrzehntelangen Kampfe gegen dieses Uebel kaum einen Schritt vorwärts gekommen sind. Wo wir der Flut mit Mühe und Not einen Weg versperrt haben, bricht sie an andern Orten desto mächtiger hervor. Wir haben einige Leute aus den Wirtschaften herausgebracht, aber schon ist der Kinematograph da und wird das Sportwesen zur Leidenschaft. Die Genußseuche nimmt immer mehr unheimliche und unnatürliche Formen an. Sie bricht besonders in allen möglichen Arten von geschlechtlicher Ausschweifung hervor. Ein wahrer Fieberdurst nach sinnlicher Lust, eine wahrhaft dämonische Wut, die Tiefen und Geheimnisse der Sinnlichkeit durchzukosten, hat die Menschen erfaßt. In immer neuen und immer verderbteren Formen will diese sich selbst genießen und erschöpfen. Man sehe sich nur die Anzeigeblätter unserer großen Städte auf das tägliche und besonders auf das festtägliche Angebot von Vergnügen hin an: was für ein Genußfieber muß in den Adern einer solchen städtischen Bevölkerung glühen, daß man ein solches Meer hineinleiten muß, um ihren Durst zu stillen? Man sieht deutlich: unser Geschlecht möchte sich diesem Uebel entwinden, aber es kann nicht. Was uns so im Großen entgegentritt, ist uns auch aus dem Einzelkampf wohl bekannt. Was für eine unglaubliche Mühe kostet es oft, auch nur einen einzigen Trinker zu retten und wie wenige retten wir überhaupt! Es müssen rätselhaft starke Mächte im Hintergrund stehen, die diesen Widerstand leisten, Mächte, die all unserer Anstrengung spotten.

Ebenso gewiß aber ist, daß es sich hier um die Lebensfrage gerade auch unseres Volkes handelt. Es ist ein richtiger Instinkt, der den Kampf gegen die Genußsucht gerade bei uns so stark in den Vordergrund gerückt hat. Ein kleines Volk wie das unsrige bedarf, wenn

[1]) Die folgenden Ausführungen habe ich vor zwei Jahren einigen gemeinnützigen und alkoholgegnerischen Vereinen vorgetragen. Ich habe dabei eine Zuhörerschaft vor mir gehabt, die sich zum größeren Teil stark von der Leserschaft der Neuen Wege unterschied. Darum habe ich da und dort Erörterungen geboten, die dieser nicht mehr neu und für sie nicht mehr nötig sind. Dennoch lasse ich sie stehen, weil sie durch den ganzen Zusammenhang, in den sie gestellt werden, doch auch wieder einen neuen Sinn bekommen. Ich bitte die Leser freundlich, sie so aufzufassen.

es bestehen, frei bleiben und Ehre gewinnen will, einer überlegenen physischen und geistigen Kraft und Fruchtbarkeit, es bedarf der Fähigkeit, große Gedanken zu erzeugen und zu verwirklichen. Ist diese Fähigkeit uns nicht bedenklich abhanden gekommen? Ist nicht der bei feierlichen Anlässen, Festen und Wahlen vielgerühmte Idealismus bei uns in Wirklichkeit eine ganz seltene Sache geworden, die da, wo sie auftritt, auch nicht einmal verstanden wird? Wo sind die Männer und Frauen, die einen großen Gedanken mit ganzer Seele zu erfassen und durch Verkennung, Hohn und Verleumdung, durch Alleinsein, sieglose Kämpfe, eigene Fehler zum endlichen Siege zu tragen bereit sind? Wo sind die Seelen, die die Hitze und Kälte, die äußere und innere Anfechtung, die Opfer und Schmerzen auszuhalten vermögen, die jede große Sache fordert, die die Liebe und Treue, die Selbstverleugnung und Geduld aufbringen können, ohne die nichts Hohes und Schweres zustande kommt? Es fehlt uns in erschreckender Weise an Geist im Vollsinn des Wortes, wir sind vorläufig des Denkens großer Gedanken und der Lösung großer Aufgaben gar nicht mehr fähig. Die großen Gedanken und großen Aufgaben sind da, sie bieten sich unserem Volke an und wollen es groß machen, aber es fehlt die Kraft und die Lust, sie zu erkennen und zu ergreifen.

Und wo liegt die Ursache dieses Niedergangs? Sie ist nicht weit zu suchen! — Aber nicht nur für unser Volk, sondern für die ganze abendländische Welt liegt hier die Lebensfrage. Denn wenn die östlichen Völker, deren Erwachen wir heute beobachten, eines uns voraus haben, so ist es ihre Bedürfnislosigkeit und zähe Lebenskraft.

Wir haben alle Ursache, uns mit diesem Thema weiter zu beschäftigen. Aber wir müssen versuchen, dies wenn möglich auf bessere Weise als bisher zu tun. Wenn es uns bisher so wenig gelungen ist, im Kampfe gegen das große Uebel entscheidende Fortschritte zu machen, so dürfte das wohl daher kommen, daß wir ihm nicht genügend auf den Grund gegangen und daher unsere Heilmittel nicht richtig und nicht gründlich genug gewesen sind. Es ist anzunehmen, daß das Uebel mit unserer ganzen Kultur zusammenhange und daher nur mit einer Umkehr dieser Kultur geheilt werden könne. Vielleicht haben die neuen Wahrheiten, die die Entwicklungen der letzten Zeiten enthüllt, einige Mittel geliefert, in der Erkenntnis sowohl des Uebels als der Abhilfe ein Stück weiter zu kommen. Wir wollen einen bescheidenen Versuch in diesem Sinne wagen.

I.

Unsere erste Frage muß also sein: Was ist denn die Genußsucht?

Wir gelangen zu der Einsicht in ihr innerstes Wesen, die wir suchen, vielleicht am besten, wenn wir sie mit einer Erscheinung vergleichen, die oft mit ihr verwechselt wird: der Lebenslust oder Lebensfreude. Die Verteidiger der Genußsucht geben sich als Schützer der Lebenslust gegenüber den Angriffen griesgrämiger Mucker

und Moralisten oder Philister, während es im entgegengesetzten Lager tatsächlich vorkommt, daß harmlose Lebensfreude als Genußsucht betrachtet wird, vielleicht im Namen religiösen Ernstes. In Wirklichkeit verhält sich die Sache genau umgekehrt: es gibt keine stärkeren Gegensätze als Lebensfreude und Genußsucht. Die eine ist das genaue Gegenteil der andern, sodaß die eine flieht, wo die andere einzieht. Es ist für unsere Frage außerordentlich wichtig, daß diese Tatsache erkannt, diese Unterscheidung gemacht werde. Die Sache liegt so, daß wir, wenn wir das Wesen der Genußsucht enthüllen wollen, am besten ihr Gegenteil, die echte Lebenslust, schildern.

Was ist denn Lebenslust? Offenbar was der Ausdruck sagt: die Lust zu leben, die Lust, die ungesucht und unbewußt aus dem Leben selbst strömt, wie der Duft aus der Blume, wie der süße Saft aus der reifen Frucht. Es ist die Lust des Vogels, der sein Lied in die Lüfte schmettert, weil der Frühling da ist, die Sonne strahlt und der Baum sich mit Blüten deckt, es ist die Lust des Baumes, der sich mit Blüten deckt, weil die Lebensfülle, die in ihm ist, sich äußern muß. Lebensfreude ist da, wo das Leben selbst Freude ist. Zu den Elementen des Lebens nun gehören Arbeit und Ruhe, Essen und Trinken, soweit sie für die Erhaltung des Lebens und der Kraft nötig sind, die Gemeinschaft mit den Menschen und mit der Natur, der Wechsel der Zeit und das freud- und leidvolle Erleben, das damit verknüpft ist, der Schlag des Herzens, das Tun und Leiden und seine Wurzeln und Früchte im Leben der Seele. Nun ist es eine Grundordnung der Welt, daß aus diesen Elementen des Lebens von selbst Freude strömt, wenn anders das Leben gesund ist und den ewigen Gesetzen gehorcht. Auch das Leiden bildet davon keine Ausnahmen, im Gegenteil: es ist eine wirkliche Wahrheit, daß die tiefste Freude des Lebens gerade aus dem Leide quillt. Die Freude ist also im gesunden Leben enthalten wie der Saft in der Pflanze, die Wärme im Blute. Sie ist ja eben die Wärme, der Glanz, die Kraft, das Wunder des Lebens selbst. Leben und freudig sein ist Ein- und Dasselbe. Darum ist die Freude auch so tief, so mannigfach, so wunderbar wie das Leben selbst. Leben ist Freude und Freude ist Leben; so viel echte Freude wir haben, so viel Leben, und so viel echtes Leben, so viel Freude.

Damit haben wir auch schon die beste Freude bezeichnet, die es in der Welt gibt. Solcher Art ist in gesunden Zeiten die Freude des einfachen Volkes gewesen, in den Zeiten, da das Volkslied entstand, da zur Arbeit gesungen wurde und jene Volkskunst erwuchs, die uns heute entzückt und erquickt. Sie strömte ohne besondere Zurüstung aus dem Leben selbst. Das Leben war Freude, man empfand es als Wunder und Gnade und goldenen Schatz. Freude war die Arbeit, trotz aller Mühsal, vielmehr gerade um ihretwillen; denn der Mensch ist so geartet, daß ihm gerade aus der Anspannung der Kraft Lebenslust quillt. Freude war die Ruhe, die Ruhe an sich, ohne besondere Ausfüllung durch Vergnügen. Freude waren die einfachen Lebens-

beziehungen, von den materiellsten bis zu den geistigsten. Freude war, auch in ihrem Ernste, die Religion. Weil die Freude dergestalt ein Bestandteil des ganzen Lebens selbst war, trat sie selten als solche besonders hervor. Wo dies aber doch geschah, bei natürlich gegebenen festlichen Anlässen — andere kannte man nicht! — da bedurfte sie nicht vieler künstlichen Reizmittel, sie brach heraus wie ein verhaltener Strom aus dem Reichtum des Lebens und steigerte sich bis zur Ausgelassenheit. Aber man konnte auch das Leid leichter ertragen; es gehörte auch zum Leben; man war nicht wehleidig; die Wunden des Lebens heilten aus der innern Fülle, wie der Axthieb, der einen kräftigen Baum getroffen. Wie hätte man sonst jene furchtbaren Zeiten bestehen können, wo die drei Schnitter Krieg, Pest und Hungersnot verbündet durch das Land zogen und ganze Landschaften öde machten, jene Zeiten des dreißigjährigen Krieges, deren Beschreibungen uns schon unerträglich dünken? Man hatte Leben und hatte darum Freude; man hatte Ueberfluß. Wenn wir von diesem blühenden Gefilde aus auf das heutige Volksleben schauen — was für eine Verödung gewahren wir! Was ist geschehen? Was hat diese traurige Wandlung bewirkt?

Suchen wir aber zunächst das Geheimnis der Lebenslust noch besser zu fassen. Zwei Züge scheinen mir dafür besonders kennzeichnend zu sein. Einmal: sie braucht wenig! Sie ist ein Feuer, das sich an sich selbst entzündet und nährt. Sie quillt aus der innern Fülle. Darum hängt sie nur wenig von dem Material ab, das ihr von außen her geliefert wird. Sie braucht mehr Anlässe als Ursachen und ihr Stoff ist eigentlich nur Symbol. Wer sich nicht grundlos freuen kann, der weiß nicht, was Lebensfreude ist; wer einen besonderen Aufwand braucht, damit die Lust des Lebens sich ihm entzünde, in dem ist die Lebensflamme schon recht matt geworden. Wir brauchen nur an die Kinder zu denken, um die wundervollste Veranschaulichung dieser Wahrheit vor uns zu haben. An ihnen können wir ja überhaupt die Wahrheit des Lebens am besten kennen lernen und zu ihnen müssen wir daher gehen, zu diesen großen Lehrmeistern, wenn unsere Kultur sich wieder einmal verirrt hat. Von ihnen gilt in jeder Hinsicht das Wort: Ihrer ist das Himmelreich! Als was für ein erstaunliches Wunder erscheint uns an einem gesunden und unverbildetem Kinde das Leben! Es treibt und knospet und blüht wie ein reicher Schöpfungsmorgen. Keine Ruhe läßt es ihm, es muß sich regen und bewegen, muß spielen, springen, plaudern; aus unerschöpflicher Märchentiefe quillt ihm des Lebens goldne Flut. Und dann sitzt es wieder stundenlang, mit einem Nichts beschäftigt, still und selig. Es braucht ja sozusagen nichts, um selig zu sein, denn es trägt sein Paradies mit sich; es ist königlich reich und kann darum auch in seiner Armut königlich reich machen, ja, es kann dies gerade wegen seiner Armut!

Wir stoßen damit nämlich auf ein Gesetz, das für unsere Untersuchung äußerst wichtig ist. Was geschieht, wenn du dem Kinde zu Hilfe kommen, ihm sein Paradies verschönern willst, indem du ihm

kunstvolles Spielzeug, reiche Bilderbücher, nach der Natur gearbeitete Figuren von Pflanzen, Tieren, Menschen, vielleicht ganze Dörfer, Städte, Landschaften gibst? Der Erfolg ist bekannt: du vertreibst damit sofort das göttliche Geheimnis der Freude. Das ist das Göttliche daran, das auch ihre Seligkeit, daß sie aus dem Nichts eine Welt schafft. Das hohe Wunder verschwindet, wenn wir ihm mit menschlichem Machen zu Hilfe kommen wollen. Die Flamme schlägt vielleicht einen Augenblick in die Höhe, wenn wir sie mit reichem Stoff speisen, aber sie verliert nachher ihre Kraft. Darum ist das Kind bei einem Stück Holz, das nur in ganz rohen Umrissen ein Pferd andeutet, viel glücklicher, als bei einem vom Sattler kunstvoll ausgestatteten. Die Freude muß Schöpferin sein; das ist ihr Adel und hohes Wunder, das ihre königliche, göttliche, weltüberlegene Art.

Es gibt übrigens auch erwachsene und reife Menschen, an denen uns diese Kinderart ebenfalls erscheint, die uns an ihnen fast noch mehr als Wunder berührt. Sie müssen sich freuen; sie können nicht anders; die Freude strömt ihnen aus reinem, tiefem Wunderquell; sie sind Sonnenkinder. Diese Art kann Naturgabe, kann aber auch Erwerb sein und aus den tiefsten Gründen stammen. Kennzeichnend ist auch für sie ihre königliche Unabhängigkeit von dem äußeren Stoff, von der Welt, ihrem Reichtum und ihrer Armut. Es besteht geradezu ein Gegensatz zwischen äußerem Lebensreichtum, heiße er Geld, Ehre, Bildung, Genuß, und dem inneren Reichtum, aus dem der Wunderquell der Freude fließt. Der ist nicht von dieser Welt. Es liegt also eine Wahrheit in der alten Beobachtung von der fröhlichen Armut. Zwar wäre es ganz verkehrt, diese etwa zur Verteidigung unserer sozialen Zustände zu benützen, da sie doch ebensogut gegen sie gewendet werden kann; der seligste Mensch, der je auf Erden gelebt, ist aber jedenfalls einer gewesen, der die Armut zu seiner Braut gemacht hatte. Sein Leben war seither eine fast ununterbrochene Hochzeitsfreude. Wie Franziskus sind aber auch alle andern echten Heiligen fröhlich. Wo am wenigsten Gebundenheit an die Welt vorhanden ist, da ist am meisten Freude und umgekehrt. Darum ist die Botschaft, die vor allen andern die frohe heißt, verbunden mit der höchsten Befreiung von Angst und Lust der Welt.

Damit sind wir schon zu dem zweiten Zug gelangt, der für die echte Lebensfreude kennzeichnend ist. Sie ist nämlich voll Freiheit, ist die Freiheit selbst. Das zeigt sie besonders darin, daß sie aufhören kann. Dieser Zug ist sehr bedeutsam. Es gibt Menschen, die man auf den ersten Blick für genußsüchtig halten könnte. Sie lieben Freude und Behagen, sie können mit ganzer Seele dabei sein, vielleicht sogar in Ausgelassenheit. Aber dann beobachten wir an ihnen etwas Merkwürdiges: sie können nämlich vom Mahl der Freude ruhig aufstehen und an ihre Arbeit gehen. Sie sind nicht, wie wir vielleicht erwartet hatten, durch den Genuß gebunden, sie stehen frei darüber. Freude ist ihnen ein Ueberschäumen der Lebenskraft und Lebenslust, eine Er-

quickung, ein Ausruhen in der Heiterkeit des Lebens; aber sie können auch ohne diese Art von Freude sein. Sie brauchen keinen „Genuß". Sie haben Ueberfluß. Das ist die Lebensluft eines Luther oder der Mutter Goethes, das die Freude des unverdorbenen Volkes, das die Art ganzer Zeitalter, die wir genußsüchtig nennen möchten und die doch kerngesund sind; es ist freie Lust und Kraft des Lebens und darum des Lebens Erquickung, des Ernstes Tochter und Gehilfin. Diese Lust ist ein Müssen und gerade darum Freiheit der Seele. Das ist die Paradoxie der echten Freude.

Nun sollten wir in der Lage sein, dem innersten Kern der Krankheit, die wir Genußsucht nennen, näher zu kommen. Ihr Wesen enthüllt sich nur, wenn wir zweierlei gleichzeitig bedenken: daß sie der echten Lebenslust zum Verwechseln ähnlich und daß sie doch ihr Gegenteil und ihre Todfeindin ist.

Auch die Genußsucht geht nach Freude. Aber was diese von der Lebensfreude unterscheidet, ist die Tatsache, daß sie nicht aus dem Ueberfluß stammt, sondern aus dem Mangel, nicht aus der Fülle, sondern aus der Leere. Sie ist nicht die aus dem Leben selbst unmittelbar quellende Freude, sondern sie ist eine Freude, die besonders gesucht wird, sei's im unmittelbaren Erleben selbst, sei's neben ihm. Genußsucht ist ein Dürsten nach Freude und zwar nicht bloß als ein gelegentliches Verlangen, sondern als ein Hang, eine sich allmählich steigernde Leidenschaft. Sie entsteht aus einem Mangel und zwar nicht bloß aus einem vorübergehenden, sondern aus einem chronischen, immer stärker empfundenen. Sie wird darum nicht, wie die echte Lebenslust, durch ein gelegentliches Fest der Freude befriedigt, sondern dadurch im Gegenteil eher aufgereizt. Sie verlangt nach mehr und mehr. Sie stammt darum keineswegs aus der äußeren Armut, im Gegenteil: ihre am meisten charakteristischen und auch ihre ausschweifendsten Formen nimmt sie ausnahmslos gerade da an, wo die Fülle des äußeren Reichtums ist, heiße er Ehre und intellektuelle Bildung oder Geld und Lebensgenuß. Es ist beinahe ein Gesetz zu nennen, daß diese die Krankheit der Genußsucht erzeugen. Gerade wo man meinen sollte, daß der Stoff für die Flamme der Freude reichlich genug vorhanden sei, wird er von außen her geholt. Künstliche Veranstaltungen werden gemacht, um das Wunder der Freude zu schaffen und es entspricht diesem ganzen Wesen, daß sie immer künstlicher, immer raffinierter werden, bis man zuletzt bei jenen Orgien des Wahnsinns anlangt, die uns aus den Marmorsälen der untergehenden römischen Gesellschaft und aus den Palästen der amerikanischen Milliardäre berichtet werden. Man ist nun einmal in der Richtung von der Natur weg begriffen und gelangt auf dieser Bahn immer weiter. Andere freilich trachten diese Sucht auf feinere Weise zu stillen: sie verschaffen sich auserlesene geistige Genüsse, werden geistige Gourmands. Aber auch für sie bleibt kennzeichnend, daß sie das Besondere suchen, das Künstliche, und daß ihnen die Freude nicht aus dem natürlichen Leben und Schaffen, den

einfachen Gaben des Geistes quillt. Manchmal schlägt dieses Wesen scheinbar ins Gegenteil um: man wendet sich dem Einfachen, Natürlichen zu; die Herren und Damen der entarteten Hofgesellschaft Ludwigs des Vierzehnten und des Fünfzehnten spielen die Schäfer und Schäferinnen. Aber es handelt sich dabei nur um ein gesteigertes Raffinement, auch das Einfache, Natürliche wird Reizmittel. Man wirft sich wohl auch auf die Sittlichkeit, die Religion. Genußkranke Weltdamen sind ja oft sehr bigott, und zwar entweder noch mitten im Genußleben selbst, sodaß die Frömmigkeit mit diesem abwechselt, oder auch so, daß sie dieses ersetzt, wenn sie seiner müde geworden sind; aber auch die Religion wird ihnen Genuß. Sie suchen auch hier das Pikante, Extravagante, nicht ohne große Gefahr für die Religion und für sich selbst.

Alle Formen der Genußsucht sind so zu erklären: als Folgen der inneren Leere, die nach äußerem Material greift, um diese Leere auszufüllen. So kann auch leidenschaftliches Lesen eine Form der Genußsucht sein und jedenfalls ist das die Romanlesewut mancher müßigen Damen. Aber auch für die roheren Formen der Genußsucht finden wir hier die Erklärung. Der Alkohol soll einen Mangel an Leben ersetzen, eine Lebensleere ausfüllen. Das ist immer und überall sein, gelegentlich bewußter, meistens unbewußter, Zweck. In äußerer oder innerer Lebensarmut und Lebensschwäche, in der lähmenden und aushöhlenden Traurigkeit, in dem Gefühl, irgend einer Aufgabe nicht ganz von innen her gewachsen zu sein, greift der Mensch nach dem Glase. Das gilt vom König wie vom Bettler, vom Unternehmer wie vom Arbeiter, vom Manne wie von der Frau. Daß wir Alkohol nötig haben, beweist, daß es uns an einem besseren Leben fehlt. Wir suchen darin einen Lebensreichtum, eine Lebenserhöhung, die wir auf andere Weise nicht zu gewinnen vermögen.[1]) Kinder bedürfrn darum im allgemeinen des Alkohols nicht. Ganz das Gleiche gilt von der andern und allgemeinen Form der Genußsucht: der geschlechtlichen Ausschweifung. Es wird in diesem Genuß ein Leben gesucht, das man sonst nicht findet. Das ist das ganze Geheimnis. Es ist eine noch lange nicht genug erkannte Tatsache, daß das Laster zum guten Teil aus der Freudlosigkeit stammt. Nietzsche hat dies richtig gesehen. „Die Mutter der Ausschweifungen," sagt er, „ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit." Das Laster ist verirrter Lebensdrang. Dieser hat sich verirrt, weil er keine gesunde und wahre Stillung fand.

Nun müssen wir aber den zweiten Zug hervorheben, der für die Genußsucht so charakteristisch ist: Sie kann nicht mehr aufhören. Sie hat nichts von jener hohen Freiheit an sich, die die echte Lebenslust kennzeichnet, sie ist ein Zwang, ein elendes Müssen, oft gegen die besten Stimmen der Seele. Diese Sache ist bekannt

[1]) Ich stimme hierin vollkommen mit der Anschauung überein, die Herr Pfarrer Bader in seiner Schrift über „Alkoholismus und Seelsorge" entwickelt. Hier habe ich selbst stets die tiefste psychische Wurzel des Alkoholismus gesucht.

genug. Sie berührt uns trotzdem oft als ein Rätsel. Der Trinker kann nicht anders; das erste Glas drängt zum zweiten und so fort, und auch der Rausch bedeutet keine Stillung des Begehrens. Aehnlich ergeht es dem vom Feuer der Wollustkrankheit Erfaßten. Aber auch die feineren Formen der Genußsucht geraten gar bald auf diese Bahn. Es gibt eine ästhetische Genußsucht, die sich in der Aufnahme künstlerischer Eindruck nie genug tun kann; eine religiöse Genußsucht, die beständig in frommen Gefühlen schwelgen möchte, die von einer sogenannten religiösen Persönlichkeit zur andern läuft, von ihr nimmt, was man ihr an religiösem Genuß abnehmen kann und dann, dadurch nur noch leerer geworden, weiter eilt, wenn möglich immer Absonderlicherem entgegen, um zuletzt vielleicht bei der groben Sinnlichkeit anzulangen. Allen diesen Formen der Genußsucht ist ein Zug gemeinsam: sie begehren den Rausch, den sinnlichen oder geistigen Rausch, und wenn sie ihn einmal gekostet haben, begehren sie ihn immer häufiger und in immer stärkeren Graden. Die Genußsucht will mehr und mehr — sie hat nie genug. Das Unendliche möchte sie haben, aber da man das Unendliche nicht genießen kann, so gibt es für sie keine Sättigung. Darum nimmt sie zuletzt Formen an, die über das Begreifliche, das gewöhnlich Menschliche hinausgehen. Sie wird dämonisch. Dämonisch wird ihre Leidenschaft, dämonisch die Kraft, die sie an deren Stillung setzt, dämonisch der Trotz, den sie den Versuchen entgegenstellt, sie zu hemmen oder zu brechen, dämonisch die Wut, wenn ihr die Erkenntnis kommt, daß sie doch nie wirklich gestillt werden kann, dämonisch ihre schließliche Verzweiflung. Wie oft hat uns dieses Dämonische in einer Weise angeschäumt, daß wir innerlich erbebten! Aber das Dämonische ist ein verirrtes Göttliches. Es ist das Unbedingte, das Unendliche, im Menschen, das auf falsche Bahn geraten ist und nun auch im Verkehrten, im Bösen, unbedingt, unendlich wird.

Der Dämon aber ist ein Gebundener; er knechtet und ist selbst Knecht. Diese Sklaverei der Genußsucht müssen wir noch einen Augenblick ins Auge fassen. Sie ist eine natürliche Folge ihres Grundwesens. Sie sucht die Stillung ihres Verlangens außer sich; damit gerät sie in Abhängigkeit vom Aeußerlichen. Darum geht Genußsucht nicht mit Freiheit zusammen; darum gehen genußsüchtige Völker der Freiheit verlustig. Alles Laster, alle Ausschweifung knechtet. Schmähliche, unbegreifliche Abhängigkeiten sind darum regelmäßig mit lasterhaften Personen oder Zuständen verbunden; lasterhafte Zeiten unterwerfen sich einem Scheusal von römischem Imperator oder christlichem König, die selbst wieder von den männlichen und weiblichen Werkzeugen ihres Lasters abhängig sind. Der Geizige hängt von irgend einem Gefährten und Gehilfen seiner Geldmacherei ab; der geschlechtlich Ausschweifende wird von irgend einem Erpresser, vor dem er sich fürchtet, ausgebeutet; der Alkoholiker hängt sich an irgend einen Trinkkumpan. Jeder ist ein Sklave dessen, der ihn bei seiner

Leidenschaft zu fassen vermag. Dabei ist das Eigentümliche, daß dieses Wesen sich als *Freiheit* ausgibt und durch den Zauber der Freiheit verführt, da es doch elende Gebundenheit ist. Solche Verwechslungen und Täuschungen spielen im Leben eine große Rolle. Das Dämonische gibt sich als das Göttliche aus. Es will die vollkommene Freiheit sein. Aber das Dämonische ist Knechtschaft, nur das Göttliche ist Freiheit. Das Göttliche allein ist Fülle, das Dämonische ist Mangel, das Göttliche ist Ja, das Dämonische ist Nein. Wir stoßen auch hier auf die Tatsache, daß die Genußsucht unter dem Schein der Einerleiheit das genaue Gegenteil der echten Lebenslust ist: diese ist ein inneres Müssen und gerade darin völlige Freiheit, jene ist ein scheinbar freies Wollen und gerade darin elende Knechtschaft.

Vielleicht verstehen wir jetzt, was die Widerstände bedeuten, die dem Kampf gegen die Genußsucht begegnen und uns ganz rätselhaft vorkommen: *Es sperrt sich der gebundene Wille.* Er möchte frei sein und will es doch nicht zugestehen. Denn er glaubt ein Gut zu haben, das man ihm entreißen wolle. Er fühlt das Elend dieses Lebens, aber er kann es doch nicht lassen. Er ist sein Knecht, und fühlt seine Entwürdigung, aber er kehrt sich gegen den, der ihn frei machen will. Das ist die seltsame Verkehrtheit des Lasters. Aber auch da, wo es nicht so weit kommt, herrscht doch ein Nichtkönnen, das aus einem unbewußten Nichtwollen stammt. Wir haben es mit einem gebundenen Geschlecht zu tun. Es ist gebunden durch den Mangel, der Fülle scheint, durch das Nein, das sich als Ja ausgibt. Es sind *Mächte* und *Gewalten*, mit denen wir zu kämpfen haben.

Wir wollen schließlich noch einen Gedankengang einschlagen, der uns die Macht, mit der wir ringen, vielleicht noch in neuer Beleuchtung zeigt. Das Genießenwollen ist ein allgemein menschlicher Hang. Er hat auch sein bestimmtes Recht in der Gesamtökonomie unseres Lebens. Nun besteht aber die Gefahr, daß das, was als ein *Teil* des Lebens berechtigt ist, das *Ganze* werden will. Auch wer von Natur nicht einen starken Hang nach dieser Richtung hin besitzt, kann durch die Gewohnheit allzuvielen Genießens in diese Bahn geraten. So wenig Lebenslust schon Genußsucht ist, so kann sie doch Genußsucht werden. Es gibt daneben aber Naturen, die recht eigentlich auf das Genießen angelegt sind. Dieses mag dabei auf feinere Gegenstände gehen, die Gefahr bleibt doch groß. Sie müssen in allem Leben den Genuß allein oder doch zuerst den Genuß suchen, oft ohne sich dessen bewußt zu sein. Man mag sie *ästhetische* Naturen nennen. Dabei bitte ich aber, nicht an den engeren Sinn dieses Wortes zu denken, worin es „künstlerisch" bedeutet. Wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß unter den Künstlern solche Naturen besonders häufig vorkommen, so sind sie doch bei weitem nicht auf diesen Kreis beschränkt.

Diese Naturen besitzen an dem geschilderten Hang eine bedenkliche Mitgift. Wie Viele von ihnen sind schon an dieser Glut zu Grunde

gegangen! Andere leiden ihr Lebenlang unter dem ungestillten Verlangen; denn das Leben ist so geartet, daß es dieses Verlangen selten genug befriedigt. Sie möchten es gern abschütteln, weil sie seine Gefahr kennen, aber sie vermögen es nicht. Es ist aber ihr Glück, wenn das Leben sie karg hält. Dann verwandelt die Sehnsucht sich in Schöpferkraft, die Entsagung in Reichtum. Wo es aber gelingt, dem Leben gleichsam diesen süßen Kern, den Genuß, auszusaugen, da wird es schal und krank — das Leben weicht! Goethe, der selbst etwas von dieser dämonischen Glut in sich trug, hat uns im Faust den Weg einer solchen Natur gezeigt. Aber während es für Faust eine Rettung gibt, haben wir in unsern Tagen an einem Goethe in einigen Punkten nicht unähnlichen Künstler sich die Tragöde des Aesthetentums vollziehen sehen. Ich denke an den englischen Dichter Oskar Wilde. Ein Günstling des Glückes, wie Wenige, schön, reich, genial, macht er das Leben zu einem ununterbrochenen Fest des Genusses. Auch seine Kunst wird als Genuß betrieben. Halbe Tage sitzt er vor seiner Edelsteinsammlung, den Glanz der Steine unersättlich einsaugend, gerade wie ein Trinker, der von seinen edlen Weinen nicht loskann. Seine Seele wird krank. Er, der ursprünglich Edle, verfällt in abscheuliche Gemeinheit. Wie diese ans Licht kommt, will er, der sonst der Gesellschaft übermütig Hohn Sprechende, sich durch freche Lüge helfen. Er kommt ins Zuchthaus, aber auch das Zuchthaus muß ihm Genuß schaffen. Genuß sucht er auch nach der Entlassung. Darum gibt es für ihn keine Rettung. Er verkommt im Elend.

Es hat Ursache auf der Hut zu sein, wer in Gefahr steht, das Leben als Genuß und den Genuß als Lebeu zu behandeln! Es ist eine Krankheit zum Tode.

Eine Krankheit zum Tode! Damit sind auch die Folgen der Genußsucht gekennzeichnet. Darüber brauchen wir nicht ausführlich zu reden. Wir dürfen sie als bekannt voraussetzen; auch haben wir sie schon in der bisherigen Darstellung des Uebels immer wieder gestreift. Doch mag es zur Klärung und Vertiefung seiner Erkenntnis dienen, wenn wir die von uns gefundene Formel für sein Wesen und seinen Ursprung nun auch ausdrücklich auf seine Folgen anwenden.

Wie die Genußsucht aus der Leere entsteht, so ist auch ihre Wirkung Leere. Dies gilt vom leiblichen und seelischen Leben gleicherweise. Sie verzehrt im Genuß die Kraft, die das Leben zu seiner Gesundheit und Selbsterhaltung nötig hätte. So wird sie Erschöpfung; diese aber wird ein trefflicher Nährboden für jede Schwäche und jedes Siechtum. Das Heer der Krankheiten, das unser Geschlecht peinigt, ist zum guten Teil Folge der Genußsucht. Was Alkoholismus und geschlechtliche Ausschweifung als „Hoflieferanten seiner Majestät des Todes" leisten, weiß jedermann, aber auch die andern Formen der Genußsucht beteiligen sich erfolgreich an diesem Wettbewerb um das Leichentuch. Unsere Nervosität namentlich hängt aufs engste mit ihr zusammen. Sie stammt entweder unmittelbar aus

ihr oder aus der Hetze und inneren Leere, die die Genußsucht erzeugt. Erschöpfte Nerven sind sinnengierig. Steht so im körperlichen Leben am Ende des Weges der Genußsucht der Tod, so erst recht im geistigen. Die schöpferischen Kräfte der Seele werden im Genuß verzehrt. Dann sind sie für die Arbeit nicht mehr da. Die dadurch erzeugte Leere verlangt nach Ausfüllung; diese wird wieder im Genuß gesucht, dieser aber wirkt größere Leere und so geht es in verhängnisvoller Wechselwirkung weiter. Es ist eine deutliche Tatsache, daß ein reiches Maß des Genusses namentlich die seelische Schöpferkraft lähmt, und zwar gilt dies von ganzen Zeitaltern so gut, wie von den Einzelnen. An Stelle des Geistes rückt, vielleicht ganz langsam und unmerklich, der Stoff. Der Sinn für die unsichtbaren Wirklichkeiten der Geisteswelt schwindet. Das Leben verlegt gleichsam seinen Sitz in die Sinnlichkeit. Ihre Wirklichkeiten allein werden noch verstanden und daneben vielleicht noch solche Formen des Geistes, die mit dem Sinnlichen näher zusammenhängen: das Technische oder Aesthetische. Am Ende des Weges steht der Unglaube (der ganz wohl mit formaler Frömmigkeit verbunden sein kann), der Pessimismus, der da klagt: „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel." Das Leben ist verzehrt worden, übrig geblieben ist der Tod. So ist auch die größte Not unseres Zeitalters, sein Mangel an Glauben (im tiefsten und zugleich freisten Sinne des Wortes) zum Teil eine Folge unserer Krankheit. Freilich nur zum Teil, denn zum Teil ist sie auch ihre Ursache; es besteht auch hier eine Wechselwirkung.

Jedenfalls bestätigt sich hier die Behauptung, die wir zum Beginn aufgestellt haben, daß Einfachheit und Herbigkeit des Lebens eine Hauptbedingung geistiger Kraft und Fruchtbarkeit sei. Hier gilt die Ordnung, daß aus der Armut Reichtum quillt. Wer das Leben an das Werk setzt, schafft vermehrtes Leben, wer es genießt, erntet den Tod.

II.

Nachdem wir so das innerste Wesen der Krankheit zu ergründen versucht haben, treten wir jetzt an die Frage heran, was für besondere Ursachen daran schuld sind, daß gerade unser Geschlecht genußsüchtig geworden ist? Denn das müssen wir noch wissen, bevor wir den Weg zur Genesung suchen können. Oder sollten wir vielleicht noch beweisen müssen, daß unser Geschlecht im besonderen Maße genußsüchtig sei? Es könnte ja wohl jemand sagen, es sei eine wohlbekannte Täuschung, zu meinen, daß gewisse bedenkliche Züge am Bilde einer Zeit gerade dieser besonders eigen seien; vergangene Zeiten seien genau so genußsüchtig gewesen wie die unsrige und die Zeitgenossen hätten darüber ganz ähnlich geklagt wie wir.

Ist das richtig? Ich glaube doch nicht. Man bedenke nur, welche ungeheure Ausdehnung die zwei gröbsten und allgemeinsten

Formen der Genußsucht: Alkoholismus und geschlechtliche Ausschweifung, gerade in unserem Zeitalter gewonnen haben! Es ist aber von vornherein anzunehmen, daß diese nicht vereinzelt dastehen, sondern in ihrem Wachstum nur Symptome einer Zunahme der ihnen zu Grunde liegenden Tendenz sein werden. Im Uebrigen widerlegen wir diesen Einwand am besten durch die Beantwortung der von uns gestellten Frage.

Eine allgemeine Antwort können wir nun von vornherein geben: Offenbar muß über unser Geschlecht und vielleicht schon über die unmittelbar vorhergehenden, eine große Verarmung gekommen sein, eine Verarmung an Leben. Es muß ihm nicht mehr, wie in besseren Zeiten, das Leben als solches Freude sein, die natürliche, gesunde Lebebensluſt muß abgenommen haben. Ein tiefer Mangel muß eingetreten sein, ein vielleicht den meisten nicht bewußter Mangel. Das klingt nun freilich seltsam, angesichts der unermeßlichen Steigerung des Kulturreichtums, die gerade uns geschenkt worden ist. Aber es könnte sein, daß gerade dieser Reichtum uns zur Armut geworden wäre. Der Gedanke, daß es so sein könnte, ist uns im Allgemeinen schon seit einiger Zeit vertraut geworden; sehen wir zu, ob er uns die gesuchte Erkenntnis verschaffen kann.

Echte Lebensluſt, sagten wir, ströme aus dem unmittelbaren Leben selbst, aus den Elementen des Lebens: Arbeit und Ruhe, Freude und Schmerz, Tun und Leiden, menschlicher Gemeinschaft und seelischen Erleben. Sie ist schöpferischer Art nicht vom Stoff abhängig, frei, königlich, göttlich. Wenn nun an die Stelle der reich und leicht quellenden Lebensluſt die Genußsucht getreten ist, so müssen wir annehmen, daß eben jene ursprüngliche goldene Quelle der Lebensluſt versiegt sei oder doch viel kärglicher fließe. Wie verhält es sich damit?

Wir schlagen auf der Suche nach den letzten Gründen der Genußkrankheit den Weg von außen nach innen ein und beginnen an der Stelle, wo heute das Problem der Zeit besonders sichtbar und aufregend geworden ist, bei den sozialen Ursachen. Hier aber möchte ich wieder an ein Problem anknüpfen, das im sozialen Kampfe unserer Tage viel zu reden gibt. In bürgerlichen Kreisen stoßen wir beim ersten Schritt in eine Diskussion der sozialen Fragen hinein regelmäßig auf die Klage über die Genußsucht der Arbeiterbevölkerung, die in so grellem Widerspruch mit der Rede von der Teuerung, den zu niedrigen Löhnen stehe. Was ist darüber zu sagen?

Ich gebe die Tatsache zu, allerdings nur mit wichtigen Einschränkungen. Es muß deutlich gesagt werden, daß die Genußsucht in den bürgerlichen Kreisen allermindestens ebenso groß ist und dazu viel weniger zu entschuldigen, ja, daß das schlimme Beispiel auch in dieser Sache, wie in allen andern, von den obern Schichten der Gesellschaft kommt. Wer kauft jene guten Dinge, die, in den Schaufenstern ausgestellt, den ärmeren Bevölkerungskreisen die Phantasie erfüllen? Die Genußsucht des sogenannten Volkes ist nicht größer

als die unsrige, bei weitem nicht, sie ist bloß sichtbarer und wird namentlich von uns besser gesehen und schärfer gerichtet als die eigene. Ich muß aber auf Grund reicher Erfahrung hinzufügen, daß sie überhaupt nicht so groß ist, wie Viele meinen. Wir sehen die kleine Minderheit der im Wirtshaus Sitzenden oder sonst ihren Verdienst auf törichte oder schädliche Weise vertuenden Arbeiter, aber nicht die ungeheure Mehrheit, die im schwersten Daseinskampf sich mit dem Allernötigsten zufrieden geben muß, wenn es überhaupt gehen soll. Mit diesen um der Gerechtigkeit und Liebe willen notwendigen Einschränkungen sei trotzdem zugegeben, daß der Genußhunger des Proletariats groß ist und daß es aus diesem Hunger heraus viel Verkehrtes tut, wobei wir besonders an den Alkohol denken müssen. Aber nun müssen wir uns — ebenfalls um der Gerechtigkeit und Liebe willen — nach den Ursachen dieser Erscheinung fragen. Darüber ist nun freilich schon so Vieles und Zutreffendes gesagt worden, daß wir uns ganz kurz fassen und uns damit begnügen dürfen, die Sache in das Licht der von uns gewonnenen besondern Gesichtspunkte zu rücken.

Auch die Genußsucht des Arbeiters stammt aus der Leere, dem Mangel. Seine ganze Existenz ist so, daß aus ihr nicht von selbst Freude quillt; die Elemente des Lebens sind ihm verwüstet und entseelt. Das gilt vor allem von seiner Arbeit. Sie entbehrt jenes schöpferischen Elementes, aus dem, wie wir gesehen haben, vor allem Freude strömt. Diese Schöpferfreude, die ein Nachklang ist der höchsten Schöpferseligkeit, kennt der Künstler jeder Art. Sie ist auch dem Bauer zugänglich. Dieser ist gleichsam am unmittelbarsten Gottes Mitarbeiter, denn er arbeitet zusammen mit Sonne, Wind, Regen, der schaffenden Kraft der Erde. Darum muß auch etwas von der Lust des schaffenden Lebens still und unbewußt auf ihn übergehen. Diese Freude wurde und wird bis zu einem gewissen Grade auch dem Handwerker alten Stils. Für den heutigen Industriearbeiter ist sie größtenteils verloren gegangen. Man hat es oft gesagt, daß die Maschine das schöpferische Element aus der Arbeit weggenommen, daß sie dem Arbeiter die Seele geraubt habe. Darin mag eine gewisse Uebertreibung liegen, aber wahr bleibt, daß das Mechanische überall dem Schöpferischen widerstreitet. Dazu kommt aber die Hast und Hetze, die mit dem modernen Arbeitssystem verbunden ist. Sie verhindert das freie Spiel der Gedanken, das die Arbeit begleiten muß, wenn sie Freudenquelle werden soll, und verunmöglicht jene schöpferische Ruhe, die zugleich angespannteste Tätigkeit und in beiden hohe Lust, Schöpfungslust, ist. Aus solcher Arbeit können keine Lieder mehr aufsteigen, der Fabriksaal ist liederlos; von ihr gilt nicht mehr das Wort:

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand."

Freude quillt aus der Freiheit, sie ist die Tochter der Freiheit; sogar die Wörter sollen stammverwandt sein. Jene Arbeit aber ist unfrei, weil sie mechanisch, und weil der Stecken des Treibers, das heißt eben die geschilderte Hast und Hetze, über ihr ist. Aber woher stammen nun diese selbst? Offenbar daher, daß unser Arbeitssystem von einem Ziel allein beherrscht ist: dem möglichst raschen und möglichst großen Geldgewinn. Das ist in diesem Maße etwas Neues. Gewiß hat man auch früher um des Erwerbes willen gearbeitet und nicht bloß um der Freude an der Arbeit willen, aber der Gedanke an den klingenden Gewinn reichte nicht sozusagen bis in jede Arbeitsminute und in jedes Eckchen und Winkelchen der Arbeit hinein. Es blieb Raum nicht nur für die Gemütlichkeit, sondern auch für das Spiel, die Kunst, die freie Schaffensfreude in der Arbeit, es blieb darin etwas von goldener Freiheit, von Lebensschönheit und Lebenswunder, etwas von Gott, von Gottesglanz und Gottesdienst. Jetzt ist an Stelle Gottes fast restlos das Geld getreten. Der Arbeiter denkt nur an seinen Lohn, der Unternehmer an seinen Gewinn. Das Akkordsystem, das die Fabrikarbeit beherrscht und rein technisch betrachtet auch das Richtige sein mag, zwingt völlig zu dieser Auffassung und vermehrt dazu jene Hast und Hetze, die schon durch die moderne Maschine als solche hervorgerufen wird. Daraus entsteht dann die Erschöpfung, die ja viel mehr eine Folge des Mechanischen und Gehetzten in der Arbeit als eines zeitlichen und quantitativen Zuviels ist. Dabei sind Alle Getriebene, der Unternehmer nicht minder als der Arbeiter. Denn im Hintergrund der modernen Arbeit steht die moderne Konkurrenz, der wirtschaftliche Kampf, der kein Erbarmen und keinen Edelsinn kennt. Er raubt dem Geschäftsmann immer mehr die Freude an seinem Werk. Es thront über der heutigen Arbeit der Mammon. Er ist ein Götze. Als Götze knechtet er, während Gott Freiheit schafft; als Götze hetzt er die Menschen gegen einander, während Gott sie verbindet; als Götze stachelt er sie in eine Leidenschaft hinein, die halb Rausch ist, halb Angst, während Gott den Menschen zu sich selbst bringt. Die Gabe Gottes ist Seligkeit, die des Götzen Unseligkeit. Natürlich verschwindet damit aus der Arbeit die Freude an der menschlichen Gemeinschaft, am gemeinsamen Tun, durch die sie ja so sehr verschönt und geadelt werden könnte; Arbeiter und Unternehmer werden sich Fremde, ja Feinde, die Vertreter des gleichen Gewerbes sehen in einander bloß die Konkurrenten. Wie könnte da die Arbeit noch den alten Segen in sich tragen?

Geht nun der Arbeiter — um zu ihm zurückzukehren — aus dem Fabriksaal mit seinem Lärm und Staub und seiner Natur- und Poesielosigkeit nach Hause, so wandert er vielleicht durch öde Straßen, wo die Mietskasernen stehen, eine wie die andere, und eine so öde wie die andere, in eine Wohnung, die in neunzig von hundert Fällen ebenfalls öde ist, dazu viel zu eng, von der Natur abgeschlossen

Sein seelisches Leben ist abgestumpft, sein Anteil an dem Reichtum der geistigen Welt gering. Er steht doch meistens noch seitab vom Strom der höhern geistigen Kultur. Wer will sich wundern, wenn der gehemmte Lebenstrieb sich auf gewaltsame und vielleicht rohe Weise Luft macht, wenn das Wirtshaus, der Tanzboden besonders das junge Volk locken? Denn es sind Menschen, Menschen mit warmem Blut, Menschen mit dem starken Lebenshunger in der Seele, die ein solches Leben aushalten müssen und darob seelisch erkranken. Die Genußsucht des Proletariats ist, wie die andere Proletarierkrankheit, die Schwindsucht, die Ausgeburt eines Mangels[1]).

Wir haben uns bei der Genußsucht der Arbeiterklasse so lange aufgehalten, einmal, weil sie so selten verstanden wird, sodann weil wir uns hier der eigentlichen Wurzel unserer Not überhaupt nähern. Nun müssen wir noch aussprechen, was wir schon angedeutet haben, daß die Genußsucht der besitzenden Klassen ganz die gleichen Ursachen hat. Die Ursache heißt auch hier Lebensleere und diese Lebensleere ist erzeugt durch eine falsche Kultur. Auch ihre Arbeit wird getan um des Geldes willen. Sie hat keinen hohen Sinn in sich selbst. Es fehlt ihr das Element der göttlichen Freiheit und Stille. Die Konkurrenz ist, wie wir gesehen haben, ihre harte

---

[1]) Auf unübertreffliche Weise hat Lagarde schon vor Jahrzehnten (im Jahre 1875) diese Ursache der Genußsucht des Proletariats aufgedeckt. Nachdem er gezeigt, daß die heutige Industrie vielfach zu überflüssigen Bedürfnissen verleite, fährt er fort: „Wirkt aber die Industrie zerstörend auf den Charakter derer, welche sie zu unnötigen Ausgaben verleitet, so noch viel mehr auf den Charakter derer, welche sie in ihre Dienste nimmt. Sie weist wesentlich auf Teilung der Arbeit und darum raubt sie ihren Sklaven die Freude an der Arbeit. Es ist von niemanden zu verlangen, daß er jahraus, jahrein nichts tue, als die Maschine stellen und beaufsichtigen, welche Briefumschläge faltet und leimt, oder Nadelöhre bohrt. An dergleichen wird das Herz nicht satt; der Mensch will Ganzes haben. Weil das Gute Harmonie ist, darum liegt in uns, den zum guten Gott hin Geschaffenen, der Trieb, Künstler zu sein, und seine lebhafte Abneigung gegen Mechanik. Die notwendige Folge solcher Beschäftigungen, wie sie die Industrie zumutet, ist die, daß die Beschäftigten einen Ersatz für die dem Menschen nun einmal wie Licht und Luft nötige, übrigens jetzt in Deutschland überall, aber namentlich in den Werkstätten und Fabriken, fehlende Freude verlangen. Die armen Landweber Schlesiens und des Wuppertales suchten diese einst da, wo man sie am besten finden kann, in Gott; jetzt ist die Richtung der Menschenseele nicht nach oben gekehrt. Wenn aber jemand der Religion enträt, die im Wesentlichen Sinn für Realität ist, und die ihren Kindern nichts so tief einprägt, als den Ekel vor den Stellvertretern des Wesentlichen — du sollst keine andern Götter neben mir haben — so greift er selbstverständlich nach Surrogaten: amuser un chien hieß bei den Jägern des alten Frankreich, dem Hunde Fett über die muse (jetzt museau = Schnauze) streichen, damit er trockenes Brot für Butterbrot fresse; man weiß, über wie weite Strecken des Lebens das in diesem Ausdruck geschilderte Geschäft jetzt Gewalt hat. Gleichgültig hinbrütende Verzweiflung oder wüstes Schlemmen ist die psychologisch notwendige Folge der unserer Industrie eigentümlichen Teilung der Arbeit bei allen denen, welche ihre Hoffnung nicht auf ein Jenseits gesetzt haben. Die Industrie unserer Tage braucht Menschen überhaupt nur da, wo sie Maschinen nicht einstellen kann, und sie braucht die Menschen möglichst als Maschinen, d. h. sie entkleidet sie ihres Charakters als Menschen." (Deutsche Schriften S. 197).

Treiberin. Darum wird sie getan, weil sie getan werden muß, möglichst hastig, möglichst angespannt, denn dahinter winkt — der Genuß! Arbeit und Genuß, die verbunden sein sollten, gehen auch hier auseinander[1]). Genau in dem Maße, als der Geist aus dem Leben weicht, gewinnt aber das Geld eine Vorherrschaft und umgekehrt. Das ist aber die Art des Mammons wie jedes Götzen, daß er seine Knechte nur frei gibt, um sie der Sinnlichkeit auszuliefern. Geldmenschen haben fast immer eine sinnliche Schwäche. Nicht umsonst hören wir gerade aus jenen amerikanischen Kreisen, wo das Geldmachen einziger Lebensinhalt ist, von den Orgien der Genußsucht, die wir schon erwähnt haben. Mammonismus und Genußsucht hängen enger zusammen, als man wohl denkt. Aber der Geist des Materialismus, der sich hier als Mammonismus zeigt, beherrscht auch in anderen Formen einen großen Teil unserer Gesellschaft. Auch die geistige Arbeit steht heute in einer Weise unter dem Zeichen der Konkurrenz und des äußeren Erfolges, wie noch niemals, und darum sättigt sie nicht, sondern schafft Leere. Diese Leere aber verlangt wieder Genuß. Das Leben ist des Geistes, des göttlichen Inhalts, entleert, an den leeren Stellen aber siedeln sich bekanntlich die Dämonen am liebsten an. Auch der Müssiggang gewisser Gesellschaftskreise, der ein so fruchtbarer Nährboden der Genußsucht ist, hängt mit der falschen Orientierung unserer Kultur zusammen. Ihm entspricht auf der andere Seite die Erschöpfung, die für unser Geschlecht so kennzeichnend ist. Eine Kultur wie die unsrige muß erschöpfend wirken; Erschöpfung aber wird wieder, wie gezeigt worden ist, ein Nährboden der Genußsucht. Wir behelfen uns mit „Genuß", weil es uns zu echter Lebenslust an Kraft und Frische fehlt. Wir arbeiten viel, aber im Grunde nicht mit rechter Lust; unsere Freude ist nicht bei der Arbeit. Aber wenn man nicht an der Arbeit Freude hat, so wird man notwendig genußsüchtig. Denn wenige Dinge machen den Menschen unglücklicher und friedloser, als wenn er keine Ruhe für seine Seele findet in der Arbeit.

Man kann die Sache noch von unserem andern Hauptgesichtspunkte aus betrachten. Wir haben gezeigt, wie eine Ueberfülle von Material die Freude hemme, statt fördere, weil sie das schöpferische Leben schädige. Das ist aber genau der Zustand unserer Kultur. Sie ist so reich, so kompliziert geworden, daß sie drückend auf uns wirkt. Wir kranken daran. Es ist eine Ueberernährung, die nicht Kraft erzeugt, sondern bloß einen krankhaften Hunger, der sich auf das Besondere, das Pi-

[1]) Auch dies hat Lagarde erkannt. Er fährt (an der genannten Stelle) fort: „Und die Fabrikherren? Meint man in der Tat, es höhle das Menschenherz nicht aus, hunderte zu Kindern Gottes veranlagte Geschöpfe in der Weise zum Geldverdienen zu benutzen, wie dies in unseren Industriestädten geschieht? Meint man in der Tat, eine Nation sei glücklich, in welcher Fabrikherren sich mit den Rüben-, Kohlen- und Schnapsbaronen und den Börsenfürsten in das höchste Ansehen teilen? Der Mensch lebt hier, um die Ewigkeit ertragen zu lernen, aber nicht um seinen Brotherren die Anschaffung von Dividendenpapieren zu ermöglichen."

kante, das Verkehrte ja Perverse wirft; es ist eine Last, die Schwäche wirkt, die Schwäche aber wirkt Sehnsucht nach dem Reizmittel, dem physischen und psychischen. Wenn wir reich sind an Kultur — wenigstens sogenannter Kultur — so sind wir dafür arm an Natur. Das städtische, ja großstädtische Wesen breitet sich aus; es vertreibt aber die Natur. Das ist vielleicht der schlimmste Fluch der großen Stadt. Wo der Mensch von der innigen und regelmäßigen Gemeinschaft mit der Natur abgeschnitten ist, da entgeht ihm eine Fülle reinen, tiefen Lebens. Er verliert das Gleichmaß, die Ruhe, und Kindlichkeit des Gemütes, die Fähigkeit zu stiller Beschaulichkeit, tiefem Ruhen in sich selbst und in den Dingen; das verstandesmäßige Wesen wuchert, das Gemütsleben verdorrt; der Mensch findet immer weniger Leben und Reichtum in sich selbst, er muß daher nach äußerem Stoff greifen. Weil es ihm an innerster Ruhe fehlt, wird er unmäßig, ausschweifend. Den Menschen, der von der Natur abgekommen ist, ergreift ein Hunger, ein Lebenshunger. Es ist oft bloß einfach Hunger nach Naturgenuß, aber auch dieser wird dann heftig, maßlos. Darum müssen unsere großen Städte Brutstellen geistiger Seuchen sein. Diese in Kontore, Fabriken, Werkstätten, Schulhäuser, Amtshäuser, in vornehme oder proletarische Mietskasernen zusammengedrängten Massen müssen seelisch erkranken.

Es fehlt uns an Natur. Nicht nur sind wir zu sehr vom unmittelbaren Verkehr mit dem, was wir gewöhnlich unter Natur verstehen, getrennt, wir sind überhaupt zu weit vom natürlichen, das heißt: vom ursprünglichen, gesunden und einfachen Leben abgekommen und ins Gekünstelte hineingeraten. So stehen wir wieder vor dem Ergebnis: es fehlt uns an Naturkraft des Leibes und der Seele, darum sind wir genötigt, künstlichen Erfolg zu suchen. Und das ist so gekommen, weil wir, zum Teil gestachelt durch unsere eigene Gier, zum Teil genötigt durch Mächte, die stärker waren als wir, Raubbau getrieben haben am Kostbarsten, was es gibt, am Unwiederbringlichsten, am Leben. Nun fehlt es uns am Leben und wir erfahren die Wahrheit des Wortes Jesu, das in genauer Uebersetzung lautet: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, litte aber Schaden an seinem Leben? Und was kann der Mensch tun, daß er sein Leben wieder löse?“

Es fehlt uns vor allem an Geist. Das ist unsere allergrößte Armut. Nicht in jedem Sinn fehlt es uns an Geist; vielmehr haben wir in gewissem Sinn zu viel davon: zu viel an Reflexion, zu viel an Bewußtheit, zu viel an alles zersetzendem Scharfsinn. Das gehört auch zu unserem Mangel an Natur. Von diesem Geiste möchten wir uns etwas weniger wünschen und dafür mehr Einfalt und Kraft. Denn dieser Reichtum hilft dazu, uns arm zu machen. Dieser Geist vertreibt das höhere Leben, das wir meinen, wenn wir von Geist reden: Unmittelbarkeit, Reichtum und Tiefe der Seele. Auch in Bezug auf das höchste geistige Leben hat sich jener Vorgang ab-

gespielt, den wir soeben geschildert: es ist ein Gottesreichtum und Gotteswunder verloren worden, die vorher da waren. Wo ist jene herrliche Fähigkeit hin, das Schwere des Lebens mit einem Lächeln zu ertragen und es in Freude zu wandeln? Es mangelt uns auch hier an tiefster Seelenkraft. Die Geister der Traurigkeit haben Macht über unser Geschlecht und das Toben der Scheinfreunde soll nur das Geständnis der Verzweiflung zudecken. Wo man aber das höhere Leben holen will, das die Trauergeister vertreibe, geschieht es wieder vielfach auf eine überspannte Weise, die auf die Länge das Gegenteil des Gewollten wirkt. Ich denke dabei namentlich an jene amerikanischen Methoden: Christliche Wissenschaft, Trine und Aehnliches, die heute unter uns im Schwange sind. Ihren Wahrheitskern verkenne ich im Uebrigen durchaus nicht. Sie wären aber nicht nötig, wenn nicht die Wogen des Materialismus die alte Wunderquelle verwüstet hätten. Das ist ja das Wesen des Materialismus, daß er an Stelle der Tiefe, Freiheit und schöpferischen Herrlichkeit des Lebens einen groben, öden Mechanismus setzt. Nicht jenen Materialismus meine ich, der auch die Materie dem Geiste erobern will, statt sie zu fliehen, sondern jenen, der den Geist vernichtet. — So floh der Gottesreichtum, der einst aus allen Ritzen und Fugen des Lebens quoll, dem Menschen auch mitten von Armut und Not an der Ewigkeit Anteil schaffend. Kein Wunder, daß wir tief arm wurden und im Heißhunger nach den Trübern der Schweine begehrten. Der Geist wurde matt. Er verlor jene stählerne Spannkraft und stolze Selbstgenügsamkeit, die aus einer wurzelfesten sittlichen Weltanschauung stammt. In Schwäche des Geistes waren wir bereit, uns jedem Lügengeiste auszuliefern, wurden wir der Dämonen Spiel. Es fehlte aus jenem höchsten Leben das auch ein unendliches Verlangen stillen kann, weil es selbst aus dem Unendlichen quillt. Es fehlte an dem Leben. Damit sprechen wir das letzte und tiefste Wort aus: Die Macht der Genußsucht über unser Geschlecht ist ein Zeichen der Gottesferne, vielleicht ihr deutlichstes Zeichen!

Auf diese letzte Quelle des Uebels sind alle andern zurückzuführen. Die Entartung der Arbeit, die Auflösung der menschlichen Gemeinschaft, das Ueberwuchern des Egoismus und Mammonismus, die Entfremdung von der Natur, das Versagen des geistigen und seelischen Lebens — sie sind nur verschiedene Aeußerungen der einen Krankheit und verschiedene Erscheinungsformen der einen Not: des Abfalls von Gott im tiefsten Sinn des Wortes. Von da aus ist das ganze Leben verarmt und entwertet.

Das ist also das Ergebnis: Die Genußsucht unseres Geschlechtes ist eine Folge des Verlustes an echtem Leben und echter Lebenslust. — Ueberall zeigt sich die Krankheit, in allen Volkskreisen. Nicht nur die industrielle Arbeiterschaft und der vom Handel, Industrie und Handwerk lebende obere und untere Mittelstand sind davon ergriffen, sondern auch das Bauerntum. Auch es ist von der verheerenden

Welle, die wir geschildert, überflutet worden. Viel hat es verloren von seiner früheren Freudigkeit. Das ist auch ein Grund, der viel beklagten Landflucht. Auch hier fließen die Quellen des Lebens nicht mehr im altem Reichtum.

III.

Wie kann die Krankheit geheilt werden, beim Einzelnen wie bei dem ganzen Geschlechte? Ich denke, daß wir die Antwort nun eigentlich schon gegeben haben. Wenn unsere Diagnose richtig ist, dann haben wir auch schon das Heilmittel erkannt. So schwer es sein mag, in seinen Besitz zu kommen, so leicht ist zu sagen, wo es zu finden wäre.

Zunächst erkennen wir nun mit aller Klarheit, warum der bisherige Kampf gegen dieses Uebel so wenig Erfolg gehabt hat. Daran war wirklich in erster Linie der Umstand schuld, daß die angewendete Methode falsch war. Sie war zu sehr bloß negativ, bestand zu sehr bloß im Neinsagen. Man schalt auf die Genußsucht, zeigte ihre verhängnisvollen Folgen und forderte zur Umkehr auf. Das ist auch die Taktik des durchschnittlichen Christentums gewesen. Es hat aber damit wenig ausgerichtet. Denn damit stieß man zwar auf viel guten Willen, aber auch auf jenen merkwürdigen Widerstand, den wir mehrfach geschildert haben. Wir sind jetzt imstande, das Rätsel, das darin liegt, völlig zu verstehen. Der Widerstand stammt aus dem Lebensdrang unserer Natur. Dieser läßt sich nun einmal nicht dauernd unterdrücken. Zurückgedämmt bricht er aufs Neue hervor, durch die Hemmung nur verstärkt. Dieser Lebensdrang wirkt sich in der Genußsucht aus. Das ist freilich eine Verirrung, ein Betrug, aber wie wird dieser aufgehoben? Offenbar nicht durch Predigen und Schelten — Krankheiten werden ja nicht durch Predigen und Schelten geheilt — sondern dadurch, daß an die Stelle der falschen die wahre Stillung des Lebenshungers gesetzt wird. Es muß in der Taktik des Kampfes gegen die Genußsucht das Nein durch das Ja verdrängt werden. Das ist das Ergebnis jeder tieferen Erkenntnis der Menschennatur und der Geschichte des sittlichen Strebens. Mangel wird aufgehoben durch Besitz. Die Genußsucht entsteht aus dem Mangel an wahrem Leben; sie wird geheilt dadurch, daß wir dieses Leben erlangen, und genau in dem Maße als wir dies tun. Leben, mehr Leben und damit Freude, mehr Freude — das ist das mächtige Ja, das uns helfen wird.

Es ist eine einfache Lösung und doch schließt sie eine Umkehr unserer ganzen Kultur in sich. Es genügt nun, wenn wir das darin enthaltene Programm andeuten.

Die Elemente des Lebens müssen in der Art erneuert werden, daß der in ihnen verborgene Wunderbrunnen der Freude wieder zu fließen beginnt und alles Leben gesund und reich macht. Zu diesen Elementen gehört, wie wir gesehen haben, vor allem die Arbeit. Daher fordern wir und ersehnen eine Wiedergeburt der Arbeit und eine

Wiedergeburt der ganzen Gesellschaft aus der Arbeit. Dazu gehört der Hauptsache nach etwa Folgendes:

Das Leben unserer Gesellschaft muß mehr als bisher auf die Arbeit abgestellt werden, nicht in dem Sinne, daß unsere Gesellschaftsordnung schließlich ein großes Zwangsarbeitshaus darstellte, aber so, daß unser sittliches Denken wie unsere sozialen Ordnungen immer mehr von dem Prinzip getragen und durchdrungen werden, daß eine achtungswerte Existenz nur auf einer wertvollen Leistung für die Gemeinschaft ruhen könne. Dadurch wäre müßiger Reichtum ausgeschlossen und damit, wie wir gesehen haben, ein äußerst fruchtbarer Nährboden eitlen Genußlebens beseitigt. Der Freudensegen der Arbeit müßte damit in Kreise strömen, die seiner jetzt entbehren, und dort eine große Gesundung von Leib und Seele schaffen. Damit wäre eine gewisse Ausgleichung des Besitzes von selbst gegeben. Wenn das arbeitslose Einkommen kein sittliches Recht hat, so muß die Arbeit mehr zu ihrem Rechte kommen. Es muß am unteren Ende der sozialen Stufenleiter jene Not und Entbehrung aufhören, die ebenfalls, nur wieder auf ganz andere, entgegengesetzte Weise, ein Nährboden unserer Krankheit wird. Auf diesen Ausgleich muß die soziale Reform bedacht sein, im Interesse des menschlichen Glückes — denn üppiger Reichtum und bittere Not bedrohen es gleicherweise mit Zerstörung.

Wenn diese Veränderung geschehen soll, so muß allerdings mit ihr eine andere Hand in Hand gehen, die mehr ins Innere führt: das Prinzip, das unser heutiges Arbeitsleben beherrscht, muß geändert werden. An die Stelle des möglichst großen und raschen Geldgewinns für den Einzelnen muß das Ziel treten, daß wir durch unsere Arbeit einander dienen und helfen sollen. Es muß, anders ausgedrückt, der Geist der Gemeinschaft und Genossenschaftlichkeit den heutigen Geist der Feindschaft und des Kampfes der Egoismen verdrängen. Das ist freilich ein hohes Ziel; wir sind ihm noch fern genug. Und doch schreit unsere Not nach ihm und wir streben ihm in Form mancher Bewegungen zu. Das Genossenschaftswesen erobert in mancherlei Gestalten immer mehr unser wirtschaftliches Leben, und zwar oben und unten. Wir müssen einem Zustand entgegen streben und tun es auch, wo jeder Arbeiter, sei er mehr Führer oder mehr Geführter, mehr Regierender oder mehr Regierter, sich doch als Glied einer Arbeitsgemeinschaft, als Bürger einer Arbeitsdemokratie weiß, worin er prinzipiell jedem andern gleichgestellt ist, auch wenn er tatsächlich eine kleine Rolle spielt. Dann kommt von dieser Seite her Seele und Adel in die Arbeit. Jetzt ist es der Fluch der Arbeit, daß zahllosen Arbeitenden, und zwar nicht nur den Industriearbeitern, ihre Arbeit innerlich fremd ist, sie nichts angeht. Darum können sie nicht Liebe und Treue und Stolz hineinlegen. Hier muß eine große Aenderung vorgehen, eine Revolution in dem ganzen Prinzip unseres Arbeits- und Erwerbslebens. Wir dürfen

dieses Ziel wohl mit dem höchsten Worte bezeichnen: an Stelle des Mammons muß Gott darüber stehen und die Arbeit aus Götzendienst Gottesdienst werden. In dem Maße, als dies geschieht, kommt Ruhe, Freiheit und Freude wieder in sie. Die Menschen können wieder ihre Seele hineinlegen und ihre Seele darin finden, ja Gott darin finden und das Gottesreich.

Dazu muß sich eine dritte Veränderung gesellen: Die Arbeit muß so viel als möglich ihre schöpferische Art zurückbekommen. Das geschieht allerdings auch schon durch die soeben geschilderte Veränderung in der ganzen Auffassung von ihrem Sinn und Wesen. Denn dadurch bekommt sie statt des äußeren — des Gelderwerbs — einen inneren Zweck: nämlich eine Waffe im Kampf gegen die gemeinsame Not und ein Ausdruck gegenseitigen Dienens zu sein. In dem Maße aber, als dieser höhere Sinn der Arbeit sich durchsetzte, müßte auch der Stecken des Treibers von ihr ablassen: die Hast und Hetze; denn der Konkurrenzkampf in der heutigen Gestalt müßte aufhören. Es käme mehr Ruhe in die Arbeit. Das aber ist's, was wir dringend nötig haben. Wenn die Arbeit schöpferisch sein soll, dann muß sie aus einer tiefen, stillen Verbindung der Seele mit dem Werke hervorgehen. Sie muß in gewissem Sinne Kunst sein. Die Seele muß Kraft in die Arbeit ergießen können, wir müssen aus einem gewissen Ueberfluß heraus arbeiten, es muß uns Wonne sein, die Kraft in Gestalten eines Stoffes zu betätigen und diesem damit den Stempel unseres Willens aufzudrücken. Dazu gehört aber, daß wir mit schöpferischer Ruhe darüber walten können, einer Ruhe, die zugleich tiefste Sammlung ist. Dann stellen alle Geister des Lebens und der Freude sich ein. Sobald wir zu viel oder zu hastig arbeiten müssen, verschwindet all dieser Segen. Wir haben dann nicht mehr jenen Ueberfluß an Kraft, den wir in die Arbeit könnten strömen lassen, wir arbeiten, weil wir müssen, wir quälen uns ab, wir erschöpfen uns und öffnen damit allen Geistern der Traurigkeit Tür und Tor; es fehlt uns im besten Fall jene Stille, aus der mitten in Arbeitsmühe schon Sabbatfriede und Sabbatschönheit aufstrahlt. Darum aber ist eine Entlastung und Beruhigung der Arbeit einfach eine Lebensfrage für unser Geschlecht. Wir können ein echtes und gesundes Leben nicht haben ohne eine in sich freudige Arbeit.

Was aber das Mechanische der Arbeit betrifft, so können wir freilich die Maschinentechnik und den Großbetrieb vorläufig nicht ändern. Was die Zukunft bringen wird, wissen wir freilich nicht und es gibt wohl auch hier noch eine Fülle von Möglichkeiten, die wir heute noch kaum ahnen. Jedenfalls müssen wir jede Bemühung und Aussicht begrüßen, mehr Kunst und Seele in die Arbeit zu bringen, dem fühlenden, schaffenden Menschen sein Recht gegenüber der Maschine wiederzugewinnen; denn in dem Maße, als dies gelingt, wird die Arbeit des Menschen Lust und Frieden. Inzwischen aber müssen wir

unser Augenmerk darauf richten, den Menschen nicht in der heutigen mechanischen Arbeit untergehen zu lassen. Wir müssen ihm die freie Zeit schaffen, deren er bedarf, um seelisch aufzuatmen. Das ist das Recht der auf Verkürzung der Arbeitszeit und Schaffung eines freien Sonntags (wozu für Viele der freie Samstagnachmittag gehört) gerichteten Bestrebungen. Wir müssen für jeden Arbeiter eine derartige Stellung im Arbeitsprozeß erstreben, daß die Maschine ihm ein Freund wird, nicht ein Feind, weil sie nicht seine Arbeitskraft entwertet und damit seine Existenz erschwert, sondern seine Gehilfin ist, die mit ihm verbündet ist gegen die gemeinsame Not für das gemeinsame Wohlergehen. Sobald der Mensch *Herr* der Maschine ist, wird sie selbst ein Ausdruck seiner Schöpferkraft. Mühsal und Seufzen werden ja immer mit der Arbeit verbunden sein, ohne sie wäre die Arbeit gar nicht Arbeit; aber gerade aus Mühsal und Not der Arbeit, wenn diese nur innerlich wahr und wertvoll ist, entspringt die lauterste und gesündeste Lust des Lebens.

Diese Wiedergeburt der Arbeit ist allerdings, ich wiederhole es, ein *hohes* Ziel; manchem mag es zu hoch erscheinen. Aber sie ist der sittliche Sinn der sozialen Bewegung. Ihre wichtigeren Programmpunkte bedeuten Schritte auf dem Wege zu diesem Ziele hin. Wir Alle sehnen uns darnach und sind daran beteiligt, auf welche Seite wir uns auch im Einzelnen im politischen und sozialen Kampfe stellen mögen. Es muß die alte Wunderquelle der Freude in der Arbeit wieder aufgegraben werden. Denn sie ist noch da, sie ist nicht verloren; sie kann neu gefaßt werden. Es muß dazu kommen, daß auch von der modernen Arbeit Lieder aufsteigen und die Lieder der Arbeit Freude werden. Auch das *Bauernleben* muß sich neu mit Poesie und Daseinsanmut schmücken und auch es kann dies nur im Zusammenhang mit tiefgreifenden sozialen Reformen, die dem Bauerntum Erleichterung und Befreiung schaffen.

Von diesem Element des Lebens aus, das wir Arbeit nennen, muß das ganze Leben gesunden. *Es muß mehr Lebensbehagen und Lebenssicherheit in die Massen des Volkes hinein.* Die ungeheuer vermehrte Möglichkeit der Erzeugung und Verteilung materieller Güter, die bis jetzt die furchtbaren sozialen Unterschiede und den erbitterten sozialen Kampf geschaffen hat, muß noch einmal zu mehr Reichtum und Lebensschönheit für *alles* Volk werden. Der gewaltig gestiegene Reichtum der Nationen muß wirklich zu einem Reichtum *Vieler*, in gewissem Sinne *Aller* werden. Das System der Versicherungen, an dessen Ausbau wir arbeiten und das einfach ein Ausdruck unserer sozialen und sittlichen Gemeinschaft ist, wird zur Erhöhung der Lebenssicherheit wesentlich beitragen.

Durch diese neue Gestaltung der menschlichen Ordnungen wird ein Gefühl der *Gerechtigkeit* und *Güte* in unser Zusammenleben strömen, dieses wird die Bitterkeit auslöschen, die sich in unserer Gesellschaft angehäuft hat und die allein schon genügt, um den Geist der

reinen Freude zu ersticken. Wir werden wieder Freude bekommen am Menschen und am menschlichen Zusammenleben. Dieses ist heute tief verstört; die Dämonen gehen darin um. Verstört ist das Verhältnis der Klassen zu einander, verstört Ehe und Familienleben, verstört sogar die Freude am Kinde, diesem Paradies auf Erden — bei den Einen durch die Sorge des Luxus, bei den Andern durch die Angst der Armut. Der Mensch ist dem Menschen entfremdet. Das kommt daher, daß wir unpersönlichen Mächten, vor allem dem Gelde, die Herrschaft über das Menschenwesen eingeräumt haben. Dieses Element des Lebens: das Verhältnis von Mensch zu Mensch, muß gesunden. Das ist ja auch ein treibendes Motiv der sozialen Bewegung. Aber auf der andern Seite werden wir auch sozial nur in dem Maße vorwärts kommen, als der Mensch Mensch und dem Menschen ein Freund und Gehilfe wird, als Freiheit, Wahrheit und Adel des Menschentums unter uns offenbar werden.

Damit sind wir über das Gebiet des Sozialen im engeren Sinne des Wortes bereits hinausgekommen, tiefer ins allgemein Menschliche hinein. Was wir nun noch zu unserem Thema zu sagen haben, wollen wir wieder in zwei Stichworte zusammenfassen. Wir haben den großen Mangel unserer heutigen Kultur dadurch zu kennzeichnen versucht, daß wir sagten, es fehle uns sowohl an Natur als an Geist. Wenn das richtig ist — und es wird sich nicht leicht bestreiten lassen — dann wird die Umkehr der Kultur die wir fordern, sich in die zwei Losungen fassen lassen: „Mehr Natur!“ und „Mehr Geist!“

Mehr Natur! Das ist zunächst ganz wörtlich zu nehmen. Es ist eine ganz große Frage für unser Geschlecht, wie wir dem heutigen Menschen, besonders dem städtischen, wieder einen innigeren Anschluß an das Leben der Natur verschaffen wollen. Wir können diesen tiefen Lebensstrom nicht missen. Und zwar muß diese Gemeinschaft mit der Natur ruhig und regelmäßig, nicht bloß sportmäßig und gelegentlich sein.

Ich rechne aber zu diesem Mehr an Natur, das wir nötig haben, auch eine bessere Gesundheit. Viele Dämonen der Traurigkeit, die unser Leben zerstören, steigen aus den Zuständen der erschöpften Nerven auf. Wer erfahren will, was für eine Lust schon der frischen Kraft und Gesundheit des Leibes und der Seele (soweit diese damit zusammenhängt) entspringt, der blicke wieder auf ein gesundes Kind oder lese die Bauerngeschichten eines Rosegger oder Jeremias Gotthelf.

Wenn wir aber gesund werden wollen, müssen wir uns erholen. Erholen können wir uns hinwieder nur, wenn wir aus unserer Wucherkultur herauskommen. Wir haben es gezeigt: das Zuviel ist's, das uns arm macht. Diesem Zuviel müssen wir entfliehen. Das ist heute eine ganz dringende Aufgabe geworden. Wir müssen Abstinenz üben, nicht nur vom Alkohol, sondern noch von sehr vielem Anderem, was die heutige Welt uns an sogenannten Kulturgütern anbietet. Darin besteht unsere tiefste Erholung und Gesundung. In dieser Abstinenz,

dieser Sammlung und Zurückgezogenheit gewinnen wir jenen inneren Ueberschuß, der das Geheimnis der Lebenslust bildet.

Hier allein kann denn auch jene Genügsamkeit und Zufriedenheit erwachsen, von der man im Kampfe gegen die Genußsucht so viel, aber so oft am falschen Orte, redet. Es ist falsch, Genügsamkeit und Zufriedenheit denen zu predigen, die zunächst einmal Gerechtigkeit und Hilfe nötig hätten, es ist falsch, sie in erster Linie den sogenannten unteren Klassen zu predigen, während man den andern gegenüber sehr duldsam ist. Die mit solcher Predigt Bedachten haben ein Recht, sie höhnisch abzulehnen. Aber das Ideal der Genügsamkeit und Zufriedenheit behält freilich sein Recht. Unser Ziel ist nicht eine sybaritische Kultur, eine ständige Steigerung der Bedürfnisse, sondern ein Zunehmen der Bedürfnislosigkeit und Einfachheit des Lebens. Aber diese kann und darf nicht aus Mangel stammen, sondern aus Reichtum, nicht aus dem Tode, sondern aus dem Leben, mit anderen Worten: sie muß und wird erwachsen auf dem Boden eines sozial und sittlich, äußerlich und innerlich gesunden Lebens; sie muß und wird entstammen jener Fülle des Lebens, die sich überall da einstellt, wo das Leben gesund ist. Da bedarf es nicht des Stoffes von außen her, es lebt königlich aus sich selbst.

Aber gerade an dieser Stelle drängt sich uns die zweite Losung auf: Mehr Geist! Denn hier erst wird sich uns des Lebens letzter Hort und tiefster Reichtum offenbaren.

„Mehr Geist" — das heißt zunächst: Mehr Seele! Die Seele ist der tiefe Wunderbrunnen, aus dem jene Märchenherrlichkeit des Leben strömt, die wir am Kinde und kindlichen Menschen staunend beobachten. Diesen halb verschütteten Brunnen müssen wir wieder ausgraben, reinigen, pflegen mit neuer Lust. Hier schöpfen wir letztlich Gesundheit und Leben. Wir sind denn auch heute in dieser Arbeit begriffen. Wir erleben ein Erwachen der Seele. Die Wüste wird wieder grün. Neues Leben bricht aus der Tiefe und damit neuer Reichtum des Lebens, neue Lust, neue Kraft und Jugendherrlichkeit. Im politischen und sozialen Leben, in Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Religion, Weltanschauung und Lebensführung, überall erleben wir einen Rückgang des Materialismus und Mechanismus, eine Erholung des Geistes, der Seele, eine Erneuerung aus der Tiefe her.

Aber so wertvoll das alles ist und so sehr es zu einem neuen Aufbau unseres Lebens gehört, so kann es doch nicht unser letztes Wort sein. Den weiteren Fortschritt, den wir nötig haben (und der sich mir ebenfalls mächtig Bahn zu schaffen scheint), möchte ich kurz zu bezeichnen versuchen, indem ich sage: Von der Seele müssen wir weiter zum Geiste! Das bloß seelische Leben ist nur die unterste Stufe wirklichen Geisteslebens. Geist im Vollsinn des Wortes ist mehr als Seele. Seelisches Leben allein kann uns freilich Reichtum verschaffen und uns insofern von der Lebensleere befreien. Aber es kann damit auch erst recht Stoff für die Genußsucht liefern. Es kann zu einem

Schwelgen in romantischen Gefühlen, zu einer rein ästhetischen Lebensstimmung und Lebensgestaltung führen und so zu einem geistigen Genußwesen werden oder wieder in Sinnlichkeit umschlagen. Dann wird, sei's auf feinere, sei's auf gröbere Weise, wieder das Leben verzehrt, sodaß Leere, Armut, Tod das Ende sind.

Der Geist, der den Bann löst, unter dem wir stehen, muß höherer Art sein. Er muß wirklich naturüberlegen, und damit befreiend sein. Er muß, zum Unterschied von allem rein naturhaften Wesen des Menschen, auch dem bloß seelischen, unbedingt und unendlich sein.

Damit stoßen wir zum Schlusse noch einmal auf den Punkt, wo sich uns schon früher der tiefste Sinn unseres Problems erschlossen hat. In dem dämonischen Widerstand, auf dem die negative Methode im Kampf gegen die Genußsucht stieß, enthüllt sich uns der Unendlichkeitsdrang in der Seele des Menschen. Der Mensch trägt das Unendliche zugleich als Erbteil und als Verheißung in sich. Unendlich ist auch sein Lebenshunger. Darum ist auch klar, daß nur ein Unendliches imstande ist, ihn zu stillen.[1])

Dieses Unendliche aber gewinnt der Mensch, wenn er zum Geiste gelangt, dem Geist Herrschaft über sich gewährt und zwar dem Geist im höhern Sinne. Das ist aber der sittliche Geist, der Geist des Guten. Er tritt an den Menschen heran mit herber Forderung: „Du sollst!" Insofern ist er das Gegenteil alles weichen Genußwesens. Er setzt an Stelle der ästhetischen Harmonie einen tiefen Zwiespalt, den Zwiespalt zwischen Neigung und Pflicht, Sinnenlust und Seelenfrieden, Natur und Geist. Er scheint nicht nur den Genuß, sondern auch die Lebensfreude zu unterdrücken. Seine oberste Losung ist Selbstüberwindung, und diese kann nicht ohne Entsagung geleistet werden. Das Wort von der Pflicht mit seiner Nüchternheit und Härte verscheucht die Geister des Spielens und setzt an Stelle der goldenen Lebensfreiheit ein Joch; ja, es scheint alle Lebensschönheit zu zerstören. Darum sind

[1]) Carlyle hat einmal diesen Unendlichkeitsdrang der Menschen drastisch geschildert: „Der Menschen Unglück entspringt, wie ich mir die Sache vorstelle, aus seiner Größe, es ist etwas Unendliches in ihm, das er trotz aller seiner Schlauheit nicht ganz unter dem Endlichen begraben kann. Oder werden sich sämtliche Finanzminister und Möbelhändler und Konditoren des modernen Europa gemeinschaftlich anheischig machen auch nur einen Stiefelputzer glücklich zu machen? Sie können es nicht fertig bringen, oder doch nur ein paar Stunden lang; denn der Stiefelputzer hat auch eine von einem Magen durchaus verschiedene Seele und würde, wenn man es recht betrachtet, zu seiner dauernden Befriedigung und Sättigung nicht mehr und nicht weniger als Gottes unendliches Weltall ganz allein für sich selbst als sein Anteil beanspruchen, um darin ohne Ende vergnügt zu sein und jeden Wunsch so schnell zu befriedigen, als er in ihm aufstiege. Man spreche nicht von ganzen Ozeanen Champagner . . . . . für den unendlichen Stiefelputzer ist das alles wie nichts. Nicht sobald ist der Ozean gefüllt, so murrt er, daß der Wein nicht besser sei. Man schenke ihm zur Probe ein halbes Universum, ein halb Allmacht, und er wird sich mit dem Besitzer der andern Hälfte zu streiten anfangen und sich für den mißhandeltsten aller Menschen erklären."

die ästhetischen Geistes geneigt, es zu hassen. Es ist ihnen zu grau, zu philisterhaft.

Und doch ist er die Befreiung vom Bann der Genußsucht. Es ist dies gerade in seiner herben, ernsten, nüchternen Art. Es führt aus dem Reich der Gebundenheit ins Reich der Freiheit. Gerade dadurch, daß es bindet, macht es frei. Das ist die Paradoxie, worin sich uns die tiefste Lebenswahrheit darstellt. Während die Entfesselung des natürlichen Lebens den Menschen zum Sklaven macht, erhebt ihn die Bindung durch das sittliche Gesetz zur Freiheit. Denn während er in jener Entfesselung dem Endlichen und Bedingten verfiel, so erschließt sich ihm — das ist das weitere Wunder — in dieser Bindung die Welt des Unbedingten und Unendlichen. Nun hat er das wirklich, was er in der Genußsucht bloß suchte. Nun hat er einen unendlichen Reichtum berührt und zwar einen, worum er sich mit niemanden zu streiten hat, sondern der jedem, so ihn will, ganz gehört. Die Selbstüberwindung wird zur Selbsteroberung, die Entsagung zum Reichtum. Damit strömt aber aus diesem Tode Leben, aus diesem Ernst Freude. Das Geheimnis der Lebensfreude ist entdeckt. Sie wird nicht gefunden, wo man in erster Linie sie selbst sucht und um ihrer selbst willen, sie stellt sich aber ganz von selbst ein, wo man sein Leben hingibt an die Pflicht, an das Werk. Es ist ja das tiefste Lebensgesetz: man muß das Leben verlieren, um es zu gewinnen. Wer sein Leben in diesen Grund gepflanzt hat, wer es unter dem Ernst der sittlichen Forderung lebt, wer eine Arbeit hat und mehr als eine Arbeit, ein Werk, dann kann es an Lebensreichtum nie fehlen. Ihm leuchtet in die bescheidenste Arbeit die Unendlichkeit hinein. Wer so weit gelangt ist, der ist vom Genußfieber geheilt, der ist gesund im tiefsten und schönsten Sinne. Das ist das enthüllte Geheimnis der Freiheit und Freude.

Was uns hilft, den Einzelnen in der Gemeinschaft, ist daher eine Umkehr zu diesem Geiste; eine Abkehr vom Materialismus und Egoismus, vom Glauben an das Geld und alle andere Aeußerlichkeit, zum Glauben an den Geist, also eine sittliche Erneuerung unseres Geschlechtes. Dieser Geist muß über uns kommen wie Höhenluft, vielleicht auch wie ein Sturm, mit viel Not und Gefahr. Große Ziele, große Kämpfe, große Leiden müssen diese Adlerkraft in unserer Brust aufwecken. Dann gibt es wieder Leben, ein Leben, das nüchtern ist und doch schwungvoll, einfach und doch tief, genügsam und doch so reich. Es scheint mir aber, dieser Sturm habe schon zu wehen begonnen und auch schon einige Wirkung getan. Gesegnet sei er! Gegrüßt sei er uns!

Und trotzdem ist dieses Wort „sittlicher Geist, sittliche Erneuerung" noch nicht unser letztes. Wir müssen noch ein Anderes hinzufügen. Gerade unser Versuch, zu den Wurzeln des Uebels, das wir bekämpfen möchten, zu dringen, hat uns ja eine Tatsache in erster Linie vor Augen gestellt: die Tatsache, daß wir Gebundene sind. Wie sollen wir von dieser Gebundenheit loskommen? Wir haben ferner ge-

sehen, daß das „du sollst" die Seele doch auch aufzwingen und verhärten kann. Der Freudendurst der Seele, er hat offenbar ein Recht; er darf nicht einfach unterdrückt werden. Das Gute selbst, es muß aus innerer Freudigkeit kommen, sonst bleibt es bloßes Gesetz und gerade das Gesetz „reizt zur Sünde", erzeugt die Sehnsucht nach ungezügelter Freiheit. Es ist eine wichtige Tatsache, daß überall da, wo das moralische Gesetzeswesen in Blüte steht, wo die Sittlichkeit zu einem sauren Frohndienst wird, als Gegensatz der Libertinismus, die Zügellosigkeit, auftritt. Das Christentum hat, soweit es in diesen Geist verfallen ist, oft geradezu der Sinnlichkeit und Ausschweifung ihren Reiz gegeben und ist damit eine Hauptursache unseres Uebels geworden.

Darum ist aber auch der Weg der tiefsten Hilfe deutlich und darum lautet unser letztes Wort: Es muß ein Leben über uns kommen, das uns von unserer Gebundenheit befreit, indem es der Seele endgültig gibt, was sie begehrt: strengste Bindung in höchster Freiheit, unendlichen Reichtum in der herbsten Entsagung, selige Freude im tiefsten Ernst, mit einem Wort: volle Erlösung. Das ist die höchste Form des Geistes, dessen wir bedürfen. Er ist nicht bloß seelisches Leben, aber auch nicht bloß sittliche Anspannung, er ist beides: Gabe und Aufgabe, Gnade und Gesetz, Entspannung und Spannung, Friede und Kampf, Geist und Natur — nämlich erlöste Natur, wieder gefundenes Paradies, freie Gotteskindlichkeit. Es ist der Geist, den wir heiligen Geist nennen können. Es ist der Geist, der in Jesus erschienen ist. Sein eigentliches Wesen ist, daß er erlöst. Von seiner Wirkung, seiner Ausbreitung hoffen wir alles. Auch in unserem Kampf werden wir in diesem Zeichen siegen.

So kommen wir zu dem Schluß: Von der Krankheit der Genußsucht, die gleichsam eine notwendige Folge unserer ganzen heutigen Kultur ist, so kann die Heilung nur erfolgen durch eine völlige Umkehr dieser Kultur. Wenn aber das tiefste Wort für jene Verderbnis Abfall von Gott heißt, so heißt das tiefste Wort der Umkehr: Rückkehr zu Gott. Wie wir dies meinen, haben alle unsere Ausführungen zeigen müssen. Wie durch jenen Abfall alles Leben entartete so wird durch diese Rückkehr alles Leben genesen; sie schließt ein einen neuen Sinn der Arbeit, eine neue Gemeinschaft, mehr Natur und mehr Geist, überhaupt Leben, reines, volles Leben und damit Freude, reine, volle Freude.

* * *

Unser Suchen nach den Wurzeln des großen Uebels hat uns in alle Höhen und Tiefen geführt. So mußte es wohl sein; darum haben wir bisher ja die Wurzeln des Uebels nicht gefunden, weil wir sie zu sehr an der Oberfläche suchten. Nun müssen wir, glaube ich, Alle deutlich sehen, daß die Genußsucht eine notwendige Folge der Verkehrtheit unserer Kultur ist und die Heilung darin besteht, daß diese von außen und innen her völlig verändert wird.

Aber was können wir hiefür tun? Ich antworte: Wir wollen hiefür tun, was bisher, wollen es aber tun im rechten Geiste und unter großen, wahren Gesichtspunkten. Wir wollen daran arbeiten, reine und edle Freude und Bildung in das Volksleben zu leiten.[1]) Jedes Stück echtes Leben verdrängt ein Stück des falschen. Wir wollen kämpfen gegen alle Truggeister und Schmutzgeister, freilich nicht mit der negativen Taktik allein, sondern vor allem so, daß wir das Gute an die Stelle des Bösen setzen und dieses so überwinden. Wir wollen aber bei all dieser treuen Kleinarbeit immer das Große im Auge behalten, das uns not tut: die Erneuerung unserer Welt aus dem wahren Leben heraus. Dieses können wir freilich nicht direkt schaffen, aber wir können es ersehnen, erflehen, können uns ihm weit öffnen und zur Verfügung stellen. Wenn Viele, Viele seiner auf diese Weise harren, dann wird es kommen und wir werden eine große Erlösung erleben. Wir haben freilich ein trübes Bild der Gegenwart gezeichnet, aber es war nicht unsere Meinung, eine Klage über das Schlechterwerden der Welt anzustimmen, etwa unter der Voraussetzung, daß wir uns in die Vergangenheit zurücksehnen sollten und daß diese in jeder Beziehung besser gewesen sei. Nein, nicht im Rückwärts, sondern im Vorwärts liegt auch hier unsere Hilfe. Die große Umwälzung der Dinge, die unsere Not erzeugt hat, enthält auch eine große Verheißung und wenn wir die Not einmal recht erkannt haben, ist uns auch die Hilfe nahe. L. Ragaz.

Ein Programm für den Kampf gegen die Prostitution.

Der Kampf gegen das greulichste der Uebel, die unsere Menschenwelt verwüsten, die Prostitution, fängt langsam an. Denn was bisher in dieser Sache geschehen ist: die staatliche Kasernierung und Reglementierung der gewerblichen Unzucht, kann man doch wahrlich nicht einen Kampf dagegen nennen. Die Abolitionsbewegung, die sich gegen diese Kasernierung und Reglementierung wendet, ist bloß eine Vorbereitung zum Kampfe. Denn sie geht dem Uebel nicht an die Wurzel. Ebenso gilt dies von der Arbeit der Vereine und Anstalten, die die Opfer der Unzucht versorgen oder retten wollen. Die auf die Beseitigung des Uebels selbst gerichtete Bewegung ist erst in den Anfängen. Sie muß sich klären, vertiefen, muß an Kraft und Ausdehnung gewaltig gewinnen. Der Kampf wird ähnlich verlaufen müssen

[1]) Ich denke z. B. an die Bestrebungen des Heimat- und Naturschutzes, den Kampf gegen den Alkoholismus u. a.

wie der gegen den Alkohol, nur wird er noch viel schwerer sein. Wir glauben, daß es einer der ganz großen Kämpfe der Zukunft sein wird.

In der Schweiz ist das Problem aufgerollt worden durch die in Zürich aufgetauchten Vorschläge, von neuem eine staatliche „Regelung" des Lasters einzuführen. Es ist nicht unmöglich, daß sich daraus ein großer Kampf entwickelt. Vielleicht daß die Schaffung eines eidgenössischen Strafrechtes den gleichen Erfolg hat. Jedenfalls sind alle, denen die Erlösung der Menschen von Jammer und Greuel am Herzen liegt, heilig verpflichtet, diese gewaltige Aufgabe recht ins Auge zu fassen, jeder auf seine Weise.

Im Zusammenhang mit der in Zürich entstandenen Bewegung hat sich ein aus Männern und Frauen aller Parteien und Berufskreise bestehendes Komitee gebildet, das u. a. ein „Programm für den Kampf gegen die Prostitution" aufgestellt hat. Wir glauben, daß es auch außerhalb Zürichs einen Wert habe und drucken es daher in extenso ab. Nachdem in den übrigen Beiträgen dieser Nummer, besonders in dem ersten, auf die tiefsten Zusammenhänge dieses Uebels hingewiesen worden ist, mögen diese mehr unmittelbar praktischen Gedanken und Vorschläge auch ihren Nutzen stiften. L. R.

I. Was wir wollen.

Der Kampf mit dem Uebel der Prostitution gehört zu den großen Aufgaben der Völker. Von seinem Ausgang hängt ihre körperliche und geistige Wohlfahrt zum guten Teil ab. Er muß aus einer Angelegenheit kleiner Kreise immer mehr eine Sache des ganzen Volkes werden, insbesondere derer, die zu seiner Erziehung und Führung berufen sind. Das furchtbare Problem darf nicht länger übersehen oder leichtfertig behandelt werden.

Wenn in dem Kampfe gegen die Prostitution bisher nicht mehr entscheidende Erfolge erzielt worden sind, so ist daran neben der Hartnäckigkeit des Uebels auch der Umstand schuld, daß die angewandten Methoden nicht genügten. Vor allem wird notwendig sein, die tiefliegenden Ursachen dieses Krebsschadens am Leibe der Gesellschaft aufzudecken und das Uebel aus seinem ganzen Zusammenhang heraus zu verstehen.

II. Welches sind die Ursachen der Prostitution.

Eine der wichtigsten Ursachen der Prostitution sind

1. Die sozialen Zustände.

Daß sie in erster Linie in Betracht kommen, ist von vornherein anzunehmen, geht aber auch aus dem Umstand hervor, daß das Wachstum der Prostitution in den letzten Jahrzehnten Hand in Hand geht mit bestimmten sozialen Entwicklungen.

Die Prostitution ist sehr oft eine Folge sozialer Not, denn es sind vorwiegend die Töchter des ärmeren Volkes, die ihr zum Opfer fallen. Oft verfallen sie dem Laster direkt aus Not, oft freilich auch aus Genußsucht, Leichtsinn, Eitelkeit, aber diese sind fast immer Folge einer schlechten Erziehung, an der soziale Mißstände mitschuldig sind. Zum Versinken in die Prostitution führt dann doch die soziale Lage; denn die genußsüchtigen, leichtsinnigen und eitlen Töchter, die sich in den bessergestellten Ständen finden, ergeben sich nur selten der Prostitution. Die Prostitution stellt sich daher als die schlimmste Form von Ausbeutung der Not dar.

Unsere sozialen Verhältnisse erzeugen die Prostitution auch dadurch, daß sie auf der einen Seite Mangel und auf der anderen Ueppigkeit schaffen. Durch sie

kommt auch jener Klassenunterschied zustande, der ebenfalls eine ihrer Voraussetzungen ist; denn Prostitution gibt es nicht, wo keine Klassenunterschiede bestehen. Die Prostitution ist also auch nach dieser Seite hin (nicht nur moralisch betrachtet) Sklaverei. Eine ihrer schlimmsten sozialen Ursachen sind die Wohnungszustände unserer Städte, die notwendig das sittliche Leben vergiften und verderben müssen. Die Arbeitslosigkeit vermehrt stetsfort das Heer der gewerbliche Unzucht treibenden Frauen. Dazu kommt, daß Frauenarbeit noch immer schlechter bezahlt wird als entsprechende Männerarbeit, und in sehr vielen Fällen so schlecht, daß nur der Hunger oder die Prostitution übrig bleibt. Es gibt auch ganze Berufe, die in sexueller Hinsicht besondere Gefahren in sich schließen (Arbeiterinnen der Konfektionsindustrie, Dienstmädchen, Ladentöchter und vor allem die Kellnerinnen). Unser heutiges Arbeitssystem bringt vielfach eine vermehrte geschlechtliche Versuchung für Mann und Frau mit sich, und das Mechanische und innerlich Unbefriedigende eines großen Teils der heutigen Arbeit steigert das sinnliche Begehren zur Krankhaftigkeit, während andrerseits die Eheschließung und das Familienleben durch die gleichen sozialen Verhältnisse sehr erschwert und oft auch sittlich korrumpiert werden.

Die Wirkung dieser Ursachen wird mächtig verstärkt durch den Alkoholismus, der zum Teil freilich auch aus ihnen entsprungen ist. Ohne ihn könnte die Prostitution kaum bestehen. Er erleichtert den ersten Schritt ins Laster und verhüllt dessen Gemeinheit, lähmt die sittliche Energie und verhindert die klare sittliche Erkenntnis.

Als dritte verbündete Macht gesellt sich dazu die vielseitige und schamlose Verführung zum Laster durch schmutzige Literatur und sogenannte Kunst, durch Variététheater, Kinematographen und ähnliche Uebel, die besonders unsere Städte verwüsten. Die Spekulation bemächtigt sich des Lasters als eines sehr gewinnreichen Gegenstandes. Kuppler und Mädchenhändler machen daraus ein Gewerbe und sind natürlich auf seine Mehrung bedacht. Mammonismus und Prostitution verbinden sich.

Durch diese und andere verwandte Dinge wird eine krankhafte Steigerung der Sinnlichkeit erzeugt. Die großen Städte mit ihrer Auflösung der menschlich-sittlichen Gemeinschaft in eine chaotische Masse von Menschen, mit ihrer Zügellosigkeit und Heimatlosigkeit, bieten dem Laster einen besonders üppigen Nährboden.

So stellt sich die Prostitution als Frucht einer tiefen Erkrankung sozialen Lebens dar.

2. Die moralischen Schäden.

Mit diesen sozialen Ursachen hängen aufs engste solche zusammen, die in unseren allgemeinen sittlichen Zuständen liegen.

Die Hauptursache der Prostitution ist wohl eine falsche Gestaltung des Verhältnisses von Mensch zu Mensch überhaupt. Wir sind noch zu sehr gewohnt, einander als Mittel für unsere Zwecke, als Gegenstand der Ausbeutung in irgend einer Form, als bloße Sache und Ware zu behandeln, statt als Menschen und persönliche Wesen. Es fehlt an Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Menschen.

Das gilt besonders von dem Verhältnis von Mann und Frau. Die Männerwelt ist noch zu stark von der Neigung beherrscht, die Frau als Gegenstand des Genusses oder der Ausbeutung zu betrachten; damit werden in Mann und Frau die geistigen Vorbedingungen geschaffen, die die Prostitution ermöglichen. Das in allen Gesellschaftsklassen verbreitete frivole oder schmutzige Reden von den geschlechtlichen Dingen leistet dazu einen weiteren Beitrag, vor allem aber jene törichte und verhängnisvolle Meinung, daß geschlechtliche Reinheit wohl von der Frau, aber nicht von dem Manne zu verlangen sei. (Die sogenannte doppelte Moral.)

Diese Entartung hängt aber zusammen mit einer falschen Auffassung des geschlechtlichen Lebens überhaupt. Es fehlt noch sehr an einer richtigen sittlichen Erkenntnis und Ordnung desselben. Wir schließen entweder in falscher Aengstlichkeit vor seinen Forderungen die Augen, oder wir verkennen in Leichtsinn, Lüsternheit und sinnlicher Leidenschaft seine gewaltige sittliche Bedeutung.

Letzten Endes entspringt die Prostitution einer falschen Richtung des ganzen Lebens überhaupt. Ihre Zunahme ist ein Zeichen des sittlichen Niederganges.

3. Pathologische Anlagen.

Unter den prostituierten Frauen finden sich viele solche, die eine sogenannte pathologische Anlage besitzen (Schwachsinn, moralischer oder physischer, krankhafte Neigung zur Lüge, unwiderstehliche Sinnlichkeit u. a. m.). Diese Anlage aber ist in den meisten Fällen Folge der von uns erwähnten sittlichen und sozialen Uebelstände (Armut, Alkoholismus usw.), oft auch der geschlechtlichen Ausschweifung der Eltern, und sie würde in den allermeisten Fällen nicht zur Prostitution führen, wenn Elternhaus oder Fürsorge der Gesellschaft diesen Personen genügenden Schutz verliehen.

Die sogenannte pathologische Anlage, die zu Prostitution führt, ist also eine Folge gesellschaftlicher und sittlicher Uebelstände. Desto weniger ist es am Platze, daß der Staat mithilft, diese unglücklichen Wesen im Elend des Lasters festzuhalten.

III. Welches sind die Folgen der Prostitution.

Verhältnismäßig wenige besitzen einen deutlichen Einblick in die furchtbaren Verheerungen, die die Geschlechtskrankheiten direkt und indirekt anrichten. Sie schädigen die Gesundheit unzähliger Männer und Frauen — und zwar auch unzähliger unschuldigen Frauen, die durch ihre Gatten krank gemacht werden —, vergiften das Leben des Kindes im Mutterleib, tragen Unglück und Erniedrigung in die Ehe hinein und erzeugen auch noch indirekt ein Heer von Uebeln. Bei dem engen Zusammenhang des Leiblichen und Seelischen bedeutet aber eine Schädigung des ersten auch eine Schwächung des zweiten. Aber nicht minder verhängnisvoll sind die unmittelbaren seelischen Folgen der Ausschweifung. Sie zerstört die Reinheit des Gefühls, lähmt die geistige Spannkraft, vergiftet die Lebensfreude, verwüstet das Familienleben, verdirbt das Verhältnis von Mann und Frau, gibt zahllose Frauen dem sittlichen Verderben preis, erzeugt die Greuel des Mädchenhandels und Bordellwesens, bringt einen Geist der Roheit und Unreinheit in unser ganzes Leben hinein, und untergräbt Kraft und Freiheit der einzelnen wie der Völker an den Wurzeln.

Die Prostitution ist also eine der schwersten Gefahren des leiblichen und seelischen Lebens der Menschen.

Ergebnis.

Die Prostitution ist eine Krankheitserscheinung am Körper der Gesellschaft. Sie weist auf tiefe Schäden und Verkehrtheiten unserer ganzen Kultur hin. Dagegen anerkennen wir sie nicht als natürliche oder soziale Notwendigkeit. Es gibt in einigermaßen gesunden und natürlichen Verhältnissen, in der ländlichen oder reinen Arbeiterbevölkerung, sodann in den kleinen Städten, wohl Ausschweifung (die übrigens auch nicht als natürliche Notwendigkeit anzuerkennen ist), aber keine Prostitution in größerem Umfange. Das Uebel ist also nicht unbesiegbar. Es ist aber nicht als eine bloße individuelle, sondern eine soziale Angelegenheit zu betrachten und vor allem als eine soziale Schuld, an der alle zu tragen haben.

Auch beim einzelnen Menschen stellt sich das Laster als eine Entartung und Gebundenheit dar, die erfahrungsgemäß nur durch tiefgehende seelische und leibliche Erneuerung überwunden werden kann.

IV. Wie soll der Kampf gegen die Prostitution geführt werden?

Eine Heilung des Uebels der Prostitution setzt nach den bisherigen Ausführungen eine Gesundung unseres ganzen sozialen und individuellen Lebens voraus. Durch jeden Fortschritt in dieser Beziehung wird ihr ein Stück Boden entzogen, und umgekehrt müssen alle auf Besserung unserer Zustände gerichteten Bestrebungen auch die Beseitigung dieses Schadens im Auge haben, ähnlich, wie es im Kampfe gegen den Alkoholismus immer mehr geschieht.

Die Prostitution darf also nicht nur auf negative Weise bekämpft werden (durch sittliche Verurteilung des Lasters, geschweige denn durch Schelten und Richten), sondern vor allem dadurch, daß an Stelle des Schlimmen das Bessere gesetzt

wird; auch nicht als isolierte Erscheinung, sondern nur im Zusammenhang mit unserer ganzen Kultur.

Eine Hauptsache wird vorerst sein, über das Uebel Licht zu verbreiten, und zwar sowohl über seine Ursachen, wie über seine Wirkungen. Besonders muß die Unwissenheit der Frauenwelt in bezug auf diese Dinge bekämpft werden.

Der Kampf hat sich gegen die Ursachen und die Wirkungen der Prostitution zu wenden, wobei der gegen die Ursachen gerichtete wichtiger ist.

1. Der Kampf gegen die Ursachen

ergibt sich aus ihrer Darstellung von selbst.

Sein Hauptziel muß ein besseres Verhältnis von Mensch zu Mensch überhaupt sein. Das soziale Verantwortlichkeitsgefühl muß ungleich tiefer und feiner werden als es heute ist. Darum sind alle Bestrebungen zu unterstützen, die dahin zielen. In diesem Sinne ist besonders die soziale Bewegung zu begrüßen und zu fördern, namentlich alle auf die Reform des Wohnungswesens und die Ermöglichung eines gesunden Familienlebens gerichteten Bemühungen. — Einer gründlichen Verbesserung bedarf das Logiswesen. — Der Frau ist in rechtlicher, politischer und sozialer Beziehung Gleichberechtigung mit dem Manne zu erkämpfen. — Ferner ist eine sittliche Ordnung des geschlechtlichen Lebens zu erstreben, die von Aengstlichkeit und Leichtfertigkeit gleich weit entfernt ist. Das Ziel einer richtigen sexuellen Erziehung muß sein, der Jugend die Heiligkeit des geschlechtlichen Lebens ungesucht zum Bewußtsein zu bringen. Für besonders wichtig halten wir die Aufklärung der Jugend beiderlei Geschlechtes über die Pflichten der geschlechtlichen Sittlichkeit. Sie sollte besonders in den höhern Schulen und im Militärdienst nicht unterlassen werden. Es muß dem Manne gezeigt werden, nicht nur, was er in dieser Hinsicht seiner eigenen Gesundheit, Ehre und Selbstachtung schuldig ist, sondern auch, welchen Frevel er an Frau und Kind begeht, wenn er sich dem Laster ergibt. Die schweren Gefahren der Prostitution müssen ihm eindringlich klar gemacht werden. Aber auch die Frauenwelt muß zu einer ernsteren Wahrung ihrer Würde und einem richtigeren Urteil über diese Dinge gelangen. Auch hier liegt vor allem eine Aufgabe der Erziehung vor.

Von hervorragender Bedeutung für die Beseitigung der Ursachen der Unzucht ist die Bekämpfung des Alkoholismus (Beschränkung der Zahl der Wirtschaften, Sanierung des Kellnerinnenwesens, Einführung einer Polizeistunde, Schaffung von Gelegenheit zu edlerer Freude und Unterhaltung u. s. w.), sowie des Schmutzes in Wort und Bild. (Strenge Kontrolle der Kinematographen, Verbot von obszöner Reklame, Verbreitung von guter Kunst und Literatur u. s. w.).

Auch hier betonen wir den Grundsatz, daß das Schlechte überall, wenn möglich, so bekämpft werden muß, daß das Bessere an seine Stelle gesetzt wird.

Das beste Heilmittel wäre eine das ganze Volksleben durchströmende echte und tiefe Lebensfreude. Sie wird die Frucht einer sittlichen und sozialen Wiedergeburt sein.

Für diese Bestrebungen nehmen wir auch die Hilfe der Behörden in Anspruch. Wir verlangen von ihnen eine strengere Anwendung der vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen gegen Kuppelei, Mädchenhandel und die Auswüchse des Wirtschaftswesens. Von dem kommenden eidgenössischen Strafrecht erwarten wir eine Regelung dieser Fragen, die den Forderungen einer ernsten Moral und dem Empfinden der Mehrheit des Volkes entspricht. Sollte das all den dringlichen Eingaben zum Trotz nicht geschehen, so ist das Referendum im Sinne der Verwerfung der Vorlage zu ergreifen. Ganz besonders ist jeder Versuch einer Reglementierung der Prostitution, als mit den sittlichen Grundlagen unseres demokratischen Staates unvereinbar, aufs äußerste zu bekämpfen.

Noch wichtiger als die gesetzlichen Maßregeln gegen die Prostitution und was mit ihr zusammenhängt ist eine Vermehrung der Fürsorge für die Jugend beider Geschlechter, besonders die weibliche. Diese muß unermüdlich ausgebaut werden im Geiste sittlichen Ernstes, aber auch verständnisvoller Liebe. Eine Zunahme des Geistes der Gerechtigkeit, Ehrfurcht und Güte, überhaupt einer höheren Humanität,

im ganzen menschlichen Zusammenleben ist die Voraussetzung eines erfolgreichen Kampfes gegen die Ausschweifung in jeder Form.

Eine soziale und sittliche Erneuerung unserer Gesellschaft allein wird die Wurzeln der Prostitution zerstören.

2. Der Kampf gegen die Folgen.

Da der Sieg über dieses Uebel erst eine Frucht langer Anstrengung und großer Wandlungen in unseren Zuständen sein kann, so ist bis auf weiteres der Kampf gegen seine Folgen dringend notwendig. Er darf nicht mehr länger vernachlässigt werden.

Wie soll er geführt werden? Es ist sehr wichtig, daß dies nicht auf falsche Weise geschehe.

a) Für einen falschen Weg halten wir jede Form einer sogenannten Reglementierung der Prostitution. Sie bewirkt erfahrungsgemäß keine Einschränkung der Geschlechtskrankheiten, da einerseits die Kontrolle immer sehr unvollkommen bleibt, anderseits die Versuchung durch die Vorspiegelung einer Sicherheit, die trügerisch ist, vermehrt wird. Sie stempelt eine Klasse von Menschen amtlich zu Sklavinnen des Lasters, degradiert den Staat und drückt das Niveau des sittlichen Empfindens herunter. Sie bedeutet eine Kapitulation des Staates und der Gesellschaft vor dem Laster und damit eine schwere sittliche Schwächung. Darum muß sie im Namen alles ernsten sittlichen und sozialen Wollens verhindert, oder, wo sie vorhanden ist, abgeschafft werden. Sie im Namen der Humanität zu fördern, ist ein schwerer Irrtum, denn sie macht das unsägliche Elend zahlloser Frauen erst recht zu einem dauernden Zustand. Geholfen wird in jeder Beziehung nur durch den Kampf gegen das Uebel selbst. Aber dieser Kampf wird gerade durch die Reglementierung gehemmt. Denn sie schafft eine falsche Beruhigung, während diese Not vielmehr eine beständige Beunruhigung der Gesellschaft sein und diese zu großer und gründlicher Hilfe aufrufen soll.

b) Welches ist denn der richtige Weg? — Wir antworten:

1. Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten ist nach dem Vorbild anderer Länder (Dänemark, Norwegen, Schweden) auf folgende Weise zu führen:

aa) Es ist eine Statistik der Geschlechtskrankheiten zu schaffen, die über deren Verbreitung und Herkunft genau Auskunft gibt. Die Aerzte sind gehalten, die dahin gehörigen Angaben zu machen.

bb) Geschlechtskranke (männliche und weibliche), die eine Gefahr für andere werden können, sind auf Grund dieser Angaben zu ärztlicher Behandlung gesetzlich zu verpflichten. Die Aerzte oder die Gesundheitskommissionen haben dafür zu sorgen, daß sie die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen kennen lernen. Falls sie der Anordnung des Arztes nicht Folge leisten, soll Zwangsbehandlung eintreten.

cc) Es ist für völlig genügende Gelegenheit zu poliklinischer und Spitalbehandlung solcher Kranker zu sorgen, und zwar für unentgeltliche, wo diese erwünscht ist.

dd) Es ist mit allen Mitteln Aufklärung über die Gefahren der Prostitution zu schaffen.

2. Was die der Prostitution verfallenen Frauen betrifft, so ist für sie eine Fürsorge einzurichten, die über das in dieser Beziehung Vorhandene weit hinaus geht. Es sind zu diesem Zwecke auch neue Anstalten zu errichten, die ihnen Unterkunft gewähren, und zwar solche für jüngere mit mehr Möglichkeit der Besserung und solche für ältere und schwerer zu behandelnde. Diese Anstalten sollten von einem Geist der helfenden Güte und der Ehrfurcht vor dem Guten in jedem Menschen erfüllt sein und nach Möglichkeit in diesem Sinne eingerichtet werden.

Für diese Fürsorge ist eine besondere Organisation in Aussicht zu nehmen, die halb amtlichen, halb privaten Charakter tragen soll und worin vor allem die Frauen vertreten sein müssen.

Die Mittel, die für diese Fürsorge aufzubringen sind, werden zu den am besten angewendeten gehören und sich allmählich von selbst vermindern[1]).

[1]) Ein detailliertes Programm für diese Fürsorge wie für den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten wird noch veröffentlicht werden. Hier handelt es sich bloß um die Grundsätze.

Polizeiliche Maßregeln gegen die ausländischen Prostituierten werden nicht zu vermeiden sein, müßten aber gerade bei strengerem Eingreifen der Behörden immer weniger nötig werden.

Das letzte Ziel bleibt freilich ein sittlicher und sozialer Zustand unserer Gesellschaft, der, wie alle Polizeimaßregeln, so auch alle Anstalten und Kommissionen überflüssig machte. Die von uns vorgeschlagenen Maßregeln sind nur eine diesem Ziele möglichst angenäherte Nothilfe.

Schluss.

Dieses ganze Programm will nur ein Versuch sein, dieses äußerst schwierige Problem mit neuen Mitteln anzufassen und es denen, die zu seiner Lösung berufen sind, nahe zu bringen. Es ist selbstverständlich der Verbesserung bedürftig. Diese wird sich aus dem Fortgang des Kampfes von selbst ergeben. Notwendig ist, daß der Kampf mit dem größten Ernst und der größten Energie, deren unser Volk fähig ist, aufgenommen werde.

Ein Verzicht auf die wirkliche Ueberwindung des Uebels der Prostitution wäre eine sittliche Bankerotterklärung der Gesellschaft, aber der Glaube an den Sieg darüber ist schon der halbe Sieg.

Rundschau.

Ein mutiges und bedeutendes Zeugnis. Herr Dunois, einer der Redaktoren der «Humanité» (sozial-demokratisches Hauptorgan Frankreichs), hat vor einigen Wochen in Paris einen Vortrag gehalten, der ein mutiges Zeugnis und ein bedeutendes Zeichen der Zeit ist. In einem Verein, in dem die Lebensfragen, auch die religiösen, zur freien Aussprache kommen sollen, sprach er über das Thema: „Braucht das Volk eine Religion?“ Wir übersetzen hier die wichtigsten Stellen seines Vortrages (aus «Le Christianisme social»). Um die Bedeutung seines Zeugnisses zu würdigen, muß man wohl beachten, daß einem Bund zwischen der Arbeiterbewegung und dem Christentum in Frankreich viel größere Hindernisse im Weg stehen, als anderswo. Die ganze Eigenart der dortigen katholischen Kirche macht es dem Proletariat schwer, in der Kirche und damit in der Religion, die es mit der Kirche identifiziert, etwas anderes als einen Gegner zu erblicken. Dazu hat auch der Sozialismus dort einen besonders engen Bund mit einer antireligiösen oder wenigstens religiös völlig neutralen Aufklärungskultur geschlossen. Es war darum für einen Sozialisten lange sehr schwer, ja unter Umständen kompromittierend, sich unumwunden zu einem religiösen Glauben zu bekennen, da dieser Glaube unter seinen Genossen als das ärgste Hemmnis des Fortschritts und als Unterdrücker des sozialistischen Strebens angesehen wird. Dies muß man bedenken, um die Tragweite der folgenden Aeußerungen zu begreifen.

„Ich bin kein Philosoph und kein Moralist. Ich bin Sozialist, kämpfender Sozialist. Ich halte die Befreiung der Arbeiter für das

Hauptproblem der heutigen Gesellschaft. Darum suche ich auch als Sozialist die Frage zu beantworten, die mir die Union gestellt hat. Ich tue es als Sozialist und dann auch als Freidenker, d. h. als Mensch, der nie in seinem Leben einer bestehenden Kirche angehört hat, und der niemals einen religiösen Unterricht genossen hat. Ich sage dies, um jeder Ueberraschung vorzubeugen. Und nun weise ich auf zwei landläufige Vorurteile hin. Man nimmt gewöhnlich an, der Sozialismus sei materialistisch und atheistisch. „Kein Gott, kein Herr", rief Blanqui aus. Man nimmt ebenfalls gewöhnlich an, ein Freidenker müsse nicht nur alle Dogmen und Kulte, sondern auch das religiöse Gefühl selber bekämpfen. . . . . .

Ich beeile mich zu erklären, daß dies ein Irrtum, ein doppelter Irrtum ist. Der Sozialismus an sich ist weder gläubig noch ungläubig. Er bringt keine religiöse oder antireligiöse Lösung für die Probleme, die er nicht einmal aufwirft. Sein historischer Materialismus ist nicht buchstäblich aufzufassen. Eine Lehre, die den Menschen nicht etwa in die Hölle der materiellen Sklaverei bannt, sondern ein energischer Appell an die bewußte Tat ist, ... ist jedenfalls ein seltsamer Materialismus. Und das Freidenkertum ist nicht notwendig und durchgängig dem religiösen Gefühl feindlich gesinnt. Man kann Freidenker sein, ohne Atheist zu sein."

* * *

Nun ist es eine Tatsache, daß sich das Volk in Frankreich von den positiven Religionen abwendet. Soll man daraus schließen, das Volk sei das Opfer des praktischen Materialismus geworden? Das ist die Ansicht derer, die das Volk nicht kennen und vor allem derer, die das Volk nicht lieben. Die Wahrheit lautet glücklicherweise anders. Das Volk, und unter dem Volk verstehe ich hier vor allem den Arbeiterstand, hat sich von den Kirchen abgewendet, weil die Kirchen das Volk mißachtet haben. Ja, die Kirchen, alle Kirchen haben die Bedürfnisse, die Interessen, die Sehnsucht des arbeitenden Volkes verkannt, nicht nur seinen materiellen Hunger, sondern auch seine geistige Sehnsucht. Zu oft kommen die Kirchen den Arbeitern als Klassenkirchen vor, weil sie, ohne sich zu empören, die schreiende Ungerechtigkeit der bestehenden ökonomischen Zustände zugeben.

Ich weiß wohl, daß sich die Kirchen hie und da aufgeregt haben. Leo XIII. hat seine Enzykliken verfaßt. Es gibt einen sozialen Katholizismus. Auf reformierter Seite hat man energisch die Initiative zur Hebung der Lage der arbeitenden Klasse ergriffen. Man hat da gegen die niedrigen Löhne, gegen die schlechten Wohnungen, gegen den Alkoholismus, gegen die Tuberkulose, gegen all die schädlichen Folgen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung den Kampf eröffnet. Ich anerkenne gern den guten Willen, der sich in diesen barmherzigen Werken kundgibt. Was ich ihnen vorwerfe, und was die denkende Arbeiterschaft ihnen vorwirft, das ist,

daß sie nur die Folgen der Wirtschaftsordnung, nicht die Wirtschaftsordnung selber angreifen . . . . Wegen dieser Unfähigkeit der Kirchen, nicht nur die soziale Frage zu lösen, sondern auch sie zu verstehen, haben sich die Arbeiter von den Kirchen abgewandt. Sie vertrauen nur noch sich selbst, ihren gewerkschaftlichen und politischen Organisationen, ihrer internationalen Aktion.

Der Sozialismus, man hat gesagt, er sei die Religion des Volkes. Darin liegt Wahres und Falsches. Wenn der Sozialismus eine Religion ist, so ist er jedenfalls nicht eine vollständige Religion. Es gibt in der Religion etwas mehr, als im Sozialismus. Es gibt in ihr metaphysische und mystische Spekulationen über die menschliche Bestimmung, über den Ursprung und das Ziel, über Gut und Böse, über Leben und Tod. — Lauter Dinge, die nicht im Sozialismus sind und nicht im Sozialismus sein können. Wie der Sozialismus auf politischem Weg die materielle Befreiung der Massen bezweckt, bezweckt auch die Religion eine Befreiung, die des Geistes. Sie will den Geist aus der Umklammerung und von der Knechtschaft der Materie befreien. Das ist ihr eigenes Ziel, das ist ihr ungeheures Gebiet. Soll das heißen, daß sie sich von dieser Welt abwendet, daß sie kein eigenes Gesellschafts- und Gerechtigkeitsideal besitzt? Keineswegs. In jeder tieferen Religion gibt es ein Gerechtigkeitsideal, das man auf die Gesellschaften anwenden kann . . . . . Und nun werden mir diejenigen, die sich zum religiösen Glauben bekennen, sagen: „Warum soll sich nicht die Religion mit dem Besten und Menschlichsten, was sie hat, die Religion, welche die innere Wiedergeburt verlangt, die Religion, die wesentlich ein Glaubensakt an die Macht und Ewigkeit des Geistes ist — warum sollte sie sich denn nicht mit dem Sozialismus verbinden, der für die Umgestaltung veralteter Institutionen eintritt, Produktion, Besitz, Regierung? Ist dieser Bund denn unmöglich? Ich glaube es nicht.

Ich halte ihn nicht für unmöglich, nur sehe ich ihn nicht gerade kommen. Uebrigens hängt es nicht vom Volke ab, daß er sich verwirkliche oder nicht verwirkliche. Es hängt von der Religion ab, von der Religion allein. Sie, sie allein soll nun zum Volk gehen oder besser zu ihm zurückkehren. Wenn das Volk plötzlich sähe, wie die Kirchen sich zu seiner Sache bekennen, wenn das Volk in den leidenschaftlichen Kämpfen, die es führt, die Kirchen neben sich fände, würde es bald begreifen, daß es im religiösen Idealismus — diesem höchsten Ausdruck des Idealismus — eine lebendige, brauchbare Kraft gibt. Aber was das Volk nicht will, und was es mit Entrüstung von sich weist, das ist eine Religion, die, angeblich um den Frieden zu fördern, bewußt oder unbewußt die Sache des Gegners führt und unter dem Vorwand der Aufopferung und Liebe seinen gerechten Forderungen nur Hemmungen entgegen setzt.

Ich will folgendes bekennen. Lange habe ich an die sittliche Allmacht der bloß materiellen Revolutionen geglaubt. Heute glaube

ich, daß es nicht genügt, den Rahmen zu ändern, damit die Seelen anders werden. Der Rahmen muß anders werden; wir arbeiten daran. Nötigenfalls werden wir die Gewalt, diese ultima ratio der unterdrückten Gerechtigkeit anwenden. Aber die Reform der Seelen soll nicht abschätzig vertagt werden. Heute schon müssen wir für die neue Gesellschaft neue Menschen schaffen. Wenn die Kirchen an dieser sittlichen Vorbereitung der zukünftigen Gesellschaft mitarbeiten wollen, dann sollen sie ohne Angst zur Arbeiterklasse kommen, man wird sie nicht abweisen.

Ich habe auch lange geglaubt, daß die soziale Revolution die Quelle des religiösen Gefühls in der Menschheit trocken legen würde. Heute bin ich dessen nicht mehr so sicher. Ich bin sogar versucht zu glauben, daß das religiöse Gefühl sich nur in einer Gesellschaft, die von der entwürdigenden Knechtschaft der Arbeitslosigkeit, des Hungers und des Elendes befreit ist, voll und gesund entfalten kann . . . . . Möglicherweise werden es unsere Kinder erleben, wie nach der Lösung der sozialen Frage eine sittliche Frage auftaucht. Wenn der Sozialismus gegenwärtig eine so starke sittliche Kraft ist, so hat er das seinem Ideal, einem gemeinsamen Ideal zu verdanken. Aber wenn er sich einmal verwirklicht, wie ich es glaube, mit welchem neuen Ideal sollen sich die Völker sättigen? Welcher idealistische Glaube wird die Menschen verhindern, in dem groben Materialismus, der so leicht die Folge des Wohlstandes ist, sittlich unterzugehen? Wer weiß, ob es nicht der Glaube sein wird? Niemand kann es sagen, und doch kann man voraussehen, daß das religiöse Gefühl mehr Zukunft vor sich als Vergangenheit hinter sich hat. Man kann glauben, daß die Religion niemals praktisch notwendiger sein wird, als in einer Gesellschaft, die sich von Lohnarbeit und äußerer Autorität befreit hat.

Aber um nun dem Volke unentbehrlich zu werden, muß sich die Religion von Dogmen und Klerus befreien; sie muß rücksichtslos die Sache des Volkes ergreifen und führen. Wie Christus, der als Bruder barfuß zu den armen Leuten Galiläas geht, muß sie jeden bürgerlichen Hochmut weit von sich werfen. Sie muß Volk sein; sie muß Revolution werden.

Und nun entscheide sich die Kirche! Sie wähle zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat. Sie wähle zwischen der alten Welt mit ihren Ungerechtigkeiten und der Revolution mit ihrem Gerechtigkeitsideal. Von der Wahl hängt zwar nicht die Zukunft des religiösen Gefühls, das nicht in Frage steht, aber die Zukunft der Kirche ab."

J. M.

Zabern. Sollen wir in einer Angelegenheit das Wort ergreifen, über die man nur zu viel geredet hat, und da Taten besser am Platz sind, als Worte? Wir würden es nicht tun, wenn wir nicht das Gefühl hätten, daß man einen Punkt mehr betonen sollte, als man es bisher getan hat, nämlich, daß an der Sache viel Gutes ist. Es ist begreiflich, daß sich zunächst nur die reaktionären Kreise über das

Urteil freuen konnten. Und doch sollte man nun — auch außerhalb der Kreise, welche die deutsche Kultur mit Trommel und Krückstock verbreiten wollen — die ganze Angelegenheit als etwas recht Heilsames betrachten, natürlich von einem ganz andern Gesichtspunkt aus.

Man glaube nicht, daß wir kein Verständnis für die schweren Leiden haben, die jetzt die arme, schon genug zerschlagene Bevölkerung des Reichslandes treffen, und daß wir nicht aus tiefstem Herzen mit empfinden, was jetzt in ganz Deutschland die Seele vornehm empfindender Reichsdeutscher bewegen muß. Wir meinen nur, daß man in so schweren Zeiten, wie die heutige, lernen soll, an das Gute zu glauben, auch wo es sich von einem dunklen Hintergrund abhebt.

Ein düsterer Hintergrund. Ich bin gewiß nicht geneigt, ihn zu übersehen. Schon darum nicht, weil ich jahrelang die elsässische Tragödie im Elsaß verfolgen konnte. Selbst als neutraler, im Grunde unbeteiligter Beobachter mußte ich innerlich gegen die Willkür, die Roheit, die kleinlichen Schikanen protestieren, mit denen man sich die Bevölkerung immer mehr entfremdete, statt sie zu gewinnen. Es war nicht nur der Gerechtigkeitssinn dabei im Spiel. Jeder, der die großen Seiten des deutschen Wesens liebt und schätzt, mußte es unerträglich finden, daß Deutschland aus Mangel an Vertretern, die für die Volksseele ein feines Verständnis gehabt hätten und ihr das Gemütvolle und Echte des deutschen Geistes nahe gebracht hätten, vor dieser großen Kulturaufgabe versagte. Ich habe übrigens, auch in Lehrer-, Beamten- und höheren Offizierskreisen genug Deutsche gesehen, die über das Regiment, das wir nun an einem prägnanten Einzelfall wieder kennen gelernt haben, die schärfsten Urteile fällten. Und nun soll ein Regiment weitergehen, noch verstärkt werden, das nicht nur die elsässische Seele, sondern alles Feine im deutschen Wesen tief verletzen muß. Wer das Bewußtsein hat, dem deutschen Wesen große Kultur- und Geisteswerte zu verdanken, wird sich nicht leicht darüber hinwegsetzen.

Und doch ist die Sache heilsam gewesen. Klarheit ist immer heilsam. Man muß einem Gegner immer dankbar sein, wenn er sich so gibt, wie er ist.

„Und was sie ist, das wage sie zu scheinen."

Da läßt die ganze Angelegenheit nichts zu wünschen übrig; sie ist klassisch in ihrer Art. Wenn ein Dichter sie zusammengestellt hätte, klänge es unwahrscheinlich, forciert. Aber die Geschichte erlaubt sich manchmal in ihrer wunderbaren Ironie, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Sie hat die Tragikomödie des Militarismus verfaßt. Sie hat sie dem Militarismus selber diktiert. Es fehlt nichts, nicht die kleinstädtische Bevölkerung (noch letzten Sommer fiel mir in Zabern der gemütliche, fast philiströse Charakter der Zaberner Bevölkerung auf), die man so lange reizt, bis sie ein wenig reagiert, so daß man die militärische Standesehre retten kann, nicht die eingesperrten Zivilbeamten, nicht der Ankläger, der zum Verteidiger des Hauptschuldigen wird, nicht der Superintendent, der

das Schlußgebet spricht und darin die göttliche Mission Preußens, Vormacht Deutschlands zu sein, betont. Alles fügt sich so wunderbar in einander, alles ist so wahr, so innerlich begründet, daß man voller Ehrfurcht vor der großen Künstlerin Geschichte steht, der allein solche Kompositionen gelingen. Es gehört aber zu den Eigentümlichkeiten der Geschichte, auf diese Art diese schroffsten Gerichte zu halten. Straßburg ist ein Gericht, allerdings anders, als es die Freunde des Herrn von Reuter und die 15,000 Telegrammaufgeber meinen. Durch die Freisprechung ist vom Militär das Urteil über den Militarismus gesprochen worden. Und dieses Urteil erstreckt sich auf die, welche nicht sehen wollen, was der Militarismus ist. Straßburg hat das Nichtsehenkönnen unmöglich gemacht. Wir sind ihm dankbar dafür. Und da reicht nun die Sache weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Es ist ja recht, daß an so vielen Orten, auch in Deutschland selber, und zwar von Militärpersonen, dagegen protestiert wurde. Wer will bestreiten, daß es im Militär eine Gesinnung gibt, die solche Dinge als die ärgste Entwürdigung der Soldatenehre empfinden muß? Und doch wäre es ganz ungerecht, hier nur die preußische Rute verantwortlich machen zu wollen. Es liegt im Militarismus eine innere Notwendigkeit, sich selber zu überbieten, immer brutaler zu werden. Er hat etwas von einer rollenden Lawine. Sobald die Grenzen zwischen Militär und Zivil so gezogen werden, wie der Militarismus es tut, muß es zu Anmaßungen, Uebertretungen und Vergewaltigungen kommen. Der Militarismus schafft eine Kaste, der man bei bestimmten Anlässen den Schutz der geschaffenen Werte anvertraut, die sich darum ein Vorrecht anmaßt und das ganze Kulturleben als Exerzierfeld dieses Vorrechtes benützt. So ist hier die Tendenz vorhanden, einer Kaste, die keine positiven Werte schafft und nur, weil unsere internationalen ökonomischen und sozialen Beziehungen nicht genug entwickelt sind, für unentbehrlich gilt, das Uebergewicht über alle gestaltenden, schöpferischen Kräfte und sozialen Organismen zu verleihen. Darum muß *ihre* Moral entscheiden; darum verlangt *ihre* Ehre, daß sich der Zivilist beuge, darum soll lieber Blut fließen, als daß sie beleidigt werde.[1])

Dies gibt dem Kampf, den Deutschland nun auszufechten berufen ist, eine so prinzipielle Bedeutung. „Es stehen sich da Preußen und Deutschland gegenüber. Soll der echte Preuße herrschen oder der freie deutsche Geist?" Es mag stimmen. Und doch handelt es sich hier um viel, viel mehr, nämlich darum, ob der dämonische Geist des Militarismus oder ein anderer Geist die Welt beseelen soll. Können wir an die Möglichkeit glauben, große geistige Werte zu schaffen, ohne daß ein brutales Regiment alles zu Boden wirft, wenn es ihm zu seiner Selbsterhaltung beliebt, eine Weltordnung zu dekretieren, die organisierten Mord und systematische Verheerung bedeutet?

[1]) Es ist von höchstem Interesse, bei diesem Anlaß das grundlegende Buch von Ferrero „Der Militarismus" wieder zu lesen. Es ist vor längerer Zeit erschienen und doch könnten dem Autor bei seinen Darstelluugen die Zaberner und Straßburger Gestalten Modell gestanden haben.

Darum handelt es sich. Also um noch mehr als um die Frage, „ob die Maingrenze weiter nach Süden verschoben werde." Deutschland ist in einem Kampf begriffen, der in noch ganz anderer Art die Gemüter fesseln und die tiefste Sympathie erregen sollte, als es der Fall ist. Es ist auch unser Kampf. Darum ist es oberflächlich und kann zu argem Pharisäismus führen, wenn man außerhalb Deutschlands nur das spezifisch Deutsche oder gar Preußische an der ganzen Sache betont und den Schlußpunkt setzt: „Denn, Gott sei Dank, ich bin nicht so." Das ist ein Hauptgrund, warum wir nun in dieser Angelegenheit das Wort ergreifen. Ohne den besondern Charakter der Zaberner Affäre zu übersehen, muß man sich gestehen, daß die Gefahren des Militarismus überall drohen, daß überall schlimme Symptome vorhanden sind, bei großen und kleinen Staaten, auch bei uns.

Wie viel könnte man hier über diesen allgemeinen militärischen Typus bringen, wenn man die Geschichte der letzten Jahrzehnte genau verfolgen wollte. Man vergleiche doch nur Zabern-Straßburg und die Dreyfußaffäre. Bei allen Unterschieden von Volkscharakter und Temperament, bei aller Abneigung der Franzosen gegen die preußische Art haben wir hier die auffallendsten Parallelen: höchste Steigerung des Militärdünkels, Ausschluß der Zivilelemente, brutale Vergewaltigung und Uebertretung der Gerechtigkeit, das Dogma, daß dem Militär allein die Ehre der Nation anvertraut ist.

So entbrennt nun zwischen dem Deutschland Kants und Fichtes und dem Deutschland der Herren Forstner, Jagow und Oldenburg ein Kampf von weltgeschichtlicher Bedeutung. Und in diesem Sinne dürfen wir sagen, das, was diese Scheidung der Geister herbeigeführt habe, sei heilsam und gut gewesen. Wir wollen uns hier nicht ein Urteil anmaßen über das, was nun geschehen sollte oder das, was hätte geschehen sollen. Sollten auch die Theoretiker der nicht aufhörenwollenden deutschen Gemütlichkeit vor der Hand recht behalten, so geben wir, die wir an Deutschland glauben und noch viel von ihm erwarten, die Hoffnung nicht auf. Man muß Deutschland sehr oberflächlich kennen, um nicht zu sehen, was sich gegenwärtig unter der dichten Kruste von äußerer Botmäßigkeit regt, und gärt.[1]) Und hier wird Zabern wohl nicht der Funke im Pulverfaß sein, aber eine sengende Flamme, die zeitweise scheinbar ausgelöscht und verschüttet werden kann, aber dann auch wieder hell aufstrahlen muß. Dorthin, wo diese Flamme glimmt, und wo man den Tag herbei sehnt, da sie einmal heller auflodert, senden wir unsere wärmste Sympathie. Wir, die wir die Ordnung, die nun scheinbar gesiegt hat, als eine der ärgsten Verkörperungen der widergöttlichen Macht empfinden, gegen die wir als Christen den Kampf auf Leben und Tod führen müssen. J. Matthieu.

[1]) Ich betrachte es übrigens als einen großen Fortschritt, daß man sich nun in Deutschland über die elsässischen Vorkommnisse aufregt, und daß man sie doch als brennendes Problem empfindet. Ich glaube aus Erfahrung sagen zu können, daß dies vor zwei Jahrzehnten nicht der Fall gewesen wäre.

Initiative gegen die Spielhäuser. Aus der letzten Nummer des „Artikel 35“ (Organ des Schweizerischen Aktionskomitees gegen die Spielhäuser) entnehmen wir folgende Mitteilung:

„Am 22. Dezember 1913 fand in Bern eine Vereinigung gegen die Spielhäuser statt. Nach einer langen und interessanten Beratung haben die Teilnehmer durch einstimmigen Beschluß die Meinung ausgesprochen, daß der Augenblick zur Wiederaufnahme des in den Jahren 1904 und 1907 vertagten Projektes gekommen ist, um den Weg der Initiative zu ergreifen. Ihr Zweck ist, den wirklichen Sinn des Artikels 35 der Bundesverfassung durch einen Text festzustellen, bei dem jede falsche Auslegung verunmöglicht wird.

Die allgemeine Meinung war, daß, wenn ein tätiger Protest nicht im Augenblick eingreift, wo die Verletzung des Gesetzes offiziell wird, die Croupiers, die Roulette und die ganze Spielindustrie in der Schweiz freies Feld haben.

Im Februar wird eine neue Versammlung stattfinden, um die Art eines weiteren Vorgehens zu beschließen.

Selbstverständlich ist es, daß die Bewegung aufgegeben würde, wenn der Bundesrat bis dann auf die Interpellation des Herrn Nationalrat Graber und seiner Freunde eine befriedigende Antwort geben würde, das heißt, wenn er die Verordnung vom 12. September zurückzöge und wenn er den Willen zeigte, in Zukunft den Art. 35 strikt zu beobachten.

Doch ist diese Möglichkeit leider zu unwahrscheinlich, als daß man darauf zählen könnte, darum laden wir schon jetzt die Schweizerbürger, welche geneigt wären, an der Aktion gegen die Spielhäuser teilzunehmen, ein, sich in den Kantonen, in denen noch keine Komitees bestehen, zum bevorstehenden Kampfe zu organisieren.

Man ist gebeten, die Beitrittserklärungen und Bitten um nähere Auskunft an den Präsidenten des Schweizerischen Komitees gegen die Spielhäuser, Hrn. Otto de Dardel, in Saint-Blaise (Neuchâtel), zu richten.“

Wir freuen uns über dieses energische Vorgehen und hoffen, es werde kräftig unterstützt. Es handelt sich um eine Schmach, die sich das Schweizervolk nicht länger gefallen lassen darf, wenn es etwas auf seine Würde hält. Möge es dies selber und recht kräftig sagen, indem es das ihm angebotene Mittel benützt. M.

Landeskirchliche Laientätigkeit. (Eingesandt.) Von dem von der schweiz.-kirchl. Laienkommision an sämtliche reformierte Kirchgemeinderäte und Pfarrämter der Schweiz versandten Pfingstaufruf, der bezweckte die Glieder der Kirche zu einer tätigen Mitarbeit in derselben anzusporen, sind gegen 50,000 deutsche und 9000 französische Exemplare abgesetzt worden. Soeben ist von derselben Kommision ein zweites Schreiben an sämtliche reformierte Kirchengemeinden versandt worden, in welchem für den kommenden Winter die Veranstaltung von öffentlichen gemeinschaftlichen Besprechungen über eine Frage des kirchlich-christlichen Lebens, von Eltern- und Konfirmandenabenden und von Helferlisten empfohlen wird, Listen, in die sich diejenigen Mitglieder freiwillig eintragen lassen, die sich zu Dienstleistungen: wie Hauspflege, Besuche, schriftliche Arbeiten, Botendienste anbieten. Im Frühling sollen die da und dort gemachten Versuche und Erfahrungen gesammelt und veröffentlicht werden. Das Schreiben ist (fünf Stück = 15 Rp.) bei der Buchdruckerei Dürrenmatt-Egger in Bern erhältlich. Deutsche Mitteilungen nimmt entgegen Pfarrer K. v. Greyerz in Kandergrund, französische J. Siordet, pasteur in Lausanne. Diese Weckrufe seitens der Glieder unserer reformierten Landeskirche verdienen wegen ihres frischen und fortschrittlichen Tones Beachtung.

Bemerkung der Redaktion. Wir benützen die Gelegenheit zu der Erklärung, daß wir den oben erwähnten Pfingstbrief seinerzeit, wenigstens im Auszug, unsern Lesern mitteilen wollten, daß dies dann aber unterblieben ist, weil anderer Stoff zudrängte, bis es zu spät war. Daß wir der Laienbewegung in unsern Kirchen freundlich gegenüberstehen, ist übrigens selbstverständlich, auch wenn wir uns darüber unsere besonderen Gedanken machen.

Zur Prostitutionsfrage möchten wir bei diesem Anlaß folgende Literatur nennen:

1. Frau und Sittlichkeit. Drei Vorträge. Die Prostitution vom medizinischen Standpunkt aus. Von Dr. med. Ida Hilfiker. Ist die Duldung der Prostitution gerechtfertigt? Von Frau E. Boos-Jegher. Prostitution und soziale Stellung der Frau. Von Frau C. Ragaz. Albert Müllers Verlag, Zürich, 1912. (Preis Fr. 1.—.)

2. Die Prostitution, ein soziales Krebsübel. Von L. Ragaz. Verlag des Grütlivereins, Zürich, 1912. (Preis 40 Rp.)

Diese vier Vorträge verdanken ihre Entstehung der Bewegung, die in Zürich bei Anlaß des Versuches, wieder die staatliche Reglementierung der Unzucht einzuführen, entstanden ist. Sie sind im Namen der vereinigten Frauenvereine von Zürich im dortigen Schwurgerichtssaal gehalten worden, drei von Frauen und vom Standpunkt der Frau aus, der vierte, auf ausdrücklichen und dringenden Wunsch der Frauen, von einem Manne und vom Standpunkt des Mannes aus.

Ich darf mir wohl erlauben, auf diese Vorträge aufmerksam zu machen, um der Sache willen, die sie vertreten. Es scheint mir, daß ganz besonders die Frauen sich dieses Kampfes annehmen und ihn zu einem heiligen Kampf machen sollten. Alle Aengstlichkeit, ein so heikles, ja schmutziges Thema anzurühren, muß aufhören; sie ist eine Verbündete des furchtbaren Greuels. Denn seine Macht ist die Verborgenheit. Keine reine Seele wird dadurch befleckt, daß sie von diesem Jammer erfährt; im Gegenteil: wer dieses furchtbare Verderben, das vom geschlechtlichen Laster her in unsere Gesellschaft strömt, kennen lernt, der wird von jedem Reiz, den es für ihn noch besitzen sollte, erlöst. Wir warten ganz besonders auf die reinen und großen Frauen, die in diese Hölle gehen und sie zerstören.

Wie dieses geschehen könne, versuchen diese Vorträge und dieses ganze Heft zu sagen. Was im besondern den meinigen betrifft, so bitte ich den Leser, nicht zu vergessen, daß ich vor einem äußerst gemischten Publikum zu reden hatte und darum das religiöse Gebiet nur andeuten durfte. Denn es widerstrebt mir, den Menschen das Letzte und Höchste aufzudrängen. Auch war mir aufgetragen, die Prostitution vom sittlichen Standpunkt aus zu besprechen. Ich meine aber, daß das Tiefste darin doch nicht ganz fehle und daß jeder es spüren könne. Ich möchte um der Sache willen wünschen, daß auch mein Vortrag viele erreichte. Merkwürdig: wenn man etwas schreibt, woran einem nicht so viel liegt, so kann große Aufregung entstehen, wenn man aber etwas redet, oder schreibt mit dem Wunsche, weithin gehört zu werden, wenn man mit Posaunenton rufen möchte, um aufzurütteln, dann ist alles still.

Dennoch: der Kampf mit diesem furchtbarsten der Greuel muß kommen. Diese Schriften, wie dieses Heft der Neuen Wege, wollen Pionierarbeit tun, wollen zum Kampfe rufen. Wenn irgend einmal, dann gilt hier: Gott will es!

L. Ragaz.

Büchertisch.

Paul de Lagarde, von Privatdozent Lic. Mulert, Klassiker der Religion. Herausgegeben von Prof. G. Pfannmüller. Protestantischer Schriftenverlag, Berlin-Schöneberg. (Wir werden nächstens das Gesamtwerk besprechen.)

Man kann gegen Sammlungen von Citaten und Exzerpten großer Denker sehr viel einwenden. Sie haben ihre Schattenseiten und ihre Gefahren. Oft sind sie ein bequemes Mittel, sich die anstrengende und zeitraubende Lektüre der Hauptwerke zu ersparen. Und doch habe ich mit großer Freude diese Sammlung prägnanter und bedeutender Stellen aus Lagardes Schriften gelesen. Sie ersetzt nicht das genaue, liebevolle Studium der Schriften selber. Lagarde gehört zu den Menschen, mit denen man nie fertig ist, und denen man es bezeugt, indem man immer wieder zu ihnen zurückkehrt. Die Schrift will aber gar keinen Ersatz für die Lektüre bieten. Sie will eher dazu anregen, diese Schriften im Zusammenhang zu lesen. Und wenn ich mich nicht sehr täusche, so wirken die großen, machtvollen Sprüche, die in verschiedenen Schriften und Werken zerstreut sind, geschlossen, kräftig, wenn man sie, verständnisvoll geordnet, wie sie sind, im Zusammenhang überschaut.

Und was für eine Fülle von Anregung strömt aus dem anspruchslosen Band. Er beschämt und erhebt, er regt an und vertieft. Es ist eine alte, bewährte Weisheit darin, und doch ist er wie für uns geschrieben.

„Charaktere bilden sich großen Ideen, innerlich mächtigen Menschen gegenüber: der Charakter ist der Abdruck, den das Ewige in empfänglichen Seelen zurückläßt. Im vollsten Sinne des Wortes ist daher ein Charakter nur durch die Frömmigkeit zu erwerben."

„Nur ganz individuelles, ganz persönliches Leben kann uns aus dem Schlamm erretten, in welchen wir durch die Ueberbürdung der Geschichte mit Kulturballast und Civilisationsquarke, durch die Schablonisierung der Empfindungen und der Urteile, durch den Despotismus der vielen kleinen und großen Selbstsuchten von Tag zu Tag tiefer versinken. Das individuelle, persönliche Leben kann nur durch die Beziehung der Menschen zu Gott emporflammen und brennend bleiben."

„Der Staat, wenn er (was nicht selten der Fall ist) dem Einfluß der im Kantönli großgewachsenen Junkerdummheit oder des boshaftesten Gorillatums plumper Gewaltlust und Schadenfreude ausgesetzt ist, läßt den Kepler hungern, treibt den Euler über die Grenzen deutscher Zunge hinaus, kreuzigt Jesu und verfolgt Jesus Jünger."

Ist dies alles vor Jahrzehnten oder gestern geschrieben? Doch ist die Frage sinnlos. Männer wie Lagarde sind ewig wahr, ewig jung. Sie sagen Dinge, die nach Jahrzehnten noch wahrer sind als am Tage, da sie sie aussprachen. Die Frage ist nur, ob man sie besser verstehen wird als zur Zeit, da sie noch lebten. M.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir widmen dieses Heft fast ausschließlich einem einzigen Gegenstande: dem Kampf gegen Genußsucht und Laster und hoffen, daß wir damit die Zustimmung unserer Leser finden. Sie werden sicherlich erkennen, daß wir dabei nicht von der zentralen Linie unseres Wollens abweichen. Dieser Kampf ist ja ein ganz zentrales Problem unserer Kultur und für sie kennzeichnend. Wir versuchen also in diesem Heft, dieses Problem zwar nicht erschöpfend aber möglichst gründlich zu behandeln. Darum bitten wir, sich an der außergewöhnlichen Länge des Aufsatzes über die Genußsucht nicht zu stoßen. Es ist eben ein großes Thema. Die Predigt von Pfarrer Bader aber wird in diesem ganzen Zusammenhang das rechte Verständnis finden. Was sie sagt, gehört an die Spitze dieses Heftes: Jesus, der Sieger über die unreinen Geister!

Wir möchten diesem Heft im Interesse der Sache, der es dient, eine starke Verbreitung und Wirkung wünschen!

Redaktion: Lic. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Christentum oder Monismus.[1]

Joh. 8. 2. ff.

Will eine neue Religion in unserer Mitte aufstehen? Ist das Christentum veraltet? Muß das ehrwürdige Gebäude mit seinen massigen Mauern und niedrigen Fenstern, mit seinen weiten Hallen und lauschigen Stübchen, wo es sich so herrlich weltabgeschieden träumen ließ, abgebrochen werden, um einem bessern Platz zu machen, mit elektrischem Licht, Zentralheizung, ausgestattet mit allen Anforderungen moderner Bequemlichkeit? Eine wissenschaftliche Religion? Ist der alte liebe Glaube an Gott, Schöpfer und Erhalter der Welt, Vater der Seinigen, der über ihnen waltet mit Gedanken des Friedens, Gott, der die Liebe ist, in hellem Licht der Wissenschaft wie ein Schatten vergangen, ist vor den Teleskopen der Astronomie der Himmel des Christentums in nichts zerflossen, gibt es kein Jenseits mehr, mit dem der schwache Mensch sich zu trösten vermöchte, nur noch ein Diesseits und darum keine süße Hoffnung, nein, nur noch stolze Resignation?

Das ist die Frage, die von einer kleinen aber rührigen und rasch anwachsenden Schar der christlichen Gesellschaft ins Gesicht geworfen wird. Monismus oder Christentum. Die Religion der Wissenschaft gegen die Religion des Glaubens. Sie rufen die Christen auf die Wahlstatt heraus, sie laden zu öffentlichen Disputationen ein, es entbrennt der Geisterkampf, heiß wogt der Streit, Hieb gegen Hieb, Satz gegen Satz, Dogma gegen Dogma, Weltanschauung gegen Weltanschauung — und unten Kopf an Kopf gedrängt atemlos die Menge. Finstere und heitere Gesichter, fanatische und spöttische. Es zuckt um die Mundwinkel, es flackern die Augen. Hier ein kurzes Auflachen, da ein leidenschaftliches Kopfschütteln. Nervös spielen die Finger, die Hände. Es hämmern und pochen die Herzen — wer hat recht? Was ist Wahrheit? Die alte Frage! Solange die Welt steht betört sie die Menschen — wird sie heute gelöst? Gibt es einen persönlichen Gott, der uns liebt und zur Ewigkeit erzieht? Wenn nicht, warum

[1]) Predigt, gehalten im Neumünster zu Zürich am 15. Februar 1914.

sitzen wir denn hier in fiebernder Spannung? Seltsames Menschenherz! Wer gräbt denn diese ungeheure, alle deine Tiefen erschütternden Frage nach Gott in dich hinein — wenn es nie einen Gott gegeben hat? Was hat das Leben für einen Sinn, wenn es keinen Gott gibt? Was soll uns die stolze Resignation oder die freudige Bejahung des Unvermeidlichen, wenn das Leben nichts ist als eine vorübergehende Zuckung im unendlichen Dasein? — Aber auf der andern Seite: Wenn Gott lebt, hört und sieht und fühlt, wie ist es denn möglich, daß die Welt in tausend Höllenschmerzen sich verzehrt, daß es ein Böses gibt . . ? Und heiß, und heißer zwischen diesen beiden Grenzpfählen menschlichen Denkens wogt der Ideenkampf auf und nieder, sie beweisen und widerlegen, sie bieten allen Scharfsinn und Witz auf, wie Weberschifflein, so sausen die Argumente hin und her und weben — was? Und unten horcht's und horcht's — warum? Kann man die Gegensätze des Denkens ausgleichen? Und wenn man es könnte, wenn einer auf die Tribüne stiege, der mit zwingender Logik, hinreißender Beredsamkeit der Versammlung die „Wahrheit" vor den begeisternd aufhorchenden Verstand zauberte — was wäre damit gewonnen? — Nichts. Vermag es der Mensch, die großen Probleme des Daseins in seine Sätze zu fassen? Nein, er vermag es nicht. Wenn Gott lebt, dann muß er selber reden. Einen andern Beweis für sein Dasein gibt es nicht. Was wirklich ist, das wird nie durch Worte, immer nur durch sich selbst offenbar. Wo die Wirklichkeiten fehlen, „da stellt das Wort zur rechten Zeit sich ein." Ist nicht eben das die große Heuchelei und Lüge unseres Christentums, daß es keinen Eindruck von Gott macht, daß es wohl viel redet über Gott und göttliche Dinge, aber nichts wirkt? Gott ist ihm ein geistiger Götze geworden, zu dem man betet, auf dessen Namen man Tempel, Kirchen und Kapellen, Dogmen, Konfessionen, religiös-sittliche Anschauungen, Meinungen, Gefühle, Stimmungen auferbaut, mit dem man sich gegenseitig bekriegt — aber um den man sich nicht kümmert im Leben. Das, das allein ist der Grund, warum heute Monisten und andere Totengräber des Christentums ihre Schaufeln rühren. Es handelt sich in dem Kampf des Christentums mit seinen Gegnern nicht um „diesseits und jenseits", „Wissen und Glauben" oder wie die Schlagwörter eben lauten, sondern um die Wirklichkeit des vom Christentum gepredigten Gottes. „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage." Nicht um Ideen, Gedankensysteme, Weltanschauungen — nein, um die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten. Ideen sind Formen, der Gehalt ist der Geist. Wo der Geist stirbt, da bleiben die bloßen Formen und Formeln zurück, zwecklos, knechtend und tötend. Nicht darum kann es sich handeln, die Formen und Buchstaben durch andere, schönere, wissenschaftlichere zu ersetzen — Buchstabe bleibt Buchstabe, ein Gerippe, mag es noch so sehr sich kleiden in das gleißende Gewand der Wissenschaft. Was hilft's, wenn der Monismus den Dogmen des Christentums seine eigenen entgegenstellt? Das ist dieselbe Torheit wie wenn ich es

unternehmen wollte, das regellose Geäst eines dürren Baumes durch ein selbstgemachtes, regelrechtes zur ersetzen! Als handelte es sich darum! Nein, darum handelt es sich, daß diese Aeste einst das Leben in sich bargen und nun erstorben sind, nicht darum, was für eine Form und Gestalt sie in ihrem Tode beibehalten haben. Nicht das ist die Frage, daß das Christentum dürre Dogmenäste nach allen Seiten ausstreckt, die man durch andere ersetzen müsse — Linien durch Linien — sondern das, daß diese Dogmen aus Erlebnissen stammen, die jetzt erstorben sind. Nicht wie logisch oder wie wenig logisch, wie wissenschaftlich oder wie abergläubisch sie sind, ist wichtig, sondern daß sie kein Leben mehr in sich tragen. Sie zeugen von einer verschwundenen Lebenswelt und sind so in ihrem Tode noch unüberwindlich für jeden Gegner, der aus keinen Erlebniswurzeln, sondern nur aus dem beweglichen Flugsand der Wissenschaft seine Kraft gewinnt, der nicht einmal gewachsene, nein, der nur künstlich gemachte Formeln besitzt, nicht erstorbene, sondern totgeborene. Weil das Christentum erstorben ist, darum glauben die Monisten eine neue Religion machen zu können? Machen? Religionen machen sich selbst, sie werden nicht gemacht. Eine gemachte Religion ist ein tötlicher Widerspruch. Erst Leben — dann Satzung. Wo ist das Erlebnis des Monismus? Was für Sätze stellt er auf? Solche, die dem neuen Leben Ausdruck geben, oder die ein neues Leben zu erzeugen vermeinen? Seit wann erzeugen Sätze Leben? Eben das ist ja die Schwachheit des Christentums, daß es auch nur noch Sätze, daß es kein Leben mehr hat. Das, das allein gibt seinen Gegnern die vermeintliche Kraft, und nicht ihre „Wissenschaft". Glaubt man denn im Ernste, wenn das Christentum den ursprünglichen Geist wieder in sich zum Leben erweckte, daß von den klug gefügten Mauern der „wissenschaftlichen" Religion der Modernen noch ein Stein auf dem andern bliebe? Ja, schlaget den schlummernden Löwen nur derb auf die Flanken, vielleicht, wenn ihr stark genug seid, erwacht er wieder — und dann möge sich der Himmel erbarmen eurer „monistischen" und „wissenschaftlichen" Sätzlein!

2.

Nicht Monismus gegen Christentum, sondern der tote Gott gegen den lebendigen — das ist der Kampf.

Sage mir, christliche Gesellschaft, wenn Gott lebt, wie deine Prediger verkünden, warum bist du selbst tot? Tot in alten, abgestandenen Gewohnheiten, Zeremonien, Dogmen, tot in einem bloßen Wortchristentum, tot in Geiz und Sünden aller Art. Warum kleidest du heidnisches Leben in christliche Gewänder? Wenn Gott lebt, warum füllst du dich denn mit Kirchengeist, nicht mit Gottesgeist? Warum sind dir denn kirchliche Fragen wichtiger als Gott? Was haben Katholizismus und Protestantismus zu bedeuten, wenn Gott lebt?

Wenn Gott Einer ist — und das ist der Fels deines Bekenntnisses — warum gibt es denn so viele Christentümer, Konfessionen,

die einander mehr oder weniger offen verfluchen? So viele Anschauungen, so viele subjektive Glaubensmeinungen, so viele Wahrheiten? Brauchen wir Wahrheiten, wenn wir Gott haben?

Wenn Gott die Liebe ist, warum hassen und zanken denn seine Anbeter? Warum vereinigen sie sich nicht zu einem und demselben Werk, zum Werk der Liebe, die ja nichts anderes hat, als Werke? Warum so viele Worte?

Wenn Gott ewig ist und uns zum ewigen Leben ruft, warum spielen denn in den christlichen Kreisen die Fragen nach Besitz und Vermögen eine so breite Rolle, und sind die christlichen Reichen gerade so geizig wie die andern? Warum seufzen und ängsten sich die Christen ums irdische Leben, wenn ihnen das ewige gewiß ist? Warum ziehen sie Gott in den Dienst ihrer vergänglichen Interessen hinunter, wenn er sie doch in den Dienst der Unvergänglichkeit berufen hat? Wenn es wahr ist, daß Gott ihr Gott ist, warum werden sie nie stille in ihm, warum wird es nie Wahrheit bei ihnen, was ihre Bibel sagt: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!“ Sie aber haben nur darum einen Gott und Helfer, weil sie alles nach himmlischem und irdischem Wohlergehen fragen!

Wenn Gott ein Gott der Gerechtigkeit ist, warum sind sie mit einer Staats- und Gesellschaftsordnung einverstanden, die das Gegenteil der Gerechtigkeit, die die Ordnung der Gewalttat und der Geldherrschaft ist? Warum fallen vor ihnen die gesellschaftlichen Schranken nicht zusammen, wenn doch ihr Evangelium von der brüderlichen Liebe redet? Wie ist es ihnen möglich, Gott und dem Mammon zu dienen, nachdem Jesus gesagt, daß es nicht möglich sei?

In Wahrheit lebt Gottes Geist nicht mehr im Christentum. Das ist das große Manko unseres Christentums. Es bekennt ihn mit den Lippen und im Herzen ist es ferne von ihm.

Es hilft ihm nichts, Kirchen und Kapellen zu bauen, zu beten, Herr, Herr zu sagen. So taten die Juden auch und doch brach das Gericht über sie herein. Und heute bricht das Gericht über unser Christentum herein. Darin zeigt sich, daß Gott lebt — nicht in den listigen Gedankengängen seiner Theologen und Pfarrer — daß es heute nicht mehr möglich ist, ein bloßer Wortchrist zu sein. Die Menschen haben Hunger. Nicht nur nach Brot, nein, auch nach dem Worte aus dem Munde Gottes. Wenn Gott ist, so soll er offenbar sein. Worte und Dogmen helfen uns nicht. Wir wollen ihn selbst oder — den Tod. Das ist der große Hunger, den kein Monismus, keine Wissenschaft, keine Kultur zu stillen vermag. Der Hunger nach dem lebendigen Gott, wie er immer da war in großen entscheidenden Zeiten. Wir sind alle hungrig. Der Monismus ist auch nur ein Hunger nach Gott.

3.

Wenn die vielen Menschen, die sich leidenschaftlich ereiferten für und gegen Monismus oder Christentum, ihre Aufregung ausgeschlafen

haben — was gibt es dann? Dann wartet wieder das alte Leben auf sie, dann grinst ihnen die alte Unerbittlichkeit durch die Scheiben, wölbt sich wieder die alte stählerne Härte des Himmels über ihnen. Mögen die Ideen und Argumente in ihrem Geiste nachklingen, sie müssen in die unabänderliche Tretmühle des Daseins, in Arbeit, Kampf, Not und Unrecht zurück. Mithelfen wieder an dem unvollendeten rätselhaften Bau Kultur genannt, schieben, drücken, stoßen, gehorchen und schweigen. Die Wirklichkeit umklammert sie wieder, da gibt es kein Besinnen. Jeder an seinem Posten, ob er ihm paßt oder nicht. Was hat diese Welt der Tatsachen mit den begeisternden Gedankengängen zu schaffen, die gestern die Seelen beflügelten? Was kümmert sich das Leben um Auffassungen und Gegensätze im Reich des Geistes? Das grausige und doch so heiß geliebte Leben, wo wir einander ganz anders verstehen lernen als im vollen Saal unter der Rednertribüne. Das ist es ja eben, was uns alle Ideen wie Rauch in der Luft zerflattern läßt, daß unser Herz sich nicht sättigt an ihnen. Es trinkt sie in sich hinein und wird ihrer doch nie froh. Sie füllen es nicht. Sie füllen Bücher und Bibliotheken, nicht das Herz. Seltsames, rätselvolles, unergründliches Ding — Menschenherz! Es vermeint nur an frohen und wahren Wirklichkeiten selig zu werden, wie die harten und unwahren es quälen, es dürstet nach sonnigen Wirklichkeiten, es glaubt daran, daß es Wirklichkeiten des Geistes gibt, wie es solche des Leibes gibt, und darum kann es sich von den Surrogaten und Scheinwirklichkeiten der bloßen Ideen und Gedanken nicht ernähren. Es hat Hunger, es will essen und leben, wie der Leib. Das ist's, warum ihm keine Philosophie genug tut. Gedanken und Wissenschaften kann man nicht essen. O, gebt ihm zu essen, dann hat alle Not auf einmal ein Ende. Gedanken macht sich der Mensch selbst — aber von was lebt er? Gedanken sind Blüten an seinem Leben, was ist seine Wurzel? Woraus wächst und gedeiht der Mensch? Aus der Natur? Ist sie nicht der Spiegel seines Geistes, hat sie ihr Schönstes, Form, Gestalt, Harmonie, Gesetz nicht ihm zu verdanken; was wäre sie, wenn kein Menschenauge bewundernd oder prüfend auf sie gerichtet wäre? Wird der abgrundtiefe Wirklichkeitshunger des Menschengeistes an den Gebilden einer auswendigen Natur gestillt, die seiner eigenen inwendigen Kraft ihr Dasein verdanken? Und diese inwendige Kraft, die ordnend und gestaltend ins Chaos hineingreift, wo hat sie ihre Quellen? Wo sind die Wahrheiten im Auswendigen, wenn es die Wahrheit im Innern nicht gibt? Was ist gut im Reich der Dinge, was seinen Wert nicht aus der unerschöpflichen Tiefe des Guten selbst, das in uns ist, erhält? Wüßten wir, was schön ist, wenn die Schönheit selbst nicht in uns lebte? Wir wachsen aus der Wahrheit, aus der Güte, aus der Schönheit heraus, das Aeußere nimmt nur Teil daran, Teil an dem, was unser eigenstes ist. Ist's nicht lächerlich über die Unsterblichkeit zu disputieren, wenn wir sie doch im eigenen Busen tragen, wenn sie das Licht ist, in dem wir

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

alles sehen? Gibt's ein ewiges Leben — so frägst du und trinkst zu gleicher Zeit an seinem überfließenden Brunnen! Was ist unsere eigentliche Heimat? Ich will's euch sagen. Sie heißt: Geliebt werden! Liebe, die uns trägt und die uns lieben lehrt. Verstehst du das einmal, dann hast du dich selbst gefunden und Gott verstanden. Sieh, Gott ist nicht über dir, er ist in dir. Du bist verwandt mit ihm, du bist sein Hausgenosse. Darum verstehst du die Gottesfrage nie, weil du sie nie nahe genug verstehst. Weißt du, warum sie so dumm fragen, ob es eine göttliche Liebe gibt? Weil sie sie in den Sternen und in den Abgründen suchen, nicht bei sich selbst. O, es gibt sie so sehr, daß sie gerade durch uns offenbar werden will und anders nicht offenbar werden kann.

4.

Wenn du wissen willst, was Liebe ist, so liebe — und das kannst du. Liebe wird nur in der Liebe verstanden — und die hast du! Was weiß der Haß von der Liebe, was wollen alle die verbissenen Menschen über den Mangel an Liebe im Weltgebäude rätseln, solange sie ihr keinen Ausgang aus ihrem eigenen Herzen gewähren! Wenn du die Gerechtigkeit kennen lernen willst, so sei gerecht. Ist das eine übertriebene Forderung, mußt du sie nicht selbst jeden Augenblick an dich stellen? Sollen denn zuerst die Sachen gerecht sein, bevor du es sein kannst? Sie sind es ja schon lange. Du selbst erkennst ja gerade darin den Stolz deiner Wissenschaft, daß du die Gesetzlichkeit des Weltalls triumphierend allem bloßen „Glauben" entgegen hältst! Aber nun du, du selbst? Warum bist du gegen alle Gesetzlichkeit des Geschehens, wo eines dem andern Handreichung tut, ungerecht, nur auf dich selbst, dein eigenes Wohlergehen bedacht, eitel auf deinen Ruhm mitten in aller Sachlichkeit und Voraussetzungslosigkeit deiner Wissenschaft? Und Wahrheit willst du suchen? Sei ein Mensch der Wahrheit, dann fügen sich auch die Fragen und Probleme alle eines nach dem andern der Wahrheit.

Wir, wir selbst, nicht die Sachen, wir sind's!

Ist das auch nur wieder eine Behauptung, eine Idee, eine Weltauffassung, ein Dogma? Ein Dogma dein eigenes Leben? O nein. Wir können uns selbst nie lebendig genug empfinden, nie genug leben, nie genug hören und kosten die Wirklichkeit dessen, was wir selbst sind. Wir wollen ja gar nicht von dem reden, wie wir von der Welt zu denken haben — das Denken ist eine unendliche Variation des Themas Leben — sondern von dem, was wir vor dem Denken und hinter dem Denken *sind*. Von der unmittelbaren und unerschöpfbaren Tatsache des *daß* und nicht des *wie*. Ist es nicht genug, *daß* wir sind? Liegt da nicht alles wie schon drin, unentwickelt vielleicht noch, aber doch vorhanden? Was ist Denken und Wollen und Schaffen anderes als entwickeltes Sein? O sei! „Trinke Mut des reinen Lebens!" Such's nicht in der Außenwelt, bei den Sachen, die ja auch nur sind,

weil du bist, für dich da sind. Sieh, alle Fragen über Ewigkeit und Zeitlichkeit, Diesseits und Jenseits, Wissen und Glauben, sind ja nur der Versuch, die unendliche Tiefe des Geistes in ein Gedankenbild zu fassen, Strahlen sozusagen aus dem Flammenmeer des Geistes, Zeugnisse des Lebens ins Denken und Wollen gefaßt. Aber vor allem Denken, vor allen Bildern, vor allen Gegensätzen und Schlagwörtern bist du. Du könntest von alle dem nicht reden, wenn du's nicht wärest. Sie haben alle recht, die etwas behaupten, sie machen jeder an seinem Ort das Recht irgend eines unbeachteten Gedankens geltend, und sie haben alle unrecht, wenn sie behaupten, nur ihr Gedankenbild sei die Wahrheit. „Aber geht denn da die Wahrheit nicht unter in einer allgemeinen abstrakten und indifferenten Universalmeinung?" Nein. Du selbst *bist* dieses Universum und du bist doch nichts Abstraktes und Indifferentes. Du bist universal und doch Persönlichkeit, und das eben ist das Leben.

Ja, das spüren wir alle, Christen und Monisten, Gläubige und Ungläubige, daß eine tiefe Daseinsfreude im Grunde unserer Seele ruht, gegenüber welcher alles in Zeit und Raum auseinander gebrochene und zerbrochene Leben nichts bedeutet. Und werden wir ihrer inne, so schütteln wir alles von uns ab: Sachen, Verhältnisse, Verbindungen, Gesetze, Wissenschaft, Meinungen, Standpunkte, Konfessionen, Vorurteile, Systeme, Schmerzen, Erbitterungen, Jammer, Eitelkeit, Einbildung, Wahn. Wir wollen nicht mehr dies und das sein, wir wollen nur noch sein. Wie die Kinder. Da steigt die Innenwelt, die Geisteswelt, die Welt der Wahrheit und der Liebe aus den Tiefen empor. Die Welt der Einfalt, der herzinnigen Selbstverständlichkeit und Schlichtheit. Die Welt ohne Scheinwichtigkeiten, ohne Götzen, ohne Sklaverei. Die Welt ohne Grimmigkeit, die sonst aus allen Gesichtern starrt. Die Welt ohne jenen tötlichen Ernst, der sonst einen Menschen vom andern scheucht. Die Welt, in deren Sonnenschein auf einmal die Nichtigkeit unserer Wichtigkeit lustig zum Vorschein kommt. O die Welt, wo das alles gar nicht wichtig ist, was wir so wichtig nehmen! Kannst du dir das denken, daß es gar nicht so sehr darauf ankommt, was du denkst, machst, willst, erlebst, siehst, hörst, meinst? Daß Religion und Wissenschaft, Kultur, Technik, Wirtschaft und Politik, Klasse und Rasse, daß das alles Götzen sind? Götzen so gut wie die aus Holz und Stein gemachten. Gedankengötzen. Und das sollen sie nicht sein. Sie sollen gedacht, gehegt und gepflegt werden, natürlich, aber sie sollen nicht Götzen sein. Alle die Fragen unseres Lebens sollen uns nicht auffressen, sollen nicht unsere dumme und stumpfsinnige Verehrung genießen. Wir selber sind sie ja. Aus unserem Geiste sind sie geflossen — wie sollten sie ihn knechten dürfen? Ich weiß, was du mir entgegnen willst, ich weiß selbst, wie ungeheuer schwierig es ist, diese unbedingte Einfalt einem absolut komplizierten Geschlecht klarzumachen — aber, nicht wahr, wenn es so *wäre*, wenn diese Einfalt der kindlichen Lebensbejahung ohne

Verzäunung, ohne Schranken möglich wäre, dann wäre die Hilfe da?

Ja, das wär's, das wär's! Aber sage mir: kann etwas, das so sehr die Wahrheit wäre, nicht wahr sein? Schafft es sich nicht selbst Bahn durch alle Hindernisse durch, muß es nicht den Sieg davon tragen? Ist das, was durchaus und unbedingt sein sollte, nicht schon Sein? Ist's nicht nur darum noch ein Sollen, weil es seinem Sein Bahn bricht und sein wird? Jedenfalls ist das die innerste Sehnsucht gerade unserer Zeit, daß wir, wir selbst es wieder seien, daß, sozusagen — mit dem Philosophen Schelling zu reden — das Es, das unpersönliche sachliche Es nicht wir, nein, daß wir Es sind, daß wir ihm Dasein geben, nicht es uns, mit andern Worten, daß wir keinem Sachenreiche mehr untertan sind, sondern uns selbst wieder gefunden haben. Du und ich, wir alle. In Liebe eins. Und alles andere Spiel. Spiel, weil es keinen andern Ernst mehr gibt, als wir selbst.

„Dürfen wir so reden? Ist das nicht Leichtsinn? Wie? Das Leben wäre nicht mehr ernst zu nehmen?" O ja, ich weiß, wie schwierig dieser Punkt ist, wie die Menschen die Ketten küssen, in denen sie gefangen liegen, wie sie nichts so inbrünstig suchen, als die Sklaverei, und wie gefährlich es deshalb ist, ihnen von ihren Ketten zu reden! Sag's einem Gelehrten, daß seine Wissenschaft nicht wichtig, einem Handwerker, daß seine Verrichtung den tötlichen Ernst nicht verdiene, womit er sich mit ihr identifiziert, so daß er nur noch Schuhmacher, Schneider, Metzger, aber daneben kein Mensch mehr ist; sage es der Mutter, die um die Erziehung ihrer Kinder bangt, darauf komme es gar nicht so sehr an, sie soll nur selbst ein freier Mensch sein — ja, ja, ich weiß, was es dann gibt. Und dennoch ist's wahr, was ich behaupte, daß dieser Lebensernst nichts taugt, daß gerade er es ist, der das Leben zur Qual und zum Rätsel macht. Ich glaub' diesem Ernst nicht. Er ist durch und durch falsch. Er ist ein Ernst um die Götzen, ein Götzendienst. Nimm Gott ernst, o lieber Mensch, und schau, wie dir alles sich verwandelt zum heitern Spiel. Nichts wichtig nehmen, das ist das Geheimnis des Lebens, das ist mit einem Wort der ganze Inhalt des Evangeliums Jesu Christi.

Sagen es nicht die hochgelehrten Herren, aus deren Weisheit die Wichtigkeit der Dinge erhellt, immer wieder selbst, vom König Salomo an bis auf unsere modernen Weisen und Unweisen, daß alles ganz eitel sei? Eitelkeit der Eitelkeiten — ist sie nicht der Gegenstand unserer ununterbrochenen Betrachtung, unserer unermüdlichen Kunst? Was ist gewisser als die Ungewißheit, Unsicherheit, Fraglichkeit unseres Lebens? Ist nicht alles Täuschung, Schein, Lüge, Wertlosigkeit? Wer will auf dem Boden der Götzenwelt mit ihren Götzenwichtigkeiten, ihrem Götzenernste einen Schopenhauer, einen Nietzsche widerlegen? Eben das ist ja unsre Verzweiflung . . . Verzweiflung? O lieber Freund, ich sage dir: Herrlich ist's, daß es so ist! Ist das Verzweiflung, daß wir merken, der Spiegel sei nicht die Sache;

die Welt, in der wir uns spiegeln, sei nicht die Wirklichkeit selbst? Die seien wir? Ist es verzweifelt, sich selbst zu finden, die wahren Tiefen des Lebens zu erkennen? Ist's nicht wundervoll — so schmerzlich die Preisgabe lieber Vorurteile auch ist — daß wir hinter den Trug kommen und den Sachenwert mit dem Persönlichkeitswert vertauschen? Wundervoll, daß wir den Weg zur ursprünglichen Einfalt wiedergefunden haben und wieder heimkehren ins Vaterhaus? Warum ist alles ganz eitel? Weil wir selbst in der Wahrheit, in der Ewigkeit zu Hause sind. Wir sind Gottes liebe Kinder. Alles ist unser. „Darum rühme sich niemand eines Menschen. Es ist alles euer. Es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt; es sei das Leben oder der Tod; es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige; alles ist euer. Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes." (1. Cor. 3, 21—23). Alles! Christentum und Monismus, Wissenschaft und Religion, Diesseits und Jenseits. Wir dürfen alles verstehen, in alles hineingehen. Wir dürfen die Betrachtung des Monismus auch zu der unsrigen machen. Wir sollen alle Behauptungen verstehen wollen. Warum? Weil wir im Evangelium uns selbst und Gott gefunden haben; unser eigenes Leben wurzelnd und schaffend in Gott. Leben aus Leben, nicht Gedanke aus Gedanke. Wir leben — und darum schaden uns keine Gedanken, keine Weltanschauungen etwas. — —

Sie disputieren und beweisen, und unten horcht die Menge. Und wenn sie auch nicht einig werden, etwas gibt's, worin sie alle ohne weiteres einig sind. Alle die Hunderte mit ihren hundert verschiedenen Köpfen, sie haben etwas gemeinsam, was ihnen kein Redner erst noch zu sagen braucht. Wenn sie so zusammen sitzen, was meinst du, was es sei, das sie alle ohne weiteres verstehen? Sieh, an ganz kleinen Vorgängen merkst du's. Sie verstehen es alle sogleich, wenn man freundlich und höflich mit ihnen ist; und sie verstehen es nicht minder schnell, wenn man es nicht ist, du kannst dich gar nicht verbergen, sie merken's sofort und am kleinsten, wie du bist. Der Monist merkt's wie der Christ. Da ist gar kein Unterschied. Sie haben ein absolut sicheres Gefühl für das Gute wie für das Böse. Ein Wort, ein Blick, eine Gebärde — und du bist erkannt. Was hat das zu bedeuten? Es will sagen, daß wir alle von der Liebe leben. Daß wir einfach einander lieben müssen. Daß *das* das Leben ist. Mögen sie dort auf dem Podium sagen was sie wollen. Darauf kommt's nicht an. Aber darauf kommt alles an — daß wir lieben. Das ist unser Wesen, da sind wir zu Hause.

Das, *das* haben wir verdorben, sonst nichts. Wir lieben nicht mehr. Darum verstehen wir nichts mehr. Denn eine Welt ohne Liebe ist jedenfalls nicht unsere Welt. Sie mag den Teufeln verständlich sein, uns ist sie es nicht. Daß wir so tun, als hätte die Welt einen Sinn ohne Liebe, daß wir auf den bloßen Verstand die Dinge aufbauen wollen — das ist unsere Sünde, unser Jammer. Wir müssen wieder lieben lernen. „Aber können wir das?" Ja, wir können es,

denn wir haben den, in dem sie wieder aufgebrochen ist, im menschlichen Leben: Jesus.

5.

Ja, wir haben ihn, heute noch. Wir haben ihn nicht nur gehabt; er ist nicht vergangen, er ist da. Wir hören seine Stimme. Verloren in den unfruchtbaren Wüsten unserer Gedankensysteme horchen wir begierig auf, wenn sein Ruf uns trifft: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ „Wer mir nachfolgt wird Leben und volle Genüge haben.“ Wer ist er?

Den Juden sagt er einmal: „Wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich bin und nichts von mir selbst tue.“ Und nun, seit dem Kreuz, erlebt die Welt staunend, bewundernd, widerstrebend die wunderbare Tatsache einer Kraft, die lösend und zersprengend durch alle ihre Fugen und Pforten bricht, die Herzen erschüttert, die Geister weckt, die Verhältnisse umgestaltet, Gesellschaft und Staat auflöst, Nationen und Völker mit ihrem Sauerteig durchdringt und die ganze Welt in ein neues Leben ruft. Immer deutlicher bricht das Evangelium hervor, immer klarer wird es, daß alle Kniee sich dem Gekreuzigten beugen und alle Zungen bekennen werden, daß er sei der Herr zur Ehre Gottes des Vaters. Gerade in unsern Tagen. Alle die Fragen, die unsere Herzen erfüllen, sind aus dem Geiste Jesu erwachsen: die soziale Frage, die Völkerfrage, die religiöse Frage, die Frage nach der Wahrheit und der Gerechtigkeit, nach dem Sinn des Lebens und seinen letzten Zielen. Und er allein ist auch ihre Lösung. Was heißt die soziale Frage anderes, als daß die Menschen den wilden Kampf um die dinglichen Werte vergessen sollen im Frieden der Erkenntnis des unvergleichlichen Wertes ihrer eigenen Seele? Und wo anders gewinnen sie die Kraft dazu, als in Jesus? Hier gibt es keine soziale Frage, weil es hier alle die Gegensätze nicht gibt, welche ihr gerufen. Hier gibt es keine Herren und keine Knechte, keine Reichen und keine Armen, hier herrscht das, was die Menschen eint, nicht das was sie trennt. Und so auch im Großen. Machet ernst, ihr Könige, Fürsten und Regierungen mit dem Evangelium Jesu, und ihr brauchet keinen Krieg mehr zu fürchten. Die Völker schließen Frieden ohne weiteres, wenn ihnen von ihren Regierungen die Grundsätze des Evangeliums und nicht mehr die der Rassen- und Nationalitätsgegensätze ins Herz geschrieben werden. Der Krieg muß nur sein, so lange ihn die Regierungen wollen. Die Politik des Friedens, wie sie im Evangelium niedergelegt ist, schafft Frieden auf Erden. Sagt und eifert dagegen, so viel ihr wollt, diese Erkenntnis bricht sich heute unwiderstehlich Bahn. — Und die religiöse Frage? Es gibt gar keine mehr, wo Jesus herrscht, denn er ist das Ende jeder Religion. In ihm quillt lebendig hervor, was das Christentum immer wieder in bloße Worte gefaßt hat. Hier ist Gott nicht mehr Gegenstand des Kultus und der Anbetung, sondern Erlebnis,

Besitz und Kraft der Menschen, hier ist die Liebe nicht mehr nur ethische Forderung, nein, das selbstverständliche Lebensgesetz, Wahrheit und Geist der menschlichen Gemeinschaft.

Und du, du selbst? Du wirst erst in Jesus du selbst. Du bist's ja noch gar nicht. Sage mir: Herrschest du über die tausend Gedanken und Triebe, die durch deine Seele strömen, oder herrschen sie über dich? Bist du frei? Recht frei, innerlich frei? Kennst du dich selbst? Sagt nicht deine Wissenschaft, daß wir vielleicht gar kein einheitliches Ich haben, sondern ein geteiltes oder gar ein vielfältiges, wenn es überhaupt ein Ich gibt und das Bewußtsein nicht einfach eine Täuschung ist? Und mit Recht spricht sie so. Was dich heute erfüllt, vor dem graut dir morgen, was du gestern mit Abscheu von dir gestoßen, das ist heute das Kleinod deiner Seele. Tausend Geister besitzen dich, reißen und zerren dich dahin. Du selbst bist nie da. In der Tiefe liegst du gebunden und über dich hinweg stürmen fremde Du, die deine Maske tragen. Jesus aber macht dich frei. Er zerbricht die Mauern deines Gefängnisses und entfesselt deinen Geist. In ihm träumst du nicht mehr von Wahrheit, da wirst du selbst wahr, da bricht die Wahrheit aus deinem Innern hervor, die Wahrheit selbst, die das Leben ist, nicht eine der tausend Scheinwahrheiten, die dir etwas an die Wand der Außenwelt gemalt. Träumst nicht mehr von Gerechtigkeit, sondern wirst ein Mensch der Gerechtigkeit, der nicht mehr anders kann als Gerechtigkeit wollen, der aus der Gerechtigkeit herauswächst in eine ungerechte Umgebung hinein und von ihr Zeugnis ablegen muß. Träumst nicht mehr von Liebe, sondern liebst von ganzer Seele und aus allen Kräften, weil du die starken Wurzeln deiner Kraft wieder gefunden hast, dein Leben, deine Wirklichkeit wieder dein nennst.

Was ist Jesus? Höre ihn selbst: Ich bin die Auferstehung und das Leben.

Das allein kann uns heute helfen. Wir müssen wieder Geisteswirklichkeiten haben. Uns ekelt vor allen bloßen Worten und Meinungen. Unser Christentum gibt uns kein Leben mehr. Darum die verzweifelten Versuche eines Monismus eine neue Religion zu stiften. Entsetzlich leer und öde, aber ein Weg vorwärts, o nur vorwärts! Weg von allem Staub und Moder, vorwärts zur Quelle des Lebens. Werden wir sie gewinnen? Ja, wir werden es, oder wir müßten uns selbst vergessen. Und das können wir nicht mehr, seitdem wir den haben, der unser Leben ist: Jesus. H. Kutter.

Was verstehen wir unter „Verchristlichung" der Gesellschaftsordnung?[1]

Man hört oft die Behauptung, niemand könne wissen, ob das Christentum sich bewähren würde, da es ja noch nie auf die Probe gestellt worden sei.

Ich bestreite dies. Das Christentum ist auf die Probe gestellt worden, sowohl im privaten wie im sozialen Leben, und eher ist die Frage berechtigt, ob außer dem Christentum überhaupt etwas in der Menschheitsgeschichte Erfolg gehabt hat.

Es ist allerdings wahr, daß es nie eine Gesellschaftsordnung gegeben hat, die durch und durch christlich gewesen wäre. Aber große Gebiete unseres sozialen Lebens sind ihrem Wesen und ihrer Grundlage nach unter die Herrschaft des Gesetzes Christi gekommen, und sie sind nach einstimmigem Urteil Quelle unseres Glücks und Gegenstand unseres Stolzes, während diejenigen Teile der Gesellschaftsordnung, die noch nicht verchristlicht sind, Quelle unseres Elends und Ursache unserer Scham sind.

Ungerecht gegenüber dem Christentum ist es, unsere Zivilisation christlich zu nennen. Ungerecht gegenüber unserer Zivilisation, sie unchristlich zu nennen. Sie ist halbchristlich. Ihre Erneuerung ist im Werden, aber sie hat sich schichten- und streifenweise vollzogen, unter verblüffenden inneren Widersprüchen und Heucheleien, gerade wie bei dir und bei mir. Soweit jedoch der Prozeß vor sich gegangen ist, bietet er uns die Gewähr, daß wir die Vollendung des Werkes mit froher Zuversicht auf Erfolg in Angriff nehmen dürfen. Die Geschichte des Christentums ist kein kläglicher Mißerfolg. Der größte und schwierigste Teil der Verchristlichung der Gesellschaftsordnung liegt hinter uns.

Im nächsten Kapitel werde ich zu zeigen versuchen, wie die christlichen Teile unserer Gesellschaftsordnung christlich geworden sind. Dies wird uns einen Umriß für die Arbeit an die Hand gehen, nach welchem die noch nicht erneuerten Teile demselben Heilungsprozeß unterworfen werden können. In mehreren weiteren Kapiteln werde ich dann die noch nicht verchristlichten Gebiete der Gesellschaftsordnung untersuchen, um zu zeigen, warum und nach welchen Richtungen hin sie noch unchristlich sind.

Aber zunächst müssen wir bestimmen, was wir unter „Verchristlichung" der Gesellschaftsordnung oder irgend eines ihrer Teile verstehen.

Die Meinung liegt mir ferne, daß der Name Christi in die Verfassung der Vereinigten Staaten aufgenommen werden solle. Einige

---

[1] Aus dem Buche von W. Rauschenbusch: Christianizing the Social Order. New York, The Macmillan Company.

Nachkommen der schottischen Covenanters weigern sich ja heute noch, an die Wahlurne zu treten oder unter unserer Regierung ein Amt zu bekleiden, weil Jesus Christus nicht formell als das Haupt unserer Nation anerkannt sei. Aber heutzutage würde dies nur eine nationale Heuchelei mehr bedeuten. Zudem lag Jesus wenig daran, „Herr, Herr" genannt zu werden, wenn das Wort inhaltslos war. Die Kinderarbeit in unserem Lande abschaffen, würde ihn wirksamer verherrlichen, als alle Worte und Namen.

Ebensowenig sollten wir die in früheren Zeiten von katholischer wie protestantischer Seite aus unternommenen Versuche erneuern, eine Theokratie einzusetzen, unter deren Herrschaft die Bürger zu christlichem Glauben und Gottesdienst verpflichtet würden. Die Geschichte erhebt Einspruch gegen Religionszwang. Das geringe Maß von Zwang, das noch in den Staatskirchen Europas und Südamerikas besteht, wird von Außenstehenden als Rest eines alten Uebels und Gegenstand des Anstoßes für unsere Zeit empfunden.

Die Gesellschaftsordnung verchristlichen heißt: sie in Einklang bringen mit den sittlichen Anschauungen, die wir in der Person Jesu verkörpert finden. Ein ziemlich klar umschriebenes Maß von sittlichen Grundsätzen hat ja in der modernen Menschheit Gestalt gewonnen. In ihnen kommt unser soziales Gewissen, unsere praktische Religion, zum Ausdruck. Aber die gegenwärtige Gesellschaftsordnung verleugnet viele dieser Grundsätze unseres sittlichen Empfindens, ja sie spricht ihnen Hohn; sie zwingt uns, im praktischen Leben unserem besseren Selbst Gewalt anzutun. Wir verlangen daher, daß das sittliche Bewußtsein der Menschheit in den Sattel gehoben werde, und daß man ihm überlasse, die Einrichtungen des sozialen Lebens neuzugestalten.

Wir nennen dies die Gesellschaftsordnung „verchristlichen", weil diese sittlichen Ideale ihren höchsten Ausdruck in der Lehre, dem Leben und dem Geist Jesu Christi finden. Ihre heutige Geltung in der Zivilisation des Westens geht zum großen Teil unmittelbar auf den Einfluß zurück, der von Jesus auf deren Geschichte ausgegangen ist. Der großen Mehrheit unseres Volkes sowohl innerhalb wie außerhalb der Kirchen ist er das verkörperte Sittengesetz geworden, ist sein Name gleichbedeutend mit dem Ideal menschlichen Adels. Für uns, die wir in ihm die einzigartige Offenbarung Gottes, die Entfaltung göttlichen Lebens in menschlicher Gestalt sehen, ist er schlechthin die Norm für das sittliche und geistige Leben, der vollkommene Ausdruck des göttlichen Willens für die Menschheit, der „kategorische Imperativ" mit menschlichem Herzen. Aber auch die vielen, die diesem Glauben in bestimmter Formulierung nicht huldigen oder überhaupt meinen, ihn von sich weisen zu müssen — darunter ein in steter Zunahme begriffener Teil unserer jüdischen Mitbürger — werden doch zugeben, daß in Jesus das Menschengeschlecht einen seiner Höhepunkte, wenn nicht den krönenden Abschluß, erreicht habe, sodaß uns in Jesus Christus die zukünftige Herrlichkeit der Menschheit, der Typus „Mensch",

wie er sein soll, offenbar wird. „Christlich machen" heißt im höchsten Sinn „menschlich machen." Ich bitte um die Zustimmung beider Klassen, wenn ich seinen Namen für das Werk in Anspruch nehme, das er für uns begonnen hat. Die Behauptung, daß wir die Gesellschaftsordnung „sittlich" machen wollen, würde der Mehrzahl der Menschen unbestimmt und ausdruckslos erscheinen, — daß wir sie „christlich" machen wollen, faßlich und zwingend. Der Geist Christi ist die Kraft, die uns treibt. Sein Sinn ist das Winkelmaß und Senkblei, die uns bei unserem Bau leiten müssen.

Ein so hohes Wort erweckt aber leicht zu hohe Erwartungen. Selbst eine christliche Gesellschaftsordnung kann nicht Vollkommenheit bedeuten. Solange die Menschen Fleisch und Blut sind, kann die Welt weder sündlos noch schmerzlos sein. Wie soll z. B. irgend eine Form sozialer Organisation den mächtigen elektrischen Strom des Geschlechtstriebs daran hindern, zu Zeiten in die Irre zu gehen und diesen und jenen mit Schmach und Elend zu treffen? Das Gesetz des Wachstums, das zum Wesen des Menschen gehört, macht an sich jeden Gleichgewichtszustand der Vollkommenheit unmöglich. Jedes Kind wird als strampelnder kleiner Egoist geboren und muß aus seinen eigenen Fehlern und Vergehen lernen, sich jeweils dem sozialen Milieu der nächst höheren Gruppe, in die es eintritt, anzupassen. Wäre Vollkommenheit heute erreicht, so würde schon morgen durch das Entstehen neuer Kräfte erneute Anpassung erfordert. Die denkbar gerechteste und wohlwollendste Gesellschaft würde unwissentlich Schaden und Unheil anrichten, und sich dessen nur allmählich durch schmerzlichen Protestschrei bewußt werden. Der Aufbau der Gesellschaft kann nie völlig auf der Höhe sein. Er ist notwendigerweise ein langsames geschichtliches Werden, und es wird der Menschheit immer harte Mühe und Arbeit kosten, ihn von veralteten und schädlichen Sitten und Einrichtungen aus einer schlimmeren Vergangenheit zu befreien.

Ich muß meine Leser bitten, diese Schranken des menschlichen Lebens als selbstverständlich bei der ganzen folgenden Betrachtung im Auge zu behalten, auch wenn nicht immer im besonderen darauf hingewiesen wird, und von vornherein anzunehmen, daß wir uns in Rufweite des gesunden Menschenverstands halten. Wir werden Vollkommenheit fordern und doch keine Vollkommenheit erwarten. Aber indem wir sie fordern, werden wir wenigstens mehr bekommen, als wir jetzt haben. Strammes Bestehen auf der sittlichen Pflicht läßt sich sehr wohl vereinen mit großer Geduld. Jesus ist das klassische Beispiel für die Verbindung von hoher sittlicher Forderung und mildem Verständnis.

Aber innerhalb der Grenzen, die der menschlichen Natur gesteckt sind, kann — glaube ich — der verfassungsmäßige Aufbau der Gesellschaftsordnung wohl mit den Forderungen christlicher Moral in Einklang gebracht werden. Noch bei jedem Anlauf, den der sittliche Fortschritt genommen, hat sich zwar das Geschrei erhoben, daß Gerechtig-

keit und Billigkeit utopischer Fanatismus seien und die Gesellschaft ruinieren würden, aber anstatt das Räderwerk der Gesellschaft zu hemmen, hat sich noch jeder Schritt in der Richtung christlicher Sozialethik als unermeßliche Erleichterung für die Gesellschaft erwiesen.

Man kann eine unchristliche Gesellschaftsordnung daran erkennen, daß sie gute Menschen zwingt, Schlechtes zu tun. Sie verführt, täuscht, entnervt und entwürdigt: die Folge ist Verkümmerung, Mutlosigkeit und Beschämung. Eine christliche Gesellschaftsordnung dagegen treibt schlechte Menschen, Gutes zu tun. Sie steckt hohe Ziele, festigt die unsteten Willensregungen der Schwachen, weckt die Kräfte der Jungen und wird von jedermann als hebende Kraft empfunden, die in den Menschen mit dem Fortschreiten der Jahre das Bewußtsein eines wachsenden und edleren Menschentums hinterläßt.

Nachdem wir so auseinander gesetzt haben, was wir unter Verchristlichung der Gesellschaftsordnung verstehen, könnten wir nun aus den Evangelien eine Liste der christlichen Grundsätze zusammenstellen, die für das soziale Leben zu gelten haben, und daraufhin die bestehende Gesellschaftsordnung prüfen. Aber wir werden es ersprießlicher finden, den geschichtlichen Entwicklungsgang bei denjenigen sozialen Einrichtungen zu verfolgen, die bis zu einem gewissen Grad schon verchristlicht sind, und auf diese Weise unsere Vorstellung vom Prozeß der Verchristlichung zu klären. Die Geschichte wird uns ein besseres Verständnis des Problems an die Hand geben als die schärfste Begriffsbestimmung. Wissen wir, wie etwas entstanden ist, so wissen wir auch, wie es in Zukunft gemacht werden kann und gemacht werden sollte.

Uebersetzt von Dr. P. Gonser.

Wiedergeburt.

Es war einmal ein junger Mann; er stand in der Vollkraft des Lebens. Den sahen die Geister seines großen, schönen Hauses oft tief gebeugt über einem mächtigen Folianten sitzen; dann trug er meist einen langen schwarzen Rock, der in schweren Falten zur Erde niederfiel. Das Buch war in Schweinsleder gebunden und mit Messing beschlagen, und die Buchstaben glichen geheimnisvollen Zeichen, die wohl kein Mensch weit und breit zu entziffern verstand. Ein spöttisches Grinsen huschte über die Gesichter der Hausgeister, wenn sie über die Schultern des Tiefgebeugten auf die gelblichen Blätter guckten, und einer raunte es dem andern zu: Judenweisheit!

Der junge Mann aber las und sann vor sich hin und las wieder. Derweil kam ein seltsames Leuchten in seine Augen und die ganze Gestalt wurde Leben. Straff richtete er sich auf in seinem abgewetzten Lederstuhl. Ganz erschrocken fuhren die Hausgeister zurück. Beinahe

hätten ihre Nasen an dem auffahrenden Menschenschädel Schaden genommen. Sie sollten noch schlimmeres erleben. Mit dumpfem Schlag flog das dicke Buch zu; der schwarzgekleidete Jünger der Wissenschaft sprang auf. Sein Mund stieß wilde Worte aus: Der Buchstabe tötet. Weg mit der alten Gelahrtheit. Sie entfremdet mich dem heißpulsierenden Leben meiner Zeit. Der Geist ist's, der lebendig macht! Heiliger, göttlicher Geist lebt zwar in diesem Buch mit seiner toten Sprache; aber er muß befreit werden, Fleisch werden, wie der Logos Gottes; dann erst kann er Segen schaffen. Und der junge Mann öffnete Gott im Gebet sein Herz, damit er es mit seinem guten, heiligen, feurigen Geist erfülle. Alsdann trat er aus seiner stillen Klause hinaus ins Leben. Den schwarzen Rock ließ er zurück. Nur seinen Augen sah man es an, daß er vom Heiligen wegkam und daran sein Herz entzündet hatte. Draußen im Leben war ein wildes Durcheinander von allen möglichen Meinungen, geistigen und sozialen Strömungen; die Menschen wollten sich nicht mehr verstehen. Haß und Leidenschaft erfüllte die Luft. Brüder waren in Feindschaft auseinander gegangen; Kinder lehnten sich gegen ihre einstigen Erzieher, ihre Eltern auf. Da sprach der Geist des hlg. Buches, der in dem jungen Manne Mensch geworden war: Sieh da dein Geschlecht — eine zerrissene Familie! Sieh da deine Zeit — voller Aufgaben für alle, die guten Willens sind und Gottes Kinder heißen möchten! Und der, dem diese Worte galten, trat mitten ins Leben hinein. Wie Gischt und Meeresbrandung umtobte es ihn. Der Nazarener stand vor seiner Seele, wie er den wütenden Wogen Ruhe gebot; da gedachte er ein gleiches zu tun. Aber sieh da: wer tauchte plötzlich auf im wilden Gedränge der Menschen? Ein bekanntes Gesicht, ein Freund; ein braver Freund! Auf der Schulbank war er einer der ersten gewesen. Kein Wässerchen hatte er je getrübt. Sein Vater, der Lehrer war, konnte nach jedem Quartalsschluß den Freunden im Städtchen mit stiller Genugtuung seines geliebten Sohnes Glanzzeugnis vorweisen. Im Betragen ging's nie unter sechs. Ein braver und kluger Freund! Er hatte es im Leben weit gebracht, weil er sich ausschließlich in Geleisen bewegte, die so ausgetreten waren, daß der Fuß sich nirgends stieß. Sein Name galt viel unter Philistern. Nun verriet sein ganzes Gebahren höchste Aufregung. Verwirrte Aengstlichkeit stand in seinen treuen Zügen geschrieben. Von weitem schon rief er: Um Gottes Willen, was machst du da draußen in der Welt? Schau, das ist nicht für deine Augen, nicht für deinen Stand! Flieh, flieh heim in deine warme Bude und steck deine Nase ins dicke Buch. Am Sonntag aber, wenn die Glocken läuten, dann tritt hervor im schwarzen Talar, in langsam abgemeßnem Schritte wandle zum Gotteshaus und rede zur andächtigen Gemeinde in sanften und gesalbten Worten von dem, was im Buche steht, was Habakuk gesagt und wie es dem Jonas im Wallfisch ergangen. Ich meine es gut mit dir; wenn dir dein Leben lieb ist, so befolge meinen Rat. Da fuhr ein wildes Leuchten in des jungen Mannes Auge. Er war zu schauen

wie der, der mit schlagender Hand Geldwechsler und Krämer aus dem Tempel trieb: Weiche von mir, Versucher! Dir ist es nicht um die Wahrheit zu tun, nicht um die Sache, der ich diene. Du fürchtest für deiner platten Weisheit Weizen, er möchte nicht mehr blühen, wenn der Geist des Wortes Mensch wird; für die alten Schablonen fürchtest du, in die ihr einstige Lebensäußerungen gezwängt für die Parteien, die euch Werkzeuge eures Ehrgeizes geworden sind. Dein Rat kommt zu spät. Mit dem Buchstabendienst habe ich endgültig abgeschlossen; der Geist ist es, der da lebendig macht!

Mit eingezogenem Nacken drückte sich der brave Freund durch die dichte Menge; verbissene Wut entstellte sein Gesicht; denn noch hatte er gesehen, wie ein junges Geschlecht den starken Worten Beifall spendete.

Das war die Geburtsstunde eines neuen geistlichen Standes.

Martell.

Francis de Pressensé.

In dem vor wenigen Tagen dahingeschiedenen Publizisten, Gelehrten und Politiker verlor nicht allein die französische sozialistische Partei einen wahren Führer; ganz Frankreich verlor in ihm eine grundehrliche Persönlichkeit, in der die besten Traditionen des wahren Franzosentums lebendig waren.

Francis de Pressensé war der Sohn eines calvinistischen Pfarrers. Schon früh zeigte sich seine glänzende Begabung auf den verschiedensten Wissensgebieten. Er galt als ein Wunderkind und setzte seine Umgebung durch immer neue Leistungen in Erstaunen. Kaum 17 Jahre alt war er, als er sich gegen den Willen seiner Familie als Freiwilliger in den deutsch-französischen Krieg begab, wo er im Stabe des Generals Chanzy Verwendung fand und bei schwierigen Unterhandlungen mitwirkte. Er geriet in Gefangenschaft und brachte aus dem Kriege die ersten Anzeichen eines schmerzhaften rheumatischen Leidens heim, das ihn nie wieder frei aufatmen ließ.

Nichts schien darauf hinzudeuten, daß Pressensé einmal von dem Wege abweichen werde, der den jungen Talenten seines Standes gewiesen und wohl geebnet war. Nach einer mehrjährigen Tätigkeit im diplomatischen Dienste trat Pressensé im Jahre 1888 in die Redaktion des Temps ein als Redakteur des Bulletins für auswärtige Politik. Seiner Tätigkeit verdankt diese Zeitung das Ansehen, das sie heute noch in solchen Fragen genießt, und das ihr auch wiederholte Enthüllungen über höchst dubiose Geschichten, die sich seit dem Weggange Pressensés ereignet haben, nicht völlig haben zerstören können.

An einem so weitblickenden und vielseitig interessierten Geist konnten die sozialen Kämpfe und die geistigen Kämpfe, die ihr Spiegel-

bild sind, nicht spurlos vorübergehen. Zunächst glaubte er in dem sozialen Katholizismus der Newman und Manning wenn nicht die Lösung, so doch einen Weg zu ihr gefunden zu haben. Er verfaßte ein vielgelesenes Buch über den Kardinal Manning.

Die große Schicksalsfrage des republikanischen Frankreichs, der Dreyfushandel wurde auch für Pressensé, wie für so viele andere, zu einem Wendepunkt des Lebens, wenn es bei ihm auch wohl nur der äußere Anlaß war. Mit wenigen zunächst teilte er die Mühsale des Kampfes um die Rehabilitation des Hauptmanns Dreyfus. Sein unerschrockener Wahrheitsmut und seine unbeugsame Freiheitsliebe — gewiß zum besten Teil hugenottische Erbstücke — ließen ihn alles zurücksetzen hinter die Erfüllung einer einmal in ihrer ganzen Größe und Schwere erkannten Gewissenspflicht. Um ihrer willen hat er wirtschaftliche Nachteile, ja körperliche Mißhandlungen, die ihm, der infolge seines Leidens fast wehrlos war, nicht erspart blieben, ruhig über sich ergehen lassen.

Aber als dieser Kampf um die Rehabilitation eines Einzelnen glücklich beendet war, hat sich Pressensé nicht dabei beruhigt und in sein Studierzimmer zurückgezogen. Nicht wie so viele andere suchte er seinen Frieden zu machen mit den offiziellen Mächten und die Früchte eines vorübergehenden nationalen wie persönlichen Aufschwungs in Ruhe zu genießen. Der Kampf um Dreyfus hatte ihm gezeigt, wie groß noch immer die Macht der Ungerechtigkeit im Leben ist, wie zahlreich die Menschen sind, die ihr zum Opfer fallen. Der Kampf gegen die Ungerechtigkeit in jeder Form wurde sein Lebenszweck, dem er persönliche Wünsche in einem Maße unterordnete, wie es noch selten gesehen wurde. Zehn Jahre lang stand Francis de Pressensé an der Spitze der Liga der Menschenrechte, die sich den Schutz unschuldig Verfolgter zur Hauptaufgabe gemacht hatte. Er wurde aber auch der treuste und hingebendste Freund, der beredteste Anwalt aller unterdrückten Völker. Bis zu seinem Tode redigierte er das Blatt „Pro Armenia".

Im Verlaufe seines Kampfes für Befreiung der unterdrückten Völker und Volksklassen ist dann Pressensé auch zum Sozialismus gekommen. Nicht unvermittelt, sondern nach langen Ueberlegungen vollzog er diesen Schritt. In einem Alter, wo andere daran denken, wie sie sich bald zur Ruhe setzen könnten und in diesem Gedanken oftmals schweigen, wo Reden Pflicht wäre, unternahm er es, sein Leben neu aufzubauen, eine neue Lebensarbeit zu suchen, eine Arbeit, durch deren Erfüllung er seiner Gewissenspflicht genügen konnte. Wir hätten zu Pressensé das Vertrauen haben können, daß er als Gelehrter, als klassischer Philologe seinen Platz hätte ausfüllen und ein hoch geistiges persönliche Leben führen können. Sein Leben wäre dabei gewiß viel ruhiger verlaufen, er wäre viel weniger in Gefahr gekommen, anzustoßen und er hätte sich ja dabei innerhalb seiner Studierstube ganz gut zur Sache der Unterdrückten bekennen, für sie hie und da einige sympathische Worte verlieren können. Aber es litt

ihn nicht in der Studierstube, da er draußen so viel Leid und Ungerechtigkeit sah. Sein Herz trieb ihn zum Volke. Damit hat dieser Einzige, der nun nach den Begriffen unserer wohlanständigen Kreise aus voller Ueberzeugung ein „Hetzer und Wühler" wurde, die Schuld einer ganzen großen Klasse auf sich genommen und sein redlich Teil dazu getan, daß diese Schuld eines Tages wird getilgt werden können.

Man muß gesehen haben, welche begeisterte Liebe und Verehrung dieser Mann, der ein großer Gelehrter hätte werden können, der aber die Erringung eines Gelehrtenruhms hintansetzte der Erfüllung seiner Menschen- und Bürgerpflicht, bei den einfachen Arbeitern genoß. Seinen Gegnern aber hat er die Achtung abgerungen. Er geizte nicht nach der Beliebtheit, die man durch eine äußerlich anständige, aber innerlich schwächliche und faule Kompromißpolitik erwerben kann. Wer ihn sprechen hörte, der ahnte sofort, daß hinter ihm ein Höheres stand: die Macht der Wahrheit und die verpflichtende Majestät eines reinen Gewissens.

Wegen seiner Sachkenntnis in Fragen der auswärtigen Politik war Pressensé in der französischen Kammer, der er von 1902 bis 1910 angehörte, und in die er menschlicher Voraussicht nach in diesem Jahre wieder hätte einziehen sollen, ein gefürchteter Kritiker und für die aus dem Sozialismus hervorgegangenen „Staatsmänner" ein sehr unbequemer Mahner. Das war einer, den man nicht „zufrieden" und „vernünftig" machen konnte, indem man ihn an die volle Staatskrippe stellte,[1]) dem der Sozialismus nicht eine Modesache war, die man wieder preisgeben kann, wenn etwas Anderes in Mode kommt; nein, das war ein Franzose, der sein Volk liebte, der aber gerade um dieser Liebe willen oftmals hart und scharf tadeln und anklagen mußte. Daß ihn dabei mehr als einmal der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit traf, verwundert nicht weiter, hat auch Pressensé selbst nicht stark angefochten. Solche Vorwürfe drangen, wie er selbst einmal gesagt hat, wohl an sein Ohr, berührten aber sein Herz nicht.

Weitverbreitet ist die Ansicht, daß wahre Vornehmheit und tiefe Geistesbildung in einer gewissen abgeklärten Uninteressiertheit gegenüber allen politischen Fragen sich zeige. Zwar ist diese Ansicht schon von Kant und von Fichte als Gemüts- und Gedankenlosigkeit gekennzeichnet worden, aber es tut immer wieder wohl, einem hochgesinnten Menschen zu begegnen, der es sich nicht nehmen läßt, allen Vorurteilen zum Trotz sich politisch zu betätigen, wobei wir die politische Betätigung nicht in dem Aufgehen in irgend einem Mechanismus von Parteiinteressen, sondern in dem höhern Sinne einer Mitwirkung zur Herbeiführung eines schöneren Tages reiner Menschlichkeit sehen. Francis de Pressensé war ein solcher Mann, der seinen Weg geradeaus ging, nur seiner Pflicht gehorchend.

---

[1]) So schrieb er einmal einem Freunde: „Rappelez-vous que nous n'avons pas fait un pacte avec la victoire, mais avec la bataille."

Bei der Beerdigung Pressensés las einer seiner Freunde ein kurzes Testament vor, in dem der Satz zu finden war: „Ich bitte, mir kein sogenanntes religiöses Begräbnis zu bereiten. Nicht etwa darum, weil ich nicht glaubte an einen Gott der Liebe und der Gerechtigkeit, sondern weil ich mich in freiem Entschluß von allem Kirchentum getrennt habe und das Maximum von Religion gefunden habe im Sozialismus, so wie ich ihn verstanden habe."

In der schönen Gedenkrede, die Marcel Sembat gehalten hat, heißt es zum Schluß: „Sein Beispiel beweist, daß auch der höchststehende Geist, die vollendetste Bildung einen Mann nicht hindern, sondern es ihm erleichtern, das Herz des Volkes zu finden. Und das Volk liebte ihn, diesen Gelehrten, mit dem weiten und stolzen Geist, es liebte ihn wegen seines unbeugsamen Gewissens, wegen seines ungebrochenen, seines ganzes Wahrheitsmutes". Kann man einem Menschen ein besseres Zeugnis ausstellen? Uns aber, die wir sehen müssen, wie wir uns über diesen Verlust trösten, uns soll gesagt sein:

„Dieser hat gelernt,
Er soll uns lehren."

Otto Vollenweider.

Unsere Stellung zum kirchlichen Parteiwesen.

Schon lange war es unsere Absicht, uns wieder einmal über unsere Stellung zum kirchlichen Parteiwesen auszusprechen. Da nun durch allerlei neuerliche Vorgänge das Thema auf einmal brennend geworden ist, so wollen wir nicht länger zögern.

Schon seit Jahren wirft man uns, den sogenannten „Religiös-Sozialen", immer wieder vor, daß wir, entgegen unsern Versicherungen und ursprünglichen Absichten, doch eine Partei geworden seien. Ueber solche Aeußerungen haben wir bisher bloß gelacht, umsomehr, als sie meistens von Parteimännern reinsten Wassers ausgingen. Wir sahen darin bloß einen taktischen Kniff, durch den wir diskreditiert werden sollten. Es ist ja oft genug so, daß man einem Gegner gerade das vorwirft, was er am wenigsten ist und daß dies solche tun, die es selbst am meisten sind. Wir konnten uns über diesen Erfolg unserer und verwandter Bestrebungen freuen, die es dahin gebracht, daß es nun von jedermann als ein Vorwurf empfunden wird, wenn man ihm sagt, daß er ein Parteimann sei, und daß eine Bewegung als schwer angegriffen erscheint, wenn man ihr vorwirft, sie sei eine Partei. Diese Art von Anklagen also hätten uns nicht zu einer Aussprache über unser Thema veranlassen können. Aus ihnen spricht zu deutlich der ganz unnötige Zorn über den Fortschritt der von uns vertretenen

Sache, und ihre Behauptungen sind meistens kirchenpolitischer Klatsch. Aber es könnte sein, daß auch gerecht und wohlwollend denkende Gegner uns in diesem Punkte nicht ganz richtig beurteilten, ja, daß sogar die Gesinnungsgenossen uns mißverstünden, daß also an diesem Punkt wirklich eine ernste Gefahr für die Sache, der wir dienen, vorhanden wäre. Darum wollen wir uns darüber so bestimmt und klar als möglich aussprechen und uns aufs ehrlichste prüfen, ob wir auf dem richtigen Wege sind, oder auf Abwegen.

1.

Sind wir eine Partei?[1]) — die Beantwortung dieser Frage hängt natürlich stark davon ab, was man unter Partei versteht. Der Begriff gehört zu denen, die nicht einen genauen, fest umrissenen Sinn haben. Im politischen Leben wird man zwar nicht lange darüber im Unklaren sein, ob man eine Partei vor sich habe oder nicht, aber die Sache wird sofort anders, wenn es sich um die Erscheinungen des höheren Geisteslebens handelt. Hier kann es sehr starke Bewegungen geben, die doch niemand eine Partei nennen wird. Oder ist die „Christliche Wissenschaft" eine Partei? Ist die theosophische Bewegung eine? Darf man vom Pietismus, vom Methodismus, vom Täufertum sagen, sie seien eine Partei? Sind die englischen „Brotherhoods" (Bruderschaften) eine solche? Ein ganz bestimmtes Gefühl sagt uns hier, daß wir von „Bewegung", „Richtung" reden müssen, nicht von Partei. Oft nähern sich solche Bewegungen oder Richtungen einer „Gemeinschaft"; sie werden „Kirchen", „Sekten", „Konventikel", oder auch bloß „Vereine". Was ist nun zum Unterschied von diesen Gebilden eine Partei?

Wenn wir das Charakteristikum dieses Begriffs herausfinden wollen, so begeben wir uns am besten dorthin, wo er uns in der bestimmtesten Ausprägung entgegentritt und das ist, wie schon angedeutet wurde, das politische Leben. Was bedeutet hier eine Partei? Es ist eine Gruppe von Menschen, die ein bestimmtes Programm auf dem Boden des Staates und mit den Mitteln des Staates durchsetzen wollen. Dies können sie nur in dem Maße, als sie *Macht* gewinnen; das Streben nach Macht gehört also zum Wesen einer politischen Partei. Solche Macht gewinnt man aber nur durch *Organisation*. Daher bilden alle politischen Parteien Organisationen; sie sind umsomehr Partei, als sie Organisation haben und umso weniger, als es an Organisation fehlt. Sie haben „Mitglieder", die vielleicht „eingeschrieben" sind, Beiträge zahlen und dafür Rechte besitzen. Je mehr Mitglieder desto besser, denn auf der Zahl beruht die Macht. Je mehr Sitze in den Behörden, desto besser, denn die Behörden machen die

[1]) Einige der im folgenden Abschnitt ausgeführten Gedanken sind in meiner Predigt: „Gottesdienst und Parteidienst" (Basel, Helbing und Lichtenhahn, 1908) angedeutet.

Gesetze und wenden sie an. Auch in demokratischen Ländern besorgen sie doch hauptsächlich das Regieren. Ihre Zusammensetzung ist der Ausdruck der vorhandenen Macht.

Zu diesen mehr formalen Merkmalen der Partei gesellt sich eines, das mehr sittlicher Art ist, aber allerdings mit jenen innerlich zusammenhängt. Wenn man Macht sucht, so ist dies zunächst eine äußerliche Sache. Es ist ein Besitz, ein Instrument, kurz: ein neutrales Ding, das man mindestens ebensogut zum Bösen wie zum Guten brauchen kann. Da gibt es sich denn ganz von selbst, daß man in den *Mitteln*, mit denen man Macht erwirkt, nicht sehr wählerisch ist. Wenn sie nur für den Zweck tauglich sind! Das sind sie nun vielleicht nicht, wenn sie allzu unmoralisch sind, darum hält man so viel als möglich den moralischen Schein aufrecht, ja man benützt besonders gern die moralischen wie die religiösen Ideale als Mittel zur Gewinnung von Macht; aber wenn's damit nicht geht, so nimmt man auch mit andern vorlieb, auch mit Machtmitteln, die *mehr* Macht schaffen sollen. Man benützt den staatlichen, den ökonomischen Einfluß, den man besitzt, um gute Wahlen zu erzwingen, man fälscht auch Wahlzettel; helfe, was helfen mag! Der Machtdurst wird zur heißen Leidenschaft, die keine Schranken mehr kennt. Nun kann man ja oft die Macht wollen, um damit das Gute und Rechte durchzusetzen, und gewiß hat das Machtstreben oft diesen Sinn. Aber nun tritt ein psychologisches „Gesetz" in Wirksamkeit, dessen Bedeutung für das ganze Leben des Geistes wir nicht hoch genug anschlagen können: die Neigung zur *Verwechslung von Zweck und Mittel*. Man vergißt allmählich, wozu man eigentlich die Macht begehrt und begehrt sie um ihrer selbst willen. Damit wird man dann in der Wahl der Mittel erst recht unbedenklich und verrät durch diese Mittel den Zweck, für den man eigentlich die Macht wollte. Dann gibt es eine furchtbare Entartung. Man will die Macht vielleicht, um damit die christliche Wahrheit zu fördern und schädigt diese durch die Mittel, die man braucht, viel mehr als der ärgste Gegner; man will die Macht, um Freiheit zu schaffen, wählt dazu aber den Zwang und benützt die erlangte Macht ebenfalls zu allerlei Zwang. Man will den Sozialismus und versucht durch äußerst unsoziale Methoden zu ihm zu gelangen. Man ist oft mit dem bloßen Namen der Sache zufrieden, während die Sache fehlt. Der Weg zu dem Ziel ist oft so lang, daß man es halb vergessen hat, bevor man angekommen ist, der Kampf darum so heiß, daß es vom aufgewirbelten Staub verhüllt wird. Je geistiger die Ziele sind, in desto stärkerem Grade sind sie dieser Gefahr ausgesetzt. So ist man, um den Protestantismus zu retten, immer wieder beim Katholizismus angekommen, so hat man mehr als einmal gemeint, das Gottesreich auf Erden verwirklicht zu haben, während man zum Weltreich geworden war; so ist es nicht Zufall, daß gerade auf christlichem Boden diese Verwechslung von Zweck und Mittel besonders schlimme und gewaltige Formen angenommen hat. Der Jesuitismus ist nur die schroffste Ausprägung

einer Erscheinung, die wir überall in unserem kirchlichen Leben antreffen: daß man nämlich die Kirche, die ein Mittel für die Herbeiführung des Gottesreiches sein soll, zum Selbstzweck macht und dann die Mittel darnach bemißt, also Mittel wählt, die für den Aufbau eines rein weltlichen Reiches allfällig tauglich wären und die man noch am ehesten gelten lassen kann, wo sie ehrlich als solche auftreten, die aber tief unwahr und verächtlich werden, wo sie noch vom letzten, halb vergessenen Ziel her einen Schimmer des Heiligen erhalten. Denn das ist doch klar: das Gottesreich kann nur mit Mitteln aufgebaut werden, die dem Gottesreich angehören, also durch Wahrheit und Liebe, nicht durch List und Gewalt, durch Gerechtigkeit und Freiheit, nicht durch Zwang und Unrecht.

Fügen wir noch zu dieser moralischen Charakteristik einen bekannten Zug hinzu. Man weiß, daß der richtige Parteimensch nur noch in der Partei und für sie lebt, mit ihren Augen sieht und ihre Sprache redet und den Gegner für einen dummen oder verblendeten Menschen hält. Auch dieser Zug erklärt sich nicht bloß aus der menschlichen Beschränktheit, so groß deren Anteil an der Entstehung dieses Uebels auch sein mag, sondern auch aus der Notwendigkeit, im Kampf um die Macht einseitig zu werden. Man wird diesen Zug bei allen Machtmenschen antreffen. Dabei muß man wohl unterscheiden zwischen einem „Parteimann" und dem Mitglied einer Partei. Ein Parteimann ist Einer, der die geschilderten Züge trägt; es kann Einer aber gerade durch die Zugehörigkeit zu einer Partei innerlich von ihr frei werden. Er steht dann in dieser Partei, weil er damit am besten das vertreten kann, was ihm anliegt, gehört aber mit seiner Gesamtpersönlichkeit dem freien Reich der Wahrheit an so gut wie ein formell Parteiloser.

Damit haben wir wohl den Begriff der Partei nach seiner logischen und moralischen Seite hin genügend umschrieben.

Es bleibt uns nur übrig, noch die Selbstverständlichkeit zu sagen, daß die Entartung des Parteiwesens, die wir soeben geschildert haben, nicht notwendig einzutreten braucht. Aber die Gefahr, daß es geschieht, ist ohne Zweifel sehr groß. Jedenfalls sind es diese mit dem Parteiwesen verknüpfte Erscheinungen, die man meint, wenn man vom Parteiwesen im Sinne eines Vorwurfes redet.

Nun übertragen wir diesen Begriff vom politischen auf's kirchliche Leben. Dann gelangen wir zu folgendem Ergebnis: Partei und Parteiwesen haben wir hier genau in dem Maße, als die angegebenen Merkmale vorhanden sind. Eine „Bewegung" oder „Richtung" wird, formell betrachtet, in dem Maße Partei, als sie ein festes Programm hat, zu dessen Verwirklichung sie Macht sucht, als sie sich organisiert, feste Mitgliedschaft besitzt, kurz, als sie sich der politischen Partei nähert. Im moralischen (oder wenn man will: unmoralischen) Sinne wird sie Partei in dem Maße, als sie sich jener Verwechslung von Zweck und Mittel schuldig macht. Ein kirchlicher Parteimann ist man in dem

Maße, als man nur noch die Partei kennt. — Aber wie unterscheidet sich denn die Partei von der „Kirche", der „Gemeinschaft", oder von der „Richtung"? Von der Richtung dadurch, daß diese etwas Fließendes hat, kein festes Programm und keine feste Organisation, keine äußeren Machtziele; von „Kirche" und „Gemeinschaft" dadurch, daß diese Lebensgemeinschaften bilden, während die Partei gewöhnlich nur einzelne Ziele durchsetzen will und ihre Glieder nicht innerlicher und tiefer verbindet, sowie dadurch, daß jene sich um den Besitz einer Wahrheit zusammenschließen, während diese vielmehr bestimmte Forderungen durchsetzen möchte. Natürlich sind die Grenzen in der Wirklichkeit fließend (die Sozialdemokratie ist z. B. halb eine Partei, halb eine „Kirche"), aber grundsätzlich scheint mir der Unterschied klar zu sein.

2.

Wir besitzen nun also wohl einen Prüfstein, der uns ermöglicht, uns und andern klar zu machen, ob wir eine Partei sind oder nicht und ob wir in Gefahr sind, eine solche zu werden oder nicht.

Ich beginne mit dem mehr Aeußerlichen und Formalen. Wie steht es mit unserer Organisation? Ich darf ruhig antworten: Wir haben keine und wollen keine! Was wir besitzen, ist ein Komitee für die ganze Schweiz, dessen Aufgabe die Veranstaltung gelegentlicher gesamtschweizerischer Konferenzen zur Besprechung des religiös-sozialen Problems ist, dazu eines für die deutsche Schweiz allein, das den gleichen Zweck hat. Diese Konferenzen waren gedacht als Gelegenheit für Alle zu einer Verhandlung über eine für Alle gleich wichtige Sache. Wenn die deutsch-schweizerische seit einigen Jahren nicht mehr stattgefunden hat, so hatte dies einzig und allein den Grund, daß die Meinungen über ihren Nutzen in unseren Kreisen geteilt sind. Wie wichtig die Rolle ist, die das Gesamtkomitee spielt, beweist der Umstand, daß ich, als sein Mitglied, nicht einmal weiß, wer alles dazu gehört. Dieses bischen „Organisation" ist überhaupt völlig in Verfall geraten. Daneben gibt es auch da und dort kantonale oder lokale Gruppen von Gesinnungsgenossen, die auch keinen andern Zweck haben, als den, eine Gelegenheit zur gemeinsamen Verhandlung bestimmter Fragen und Aufgaben zu bieten. Jeder ist hier willkommen, gehöre er nun dieser oder jener kirchlichen oder politischen Partei an. Diese Gruppen stehen in gar keinem organisatorischen Zusammenhang unter einander oder mit dem schweizerischen (bzw. deutsch-schweizerischen) Komitee. Jede tut, was sie will. So sind auch unsere Blätter völlig unabhängig. Sie sind das Unternehmen einzelner Gruppen oder Personen.

Wir haben also keine Organisation. Wenn man den vorhandenen Zustand richtig beschreiben will, so kann man auch sagen: Wir haben eine Desorganisation! Aber wir könnten deswegen doch eine Partei sein, wenn wir ein scharf umrissenes Programm hätten und zu dessen

Verwirklichung nach kirchlicher Macht strebten. Aber wir haben kein solches Programm. Wir haben einen Glauben, eine Hoffnung, das ist alles, einen Glauben und eine Hoffnung, die über alles, was auf dem Boden der Kirche geschehen könnte, weit hinausgehen; wir haben auch allerlei Gedanken über die allfällige Umgestaltung unserer Kirchen zu wirklichen und lebendigen Organen des Gottesreiches. Aber für das alles brauchen wir keine Parteiorganisation; denn wenn diese Umgestaltung kommen soll, so kann sie nur kommen durch ein Erwachen der Christenheit, durch neuen Geist und neue Kraft, aber nicht durch kirchliche Mehrheitsbeschlüsse oder durch Besetzung möglichst vieler Kanzeln mit Predigern von unserer Gesinnung. Diese selbst können ja nur durch den Geist erweckt werden; ohne diesen wären sie nichts, wo er aber arbeitet, da wird es von selbst solche Prediger geben. Dazu kommt, daß wir dem ganzen heutigen Kirchenwesen skeptisch gegenüberstehen. Dies gilt freilich nicht von Allen in gleichem Maße, aber es gilt von zu Vielen, als daß kirchliche Macht uns irgendwie als begehrenswertes Ziel erscheinen könnte. Wenn man uns als eine Partei bezeichnen wollte, so müßte man uns nicht eine kirchliche, sondern eine unkirchliche Partei nennen. Das ist freilich auch wieder zu viel gesagt, aber es mag doch dazu dienen, die wirkliche Sachlage klar zu machen: Wir haben keinen Anlaß, nach kirchlicher Macht zu streben, da uns die Kirche selbst das schwerste Problem ist.

Dazu kommen noch wichtigere Gesichtspunkte. Ich habe sie in dem Artikel „Religiös und Sozial" im Neujahrsheft der Neuen Wege ausgesprochen Unsere Sache ist viel zu groß, um in den Rahmen einer Partei zu gehen. Was wir ersehnen, ist das Kommen des Gottesreiches, wie es in Jesus Christus erschienen ist. Das bedeutet ein Erwachen der Christenheit zu neuem Leben, eine neue Orientierung des christlichen Lebens und Denkens, ein Vergehen der heutigen Gestalt des Christentums (oder, wenn man eben diese Gestalt im Gegensatz zum Gottesreich Christentum nennt, des Christentums überhaupt), eine Eroberung der Welt für Gott, kurz eine Umwälzung von unabsehbarer Tragweite. Eben darum ist das nicht etwas, was wir gleichsam machen könnten, nicht etwas, das wir durchkämpfen wollten und könnten; das wäre unendlich viel zu groß für uns. Es ist vielmehr ein neues Verheißungslicht, das uns leuchtet, wie es aller Welt leuchtet, eine Hoffnung, die unser Herz beseligt und auch etwa eine Bangigkeit, die es beschleicht, aber eine solche Sache in ein Parteimaß fassen, hieße so viel, als das Meer in einen Mühlteich leiten zu wollen. Man könnte ebenso gut und besser eine „christliche Partei" gründen, als eine Partei „zur Herbeiführung des Gottesreiches". Anders und bescheidener ausgedrückt: das religiös-soziale Problem kann unmöglich das einer bestimmten Partei sein; es tritt an Alle ganz gleichmäßig heran und es wäre eine Anmaßung ohne gleichen, wenn jemand tun wollte, als ob er es gepachtet habe. Wie über die Kirche als Ganzes, so geht es auch über alle konfessionellen, dogmatischen und theologischen

Unterschiede hinaus. Daher gehören denn auch zu den „Religiös-Sozialen“ Leute der verschiedensten kirchlichen und dogmatischen Art: Römische Katholiken, hochkirchliche englische Bischöfe, Unkirchliche, Methodisten, Quäcker, Täufer, Freisinnige, Positive, Parteilose in buntester Mischung. Sie Alle werden durch eine Einheit verbunden, die über alle kirchlichen und dogmatischen Trennungen übergreift.

Aus dem gleichen Grunde: weil die Sache, die wir meinen, so groß ist, geht sie auch nicht ganz in die Köpfe und Herzen der Einzelnen, die davon ergriffen sind. Jeder faßt sie auf seine besondere Weise. Es bestehen darum unter uns schweizerischen „Religiös-Sozialen“ allerlei Unterschiede, wie männiglich weiß, Unterschiede, die durchaus nicht zu einer Gegnerschaft zu führen brauchen, die aber jede Parteiorganisation unfehlbar sprengen müßten, die von vornherein keine zustande kommen ließen. Wir freuen uns darüber. Gerade dieser Umstand, daß wir so schwer unter einen Hut zu bringen sind, bewahrt uns ganz sicher vor der Entartung zu einer Partei.

Ich möchte aber noch hinzufügen, daß auch der ganze Geist, der uns Alle bewegt, diesen Weg unmöglich macht. Wir stellen so stark ab auf das Vorwärtsschreiten mit dem ewig lebendigen Gott, auf das Vorwärtsstreben zu seinem kommenden Reiche, wir sind so stark angewiesen auf den Geist und seine Macht, auf das Schaffen Gottes selbst, wir dürsten so sehr nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, daß wir unmöglich uns selbst oder andere in ein knechtisches Joch könnten spannen lassen. Es braucht also in dieser Beziehung kein Mensch vor uns Angst zu haben. Es herrscht in unseren Kreisen geradezu eine Furcht vor allem, was im kirchlichen und religiösen Leben nach Form, Organisation, Machen, Machtgewinnung aussieht. Wenn wir durch unser kirchliches Wesen noch nicht so schlecht geworden sind, daß wir einander nichts mehr glauben, so muß man es mir glauben: Es lebt in uns Allen der aufs Aeußerste entschlossene Wille, die Sache, der wir dienen, nicht vermenschlichen zu lassen, sondern sie in der Höhe zu halten und lieber uns ihr zu opfern als sie uns!

Aber welche Form soll denn diese Bewegung annehmen? Soll sie vielleicht, wie Einige uns weissagen, eine „Sekte“, also eine geschlossene religiöse Gemeinschaft werden? Ich gestehe, daß dieser Weg uns viel näher läge, als der der Partei. Trotzdem werden wir ihn sicherlich nicht gehen. Es ist doch wieder der Geist unserer Sache, der uns ihn nicht erlaubt. Wir streben aus der Enge ins Weite, nicht aus der Weite ins Enge. Wir wollen nicht einen religiösen Besitz für uns selbst hüten und genießen, sondern wollen vielmehr unser Leben verlieren um Christi willen. Wir glauben an das Reich Gottes für die Welt. Das Reich Gottes muß heraus, nicht bloß aus der Kirche, sondern auch aus allen „Sekten“ und Konventikeln. Das ist nun der Weg. Jeder andere käme uns gottwidrig vor. Daher muß ein jeder von uns versuchen, zunächst einmal von der Kraft und

Wahrheit des Gottesreiches so viel als möglich in sich selbst anzusammeln und in seinem persönlichen Sein zu verwirklichen, dann aber es da geltend zu machen, wo er gerade steht, es hineinzutragen in die Welt und zwar gerade in ihre gottfremdesten Gebiete.

Also auch keine „Sekte" wollen und dürfen wir sein, kein Konventikel. Also überhaupt keine Organisation! *Diese Sache soll als eine freie Macht des Geistes wirken.* Sie soll nicht durch menschliches Machen gefördert werden, sie soll den Menschen auch nicht dadurch vereitelt werden, daß sie von einzelnen Personen oder Gruppen an sich gerissen wird. Sie soll jedermanns Sache sein, wie Luft und Sonnenschein. All unsere Kraft und Leidenschaft muß darauf gerichtet sein, sie frei zu halten von menschlicher Verunreinigung. *Das ist unsere zentrale Aufgabe;* alle andern müssen davor zurücktreten.

Läßt sich denn aber die *Form* völlig vermeiden? Der Geist kann doch so wenig ohne Form sein, als die Seele ohne Leib!

Sicherlich wird der Geist sich immer seine Formen schaffen. Nur brauchen es nicht Parteiformen und Organisationen zu sein. Es wird freilich stets das Bedürfnis entstehen, daß die Gleichgesinnten sich etwa zusammenfinden zu gemeinsamem Raten und Taten, auch das Bedürfnis zur Auseinandersetzung mit Fernerstehenden und Gegnern. Aber diese Formen können und müssen, wenn der *Geist* sie schafft, sehr mannigfaltig und beweglich sein und schon deswegen jeder äußeren Einheit spotten. Wir dürfen gar nicht versuchen, sie zu „organisieren". Anders ausgedrückt: eine *anarchistische* Organisationsform ist das dieser Sache allein angemessene. In diesem Sinne ist die bei uns vorhandene, oft etwas nervöse Angst vor der Organisation allerdings der wünschenswerte Gemütszustand für uns. *Vor allem dürfen wir nicht Kirchenpolitik treiben.* Wenn ein Einzelner oder eine einzelne Gruppe einmal in eine kirchliche Aktion für einen wichigen Zweck eintritt (z. B. gegen die Spielbanken), so mag das ihre Sache sein, aber wir dürfen nicht in kirchliche *Machtkämpfe* eintreten, nicht Macht für uns erstreben. Das scheint mir die Linie zu sein, die wir ängstlich beachten müssen. Alle Redlichen müssen es spüren, daß wir nichts Anderes wollen, als dem Geiste dienen, der uns Wahrheit ist. Darum gefällt mir persönlich, offen gestanden, weder ein „Verein sozialistischer Kirchgenossen," noch eine „sozialistische Synodalfraktion". Das Beste schiene mir, wenn diese Gebilde wieder verschwänden. *Wir können gar nicht genug Vertrauen zu dem freien Walten des Geistes haben.* Gott machen lassen und ihm zur Verfügung stehen, aber das Menschliche möglichst in den Hintergrund drängen, das ist's, worauf es ankommt.

3.

In diesem Zusammenhang möchte ich ein Wort von den *Pfarrwahlen* sagen. Sie sind's ja, bei denen das Parteiwesen und der

Kampf um die kirchliche Macht besonders scharf hervortreten. Ich frage: Was können Pfarrwahlen für uns überhaupt bedeuten? Meine Antwort lautet: viel und wenig! Gewiß müssen wir wünschen, daß auch auf der Kanzel die Botschaft vom Gottesreiche so verkündigt werde, wie wir meinen, daß sie verstanden werden solle. Aber das bedeutet nicht, daß wir uns um Pfarrwahlen große Mühe geben sollen. Denn es ist doch klar, daß in dem Maße, als der Geist, auf den wir hoffen, unter uns erwacht, ganz von selbst solche Pfarrer kommen werden. Und wenn die Kanzeln sich ihm verschlössen, so würden die Steine reden. Dieser Geist dringt viel sicherer durch, wenn wir äußerlich nichts dazu tun, als wenn wir ihm zu Hilfe kommen wollen. Da müssen wir doch einfach den Glauben bewahren und Gott walten lassen.

Eine besondere Sache sind allerdings solche Pfarrwahlen, an denen sich die sozialdemokratische Arbeiterschaft beteiligt. Hier handelt es sich um eine Erscheinung von größerer Tragweite. Das sind nicht gewöhnliche Pfarrwahlen. Nun ist es ja freilich auch nicht unsere Meinung, die Arbeiterschaft in die Kirche zurückzuführen. Unsere Ziele liegen höher. Aber wenn sozialdemokratische Arbeiter einen Pfarrer wollen, der sie so recht verstünde und den sie darum selbst verstehen könnten, dann hat dies doch sehr viel zu bedeuten; dann ist dies ein Symptom und eine Verheißung des Neuen, über die Kirche Hinausführenden, was wir erhoffen. Dann müssen wir diesem Begehren entgegenkommen. Selbstverständlich können in einem solchen Fall nur „Religiös-Soziale“ (im weitesten Sinn des Wortes) in Betracht kommen, aber diese können allen Parteien entnommen werden. So ist es denn auch bisher geschehen. Der Schreiber dieser Zeilen ist in den letzten Jahren wiederholt von sozialdemokratischen Arbeiterschaften um Auskunft über Pfarrer gebeten worden, die für sie geeignet wären. Er hat diesen Auftrag jeweilen nur ungern angenommen, da er an Pfarrwahlen schon Uebles genug erlebt hat. Indes mußte ihn jemand auf sich nehmen. Es wäre doch wohl ein Unrecht gewesen, diese Männer, deren Eifer für eine solche Wahl oft ergreifend ist, ohne Beratung zu lassen. Aber nie wäre es mir eingefallen, einen solchen Anlaß zu so etwas wie einem Parteizweck zu benutzen. Ich habe jeweilen die Männer empfohlen, die mir als die geeignetsten erschienen, „ohne Unterschied der Richtung“. Auch meine ich, das sei eine Sache, für die doch alle Richtungen gleich dankbar sein müßten und die man nicht mit den Augen des Parteineides betrachten sollte.

Nun sind uns in der letzten Zeit Klagen zugekommen, daß bei einigen dieser Wahlen von Seiten der „Religiös-Sozialen“ der Wahlkampf nicht so korrekt geführt worden sei, wie man es nach den von uns ausgesprochenen Grundsätzen hätte erwarten dürfen. Ich kenne den Tatbestand in allen diesen Fällen (es handelt sich übrigens höchstens um zwei oder drei!) nicht genauer und kann nicht sagen, ob etwas Wahres an dieser Klage ist. Gewöhnlich wird ja bei solchen

Anlässen von beiden Seiten geklagt und oft am meisten von denen, die am unsaubersten vorgegangen sind. Aber es ist an sich wohl möglich, daß die Arbeiterschaft in Versuchung kommt, solche Kämpfe gelegentlich zu stark nach dem Schema der politischen Wahlkämpfe zu führen, und da ja Pfarrwahlen erfahrungsgemäß die Leidenschaften noch viel stärker aufregen, so könnte es wohl gelegentlich zu Fehlern kommen, die der guten Sache schaden müßten. Wir müssen also jedenfalls alle unsere Freunde dringend bitten, vor dieser Gefahr auf der Hut zu sein. Lieber zehn Niederlagen als ein Sieg, der nicht mit ganz tadellosen Mitteln erfochten worden wäre.[1])

Vielleicht darf hier noch eine andere, freilich viel weniger wichtige Bemerkung angefügt werden. Wo wir keine Partei sein wollen, sollten wir auch keinen Namen haben, der an Partei erinnert. Das Wort „Religiös-Sozial" ist, wie in dem schon angeführten Neujahrsartikel gezeigt wird, ein Zufalls- und Verlegenheitserzeugnis. Wir wollen es, nachdem es seine Dienste geleistet, aufgeben und andere bitten, es ebenfalls zu tun. Das scheint mir zu der Abstreifung der Sonderstellung, die ich für geboten halte, zu gehören. Man mag von einem religiös-sozialen Problem reden, aber nicht von Religiös-Sozialen. Denn es ist schließlich jeder religiös-sozial, wenn ihm dieses Problem anliegt und es soll jedem anliegen, dem das Gottesreich anliegt; dafür aber ist niemand bloß religiös-sozial. Ich bin nicht so naiv, mir einzubilden, daß diese Bitte viel Erfolg haben werde, aber ausgesprochen sei sie dennoch.

4.

Ich glaube mit dieser Aeußerung der Gesinnung Ausdruck verliehen zu haben, die alle meine Freunde beseelt. Dabei rede ich aber doch zunächst in meinem eigenen Namen; denn ich habe kein Recht, anders zu reden und habe es nie beansprucht. Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit auch darüber ein offenes Wort sagen. Es ist mir stets ärgerlich gewesen, wenn man mich einen „Führer" oder gar „den" Führer der „religiös-sozialen Bewegung" genannt hat. Nie habe ich mich als solchen gefühlt. Nicht nur darum, weil ich darin eine Anmaßung erblickte; ich möchte vielmehr um keinen Preis ein „Führer" sein; nichts wäre mir verhaßter. Ein Führer, hat letzthin ein Engländer gesagt, heißt Einer darum, weil er nicht führt. Ein „Führer" muß tun, was die Geführten wollen, er muß ihr Mundstück sein; er hat keine eigene Existenz mehr. Ich aber will tun, was ich für recht halte, unbekümmert darum, was Andere tun; ich will auf meine eigene Verantwortung reden und schreiben und die Kosten selbst bezahlen. Ich will nicht bei allem, was ich tun und lasse, daran denken müssen, wie das für die „Religiös-Sozialen" wirke, sondern will ich selbst sein.

[1]) Ich erkläre ausdrücklich, daß diese Bemerkungen sich nicht auf die neuesten „Affären" beziehen, wo gar kein „religiös-sozialer" Kandidat in Frage kam.

Darin bin ich unbändiger Individualist und gedenke es zu bleiben. Aber auch abgesehen von mir und meiner persönlichen Abneigung gegen Führerschaft und Geführtwerden muß ich sagen: Wir haben überhaupt keine Führer. Wir stehen jeder für sich und arbeiten als Freunde zusammen, so gut wie wir können. Wenn Einer unter uns an Geist und Charakter hervorragt, so wird er von selbst einen größern Einfluß haben, aber jeder von uns wird etwas Wertvolles haben, das kein Anderer besitzt und das zu seinem Recht kommen soll. Als ganz Freie und Ebenbürtige stehen wir alle nebeneinander und wollen auch damit „ein Neues pflügen".

Freilich wissen wir auch, wie schwer es ist, ein Ideal rein zu erhalten. Es scheint, als ob alle Mächte und Gewalten sich dagegen zusammentäten. Unglaublich schwer ist es, in der Atmosphäre dieser Erde etwas ganz Reines und Gutes durchzusetzen. Von außen und innen drängt es mit hartnäckiger Gewalt heran, es von sich selbst abzulenken auf Abwege, es schließlich beim Gegenteil von dem anlangen zu lassen, was es gewollt hat. Da gilt es, einen Kampf bis auf's Blut zu kämpfen. Eine ganz besonders gefährliche Versuchung ist dabei, daß man sich durch die gehässige Behauptung, daß man auf einem Abweg sei, schließlich dazu bringen lasse, ihn aus Trotz zu betreten. Aber „es soll ihnen nicht gelingen". Wir sind so fest entschlossen, uns unser Ziel nicht verrücken zu lassen, daß wir es lieber aufgäben, als es entstellen zu lassen. So soll jedermann auch dies wissen: lieber zerbrechen wir alles, was wir bisher geschafft, als daß die Sache, der wir dienen, eine Parteisache wird. Wir bleiben die geschwornen Gegner des Parteiwesens im Namen des Größeren, dem wir uns verschrieben haben.

L. Ragaz.

Der Prophet im Vaterland.

Ein Prophet gilt nirgends weniger denn in seinem Vaterlande.

Nachher war's — alle Erkenntnis und Gerechtigkeit ist nachher gewesen; — schon nach zwei Jahren hörte man von ihm merkwürdige Sachen. Ganze Scharen seien ihm nachgelaufen. Zwölf Männer hätten seinetwegen Haus und Hof, Weib und Kind, Beruf und Handwerk verlassen und seien ihm nachgefolgt. Er habe am Meere gepredigt, daß man ihn für einen Mann Gottes gehalten habe. Er sei zu vornehmen Leuten und hoch angesehenen Frommen und Schriftgelehrten zu Tisch geladen und aufgesucht worden. Einer soll einmal sogar des Nachts zu ihm gekommen sein, wie man zum Arzt läuft. Er soll auch Kranke gesund gemacht haben, ja es wurde sogar herumgeboten, als seien bereits Gestorbene durch ihn wieder lebendig geworden.

Aber kein Prophet ist erkannt in seinem Vaterlande, denn man kennt ihn zu gut. Man kennt seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder, seinen Stand und Beruf und seine Vermögensverhältnisse. Man kennt auch seine Eigenschaften und seine tägliche Hantierung. Und das war ja wie bei andern auch, menschlich, alltäglich, eine Gassenerscheinung, ein Mitglied des Hauses, ein Schreinerssohn oder ein einer andern gewöhnlichen und gewerbsmäßigen Hantierung Unterstellter.

Mein Bruder ist ja auch mein Bruder. Er nennt sich zwar Kronprinz, aber er ist mein, des Prinzen, Bruder. Meine Frau ist meine Frau und was sie kocht, essen wir täglich, und was sie tut, muß getan sein, gehört zur Sache. Das Rezept einer andern aber ist delikat und das fremde Brot hat mehr Geschmack und weniger Salz. Den Schnitt der Nachbarin wollen die Töchter auch nachmachen, denn er hat mehr Schick als der der Mutter. Die Mutter aber gibt nicht viel darauf; sie ist gewöhnlich. — Nachher, als man an ihrem Grabe stand, war es die beste Mutter weil eben Mutter gewesen. Aber daß man als Mutter auch Mutter sein und nur als Mutter sich geben muß und daß man als Zimmermannssohn schreinern, hobeln und nageln muß!

Daß man als Prophet auch ein Mensch sein muß! Mensch und Prophet passen nicht zusammen. Die Menschen kreuzigen die Propheten nicht immer und jetzt nicht mehr, aber der Mensch tötet den Propheten immer. Schon der bloße Name des Menschen tötet oft den Propheten. Man braucht ihn nur auszusprechen, so ist der Prophet nicht mehr da. Und dann: Der Prophet tritt im Namen Gottes auf und ist doch nur ein Mensch, dieser Mensch. Wie kann er auch nur so ernste und hohe Auffassungen haben, wenn er doch nur der ist und doch nur das tut. Man ist eben doch nun einmal Mensch, und er ist auch einer. Aber er nimmt sich heraus, zu verlangen, was menschenunmöglich ist und nur Gott kann. Auch redet er immer von der Gesinnung und läßt sich Taktlosigkeiten zu schulden kommen, indem er ans Licht zieht, was Privatsache ist und was innere Angelegenheiten sind. Er redet immer von Menschen, wie er sein sollte und nicht ist. Alles andere stellt er in den Hintergrund und versagt die Anerkennung. So wird er unangenehm, weil er zu nahe tritt.

Aber auch abgesehen davon, scheint es überhaupt in der Natur der Sache zu liegen, daß alles Einheimische minderwertig ist. Man schreibt ihm zwar den Vorzug zu, echter zu sein als das ausländische, aber sein unverzeihlicher Nachteil ist der der Gewöhnlichkeit. Aber sogar auch der Vorteil wird zum Nachteil, denn siehe: Die einheimischen Perlen sind nicht mehr so ganz Perlen im Vollsinn des Wortes, weil sie zu echt und zu bekannt nach dem Stoff und Gehalt und darum zu gewöhnlich sind. Der Diamant des Sultans von Borneo wäre der wahre Jakob und das Wasser von Lourdes ist das

Eine Wasser. Die Ware des Auslandes hat den Mehrwert des Geheimnisses ihrer Herkunft und Entstehung und die mode de Paris empfiehlt sich von selbst schon deshalb, weil sie de Paris ist.

Der Mensch aber wird in diesem Zusammenhang auch zur Ware, und — Mode, weil er unter den gleichen Gesichtspunkt der Beurteilung fällt.

Darum ist es das Verhängnis des Propheten, daß die heimatliche Gewöhnlichkeit die tötliche Stickluft seiner ungewöhnlichen Bedeutung und Mission bildet und die Heimat zu viel weiß von ihm.

Und daher kommt es dann, daß auf den Prophetengräbern Zeitlosen blühen, die späte Herbstzeitlose nachträglicher Einsicht und verspäteter Anerkennung.

„Am Abend aber kam ein reicher Mann von Arimathia, der hieß Joseph, welcher auch ein Jünger Jesu war. Der ging zu Pilatus und bat ihn um den Leib Jesu . . . Und Joseph nahm den Leib und wickelte ihn in eine reine Leinwand und legte ihn in sein eigen neu Grab."

P. Hitz.

Rundschau.

Der Fall Bäschlin.[1]) Die reformierte Kirchgemeinde Biberist-Gerlafingen ist in der letzten Zeit der Schauplatz sehr bedenklicher Vorgänge gewesen. Wir fühlen uns verpflichtet, sie unserm Leserkreis bekannt zu geben und entschieden Stellung dazu zu nehmen.

Die Tatsachen sind folgende. Diese Kirchgemeinde besteht hauptsächlich aus Arbeitern und Angestellten des Eisenwerkes Gerlafingen und der Papierfabrik Biberist. Das Eisenwerk Gerlafingen (Aktiengesellschaft von Roll) leistete bisher einen freiwilligen Beitrag an die Kirchgemeinde. In Biberist-Gerlafingen befindet sich gegenwärtig ein Pfarrer, der für den Arbeiterstand warme Sympathien hegt und es wagt, in charaktervoller Art sozialistische Anschauungen zu bekunden. Diese Anschauungen sind übrigens der Ausdruck einer ganz ernsten religiösen Ueberzeugung. Herr Pfarrer Bäschlin faßt seine Aufgabe vor allem als eine religiöse auf. Er ist nichts weniger als ein „politischer Pfarrer" oder ein Agitator. Davon legen sowohl seine Predigten wie seine ganze Persönlichkeit ein lebendiges Zeugnis ab.

Aber nun gab es Spannung, Mißbilligung von seiten der leitenden Kreise. Daher auch vor einiger Zeit eine Warnung des Kirchgemeindepräsidenten, es tue ihm aufrichtig weh zu sehen, daß sich der Pfarrer unüberlegt die Sympathie der unserer Gemeinde sonst stets gewogenen leitenden Kreise verscherze, und er sehe kein gutes Ende von diesem Treiben voraus.

---

[1]) Wir entnehmen die wesentlichen Tatsachen der sehr ausführlichen und klaren Darstellung dieser Vorgänge im „Freien Schweizer Arbeiter" Nr. 22.

Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als Herr Pfarrer Bäschlin im „Demokrat“ (in Olten „Neue Freie Zeitung“), dem Organ der zentralschweizerischen Sozialdemokratie, einen Weihnachtsartikel veröffentlichte. Wir haben ihn in der Januarnummer publiziert; unsere Leser können selber kontrollieren, welchem Geist er seinen Ursprung verdankt. Die leitenden Kreise gerieten in Aufregung, und der Kirchgemeinderat stellte sich fast einstimmig auf ihre Seite. Es wurde von der großen Mehrheit ein Beschluß folgenden Inhalts gefaßt: „Die unterzeichneten Kirchgemeinderats-Mitglieder bedauern den Weihnachtsartikel in der „Neuen Freien Zeitung“. Sie mißbilligen die Tätigkeit des Pfarrers und erklären, ihn für die kommende Wiederwahl (August 1914) nicht empfehlen zu können“. Selbstverständlich ist der Beitrag des Eisenwerkes an die Kirchgemeinde gestrichen worden. Schon Ende 1913 wurde er verweigert, und seit Neujahr bekommt der Pfarrer nicht einmal mehr die Hälfte seiner früheren Besoldung.

Das sind die Tatsachen. Sie sind einfach genug und doch von einer großen Tragweite. Es handelt sich um eine ganz bestimmte Auffassung von Kirche, Religion, geistlichem Amt. Wir haben hier eine Handlungsweise, die überall empörend wäre, aber in der Schweiz das öffentliche Gewissen aufs äußerste verletzen muß. Diese Handlungsweise des Eisenwerks Gerlafingen ist im Grunde die sehr folgerichtige Konsequenz einer grundsätzlichen Anschauungsweise der sozialen und kirchlichen Fragen. Das Charakteristische von solchen Betrieben ist das, was sie gern die „patriarchalische Gesinnung“ nennen, und was wir eine systematische, rücksichtslose Bevormundungstaktik heißen können. Das Bestreben geht dahin, den Arbeiter so viel als möglich in einem Zustand der Unselbständigkeit und der Abhängigkeit vom Betrieb zu erhalten. Die Selbsthilfe ist der Feind. Man ist unter Umständen nicht abgeneigt, etwas für die Arbeiter zu tun; nur sollen sie selber nichts tun. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, dies bei einem wesensverwandten Betrieb zu beobachten, und mich oft genug über die Unfreiheit empört, in der man die Arbeiter zu erhalten suchte. Es herrscht hier eine Atmosphäre, die nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für die Leitung etwas Unwürdiges hat. Ich weiß auch, wie die Leitung solcher Betriebe sich zur sozialen Tätigkeit des Pfarrers stellt. Wir können versichert sein, daß Herr Pfarrer Bäschlin Charakter und Ausdauer gebraucht hat, um hier auszuharren. Denn es ist klar, daß diese „patriarchalische Gesinnung“ sich nicht auf das Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber beschränken wird, sondern die verschiedensten Lebensgebiete in ihren Bannkreis ziehen muß. Die Konsequenz des Systems ist, daß Kirche und Pfarrer Stützen der leitenden Kreise sein müssen. Man wird dem Pfarrer unter Umständen den Geldbeutel für die Bedürftigen öffnen, wenn er freundlich zu bitten versteht. Aber wenn er nach oben von Ungerechtigkeiten redet oder gar nach unten etwas von Rechten verlauten läßt, wird er als Feind betrachtet und nach Kriegsrecht behandelt. Wo man die Macht hat, und wo die

Abhängigkeit der Angestellten so groß ist, daß man sogar der Mithilfe der Kirchgemeinderäte sicher ist, schmeißt man ihn heraus, wie man die Arbeiter herausschmeißt, die der Selbsthilfe einen starken Rückhalt und eine energische Haltung verleihen wollen.

Es gilt einfach für selbstverständlich, daß Kirche und Pfarrer die bestehende Ordnung zu stützen haben und für ebenso selbstverständlich, daß sie sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen, wenn sie es nicht tun. Wie sehr gibt diese Selbstverständlichkeit zu denken, wenn man sie etwas näher ins Auge faßt! Was ergeben sich daraus für Schlüsse für die Geistesverfassung der Betriebsleitungen, bei denen dies für ein unantastbares Dogma gilt. Aber wir müssen noch weiter gehen. Dieses Dogma würde nicht für so unumstößlich gelten, wenn es nicht starke Anhaltspunkte in der Haltung der Kirche hätte. Es ist offenbar noch zu wenig erschüttert worden. Die Frage ist nun, was man einer solchen Gesinnung und solchen Vorgängen gegenüber zu tun hat. Was den spezielleren Fall betrifft, so darf man gespannt sein, was nun in Biberist-Gerlafingen weiter geschehen wird. Man darf vielleicht zweierlei hoffen. Erstens einmal, daß von seiten der Arbeiterschaft eine energische Kundgebung zugunsten ihres Pfarrers und ein Protest gegen diese schmählichen Bevormundungsversuche ausgehen werden. Mehr als eine Hoffnung darf man aber nicht aussprechen, wenn man aus Erfahrung weiß, in welcher Abhängigkeit die Arbeiter hier gehalten werden. Darf man vielleicht etwas anderes hoffen? Wird vielleicht dieser Knebelungsversuch eines Pfarrers von unserm geistlichen Stand derart als eine Verletzung seiner Ehre und eine Schmälerung seiner Rechte empfunden, daß man nun auch die Versuche, einen Geistlichen zu gewinnen, der unten nur Pflichten, oben nur Rechte kennt, so beantwortet wie es sich gehört — durch ein strammes „nein"? Warum sollte es nicht einmal unter Pfarrern einen Sympathiestreik geben? Und sollte auch diese Antwort versagt werden, so können wir doch noch eine andere geben. Wir können erklären, daß wir, je mehr wir Christen sein wollen, uns um so mehr gegen eine solch unwürdige Unterdrückung des Heiligsten empören, was wir zu vertreten haben. Wir können mit noch größerer Leidenschaft darnach trachten, eine Wirtschaftsordnung umzugestalten, die eine solche Entwürdigung des Christentums möglich macht. Und eine Hoffnung bleibt uns. Das ist, daß Gott einmal eine Gesellschaftsordnung verwirklichen wird, da nicht mehr ein charaktervoller sozialistisch gesinnter Pfarrer, sondern eine Betriebsleitung, die das Einstehen für das Evangelium zu unterdrücken sucht, als Feind betrachtet werden muß. J. Matthieu.

Bauern und Arbeiter. Der seinerzeit unter diesem Titel in den Neuen Wegen erschienene Aufsatz von Herrn Pfarrer Aeschlimann ist nun im Verlag der Grütlibuchhandlung in Zürich erschienen. Damit ist uns und vielen andern ein langgehegter Wunsch erfüllt. Auf die Bedeutung dieser Publikation brauchen wir in den Neuen Wegen kaum mehr hinzuweisen. Sie hat seinerzeit viel Aufsehen er-

regt und das Problem, das sie behandelt, vielen zuerst klar gemacht. Durch die rege Debatte darüber, die seither gewaltet und die Verschärfung, die die Lage erfahren hat, ist ihre Aktualität noch gesteigert worden. Sie ist jetzt zugleich die beste Antwort auf die Anklagen, die gegen uns im Bauernlager verbreitet worden sind. Aus all diesen Gründen möchten wir unsere Gesinnungsgenossen dringend bitten, sich dieser Broschüre anzunehmen und besonders auch dafür zu sorgen, daß sie in die Kreise der Bauern kommt. Sie kann dort ein religiöses, soziales und nationales Werk bester Art tun. L. R.

Zur Diskussion des Bauernproblems. Ist es nicht merkwürdig, daß Dr. Laur sowohl wie Pfarrer Hämmerli in ihren sachlich wie formell so ungleichwertigen Artikeln der Besprechung der Verschuldungsfrage der Kleinbauern aus dem Wege gehen? —

Es geht gewiß auch andern so wie mir: es wird ihnen nicht einleuchten, daß die endlose Steigerung der Preise für die Produkte der landwirtschaftlichen Arbeit die Hauptsache sei, wenn der Landwirtschaft soll aufgeholfen werden. Diese Steigerung hat doch nur auch eine endlose Verteuerung des Lebens zur Folge und vertieft die Kluft zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen unseres Volkes. Die Verschuldung der Kleinbauern geht aber fröhlich ihren Gang weiter. Lange bevor das Ziel eines genügenden Preises für die Produkte erreicht werden könnte, gingen der Landwirtschaft alle ihre Arbeitskräfte verloren, um das Proletariat der Städte zu vermehren.

Der Kampf der Kleinbauern gegen die Verschuldung ist ein Kampf, auf den jenes alte Wort: Der Kampf ist der Vater aller Dinge! nicht angewendet werden kann. Es ist kein gesunder Kampf, sondern, wie viele zu beobachten Gelegenheit haben, ein entnervender, Kraft und Freude raubender, entsittlichender, langsames körperliches und seelisches Sterben begünstigender oder wie man ihn sonst noch mit ähnlichen Worten benennen will. Abschwächen oder in Segen verwandeln können wir ihn nicht mehr, sondern müssen ihn als Teufelswerk einfach bei Seite zu schaffen suchen. Haben nicht schon die alten Juden das empfunden? (Vgl. 3 Mose, 25, z. B.) Sollte nicht das Evangelium als eine frohe Botschaft der Erlösung von der Verschuldung der Menschen vor Gott eine Aufforderung an uns sein, recht bald auch darauf zu denken, was gegen die immer furchtbarer werdende wirtschaftliche Verschuldung getan werden kann? Wo ist nun aber das Mittel dagegen? Das ist eben die Frage, deren Antwort man näher kommen kann, wenn die Sachlage durch ernste, aufrichtige Menschen ernst besprochen wird, durch Menschen, die nicht einander belehren, sondern von einander lernen wollen. Die Art, wie Herr Dr. Laur seine Bauern leitet und in der Presse über die Religiös-Sozialen loszieht, scheint mir die denkbar geeignetste, um das Problem noch mehr zu verwirren und eine Lösung in weite, weite Ferne zu schieben. Hans Kober.

Sozialdemokratie und Kampf gegen den Alkohol. Wir haben in der Januarnummer der Neuen Wege von den bedeutungsvollen Beschlüssen berichtet, die der Aarauer Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie inbezug auf den Kampf gegen den Alkohol gefaßt hat. Man konnte damals sagen, das seien bloß Worte. Nun ist aber schon eine sehr wichtige Tat gefolgt: Die Delegiertenversammlung der Arbeiterunion von Zürich hat mit 110 gegen 26 Stimmen beschlossen, die diesjährige Maifeier alkoholfrei durchzuführen. Eine Reihe von andern Arbeiterunionen sind diesem Beispiel gefolgt, während Basel damit letztes Jahr vorangegangen ist. Die Annahme ist nicht zu kühn, daß es nicht lange gehen werde, bis die Verbannung des Alkohols von der Maifeier wenigstens bei uns in der Schweiz die Regel geworden sein wird. Und warum sollte dieses Beispiel nicht weiterwirken? — Fast ebenso erfreulich wie der Beschluß selbst sind die Kommentare, die er in der sozialdemokratischen Presse findet. In ihnen, wie in dem Beschluß selbst, zeigt sich ein Geist, der uns mit freudigster Hoffnung erfüllen darf.

Ueber die Bedeutsamkeit dieser ganzen Bewegung brauchen wir nicht viel Worte zu machen. Sie drängt sich auch dem blödesten Auge auf. Wenn dem Arbeiter bei diesem Anlaß, in dem sich gleichsam aller ideale Geist, der in der Arbeiterbewegung lebt, konzentriert, der Kampf gegen den Alkohol als ein Teil des sozialistischen Programms, als Weg zu Freiheit und edlerem Menschentum nicht nur gepredigt, sondern zugleich veranschaulicht wird, so kann das nicht ohne die größte Wirkung bleiben. Indem aber die Arbeiterschaft, die stärkste und zukunftsvollste Schicht unserer Gesellschaft, diesen Kampf zu dem ihrigen macht, sind seine Siegesaussichten auf eine Weise vermehrt, die sich viele noch vor kurzem nicht hätten träumen lassen. Und noch mehr als dies: einer Arbeiterschaft, die sich einer solchen sittlichen Tat fähig erweist, darf man wohl auch im übrigen alles Gute und Große zutrauen. So wird dieses Ereignis auch zu einer Genugtuung für alle, die der Arbeiterschaft dieses Vertrauen schon bisher geschenkt haben, aller Anfechtung zum Trotz. Der Glaube wird wieder einmal recht behalten und nicht der Unglaube.

Für den Schreiber dieser Zeilen ist diese Genugtuung noch von ganz besonderer Art. Er hatte in seinem Generalstreiksartikel geschrieben: „Ich wage jedenfalls die Behauptung, daß schon diese eindrucksvolle Berührung der Arbeitermassen mit der Wahrheit des Abstinenzgedankens, der viel mehr wirkte, als Hunderte von Abstinenzvorträgen, drei Generalstreike wert war.“ Man hat ihn damals besonders wegen diesem Satz verhöhnt und auch unsere konservativen Christen haben sich bemüht, die Bedeutung der abstinenten Durchführung jenes sog. Generalstreiks möglichst zu verkleinern und zu bemäkeln. Nun sieht man, wer recht behalten hat. Denn daß der Beschluß der Arbeiterunion mit dem Generalstreik zusammenhängt, ist

für jeden, der die sozialdemokratische Presse verfolgt hat, ganz klar. Darum behält mein Satz einfach recht. Denn das Wenige, das an jenem Tage an sogenannten Ausschreitungen vorgekommen ist, ist einmal geschehen, während der Alkohol in einer Stadt wie Zürich Tag für Tag sehr viel mehr Uebles tut, als bei jenem großen Generalstreik geschehen ist. Wenn nun jener Generalstreik geholfen hat, diesem Alkoholteufel einen schweren Schlag zu versetzen, dann hat er sicher großen Segen gestiftet. Dieser Segen aber ist drei Generalstreike wohl wert. Kurz, es zeigt sich, daß die Dinge oft einen andern Sinn haben, als sie einem oberflächlichen Blick erscheinen. L. R.

Sozialdemokratie und Religion. Zwei Ereignisse haben neuerdings grundsätzliche Auseinandersetzungen über die Weltanschauungsfragen in den „Sozialistischen Monatsheften" geführt: Die Massenaustrittsbewegung aus der Kirche und das Erscheinen von Matthieus Buch „Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart".

Ausgehend von der Tatsache, daß in der Austrittsbewegung materialistische Freidenker einen starken Einfluß ausüben, erwägt Paul Kampffmeyer, ob der Marxismus, d. h. die klassische Sozialdemokratie notwendig materialistisch sei. Es ist zuzugeben, meint er, daß ein solches Mißverständnis möglich ist und auch wirklich besteht. Marxismus und Materialismus sind auch immer in einzelnen Führern verbunden gewesen, wenn auch die gelegentlichen Aeußerungen von Marx und Engels, die dahin deuten, eher einen positivistischen Standpunkt verraten. Kampffmeyer stellt fest, daß der Marxismus, wie er im Erfurter Programm niedergelegt ist, nicht einmal Fühlung mit einer herrschenden philosophischen Weltanschauung zu gewinnen sucht, keine bestehende Form der Religion befehdet und die Religion zur Privatsache einer jeden sich zur Sozialdemokratie bekennenden Person erklärt.

„Immer und immer wieder hat die deutsche Sozialdemokratie die freireligiösen Wortführer von sich abgeschüttelt, die unsere Partei auf eine religions- und kirchenfeindliche Politik festlegen wollten. Im Gegensatz zum revolutionären Anarchismus, der den Satz „Kein Herr, kein Gott", zum Programm erhob und theoretisch meist vollständig mit dem atheistischen Materialismus verwuchs, rückte die Sozialdemokratie vollkommen von der Propaganda einer bestimmten Weltanschauung ab und betätigte sich lediglich als eine wirtschaftlich-politische Partei mit dem großen Ziel der Umgestaltung der kapitalistischen Wirtschafts- und Herrschaftsordnung in eine sozialistisch-demokratische Ordnung."

In dieser Hinsicht ist gerade auch der Kampf Marx und Engels gegen den grundsätzlichen Atheisten und fanatischen Zerstörer jeder Kirchengemeinschaft, Bakunin, bedeutungsvoll.

Neuerdings hat sich nun niemand anders als der Führer der österreichischen Sozialdemokratie, Dr. Max Adler, in einem Buch: Marxistische Probleme (Stuttgart, 1913) gegen die Vermengung von Marxismus und Materialismus gewandt. Er verlangt reinliche Scheidung beider, insofern der Marxismus in seinem Wesen nicht eine

Philosophie, eine Erkenntnis von der gesamten Welt, sondern nur eine Theorie, eine wissenschaftliche Erkenntnis von bestimmten Teilvorgängen der Welt sein will. In Adlers Sinn sagt Kampffmeyer: „Der Marxismus würde sich heute selber zum Tode verurteilen, wenn er sich mit einer absterbenden Weltanschauung, wie der materialistischen, organisch vereinigen würde. Das würde keine Lebensgemeinschaft mehr sein, sondern eine Todesgemeinschaft."

Dann muß auch die Rede von einer „materialistischen Geschichtsauffassung", die Marx vertreten hätte, aufhören. Es ist dies die irreführende Bezeichnung eines Versuchs, die ökonomische Entwicklung als Erklärungsprinzip des Geschichtsverlaufs zu verwenden. Diese ökonomische Entwicklung aber ist, bei Licht besehen, nichts materialistisches, sondern ein sehr komplizierter, gesellschaftlich-psychischer Prozeß. Die „materialistische", besser ökonomische Geschichtsauffassung, sagt Adler, „ist ein Denkmittel der Wissenschaft, nichts anderes als etwa das Gravitationsprinzip oder das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, die sämtlich so wenig mit dem Materialismus als solchem zu schaffen haben, daß sie sogar schon von fromm-gläubigen Anhängern der kirchlichen Religionen akzeptiert werden, die das Bedürfnis fühlen, ihren Glauben der modernen Wissenschaft anzupassen."

Warnt der Artikel Kampffmeyers eher vor einer Vermengung von Parteipolitik und Weltanschauungsproblemen, jedenfalls vor einer Vermengung der Sozialdemokratie und der freireligiösen Bewegung, so fordert der folgende Artikelschreiber Edmund Fischer recht viele Genossen auf, sich an der religiösen Debatte zu beteiligen. Er geht mit dem guten Beispiel voran, seine Ansicht, wenn auch nur „ganz subjektiv" zu äußern.

Nach ihm ist Religion nicht einfach überlebte Sache der Vergangenheit. Selbst Millionen, die sich von der Kirche innerlich und vielleicht auch äußerlich losgesagt haben, sind noch „religiös". Die Religionsgemeinschaften sind aber auch noch umfangreich und stark. Und ihre Lostrennung vom Staat wird keineswegs ihre Auflösung bedeuten, vielleicht eher ihre innerliche Erstarkung. Religion darf man zwar nicht mit Kirche verwechseln. Aber ob mit ihr der Glaube an einen persönlichen Gott oder an die Allgottheit verbunden, ob ihr Gehalt metaphysischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art ist: In Europa liegt dem Religionsbegriff immer bis zu einem gewissen Grad die mosaisch-christliche Lehre zugrunde, die sich auf Menschenliebe, Nächstenliebe, Solidarität richtet. Unter dem Einfluß dieser religiösen Macht auf das Geistesleben wird auch stets die sozialistische Bewegung stehen, die mehr in sich schließt als nur die sozialdemokratische Partei. Und anderseits wird das Christentum durchsetzt mit sozialistischem Geist.

In diesem Sinn wird von Fischer die evangelisch-soziale Bewegung in Deutschland und den andern Ländern gewürdigt und ihr eine

wachsende Bedeutung verheißen. Mit großem Verständnis hebt Fischer auch heraus, was in Matthieus Buch „Das Christentum und die soziale Krisis der Gegenwart" besonders wichtig ist: Die Betonung der eigentümlichen Würde des Christentums neben der Sozialdemokratie und über sie hinaus. Und endlich warnt er — ganz im Sinn Matthieus — vor dem Versuch, die Sozialdemokratie christianisieren zu wollen. Die Arbeiter haben ja ursprünglich den Sozialismus als eine neue Religion aufgenommen, als eine Offenbarung, die ihnen Erlösung bringen werde und wenn der Sozialismus sich auch heute mit der Zeit zur politischen Partei entwickelt hat, die auf dem realen Boden der nüchternen Wirklichkeit für den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Fortschritt kämpft, so bleibt doch für Millionen Arbeiter eine geistige Leere, die ihnen weder Vaterland, Heimat, Religion und Familie — die sie verloren haben — noch leibliche Genüsse und Zeitungslesen ersetzen können. Das ist es, was man das religiöse Bedürfnis der Massen nennt, dem auch die Sozialdemokratie wird Rechnung tragen müssen, wenn sie nicht eines Tages eine große Enttäuschung erleben will. Aber, meint Fischer, die christliche Kirche wird diese Aufgabe nicht mehr erfüllen können — die sich ausbildende Religion der Zukunft kann wohl Elemente des christlichen Glaubens, nicht aber diesen selbst in sich aufnehmen.

Es sind vereinzelte Stimmen aus der rechtsstehenden Gruppe der sozialistischen Führer, die wir hier wiedergeben — aber ihre Worte sind doch bedeutsam, sowohl als Selbstbekenntnisse wie als Wiedergabe der Stimmung unter den Genossen, deren Psyche sie gewiß kennen.

Fr. Sutermeister.

Gustav von Bunge. Es war uns in der letzten Nummer nicht mehr möglich, Gustav von Bunge bei Anlaß seines siebzigsten Geburtstags zu gedenken. Bunge ist ein Vorkämpfer der Abstinenzbewegung gewesen. Er hat stark dazu beigetragen, sie von aller Halbheit und Unklarheit zu befreien und sie zu einer der prinzipiellen Kulturfragen unserer heutigen Welt zu machen. Er hat es durch seine wissenschaftlichen methodischen Arbeiten und durch sein charaktervolles Einstehen. Von den ersten haben Berufenere zu reden. Wir möchten vor allem auf den zweiten Punkt hinweisen. Der Abstinenzbewegung Vertreter und Führer aus den akademischen Kreisen zu gewinnen, war ein Hauptbestreben Bunges. Aber gerade hier hatte er gegen eine furchtbare Tradition, gegen Vorurteile und Verständnislosigkeit zu kämpfen. — Welche Ketzerei, ein frisches, fröhliches Studentenleben ohne Alkohol zu predigen! Darum blieb ihm das Leiden des Neuerers und Bahnbrechers nicht erspart. Mit Mut und Charakterstärke hat er es getragen und ist unentwegt weiter gegangen. Und nun wird dem greisen Forscher aus den zwei Kreisen, die er besonders in's Auge gefaßt hatte, die schönste Anerkennung zu teil. In der akademischen Jugend wie in der Arbeiterbewegung macht sich der Wille

geltend, mit aller Macht gegen den Alkohol zu kämpfen. Die letzten Beschlüsse der schweizerischen sozialdemokratischen Partei reden laut genug. Sie werden auch den Mann freuen, der bei seinem Kampf gegen den Alkohol so sehr an die Arbeiterbewegung gedacht hatte. Bunge hat gelegentlich das Wort gebraucht, man müsse säen, ohne selber ernten zu wollen. Wir mögen es ihm gönnen, daß er die Saat nun aufblühen sieht! J. Matthieu.

Ein hochernste soziale Frage. Die schweizerische Kongo-Liga (Präsident Hr. René Caparède in Genf), die sich, infolge des endlich erzielten Uebergangs des belgischen Kongo zu einer bessern Eingebornen-Politik, zu einer Liga zum Schutze unterdrückter Rassen auch in andern Gebieten erweitert hat, wird als Beilage zu ihrem nächsten Bülletin eine Schilderung der trostlosen Lage der braunen Bevölkerung von Mittel- und Südamerika, aus der Feder von H. Christ-Socin geben, unter dem Titel: „Die Schuldsklaverei der Indianer im tropischen Amerika, die brennendste soziale Frage Amerikas."

Erst durch die weltbekannten Putumayo-Greuel wurde die alte, schwerwiegende Tatsache wiederum allgemein bekannt, daß im tropischen, einst spanischen Amerika bis tief in den Süden, besonders in Peru und Bolivia, unter dem Schein von Arbeitsverträgen eine Art von Hörigkeit und faktischer Sklaverei bis zum Sklavenhandel auf den Eingebornen lastet, Peonage genant, und daß aus diesem System sich alle die Uebel und Schwierigkeiten herleiten, von denen die Mißwirtschaft am Putumayo nur eines von zahllosen andern Beispielen ist. Daß die spanisch-amerikanischen Republiken nie zur Ruhe kommen, daß die Eingebornen (das einzige arbeitende Element der Bevölkerung) rasch zu Grunde gehen, daß eine allgemeine Raubwirtschaft diese so reich ausgestatteten Länder immer mehr der Verödung entgegenführt, ist auf Rechnung dieses mittelalterlichen, aber immer noch, trotz der liberalen Verfassungen dieser Staaten, ganz allgemein geübten Systems zu setzen. Auch die modernen Minen- und Plantagegesellschaften, welche sich in diesen Ländern festsetzten, haben mit diesem System nicht gebrochen.

Die Mitglieder der schweizerischen Liga (man erwirbt sich die Mitgliedschaft durch Einzahlung von Fr. 2. — per Jahr beim Kassier Herrn Mercier-Glardon, Avenue Wendt 57, Genf) werden diese Arbeit zugleich mit dem nächsten Bulletin gratis erhalten. Daß die öffentliche Aufmerksamkeit der Menschenfreunde auf das soziale Elend dieser Länder sich richte, ist Pflicht und im hösten Grade nötig. H. C.-S.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Auferstehungsglaube.

Es ist eine über alle Zweifel erhabene Tatsache, daß der Glaube an den Auferstandenen der Angelpunkt, die Triebfeder, der Lebensnerv des Urchristentums war, alles Hoffen und Wirken der ersten Jünger, die ganze Wucht und Durchschlagskraft ihrer Worte beruhte auf der Ueberzeugung: der Herr ist auferstanden, er lebt und ist gegenwärtig.

Und was ist heutzutage vielfach im Großen und Ganzen aus diesem Auferstehungsglauben geworden? Ein nicht mehr ganz zeitgemäßes Dogma der christlichen Kirche, ein rätselhaftes Anhängsel an die Lehre Jesu, ein überflüssiges Symbol der immer wieder sich verjüngenden Menschheit. Man wird freilich einwenden, die große Masse, die so denkt, sei nicht maßgebend für die Bedeutung, die der Auferstehungsglaube für uns hat. Ja, was bedeutet er denn für die christliche Gemeinde? Die Zuversicht, daß auch wir auferstehen werden — wann? am jüngsten Tag! Das ist ja gewiß etwas Großes und bringt in manches Erdendasein Licht. Aber hat nicht eine Martha auch vor der Auferstehung Jesu geglaubt: mein Bruder Lazarus wird auferstehen am jüngsten Tag? Auferstehungsglaube im Sinne von Unsterblichkeitsglauben hat es doch vor und außerhalb dem Christentum gegeben. Wenn wir die Auferstehung nur in dem individuellen, jenseitigen Sinn verstehen und Jesu Auferstehung nur das erste, vorzeitige Beispiel hiefür sein lassen, was haben wir dann noch besonderes vor Juden und edlen Heiden voraus? Damit wird ja das neue Leben der Auferstandenen dieser Erde entrückt und alle Auferstehungskraft über den Bereich des gegenwärtigen, diesseitigen Lebens hinaus in ein fernes Jenseits verlegt, und gerade das, was Jesus auf Erden erkämpft, errungen hat, das Offenbarwerden Gottes, die Verwirklichung und Entfaltung der Gottesherrschaft im gegenwärtigen Zeitraum wird vergessen, vergraben, vereitelt. Jesus ist zwar auferstanden, aber vorläufig bleibt so ziemlich alles beim Alten. Es herrscht das alte, der Erde enstammende Treiben, von ein wenig Moral gedämpft, oder auch nur verbrämt, ruhig weiter,

bis es einmal Gott gefällt, diese Erde zu zertrümmern und die Seinen auszuscheiden. Durch solchen Auferstehungsglauben wird freilich die Welt nicht in Bewegung gesetzt (Ebr. 12,26), werden keine Fesseln gesprengt und keine Gotteskräfte entfacht. —

Auferstehen soll, was gestorben ist. Nun ist in Jesus nicht nur ein einzelner Mensch ans Kreuz geheftet worden, der nun durch seine Auferstehung beweist, daß es ein unsterbliches Leben gibt. In diesem Fall hätte — so dürfen wir Spätgeborene von der Vorsehung es doch wohl erwarten — der Beweis klar, sicher und offenkundig geleistet werden sollen. Nun geben uns aber die Berichte der Evangelisten in dieser Beziehung durchaus kein einheitliches, deutliches Bild und lassen mehr als andere Partieen des neuen Testamentes an Sicherheit zu wünschen übrig.

Aber das Eine geben uns diese Berichte über die Auferstehung und über den Auferstandenen ganz unzweideutig zu erkennen, daß — und darauf kam zunächst alles an – die Jünger ganz in Gegensatz zu ihrer persönlichen Stimmung und Seelenverfassung zu der unerschütterlichen Gewißheit gebracht wurden, Jesus sei als ein Lebendiger ihnen gegenwärtig, ob sichtbar oder unsichtbar. Er ist auf dem Plan und wird sein Werk zu Ende führen trotz dem wütenden Widerspruch der Feinde. Das ist die Hauptsache. Um das persönliche Schicksal Jesu wäre ihnen nicht bange gewesen, sie hätten sich gewiß mit seinem eigenen Wort: Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein, trösten und sagen können: er ist bei Gott im Himmel. Aber wir, was soll aus uns werden, was soll hier auf Erden werden? „Wir hofften, er werde Israel erlösen." In Jesus starb für sie eben nicht nur der geliebte und verehrte Meister, um den sie nun in menschlicher Weise wehmütig trauerten, sondern es starb der Träger all der auf das Reich Gottes gerichteten Hoffnungen. Mochten dieselben auch noch mit mancher unrichtigen Vorstellung verbunden gewesen sein, Jesus hatte doch selbst die Hoffnungen geweckt und genährt, und nun drohen sie mit seinem Tod zusammenzubrechen. Die Jünger hatten es gelernt und sich daran gewöhnt, in Jesus Gottes Herrlichkeit zu sehen, er ist der Auserwählte, in ihm, so glaubten sie mit Recht, bricht sich das Göttliche Bahn und wird hier im Staub der Erde heimisch, das ewige Wort, das unsichtbare, wird Fleisch, das Gottesreich kommt und beginnt auf Erden Wurzel zu fassen und zu wachsen zu einem Baum, der alles überragt und überschattet.

Da regen sich auf allen Seiten feindliche Mächte, die instinktiv ihre Herrschaft gefährdet sehen; sie verbünden sich ebenso instinktiv wider den Einen, den sie nicht kennen und doch fürchten. Sie glauben, ihn los zu werden, wenn sie mit ihren angestammten Mitteln, mit Lüge und Gewalt, das Urteil sprechen und vollziehen, sie beschwören die finsterste Lüge und Gewalt gegen ihn herauf, den Tod. Er ist jeweilen die letzte und schärfste Waffe im Reich des Bösen, damit soll Jesus und in ihm das Gottesreich vernichtet werden. Der

Anschlag ist insofern ganz richtig berechnet, als Jesus und dieses Reich aufs innigste miteinander verknüpft, sozusagen identisch sind. Mit ihm wird Gottes Sache ans Kreuz gebracht.

Aber eben darum weiß Jesus, daß er auferstehen wird, denn Gottes Sache ist unzerstörbar, mag auch die ganze Hölle gegen sie wüten; er fordert sie gegen sich in die Schranken, er trotzt ihrem Ansturm, indem er sich dem Tode preisgibt. Es war ein Wagnis des Glaubens auf Tod und Leben, sein Werk soll gleich zu Anfang die härteste Probe auf Sein oder Nichtsein bestehen. Jesus nahm siegesbewußt den ungleichen Kampf mit den widergöttlichen Mächten auf, weil er sich im Besitz des Lebens fühlte, das Gott selbst gehört, Gott ist. Darum das stolze Wort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; ich lebe und ihr sollt auch leben."

Es ist — beiläufig gesagt — furchtbar töricht, nun zu fragen, was für ein Leben denn Jesus hier meine, ob ein rein geistiges oder körperliches, ein himmlisches oder irdisches, als ob wir mit unseren Begriffen und Unterscheidungen das Leben erfassen könnten. Wer kennt denn die Grenze von Körper und Geist, Erde und Himmel, und wer will sagen, was Leben ist, auch nur in Bezug auf die uns bekannten Stufen desselben? Geschweige denn, daß wir das Leben definieren, von dem Jesus sagte: Ich habe es, ich bin es. Das Leben sträubt sich gegen alle Zergliederung, es will als Ganzes, als einheitliche Lebensmacht aufgefaßt sein und als Ganzes wirken durch sich selbst, darum läßt sich auch bei Jesus Person und Sache nicht trennen und es heißt einfach: Ich lebe und ihr sollt auch leben.

Das ist Jesu Auferstehungsglaube, ein Glaube, den Jesus unmittelbar vor seinem Tod in dem schlichten Gleichnis zum Ausdruck bringt: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte — ein Glaube aber von solcher Tragweite, daß er über alles, was sich irgendwie auf dieser Erde dem göttlichen Leben und Walten entgegenstellen wollte, zum vornherein triumphiert. Für dieses Leben gibt es nun auch auf Erden keinen Tod, keinen Untergang mehr. Es wird sich behaupten und siegen müssen. —

Was Jesus geglaubt und bis in den Tod hinein festgehalten, das haben die Jünger erlebt und geschaut, wenigstens bis zu einem gewissen Grad. Zuerst haftete ihr Blick noch stark an der persönlichen Erscheinung Jesu und es ist wohl kaum zu erklären, wie sie sich von der Krise, in die sie der Charfreitag gestürzt hatte, je erholt hätten, wenn ihnen nicht durch wunderbare Erlebnisse diese persönliche Gegenwart zur Gewißheit geworden wäre. Aber das bildete nur die Brücke zu späteren Erlebnissen, bei denen unsichtbare Hände oben und unten Türen aufschlossen, damit göttliche Kräfte sich in die erstarrte Menschheit ergießen und das Erstorbene beleben konnten; und so standen die Jünger statt in einem jähen Abbruch, vielmehr in einer mächtigen Fortsetzung dessen drin, was Jesus seiner Zeit

verkündigt und gebracht hatte, und ihr Auge schärfte sich je länger je mehr für die Wirkungen des Auferstandenen in dieser Welt. —

Hier muß unser Auferstehungsglaube anknüpfen. Auch für uns ist Jesus immer noch die Macht, die einmal auf den Plan getreten, vor keinem Hindernis zurückweichen noch je unterliegen wird. Die Kraft der Auferstehung ist nicht in die Ferne gerückt, sondern als bleibender Bestandteil und wachsender Kern der Menschheit immer am Werke. Der Kampf setzt sich fort, die Mächte des Todes probieren auf der ganzen Linie, das Feld zu behaupten, aber auch das Leben ist überall hindurchgedrungen und garantiert Siege. Auch ohne Prophet zu sein, kann man angesichts der gegenwärtigen Weltlage den Eindruck bekommen, daß wir am Vorabend großer und ernster Entscheidungen stehen. Es ist wohl nicht übertrieben, wenn von Hartlieb klagt:

„Noch nie hat eine Zeit so schwer gestöhnt
Im harten Druck furchtbarster Tyrannei,
Wie unsere Zeit. Nie stand so unversöhnt
Mensch gegen Mensch wie heute. Wahr und frei
Zu reden und zu tun, war so verpönt
Noch nie wie heute ... ."

Die moderne Kultur mit der zersetzenden Fäulnis unter dem prunkvollen Firnis starrt uns an wie ein Fluchholz, auf dem die Wahrheit und Reinheit eines langsamen, gewaltsamen Todes stirbt; schwarze und weiße Sklaverei, Alkohol, Prostitution und Tuberkulose, leibliche und seelische Entkräftung in Folge von Elend und Schwelgerei, das sind Charfreitagsschauer, unter denen die heutige Menschheit fiebernd erzittert. Und wie seiner Zeit an die Propheten richtet sich an uns die brennende Frage: Du Menschenkind, meinest du auch, daß diese Totengebeine wieder lebendig werden? Können wir hoffen, daß auch hier noch einmal der Odem des Herrn darein fährt und Leben und Freiheit bringt? Können wir glauben, daß in der ungeheuren, gährenden, wirbelnden Masse ein höheres Leben keimen und sich behaupten werde, daß die Herrlichkeit Gottes offenbar werde, daß noch einmal Jesus zur Geltung komme? Trifft uns nicht manchmal jener Vorwurf des Auferstandenen: „O ihr Toren und trägen Herzens, daß ihr nicht glaubet all dem, was die Propheten geredet haben!"

Hier, gerade hier gilt es, Auferstehungsglauben zu beweisen. Ostern ist Charfreitag sehr nahe, die Nacht ist die Zeit der Auferstehung, im Dunkel bricht sich neues Leben Bahn, aus der Tiefe des Grabes, von unten steigt es empor. So war es am Anfang des 16. und des 19. Jahrhunderts. Wenn die Menschen verschmachten vor Furcht, dann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen mit großer Kraft und Herrlichkeit; dann hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet, so sagte es Jesus voraus. Bei der heutigen gespannten Lage mögen Katastrophen nicht ausbleiben, aber gerade sie werden neues Leben gebären.

Solches Leben regt sich heute schon allenthalben, wir müssen nur unser Auge darauf einstellen und daraufhin üben. Dies Leben kümmert sich um keine Namen, Titel und Formen, es meidet sogar alte, hohl gewordene Schalen und baut sich lieber neue Gebilde, die seiner Natur entsprechen; es geht unauffällig und souverän seine eigenen Wege, leuchtet bald da, bald dort geheimnisvoll auf in göttlicher Fluoreszenz, die von keiner Statistik festgehalten wird. „Und ich will sagen zu dem, das nicht mein Volk war: du bist mein Volk.“ Mitten im Proletariat, mitten in außerchristlichen Völkern tauchen sozusagen unvermittelt Zeugen des Lebens auf. Man kann manchmal trotz all der haarsträubenden äußeren Wirrnisse und Aergernisse den Eindruck bekommen, als seien ganze Gebiete der Menschheit von neuen Lebenskeimen wie gesättigt und als warten sie nur auf eine bestimmte Gelegenheit, um hervorzubrechen und sich zu entfalten. Es sind manchmal ganz unscheinbare Anzeichen, die aber wie der verborgene Pulsschlag Leben verraten und Verheißungen bedeuten.

Verheißungen und auch Aufforderungen, selbst zum Leben zu erwachen. Ein schwerwiegendes Wort des Auferstandenen an seine Jünger lautet: „Wie mich der Vater sendet, so sende ich euch.“ Damit macht er sie und alle seine Nachfolger zu verantwortlichen Trägern des Lebens, das sich in der Welt behaupten soll. Je mehr es geeignete Anhaltspunkte findet, desto rascher wird es sich durchsetzen. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß wir selbst mit aller Intensität daran glauben. Es genügt doch wahrlich nicht, daß wir gläubig übernehmen, was in den ältesten Urkunden des Christentums geschrieben steht, es genügt nicht, immer wieder zu repetieren und rapportieren: Jesus ist auferstanden!, mit der einzigen Aussicht, daß auch wir einmal dem Tod enthoben werden. Wir müssen uns vielmehr selbst in das große Werden, das von Jesus ausgeht, hineinstellen, uns von seiner Auferstehungskraft erfassen lassen, d. h. glauben an sein siegreiches Leben und in der Auferstehung drin leben. Sie ist keine Zauberkraft und kein Gesetzeswort, sondern Gottes unüberwindliche Kraft, das große Agens in der Menschheitsgeschichte — ein vielseitiges, auch den Einzelnen erneuerndes, allumfassendes und doch einheitliches, in sich geschlossenes, persönliches Leben — Jesus, oder vielmehr Gott in ihm und durch ihn. —

L. Stückelberger.

Das grosse Lied.

Wir sind ein ungesungen Lied.
Und der uns schafft und spielt und singt,
Der harfnet gut.
Leis klingt es an.
Hörst du das Sausen ziehen? Horch . . .

Es türmt sich hoch, wächst breit und schwillt
Und sirrend pfeift es in den Höh'n,
Stürzt jäh herab und birst, heult hell
Und fährt, ein warmer Wetterwind,
Wütend ins hundertjähr'ge Holz.
Es brüllt die Eiche auf
Und schüttelt ihre Mähne
Und wirft den Nacken, schier gebrochen,
Keuchend zurück.
Es duckt sich Busch und Kraut . . .

Nun Stille. Schwüles Schweigen horcht.
Schon wagt ein Vöglein scheu sein Lied.
Du kleiner Sänger, warte noch!

Die schwarzen Wetterrosse schnauben
Einher, es wetterleuchten rot die Hufe.
Sie donnern rasend scharf im Trab
Mit dunkelm Gottespflug zur Erde;
Hell blitzt seine blendende Schaufel.
— — — — — — — — — — —
Zerschlagen, zerrissen die uralten Eichen.
Zerfetzt und zerklüftet die heilige Erde.
Es weint der Wind. Es grollt das Wetter ab,
Und wieder liegt das Land befruchtet.
Weit blaut der Himmel auf
Und durch die klare Luft,
Aus Trümmern und zerfetzten Kronen
Singt froh das Zwitschervolk
Sein sorglos Lied.
Es klingt so süß, so selig rein,
Es lobt und lacht und dankt und träumt.
Das große Lied vom Neugeschen'n,
Der neuen Erde Friedenslied
Jauchzt auf verklärt.
Denn der es schafft und spielt und singt,
Der harfnet gut.

William Wolfensberger, Fuldera.

Seltene Stunde.

Wie der Vogel singt, ich hör' es nicht,
Ich weiß auch nichts vom Sonnenschein.
Die bunten Blumen kenn' ich nicht —
Doch mögen ihrer viele sein.

Was schiert mich Vogelsang und Duft?
Ich ringe um ein hartes Brot,
Ich atme stündlich Höllenluft
Und mühe mich in Nacht und Not.

Breit ist mein Gang, von Lasten schwer,
Das Leben ist so harte Zucht!
Auf die Kam'raden ringsumher
Wälzt sich der Arbeit Eisenwucht.

Doch manchmal kommt, ich weiß nicht wo,
Ein Klang in meine harte Not,
Der macht mich so unendlich froh
Und macht so süß das trock'ne Brot.

Da fällt von mir ein starrer Traum,
Der sich wie Frost um mich gelegt — —
Da weiß ich, daß der ärmste Baum
Einmal im Herbst doch Früchte trägt!

Max Barthel.

Grundfragen der Arbeiterbildung.

Nach einem in der Sektion Basel des Schweiz. Zofingervereins gehaltenen Vortrag.

Die aktiven Sektionen des Schweiz. Zofingervereins haben im Allgemeinen die Tendenz, die Fragen, die sie in ihrem Schoße behandelt wissen möchten, durch aktive Mitglieder, durch Studenten behandeln zu lassen. Wenn sie aber einmal einen Altzofinger einladen, in ihrer Mitte zu sprechen, so geschieht dies wohl immer in der stillen, manchmal sogar in der ausgesprochenen Hoffnung, daß dieser so mit einer Auszeichnung bedachte Altzofinger ihnen persönliche Erfahrungen mitteilen werde, Erfahrungen, die zwar von einem Einzelnen gemacht werden mußten, die aber über die Person hinausweisen, überindividuell verpflichtend sind.

Solche Erfahrungen kann ich nicht vorbringen. Die Zeit, während welcher ich mich aktiv an der Förderung der organisierten Selbsthilfe der Arbeiterschaft auf dem Gebiete des Bildungswesens beteiligt habe, ist viel zu kurz, als daß ich mir erlauben dürfte, abschließende Resultate mitzuteilen. Die Wege, die zum Ziele führen sollen, sind gerade auf diesem Gebiete sehr bestritten und noch keineswegs in allgemein verbindlicher Weise aufgezeigt. Wir befinden uns noch in den ersten Anfangsstadien methodischer Beschäftigung mit diesen Aufgaben.

So kann es sich heute nicht darum handeln, etwa geschichtliche Daten zu bringen, statistische Tabellen vorzuweisen, um dann am

Schluß eventuell in Kürze einige Normen aufzustellen. Wir stehen heute nicht vor der quæstio facti, sondern vor der quæstio iuris: wir wollen uns Rechenschaft geben über die Wahl des Weges. Wir wollen die Frage beantworten, warum wir glauben, daß wir, wenn wir auf dem Gebiete des Arbeiterbildungswesens fördernd eingreifen, mithelfen an der Herbeiführung eines schöneren Tages reiner Menschlichkeit.

Die Rechtfertigung dafür, daß ich Sie für eine kurze Stunde um Ihre Aufmerksamkeit bitte, kann nur in dem Nachweis liegen, daß wir es hier mit einem zentralen Problem des menschlichen Gemeinschaftslebens, bezw. seiner zukünftigen Gestaltung zu tun haben. Ich werde Ihnen die Gedankengänge aufzeigen müssen, deren Durchdenken in mir diese Gewißheit hervorgebracht hat. Wenn ich Ihnen so meine Zweifel und meine Antworten darlege, so bitte ich um Eines: darum nämlich, dieses Bekenntnis nicht nach seiner formellen Seite, d. h. nicht ästhetisch würdigen zu wollen. Mein Absehen ist nicht auf eine schöne Form gerichtet, durch welche vielleicht verwöhnte Ohren befriedigt werden könnten.

Aus einer geschichtlichen Darstellung, einem Ueberblick über das Bestehende, was vielleicht Viele unter Ihnen erwartet haben ,wird so eine theoretische Klarlegung, die zunächst nichts weiter als individuelle Geltung beansprucht.

Aber hat es denn überhaupt irgendwelchen Wert, hier Theorien zu entwickeln, oder sind nicht alle Theorien hier, gerade hier, wo es sich um Beziehungen von Mensch zu Mensch handelt, besonders grau? Hat die Wissenschaft überhaupt das Recht, hier etwas auszusagen, oder ist nicht vielmehr die Tat, die Praxis, der Erfolg das einzig mögliche Kriterium? Gegen diese Zweifel müssen wir uns gleich zu Beginn unseres gemeinsamen Nachdenkens sichern und ihnen den Platz anweisen, der ihnen gebührt, auf dem sie fruchtbar wirken können.

Die landläufige Gegenüberstellung von grauer Theorie und goldenem Leben, deren klassiche Formulierung das bekannte Mephistowort uns gebracht hat, ist irreführend.[1]) Ein so mechanischer Gegensatz zwischen diesen beiden Lebensmächten kann gar nicht bestehen.

Freilich, wenn man die Theorie als weltfremde Ideologie nimmt, die den Anspruch erhebt, das Leben von außen her meistern zu wollen, dann wird sich dieses Leben mit Recht dagegen wehren und dann wird der Ausblick auf ein theorienloses oder zum mindesten theorienfeindliches Leben auf empfängliche Gemüter stoßen.

Der Zweifel an dem Daseinsrecht der Theorie in Erziehungsfragen kann aber scheinbar noch tiefer verankert werden. Lehrt nicht gerade die neueste Wissenschaftslehre, daß die Wissenschaft eine ewige Aufgabe, eine unvollendbare Annäherung an die Idee sei? Was soll

[1]) Vgl. P. Natorp, Philosophie und Pädagogik, Untersuchungen auf ihrem Grenzgebiet, S. 1, ff.

aber eine solche Theorie ausrichten können, wenn sie nie fertig ist, während wir doch jeden Tag Entscheidungen fällen müssen?

Alle diese Zweifel lassen sich heben, wenn man die Theorie nimmt als das, was sie sein soll: als Selbstbesinnung. Es soll nicht der Versuch gemacht werden, das vielgestaltige Leben in ein Schema hineinzupressen, sondern unser Zweck soll nur der sein, eine Orientierung zu versuchen. Die Verherrlichung der Praxis und die Verachtung der Theorie führt leicht zu gedankenlosem, planlosem Tun, zu einem geschäftigen Müßiggang, der nichts mehr von befreiender Aktivität in sich hat.

Muß ich da noch sagen, daß es mir durchaus ferne liegt, von irgend einem Zuhörer unmittelbares Eingreifen, sofortige praktische Betätigung zu fordern? Das halte ich so lange für einen ungangbaren Weg, als der praktischen Betätigung nicht eine ernste Beschäftigung mit den Problemen vorausgegangen ist. Bloße Begeisterung und ein wenig soziales Gefühl genügen eben noch lange nicht. Sie können zufällig sein und nach der leichtesten Enttäuschung wieder verschwinden oder sich in ihr Gegenteil verwandeln.

Die Orientierung aber halte ich für eine ernste Pflicht eines jeden Gebildeten. Die Ideen wollen wir uns in unserem Studium erwerben, nicht die Praxis, nicht die Routine. Erst dann, wenn aus dieser vorurteilslosen Beschäftigung mit den Problemen der ernste Wille und das unabweisbare Gefühl einer persönlichen Verantwortlichkeit erwächst, erst dann wird uns die Arbeit ein Segen sein.

Wir wenden nun unseren Blick weg von dem was geschieht, und richten ihn auf das, was geschehen soll. Das Ziel wollen wir zunächst festzustellen suchen. Die Menschheit fühlt sich zur Erfüllung einer Aufgabe berufen. Ueber die Art dieser Aufgabe haben sich die verschiedensten Geister heftig gestritten. Die Einen sehen das Ziel in der Erfüllung vernünftiger Wünsche, in einem dauernden, gesicherten Ausgleich der Egoismen, in der größten Wohlfahrt der größten Zahl. Sie setzen also einen realen Zweck. Die Andern aber suchen zu zeigen, daß kein realer Zweck je das letzte Ziel sein könne, dem wir zusteuern, sondern daß jeder über sich selbst hinausweist. Das Endziel könne nur ein formales sein und sie sehen das letzte Ziel in der Freiheit, in der vollkommenen Geltung der Menschenwürde. Große metaphysische Freiheitskämpfe kennt die Geschichte der Philosophie. Unter der Freiheit hat man alles mögliche verstanden und man kann ehrlicherweise nur dem zustimmen, was Wilhelm Windelband in seinen Vorlesungen über Willensfreiheit schreibt: „Wahrlich, es ist in der Geschichte unter dem Namen der Freiheit viel Großes geschehen, aber auch viel gesündigt worden. Verbrechen und Torheit, der Wahn der Leidenschaft und der Verblendung haben sich geschmückt und schmücken sich mit demselben Wort, bei dem das Herz eines jeden Mannes höher schlägt.“ [1])

[1]) Windelband, Ueber Willensfreiheit, 2. Aufl. Tübingen (Mohr)., S. 5.

Aber so ganz nutzlos waren diese Kämpfe doch nicht. Und wenn auch Windelband schreibt, das Unheil, welches das Wort Freiheit in der Theorie angerichtet habe, sei nicht geringer, als die Verwirrung in der Praxis, so muß man doch sagen, daß einige Resultate in den Besitz aller Denkenden übergegangen sind. So die Maxime, daß kein Mensch von einem andern nur als bloßes Mittel zur Verfolgung persönlicher Zwecke gebraucht werden dürfe, eine Maxime, die jeder Versachlichung des Menschen das Daseinsrecht abspricht. Weiter kann doch wohl als unbestritten der Satz gelten, daß die Freiheit des einen ihre Grenze finde in dem gleichen Recht auf Freiheit, das der Nebenmensch unveräußerlich besitzt.

Das formale Ziel aber ist die Gemeinschaft frei wollender Menschen, wie Stammler[1]) es einmal formuliert hat: „Es ist die Idee einer Menschengemeinschaft, in der ein Jeder die objektiv berechtigten Zwecke des andern zu den seinigen macht, einer Regelung des vereinten Daseins und Zusammenwirkens, der jeder Rechtsunterworfene zustimmen muß, sobald er frei von bloß subjektivem Begehren sich entschiede."

Wenn wir uns nun fragen, ob wir in unserem Leben, ob die Menschheit als Ganzes in ihrem Fortgange mit Bewußtsein diesem Ziele zustreben, ob wir ihm merklich näher kommen, so müssen wir ohne weiteres zugeben, daß so ziemlich alles, was heute in der Welt Macht hat, sich dieser Tendenz widersetzt. Wir reden von Menschenrechten, von Menschenwürde und in unseren Ohren tönt die Botschaft, daß das ganze Menschengeschlecht zur Erfüllung einer Aufgabe berufen sei. Das alles hören und sehen wir und wir haben wohl auch dann und wann einen Anlauf genommen, um unser bescheidenes Teil an die Erfüllung dieser Aufgabe zu leisten. Dann aber treffen wir, oftmals hart neben uns wohnend, Mitmenschen, denen dieses Bewußtsein, daß sie zur Erfüllung einer Aufgabe da seien, völlig fehlt. Es war vielleicht einmal wach, aber es ist erstickt worden im harten Kampfe des Alltags. Es gibt aber auch Menschen, denen in keinem Momente ihres Erdenlebens die Größe dieser Idee hat aufgehen können. In lichten Momenten hebt und adelt wohl die dunkle Ahnung, welches Glück und welchen Wert die Erfüllung einer hohen Aufgabe dem eigenen armen Leben geben könnte, die Seelen derer, die unterwegs zusammengebrochen sind. Was aber sagen wir denen, die nie in ihrem Leben den Versuch machten, diesen Weg anzutreten? Können oder wollen wir ihnen fluchen, erhobenen Hauptes und stolzen Blickes an ihnen vorübergehen? Und wenn wir den Versuch machen, eine Schuld festzustellen, wenn wir uns redlich mühen, unser Urteil zu begründen, bringen wir es über uns, ein Schuldig zu sprechen? Sind wir zufrieden, wenn uns einer beweist, daß überall Selbstverschulden vorlag, oder kann uns die Behauptung den Frieden geben, daß jeder die Möglichkeit hat an seinem Orte diese Aufgabe anzu-

[1]) Stammler, Wirtschaft und Recht, 2. Aufl. S. 563.

packen, daß nur Unzufriedenheit oder Leichtsinn viele vom rechten Wege abziehen?

Das sind reichlich viel Fragen auf einmal. Aber immer weitere melden sich. Es erhebt sich die bange Frage, ob nicht doch ein unerbittliches Verhängnis, ein weites unpersönliches Gesetz herrscht, das die Vielen zwingt, im Schatten ihre Straße zu ziehen und das nur Wenigen erlaubt, in der Sonnenseite zu wandern. Wenn wir sehen, wie oftmals die Bleigewichte der erbärmlichsten materiellen Not jeden Aufschwung der Seele verunmöglichen, wenn wir daneben erleben, wie die Entfernung materieller Sorgen ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten recht eigentlich hervorzaubert, dann ist's aus mit unserer Selbstzufriedenheit. Wir beginnen zu ahnen, daß wir zum mindesten nicht allein schuld sind an der Tatsache, daß wir unsere Augen frei erheben dürfen, daß wir im Lichte wandeln.

So fügt sich Strich um Strich zu dem düsteren Gemälde. Auch wir selbst fügen uns ein, auch wir selbst werden Figuren darin. Immer unwiderleglicher zeigt es sich, daß auch wir eingespannt sind in einen großen Prozeß. Bald erscheint uns die ganze Welt wie eine riesige Maschine, die alle in ihren Bann zwingt. Wohl ist der Dienst an dieser Maschine verschieden. Der die Aufsicht über ihren Gang hat fühlt sich freier, als der schweißtriefend im Heizraum steht. Aber ganz frei kann sich keiner fühlen. Und wenn wir sagen, daß keiner ganz sicher ist davor, einmal von dieser Maschine zermalmt zu werden, daß das tausendfach alltäglich geschieht, so kann auch das nicht bestritten werden.

Doch genug der Gleichnisse. Wir suchen das treibende Motiv in dem System, unter dem wir leben. Ist es ein menschliches, ist es ein außer- oder übermenschliches oder ein rein sachliches? Bald werden wir gewahr, daß die Maschine um ihrer selbst willen läuft, daß die Selbsterhaltung des Systems allen seinen Lebensäußerungen zugrunde liegt. Nicht der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dient die Maschine, der Mensch ist nicht Herr über sie, sondern sie über ihn.

So hält sie große Schichten in materieller Not und bedroht sie stündlich mit körperlicher Verstümmelung. So richtet sie die Menschen ab zu fleischgewordenen Funktionen und sie spezialisiert diese Funktionen immer noch mehr. Bloß mechanisches Arbeiten ist, wenn nicht direkt gefordert, so doch vorteilhaft. Der ununterbrochene Gang ist oberstes Gebot und das Resultat sind Tausendstels-Menschen, sind Menschenatome.

Bei alledem eine quantitative Produktionssteigerung und eine qualitative Verfeinerung; im gleichen Moment aber eine Teuerung, die die Erfüllung der dringendsten Bedürfnisse immer schwieriger macht. Und das Ende der Entwicklung ist die vollständige Trennung der Arbeit vom Besitz, der Zustand, wo die einen arbeiten müssen, um zu leben, wo die andern leben, um zu genießen.

Die Maschine, die den größten Teil des Lebens eines Menschen für sich in Anspruch nimmt, da eben die Stillung der Bedürfnisse, die die primärsten sind, immer schwieriger, ja fast unmöglich wird, diese Maschine tötet die feineren Seelenregungen und sie vernichtet jedes persönliche Verhältnis zur Arbeit. Sie beherrscht das Leben dessen, der in ihrem Dienste steht auch dann, wenn er sich nicht direkt ihr gegenüber befindet.

Wir haben uns hier nicht über den Wahrscheinlichkeitsgrad des historischen Materialismus zu unterhalten. Wir lassen dahingestellt, ob er in seiner engsten Fassung recht hat, oder ob er der Korrektur bedarf. Wir begnügen uns damit, festzustellen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse, die sozialen und die kulturellen, maßgebend bedingen, was jetzt allgemein zugegeben wird. Hören wir darüber Paul Natorp: „Lebenserhaltung ist nun einmal das Erstnotwendige, die Vorbedingung für alles weitere. Unter diesem vornehmsten Zwange steht daher der Mensch allem voraus, um allenfalls erst in höchster, heroischer Erhebung über sich selbst, d. h. nur selten, in außerordentlicher Lage, von diesem Zwange einmal ganz frei zu werden. Die Erarbeitung der Lebensbedingungen wird dadurch notwendig immer umfassender und komplizierter. Das Mittel wird mehr und mehr zum einzigen und ganzen Zweck; die Beschaffung der Möglichkeiten zum Leben hebt das Leben selbst, ja seine Möglichkeit (im höheren Sinne) auf; und die bisher vorwaltende Tendenz der Entwicklung geht kaum dahin, dieses Verhältnis etwa nach und nach umzukehren, sondern mit der Vermehrung der Mittel zum Leben sehen wir das Leben selbst für die ungeheure Mehrheit der Menschen immer mehr erschwert und daher entleert und verarmt.“ [1])

Die leibliche Not wollen wir nicht schildern und nicht analysieren. Uns plagt heute das Vorhandensein eines geistigen Notstandes. Dem rein wirtschaftlichen Gegensatz von arm und reich, der, wie wir nun wissen, keine bloße Zufallskategorie mehr ist, entspricht auf sozialkulturellem Gebiete ein anderer, ebenso schroffer Gegensatz. Das Geld, das im wirtschaftlichen Leben die entscheidende Macht ist, dehnt seinen Einfluß aus auf das Gebiet der sozial-kulturellen Beziehungen der Menschen. Die Gefahr, daß es einmal das einzige Kriterium sein wird, ist in greifbare Nähe gerückt.

Wohl rühmen wir uns der allgemeinen Volksschulbildung, aber wir tun ja rein nichts, um ihre Wirkungen zu sichern und es ist eine gedankenlose, wenn nicht gewissenlose Phrase, daß bei uns jedem Talente der Weg zu den höchsten Bildungsanstalten offen stehe, daß das Fortschreiten von Stufe zu Stufe durch eine erbarmungslos unparteiische Prüfung gewährleistet sei. Dabei sind ja gerade diese anscheinend unparteiischen Prüfungen schwere Hemnisse für die, die aus armseligen Verhältnissen kommen, aus Verhältnissen, die oft genug die

[1]) Vgl. Paul Natorp, Volkskultur und Persönlichkeitskultur, S. 145/46.

physischen Wirkungen wie die psychischen Resultate bei denen, die ihnen unterliegen, offen zu Tage treten lassen. Wir reden von der Auslese der Tüchtigsten und müssen bei ruhiger Ueberlegung gestehen, daß wir auch nicht einmal ahnen, wie viele tausend Blütenkeime zu Grunde gehen.

Das typische Produkt dieses Systems ist das moderne Proletariat. Es ist weder möglich noch auch nötig, in diesem Zusammenhang eine bis ins einzelne gehende Charakteristik dieser Gesellschaftsklasse zu geben. Es ist ja leider wahr, daß die Lebensbedingungen dieser Gesellschaftsklasse, die mitten unter uns lebt, für die, die sich gebildet nennen, noch viel weniger bekannt und erforscht sind, als die Lebensbedingungen der Tibetaner und Botokuden. Wer nicht die Zeit findet, die authentischen Schilderungen von Marx und Engels nachzulesen, für den hat Werner Sombart eine kleine Monographie über das Proletariat geschrieben. Sie zeigt die Vorzüge und Mängel dieses Schriftstellers. Bei aller Anschaulichkeit und Lebendigkeit wird man den Eindruck nicht los, daß es sich doch um eine, wenn auch in einem gewissen höheren Sinne feuilletonistische Arbeit handelt, deren Resultate nicht allgemein verpflichtend sind. Sombart faßt die Betrachtung der Lebenslage des Proletariates in einen knappen Ausdruck zusammen. Wir wollen den entscheidenden Satz zitieren: „Ein Bauer und ein Handwerker, ein Bauer der Marschen und ein Bauer der Geest, ein Bauer Thüringens und ein Bauer der Alpen, ein Großbauer und ein Kleinbauer oder gar ein Häusler, aber auch ein Schuster und ein Schneider, ein Bergmann und ein Gerber alten Stils: welche markanten wesensunterschiedlichen Typen stellen sie dar, wenn wir sie mit dem Allerwelts-Proletarier vergleichen, der fast schon in London und in Rom, in Moskau und in Paris, in Berlin und in Wien dieselbe farb- und charakterlose Figur ist: ein völlig gleiches „Kulturklischee." [1])

So ganz unbestritten sind nun Sombarts Ansichten nicht. Wir können uns aber mit ihnen hier nicht weiter befassen. Da aber Sombart immerhin die Quelle ist, aus dem die Großzahl der Gebildeten ihr Aufklärungsbedürfnis über soziale Fragen befriedigt, so wollen wir doch andeuten, wo eine Kritik zu finden ist. Wir nennen da einmal die Literatur, die man unter dem Sammelnamen der Selbstzeugnisse des Proletariats zusammenfaßt, um deren Herausgabe Paul Göhre das größte Verdienst hat, weiter eine Arbeit von Walther Hofmann, betitelt: „Die Organisation des Ausleihdienstes in der modernen Bildungsbibliothek", welche in Band I des Volksbildungsarchivs im Jahre 1909 erschienen ist, und wo unter II einiges zur Psychologie des Proletariats beigebracht wird.

Wir fragen uns, in welchem Verhältnis diese zahlreichste Volksklasse zu dem steht, was wir Kulturerrungenschaften nennen. Besteht überhaupt ein lebendiges Verhältnis zwischen diesen beiden Mächten?

---

[1]) Vgl. Sombart, Das Proletariat. S. 86.

Da müssen wir gestehen, daß wir diese Frage noch nicht absolut bejahen dürfen, wenn auch in dieser Richtung schon erfreuliche Fortschritte gemacht worden sind. Wo soll der Arbeiter, der nur Arbeiter ist, die Achtung vor diesen Lebensmächten lernen? Wo kann er sich die Ueberzeugung holen, daß es Menschenpflicht, also auch seine Pflicht ist, für ihre Erhaltung und Steigerung Opfer zu bringen? Er kennt ja diese Seiten des Geisteslebens gar noch nicht und er kann sie nicht voll kennen lernen, denn dazu fehlen ihm heute so ziemlich alle Vorbedingungen, vor allem die zwei wichtigsten: Zeit und Geld. Seine Zeit wird vollauf ausgefüllt durch die immer schwieriger werdende Beschaffung der notwendigsten Subsistenzmittel und sein Geld reicht nicht weiter als zur Deckung der elementarsten Bedürfnisse.

So ist es nicht zu verwundern, daß scharfe Beobachter der Untergang aller Kultur herankommen sahen, sobald einmal dieses Volk, das im Schatten saß, zum Bewußtsein seiner Macht gelangt sein werde. Heinrich Heine z. B. sieht die Zertrümmerung alles Schönen kommen als notwendige Folge der Vernachlässigung der Erziehung der untern Volksklassen.

Daß es anders kam, ist nicht den Kreisen zu verdanken, die sich gerne die maßgebenden nennen hören. Wir können nicht genug dafür danken, daß der so naheliegende Gedanke an eine Zertrümmerung aller Errungenschaften einer verfeinerten Kultur nicht eingeschlagen hat, daß das Volk sich nicht zum Ziele gesetzt hat, die Kulturmächte auf sein Niveau herabzuziehen, sondern daß es mit bestem Willen den Versuch unternimmt, sich selbst zu helfen, emporzusteigen.

Können wir wirklich nicht anders als dankend diese Entwicklung anerkennen, oder lassen sich nicht auch andere Standpunkte denken? Weit verbreitet ist die Resignation die in den heutigen Verhältnissen eine Art unabänderlichen Schicksals sieht. Solche Resignation kann ästhetisch oder auch religiös orientiert sein. Wir alle kennen die resignierte Schlußstrophe des Gedichtes, das Friedrich Schiller, der doch ein der Sache der Freiheit leidenschaftlich ergebener, opferfreudiger Kämpfer war, an der Jahrhundertwende niederschrieb:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Aber auch religiös kann diese Resignation begründet werden. Wer schon einmal die „Latter day Pamphlets" von Thomas Carlyle zur Hand genommen hat, der wird auf das Motto gestoßen sein: „Da sagten Seine Gnaden: ‚Nun Gott besser's!' Nein bei Gott, Rushworth Donald, wir müssen ihm bessern helfen."

Gewiß hat diese Stimmung der Resignation schon jeden von uns übernommen. Solche Resignation hat nichts zu tun mit dem gemeinen Cynismus, der sich so gern als den gesunden Menschenverstand vorstellt und dessen Credo also lautet: Es wird

immer Dumme und Gescheite, Gute und Schlechte, Arme und Reiche geben. Der gesunde Menschenverstand weiß nichts von Resignation, er brüstet sich damit, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind. Daß er unter den Ungerechtigkeiten unserer Zustände irgendwie leiden würde, davon ist keine Rede. Er hat ja eine bequeme Auskunft bereit. Es ist der Geist der Unzufriedenheit, der Revolte, es sind die Hetzer und Wühler, womöglich noch die Landesfremden, denen alle Ordnung ein Greuel ist und die darum unsere schönen Verhältnisse stören.

Aber die Menschen, die am meisten leiden unter dem System, das uns alle bis zu einem gewissen Grade im Banne hält, haben eine andere Antwort gegegeben. Sie wollen nicht glauben, daß dieser tragische Fluch, unter dem sie leben, wirklich der Weisheit letzter Schluß sei, sie sind auch nicht überzeugt davon, daß der Kampf gegen die Herrschgewalt des Kapitals aussichtslos sei. Sie haben den Freiheitskampf begonnen. Nun ist die trotzige Rebellion gegen die Allmacht eines unmenschlichen Systems da. Ihr Ziel kann zusammengefaßt werden in den Satz von Marx: Wiedergewinnung des Menschen durch sich selbst.

Dieser Kampf vollzieht sich in der Form des Klassenkampfes, aber sein Inhalt weist über alle Klassen hinaus auf die Menschheit. Und der Glaube, der allem Kämpfen mehr oder minder bewußt zu Grunde liegt, der allen Kämpfern immer neue Kraft gibt, ist die feste Ueberzeugung, daß am Ende dieses Kampfes die Summe der Freiheit in der Welt gewachsen sein wird.

Die Bewegung ist da, keiner kann an ihr vorbeisehen, in jedem drängt sie zu einer persönlichen Entscheidung. Wer für sich in Anspruch nimmt, der Sache der Freiheit zu dienen, der wird sich, bei aller Kritik, die er sich im Einzelnen vorbehält, nur freuen können über dieses stürmische Empordrängen. Er wird freudig anerkennen, daß es eines großen Mutes bedurfte, um sich innerlich loszuringen von einer Macht, der man leiblich noch fast vollständig unterliegt. Er wird weiter mit Beschämung gestehen, daß es eines großen Glaubens bedurfte, um hinter den Lebensmächten, die heute die Arbeiter darniederhalten, andere, höhere, freiheitliche Lebensmächte zu sehen oder zu ahnen und den Entschluß zu fassen, nach ihnen zu streben.

In jedem drängt die Frage zu einer persönlichen Entscheidung, sagte ich. Ich habe mich gefragt, wie dieser Widerstand gegen ein schwer lastendes Verhängnis am wirksamsten ausgestaltet werden kann, was am sichersten jegliche Gefahr einer Reaktion, eines Rückschrittes bannt. Wer sich diese Frage ernsthaft vorlegt, der wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier eine Erziehungsfrage allergrößten Maßstabes vorliegt, daß in dieser Bewegung die Aufgabe einer Menschenbildung mit Macht nach einer Lösung drängt. Er wird sogar so weit kommen, es zu verkünden, daß sich ein Sieg der Bewegung nur dann denken läßt, wenn eine reinere Menschlichkeit das Ziel ist, daß es keine Befreiung gibt ohne Erziehung zur Freiheit. Wer nun

gar den Drang nach eigener Mitarbeit in sich spürt, wer nicht bei der bloß passiven Anerkennung stehen bleiben will, der muß sich fragen, wie diese Aufgabe gelöst werden soll, welche Forderungen sie an uns stellt und welche Kräfte zu ihrer Erfüllung mobil gemacht werden sollen.

Von den Forderungen nenne ich zuerst die radikalste von allen: Wir dürfen in dieser Betätigung keine Herablassung sehen, kein Almosen, das wir aus Noblesse bieten, sondern eine ernste Pflicht. Je mehr wir selbst den Glauben an die Allmacht des Gegensatzes von Bildung und Unbildung überwunden haben, desto eher werden wir auch bei denen mit Vertrauen aufgenommen werden, die es zu gewinnen gilt. Wir haben auch gar keinen Grund, hochmütig oder herablassend zu sein. Es widerspricht dem innersten Wesen jeder echten Wissenschaft und Kunst, wenn sie rein egoistisch aufgefaßt wird. Es besteht ein zu tiefer Zusammenhang zwischen allem was Arbeit heißt, als daß gerade diese Arbeit ausgesondert werden könnte. Wer an irgend einem Posten seine Arbeit redlich verrichtet, ist zum Verständnis eher berufen als einer, dem sich alles in Sport und Genuß auflöst. Es handelt sich also nicht um eine bloß mechanische Vermittlung von Kenntnissen, sondern um ein Höheres: um ein Werben um die Mitarbeit an einem Werk, zu dessen Vollendung wir alle berufen sind. Erst wenn man das deutlich vor Augen hat, ist der Gegensatz von Bildung und Unbildung im Innersten überwunden und ein freier Boden geschaffen.

Lassen wir uns ein für allemal die Worte gesagt sein, die in Langes Arbeiterfrage zu finden sind: „In solchen Vereinen werden die Arbeiter oft, auch von wohlwollenden Leuten, wie reine Kinder behandelt. Während sie unter sich im Dialekt sprechen können, Fremdwörter vermeiden oder so aussprechen, wie es Ihnen beliebt, und wie es ihre Kameraden verstehen, mit Vermeidung aller Formalitäten auf die Sache losgehen: da wird ihnen in jenem Verein vielleicht von einem redegewandten Präsidenten das Wort erteilt, nachdem schon mehrere Genossen sehr zierlich gesprochen haben; sie helfen sich so gut sie können und wenn sie vielleicht den vernünftigsten Gedanken gehabt haben, so sind sie doch entweder mißverstanden oder gar nicht verstanden worden und die Verbrüderung der Stände äußert sich darin, daß der Vorsitzende sie mit freundlichstem Lächeln und sehr geringen Zeichen von Ungeduld anhört. Wenn ein Arbeiter mit in den Vorstand gewählt wird, so nennt man dies „den Arbeiterstand heranziehen“ und man merkt nicht einmal, daß man den ganzen Stand in demselben Maße beleidigt und zurückstößt, in welchem man sich gegen diese Herangezogenen herabläßt. Weil man den Arbeiterstand gar nicht kennt, und weil der Arbeiter — dank unserm herrlichen Volksschulwesen! — in der Regel nicht richtig deutsch sprechen kann, geht man von der liebenswürdig naiven Voraussetzung aus, daß er auch nicht denken könne und daß er namentlich von seiner eigenen Lage

und den Mitteln, die ihm dienen können, keinen rechten Begriff habe. Hat er einmal abweichende Ansichten, so ist natürlich daran, daß er etwa recht haben könnte, eigentlich nicht zu denken, aber man kann es doch, „um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen" so darstellen, als hätte er wenigstens in einem kleinen Nebenpunkte doch wirklich recht. Gelingt es dann, durch dies rücksichtsvolle Verfahren einige Arbeiter zu fesseln, so glaubt man noch wer weiß wie viel für den Stand geleistet zu haben, während dieser sich bitter von diesen Schauplätzen der Demütigung zurückzieht, um den Kameraden, welche sich solchen Vereinen anschließen, durchaus keinen Einfluß mehr verstattet." [1])

Doch wir wollen nicht bei einer negativen Formulierung stehen bleiben, sondern das primäre Erfordernis aller Volksbildungsarbeit positiv darlegen. Wir tun das im Anschluß an eine Stelle aus dem schon zitierten Buche von Paul Natorp „Volkskultur und Persönlichkeitskultur". Wir lesen auf Seite 118: „Man hat ganz recht: es muß wohl eine sehr tiefe, eine bis zu den Wurzeln des Menschendaseins reichende, in diesem Sinne radikale Wandlung der menschlichen Verhältnisse sein, welche dies Große vollbringen soll, dem schwersten, wirklichsten und zugleich nach allen Seiten, physisch und intellektuell und moralisch verderblichsten Kriege, dem innern Kriege der gesellschaftlichen Klassen gegeneinander ein Ende zu machen und ein Reich wahren Menschentums, reiner gegenseitiger Menschlichkeit herbeizuführen und dauernd zu sichern. Diese edle Hoffnung, diese ewig wahre Forderung des Sozialismus darf man sich wahrlich nicht rauben lassen; ich selbst möchte ohne sie nicht leben . . . . Nun, so gehört doch eben dazu, schon zu jedem geringsten Schritt auf jenes ideale Ziel hin, als erste Vorbedingung eine mächtige Hebung menschlicher Einsicht und Willenskraft".

Noch eine Auffassung möge hier abgelehnt werden. Es handelt sich bei dieser Arbeit nicht um ein Einfangen für irgend einen realen Zweck, möge er noch so hoch stehen, sondern um eine Anleitung zum richtigen Gebrauch der Freiheit, um eine Befreiung von jedem bloß subjektivem Inhalt der Begierde. Damit sind wir wieder bei Kant angelangt, bei dem diese Befreiung den letzten Zweck aller Kultur ausmacht.

Wenn wir so es verurteilen müssen, daß man versuchen will, die Arbeiter mit dieser Arbeiterbildung für irgend einen realen Zweck einzufangen, so sprechen wir damit einer ganzen Richtung das Daseinsrecht ab. Man kann nicht Arbeiterbildung treiben und Zufriedenheit predigen, sondern jeder, der bewußt auf diesem Gebiete tätig ist, wird es geradezu ablehnen, solches zu tun. Und wenn in einer im übrigen zuverlässigen und verdankenswerten Monographie [2]) nicht ohne eine gewisse Freude die Tatsache registriert wird, daß die Arbeiter sich

[1]) F. A. Lange, Die Arbeiterfrage, II. Auflage (1870), S. 336/37.
[2]) Hertha Siemering, Arbeiterbildungswesen in Wien und Berlin, S. 168.

mehr für rein naturwissenschaftliche Gegenstände interessieren als für politische Fragen, so sehe ich nicht ein, weshalb man darüber Freude empfinden könnte. Nicht darum kann ich es nicht einsehen, weil ich etwa ein unheilbar verbohrter Politiker wäre, sondern darum, weil jenes vielgerühmte Interesse für die Naturwissenschaft oftmals weniger aus reiner Liebe zur Wissenschaft stammt, als aus einem gewissen Eigeninteresse, weil man eben hofft, diese Kenntnisse im Daseinskampf gebrauchen und in reale Werte umsetzen zu können. Das ist absolut kein Vorwurf, denn so lange wir in einer auf dem Egoismus aufgebauten Gesellschaft leben, haben wir keine Ursache, dem Arbeiter zu fluchen, der weiter kommen will und der sich der Wissenschaft nähert, um ihre Resultate in seinem Berufe zu seinen eigenen Gunsten auszumünzen. Aber das ist nicht das letzte Wort und eine Hebung des Einzelnen im Kampf ums Dasein ist nicht der Endzweck, ist nicht das, was man unter Hebung des Arbeiterstandes versteht. Helfen kann nicht der individuelle Aufstieg Einzelner — diese Möglichkeit ist beschränkt und im Uebrigen gebunden an die praktische Anerkennung des Systems unter dem wir heute leben — sondern helfen kann nur die radikale Aufhebung der Gegensätze. Jede Herausnahme von einzelnen Schichten führt einfach zu einem neuen Gruppenegoismus und jede Stärkung kleiner Gruppen führt zur Schaffung neuer Gegensätze.

Und wenn unser Kampf dem Dogma von dem ewigen Kampf ums Dasein zu Leibe rücken soll, so muß gesagt werden, daß nicht nur in der bewußten Ausschließung politischer Fragen von den Gegenständen, die durch die Arbeiterbildungseinrichtungen vermittelt werden sollen, ein schwerer Fehler liegt, sondern daß dieser Fehler auch schon darin liegen kann, daß man ein solches Vorurteil einfach bestehen läßt.

Wenn ich so das Einfangen für einen realen Zweck, in diesem Falle die Abtötung jedes revolutionären Willens verurteile, so ist damit auch gesagt, daß der Endzweck der Arbeit nicht im Einfangen für eine Partei liegen kann. Ich bin wie Natorp der Ueberzeugung, daß keine Partei als solche ein Recht habe, das höher gälte als das Recht des Menschen.

Was aber soll behandelt werden? Ist es denkbar oder gar vernünftig, die Leute, mit denen wir es hier zu tun haben, mit den Feinheiten des griechischen Aoristes oder des hebräischen Hitpael bekannt zu machen oder sie in die modernsten Experimente der modernen Stecknadelpsychologie einzuführen? Es werden immer Einzelne da sein, die dafür Interesse haben; aber im Grunde sind das Ausnahmen und werden es bleiben. Darum kann es sich vernünftigerweise gar nicht ausschließlich handeln. Das wäre ein einseitiger Intellektualismus der allerschlimmsten Art. Gerade bei dieser Arbeit kommt es darauf an, den Zusammenhang mit dem Zentrum nicht zu verlieren. Für den Arbeiter gilt mehr als für irgend einen andern Zeitgenossen das Wort von Goethe, das Nietzsche seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung vorangesetzt hat: „Uebrigens ist mir alles verhaßt,

was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Der Zusammenhang zwischen allem was Arbeiten heißt, soll nicht gesprengt, sondern gefestigt werden. Damit ist eigentlich schon gesagt, daß es nicht allein, ja vielleicht nicht einmal vorwiegend auf die Verstandesbildung ankommt, sondern ebenso sehr auf Willenserziehung und Charakterbildung.

Wenn es richtig ist, was Sombart von der Psyche des Proletariers sagt, daß der Proletarier wegen seiner Verstandeshypertrophie der geborene Dogmatiker sei, so werden wir sehen müssen, wie wir dieser Verstandeshypertrophie ein Gegengewicht entgegensetzen, wie wir diese Dissonanz in eine Harmonie auflösen. Es wird also vor allem darauf ankommen, in den Leuten eine Ahnung von dem Sinn und dem Wert des Menschen- und Menschheitslebens zu erwecken und zugleich den Willen zur Mitarbeit zu stärken. Damit ist die Grundwissenschaft, die Philosophie in ihrem höchsten Sinne in das Zentrum der stofflichen Darbietungen gerückt. Es ist hier nicht der Ort, ein ganzes System zu entwickeln, es hilft auch wenig, hier mit bloßen Andeutungen sich zu behelfen. Wer sich für die stofflichen Fragen interessiert, findet darüber in dem schon erwähnten Buche von Natorp auf Seite 85—142 eine erste Auskunft, die sich weiter ausbauen läßt.

Gegen diese Zielsetzung ist schon vieles eingewendet worden. Diese Einwendungen, diese Zweifel wollen wir kennen lernen und diskutieren. Weit verbreitet ist die Meinung, daß eine Demokratisierung, eine Popularisierung der Wissenschaft vor allem, aber auch der Kunst, eine Erniedrigung und Schädigung dieser Kulturmächte sei. Man braucht nicht einmal zu leugnen, daß eine Vertiefung der Fundamente, auf denen sie ruhen, eine Sicherstellung, die durch Heranziehung weiterer Volkskreise zu erreichen wäre, sehr wünschbar wäre, sondern man beruft sich einfach darauf, daß sie zu teuer erkauft werden müßte, daß die Schäden größer seien als der Nutzen. Nach Ansicht dieser Kreise wäre Popularisierung nur möglich unter Preisgebung alles Höherstrebens und Demokratisierung wäre nichts Anderes als eine mechanische Gleichmacherei.

Noch ein Anderes müßte preisgegeben werden: die Neutralität, die freie Stellung der Wissenschaft und der Kunst über den kämpfenden Parteien. Die unfehlbare Folge der Vertiefung der Fundamente wäre die Hereinziehung der Wissenschaft in das Parteigezänk.

Aber auch für die Volksschichten, die man heranziehen möchte zum Verständnis und zur Mitarbeit hätte diese Art der Volksbildung ernste Nachteile im Gefolge. Da wäre zunächst einmal die Förderung des Parteiwesens und die Zerstörung der Arbeitsfreude zu nennen. Die Arbeiter, die bis anhin nur von ihrer Arbeit wußten, würden begehrlich gemacht, der Unzufriedenheit ausgeliefert und es müßte zuletzt eine allgemeine Verachtung der bloß wirtschaftlichen Betätigung des Menschen daraus resultieren.

Den Einwand der Nichtbefähigung der arbeitenden Klassen führe ich nur nebenbei an. Berufene und Unberufene rezitieren mit viel Pathos: „Weh denen, die dem ewig Blinden . . .“ Das ist zu gemein, um diskutiert zu werden. Die diesen Einwand erheben, mögen einmal die Geschichte der Wissenschaften und der Künste daraufhin prüfen, wie viele Talente oder Genies von unten herauf kamen und wie viele von oben herab.

Nun die kritische Beleuchtung der übrigen Bedenken. Die Behauptung, daß die hochragenden Gipfel der Wissenschaft und Kunst erniedrigt würden durch eine Demokratisierung, kann einer ernsthaften, ruhigen und vorurteilsfreien Betrachtung nicht standhalten. Eine Erweiterung der Kreise, an die sich die Kulturbetätigungen der Menschheit wenden können, muß nicht notwendigerweise die Erniedrigung dieser Lebenskräfte zur Folge haben. Es ist ja nicht so, daß man mit dem gleichen Kraftmaß nun größere Schichten versehen soll, sondern es handelt sich darum, neue Quellen aufzudecken. Wissenschaft und Kunst führen doch kein Leben in den Wolken, sondern sie stehen und fallen mit der lebendigen Anteilnahme der Gebenden wie der Empfangenden. In allen diesen Tätigkeiten wirkt doch der Trieb nach geistiger Mitteilung. Er drängt zum Leben, er schafft sich immer neue Formen und es müßte doch ganz merkwürdig, ganz unmenschlich zugehen, wenn einer numerischen Verstärkung der Kreise, an die man sich wendet, nicht auch eine ganz ungeahnte Fortschritts- und Differenzierungsmöglichkeit entsprechen würde. Bedroht wird nicht das Königsrecht der Wissenschaft, sondern bloß ein Standesdünkel, der mit der Wissenschaft nichts zu tun hat. Popularisierung ist nicht gleichbedeutend mit Verflüchtigung, denn Popularisieren heißt nicht, eine Wissenschaft in homöopathischen Dosen unter das Volk zu bringen. Es ist ein zünftlerischer Standpunkt, wenn einer meint, seine eigene Wissenschaft sei zu tief, als daß sie popularisiert werden könnte. Die Wahrheit liegt an einem ganz andern Orte. Die Wissenschaft ist nicht zu tief, sondern sie besitzt zu wenig Beziehungen zu den großen Grundfragen des Menschenlebens, deren Lösung wenigstens zu versuchen Pflicht jedes denkenden Menschen ist. Wenn die Popularisierung dazu hilft, den oftmals verschütteten Zusammenhang mit dem Leben wieder herzustellen, dann wird man für sie nicht genug danken können.

Wahr ist, daß ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft bescheiden macht. Es sind denn auch weniger die Heroen der Wissenschaft und Kunst, die dieses Argument der Bedrohung des Höherstrebens vorbringen. Zwei der wissenschaftlich bedeutendsten Philosophen der Neuzeit haben geradezu glänzende populäre Schriften hinterlassen: Kant und Fichte. Und während man früher bei Fichte versuchte, einen Trennungsstrich zu ziehen zwischen den Werken, die man als philosophische im engern Sinne bezeichnete und den populären Schriften, beginnt man heute sein ganzes Lebenswerk als eine lebendige Einheit zu fassen. Kant hat aber nicht nur mit der Tat bewiesen,

daß er nicht an eine Bedrohung der Wissenschaft durch Popularisierung glaubt, sondern er hat auch theoretisch seine Meinung kundgegeben. Nicht ohne Beschämung lesen wir in den Fragmenten Kants die folgende Stelle. „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dies alles könnte die Ehre der Menschheit machen und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert geben könne, die Rechte der Menschen herzustellen.[1])

Noch tiefer führt uns die Betrachtung des zweiten Einwandes. Wir reden heute so viel von der Neutralität der Wissenschaft. Es lohnt sich, einmal zu untersuchen, was sich eigentlich alles darunter denken läßt. Die landläufige Meinung ist wohl die, daß es für die Wissenschaft nur schädlich sein kann, wenn sie sich in den Kampf der Parteien mischt. Das soll dem wahren Wesen der Wissenschaft, dem Suchen nach der Wahrheit um der Wahrheit willen, widersprechen. Mir scheint aber, daß diese Behauptung nur äußerlich verwandt ist mit einem tiefen Respekt vor der Wissenschaft, daß sie dagegen, wenn man sie genau untersucht, von einem solchen Kleinmut zeugt, daß man kaum begreifen kann, wie man diese Behauptung überhaupt hat ernst nehmen können. Denn was heißt das Anderes als einen glatten Verzicht auf die Wirksamkeit der Wissenschaft aussprechen, wenn man fürchtet, die Wissenschaft könne im engen Parteigezänk untergehen, zum mindesten erniedrigt werden. Wer nach dieser Maxime handelt, verdammt die Wissenschaft zu einem Verzicht auf Entwicklungsmöglichkeiten, auf die sie gar nicht verzichten kann. Sehen wir zu. Wer so spricht, der will eine Sonntagswissenschaft, ein Prunkstück, ein Idol, das man gelegentlich anbetet, vor dem man ab und zu seine Reverenz macht, um es nachher wieder in den Glasschrank zu stellen. Die Wissenschaft, die darauf verzichtet, auch in die Lebensgebiete und Volksschichten einzudringen, denen sie bisher fremd war, hat sich schon selbst aufgegeben, denn sie verewigt oder sie konsolidiert zum mindesten den heute herrschenden, als drückend empfundenen Gegensatz von Wissenschaft und Leben. Sie verzichtet auf eine wirklich produktive Erörterung der Fragen, die die Gemüter bewegen, um die die Parteien hadern. So kommen gerade diejenigen, welche die Wissenschaft vor dem Parteigetriebe bewahren wollen — aus reinen Motiven, das sei ohne weiteres zugegeben — zu einem Dualismus, der die schwersten Gefahren für beide Teile in sich birgt. F. A. Lange führt in seiner Arbeiterfrage diesen Gedanken an dem Beispiel der französischen Revo-

[1]) Immanuel Kant, W. W. ed. Hartenstein, Bd. VIII., S. 624.

lution durch, indem er zeigt, welche Rolle die Enttäuschung der breiten Volksmassen an der Wissenschaft in den Jahren vor der Revolution gespielt hat. (Seite 15/16 der II. Auflage.)

Wenn die Wissenschaft sich dieser streitigen Fragen bemächtigt, wenn sie also der Resignation entsagt und sich zu dem Glauben bekennt, daß es möglich sein muß, auch diese Gebiete mit ihrem Licht zu erhellen, auch diese Lebensäußerungen zu adeln, dann ist gar nicht einzusehen, wo die Erniedrigung liegen soll. Wenn die Wissenschaft das tut, wird sie der Menschheit den größten Dienst leisten: sie wird sie befreien von der manchmal unmenschlichen Herrschaft niederer Instinkte. Die Adelung des ganzen Lebens muß das Ziel sein, nicht die richtige Sonntagsheiligung, auch nicht die Einführung neuer Feiertage.

Ein Mann, von dem wir wissenschaftliche Werke von einer großen Bedeutung besitzen, der sich daneben aber ein ursprüngliches, ein unverdorbenes Freiheitsgefühl bewahrt hat, Paul Natorp, hat diesen Ansichten besonders kräftigen und treffenden Ausdruck verliehen. Er spricht es geradezu aus, daß es gelingen müsse, und gelingen werde, die Parteien von innen her aufzulockern. Ich kann dieser Ansicht nicht ganz zustimmen; ich begründe meine Hoffnung etwas anders. Ich will klarzulegen versuchen, wie weit wir zusammen gehen können. Wenn einmal die Wissenschaft in diesen Lebensgebieten heimisch sein wird, dann wird es ihr vor allem aus gelingen, den Beitritt zu einer Partei allen Einflüssen einer verderblichen Demagogie zu entziehen. Das wird das Eine sein. Diese Tatsache aber wird auch an den Parteien nicht spurlos vorübergehen. Wenn die Menschen mit andern Gefühlen zu einer Partei kommen, dann wird sich diese Partei, die ja eben aus diesen Menschen besteht, darnach richten müssen. Anders meint es wohl auch Natorp nicht und auf dieser Grundlage wäre eine Einigung möglich. Ob dieser Zwang, dem dann die Parteien unterliegen, im Stande sein wird, sie so umzugestalten, daß man sie kaum wieder erkennt, sodaß man also in diesem Sinne schon von einer Lockerung der Parteien reden kann, das ist eine ziemlich müßige terminologische Frage. Die nächste Etappe kann nicht in der Aufhebung der Parteien liegen, sondern in ihrer Höherentwicklung. Daß diese nicht durch Predigen von außen realisiert wird, sondern durch interne Arbeit, das ist eine so elementare Wahrheit, daß man sich bei ihr nicht länger aufzuhalten braucht.

Was hier dargelegt wurde scheint im Widerspruch zu dem zu stehen, was oben über den Glauben und die feste Zuversicht gesagt wurde, die all dieser Betätigung zu Grunde liegen müssen. Es wurde dort gesagt, daß die Hoffnung alles durchdringen müsse, daß es einmal gelingen werde, dem verderblichen innern Krieg der Gesellschaftsklassen ein Ende zu machen. Das scheint nur ein Widerspruch zu sein, ist aber keiner. Nicht der Kampf der Parteien ist das, was beseitigt werden soll, sondern das Unmenschliche an diesem Kampf, das aller-

dings tief im Wesen unserer heutigen Wirtschaftsordnung verankert ist. Nicht der Kampf soll verschwinden von dieser Welt, sondern er soll sich verwandeln in einen edeln Wettstreit.

Wer aber dieses Ziel will, darf nicht resigniert bei Seite stehen. Es ist noch immer so und wird hoffentlich so bleiben, daß uns die Freiheit nicht mühelos geschenkt wird, sondern daß sie täglich erobert werden muß. Kritik im Einzelnen ist nötig und nützlich, aber ein Ueberwuchern der Kritik, ein Zustand, den man mit Skeptizismus bezeichnet, führt niemals zu einem befreienden Ende, sondern zum trostlosen Nihilismus.

Es soll die Folge dieser Arbeiterbildung eine Verminderung der Arbeitsfreude sein. Wer so spricht, muß erst beweisen, daß diese Arbeitsfreude heute bei den Arbeitern vorhanden ist, oder nach der Lage der Dinge billigerweise als vorhanden vorausgesetzt werden kann. Dieser Beweis kann nicht geleistet werden.

Der bekannte Führer der französischen Sozialdemokratie, Jean Jaurès, hat in seinen Etudes socialistes sehr schön und treffend die heutige Lage des Arbeiters gezeichnet, der nicht weiß, wofür er arbeitet, der die Bedürfnisse nicht kennt, die er mit dem Erzeugnis seiner Arbeit befriedigen soll, der den Prozeß der Produktion nicht einmal überschauen kann, geschweige denn ein Wort dazu zu sagen hat. Dazu kommt, daß dieser Arbeiter von den periodischen Krisen des Systems am unmittelbarsten betroffen, in seiner Existenz bedroht wird. Der Lohnarbeiter von heute kommt selten aus dem Provisorium heraus. So ergibt sich die paradoxe Situation, daß die, die nichts zu sagen haben, die Folgen einer tatsächlich existierenden Anarchie zuerst und am unmittelbarsten spüren.

Wie ganz anders müßte es sein, wenn diese Arbeiter wüßten, für wen und wofür sie arbeiten, wenn sie das Bewußtsein haben könnten, an ihrem Orte zur Erfüllung einer Aufgabe beizutragen, einer Aufgabe, die ihnen nicht mehr fremd gegenübersteht, sondern die sie wenigstens in ihren großen Zügen kennen. Wie ganz anders wäre es auch um die Arbeitsfreude bestellt, wenn der Arbeiter etwas mehr das Gefühl des Geborgenseins haben könnte, wenn er erfahren würde, daß eine Gemeinschaft da ist, in deren Dienst er arbeitet, die aber hinwiederum für ihn sorgt.

Das Erwachen des Geistes, den ängstliche Gemüter als den Geist der Unzufriedenheit bezeichnet haben, ist weder eine Gefahr für die Produktion, für die Befriedigung der elementaren wirtschaftlichen Bedürfnisse, noch auch eine Gefahr für die Kulturerrungenschaften, sondern dieses Erwachen läßt in uns die Hoffnung aufkommen, daß wir von der Gefahr einer Zertrümmerung verschont bleiben werden. Ein Arbeiter, den man hat zufrieden machen können ist ein Arbeitssklave geworden, bei dem man fürchten muß, daß eines Tages Verzagtheit in Trotz, Kriecherei in Grausamkeit umschlägt, wie es Friedrich Albert Lange so schön gesagt hat. Die Arbeitsfreude kann nicht

wiedergewonnen werden durch Zufriedenheitspredigten, sondern nur durch eine — brauchen wir das schreckliche Wort — radikale Reform, nicht durch dialektische Künste, sondern durch ernste entsagungsvolle Arbeit, nicht durch Deklamationen, sondern durch Ideen und Opfer.

Noch einmal wollen wir hinweisen auf den von Sombart formulierten Einwand, von dem Proletarier als dem geborenen Dogmatiker. Der Erörterung dieses Bedenkens soll der letzte kritische Gang gewidmet sein.

Die Gefahr kann richtig gesehen und richtig geschildert sein, aber sie ist nicht imstande, uns davon abzuhalten, wenigstens den Versuch zu machen, den Dogmatismus zu überwinden. Und daß die Ueberwindung dieses Dogmatismus, daß die Ermöglichung eines neuen Lebens das Endziel ist, welches allen Bestrebungen auf diesem Gebiete erst ihr Daseinsrecht gibt, daß das der Gesichtspunkt ist, unter welchem erst die ganze Bewegung in die richtige Beleuchtung gerückt wird, das sollte aus den bisherigen Ausführungen klar geworden sein. Darin sind ja im Grunde alle einig, die auf diesem Gebiete wirklich frei von Vorurteilen arbeiten, und es fragt sich nun nur, ob sich auch alle beugen vor dem Fatum, daß die moderne wirtschaftliche Entwicklung diese Verstandeshypertrophie, dieses Uebermaß an plattem Aufklärichtt hervorgebracht hat. Es mag noch so richtig sein, daß die modernen Proletarier infolge ihrer Lebensverhältnisse unfehlbar einer irgendwie gearteten „Begriffsfalle" anheimfallen, aber für die, die kein Fatum im Menschenleben anerkennen, ist das kein Grund, ihre Bemühungen einzustellen.

Nun, da wir am Schlusse unserer theoretischen, unserer prinzipiellen Darlegungen angekommen sind, möge es gestattet sein, auf zwei Denker hinzuweisen, die sich gerade mit diesem Problem — wenn auch vielleicht nicht in dieser speziellen Ausprägung — ernstlich befaßt haben. Die glänzendste Antwort auf diese Bedenken gibt die Schlußrede, die vierzehnte von Fichtes Reden an die Deutsche Nation. Wir versagen es uns, hier eine einzelne Stelle aus dieser ergreifenden Rede zu zitieren. Man muß sie in ihrer Totalität auf sich einwirken lassen. Einige Jahrzehnte später hat wiederum einer der subtilsten, der freiesten und feinsten Denker, mit dem sich gerade unsere Gegenwart wieder mehr beschäftigt, Hermann Lotze diese Frage wieder aufgenommen und sie von einem Standpunkt aus behandelt, wie er größer und edler nicht gedacht werden kann. In einem Aufsatz über „Die Prinzipien der Ethik" findet sich die Stelle, die wir hinsetzen wollen, weil sie meisterhaft den Standpunkt kennzeichnet, den der Idealismus solchen Problemen gegenüber einnimmt:

„Welche Bedeutung es in dem Sinne einer vernünftigen Weltordnung haben mag, daß von dem menschlichen Geschlecht, welches sich zur Erfüllung einer Aufgabe berufen glaubt, so große Teile durch die Ungunst des Schicksals gezwungen werden, weit hinter diesem Ziele zurückzubleiben oder ganz von dem richtigen Wege abzuirren,

ja selbst weder der Aufgabe sich bewußt werden, noch das Glück zu ahnen, das ihre Auflösung gewähren würde, — theoretisch ist jede Bemühung fruchtlos, über diese große und beängstigende Tatsache Aufschluß zu finden. Um so mehr aber, scheint es mir, findet die praktische Philosophie hierin eine Ermunterung zu ihrem Bemühen, das zu ändern, dessen tatsächliches Bestehen sie als unbegreiflich ansehen muß. Daß aber auch diese ihre Bemühung scheitern müsse, scheint mir die unrichtige Folgerung, die wir zu bekämpfen haben; die selbständige Wahrheit und die verpflichtende Majestät der sittlichen Gebote verliert nichts durch die Unfähigkeit, welche so viele, denen sie eingeboren sind, von ihrer klaren Erkenntnis und dem Bewußtsein aller ihrer richtigen Folgen abhält."[1])

Damit will ich die Darlegung der theoretischen Gedankengänge schließen. Um auch denen, die gerne etwas Praktisches haben wollen, wenigstens teilweise entgegenzukommen, will ich in kurzen Worten noch schildern, was die organisierte schweizerische Arbeiterschaft in der Richtung unserer Aufgabe getan hat oder zu tun gedenkt. Die sozialdemokratische Partei der Schweiz und der schweizerische Gewerkschaftsbund haben gemeinsam einen schweizerischen Arbeiterbildungs-Ausschuß ins Leben gerufen. Der Natur der Sache nach soll dieser Ausschuß zwei Fragen lösen oder ihrer Lösung nahe bringen.

Da ist einmal die Frage der Rekrutierung der Cadres. Die Bewegung sieht sich alltäglich vor neue Aufgaben gestellt; sie wächst in die Breite wie in die Tiefe. Zwar haben sich bis jetzt immer die Führer gefunden, Führer, die meist von unten auf kamen. Aber dieses Emporarbeiten war leichter, als die Bewegung noch schwach und klein war, als die Hauptaufgabe in der Darlegung der Gedanken, in der Agitation lag. Da war noch Zeit zu methodischer Lektüre. Und wenn auch die tüchtigen Kräfte schon damals über Gebühr in Anspruch genommen wurden, so war doch die Gefahr der Zersplitterung nicht groß. Jetzt aber werden diese Kräfte nicht nur sehr absorbiert, sie werden auch zu früh spezialisiert. Daß es für die Bewegung ein schwerer Nachteil ist, wenn schon die Offiziere nur einen Teil des Tätigkeitsfeldes überblicken, ist ohne weiteres klar. Es ist eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß die Bewegung, die ja gerade die Menschheit in jedem einzelnen Gliede wiederherstellen soll, nun selber dem Zwang unterliegt, ihre Glieder zu Menschenatomen machen zu müssen. Sie würde versanden oder sich selbst aufgeben, wenn sie diese Zustände ruhig weiter bestehen lassen wollte.

Aber auch bei den einfachen Soldaten zeigen sich die Symptome einer Verengerung des Gesichtskreises. Daß diese Symptome nicht unbeachtet blieben, zeigt eine Rede, die Dr. Victor Adler auf dem Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie im Jahre 1912 gehalten hat. Wir zitieren daraus nur folgende Stelle: „Sie wissen, in welcher

[1]) Hermann Lotze, Die Prinzipien der Ethik, Philos. Bibl., Bd. 143, S. 618.

Lage wir in dieser Beziehung noch vor kurzem waren, in einer Zeit, wo alle Kräfte in Anspruch genommen waren durch den unmittelbaren politischen Kampf, der sich, wie jeder politische Kampf, sehr spezialisiert hat, in einer Zeit, für welche das lateinische Sprichwort gilt: „inter arma silent musae". Das heißt: Im Kampfe müssen die Musen, müssen die Wissenschaften schweigen. Wir alle haben es als sehr bedauernswerte Folge unserer Situation empfunden, daß die geistige Entwicklung unserer Partei und unserer Parteigenossen eine lange Zeit während dieser Periode des Kampfes zurückgeblieben ist. Wir haben das alle empfunden und sehr bedauert, wir haben gewissermaßen unsere Rekruten nur notdürftig abrichten können. Wir mußten ihnen das Gewehr in die Hand geben und sie sofort vorwärts in das Feuer des politischen Kampfes schicken. Zu einer genaueren Ausbildung, zu einer prinzipiellen Durchbildung hatten wir keine Zeit, aber auch keine Kräfte, weil alle Kräfte in den Dienst der augenblicklichen politischen Notwendigkeit gestellt werden mußten. Und so hatten wir das Gefühl, daß eine gewisse Lücke entstanden ist. Wir von der alten Generation, die noch etwas gelernt haben — ich bin selbst alt und bitte, es mir nicht zu verübeln, daß ich so etwas sage — wir Alten, die wir viel gelesen haben, weil wir politisch wenig zu tun hatten, wir sahen, daß bei der neuen Generation sozusagen die politische Muskulatur sehr gut entwickelt war — zum Glück, denn der Tapferkeit und der Energie dieser neuen Generation die eine solche Schlagfertigkeit entwickelt hat, haben wir ja unsere Erfolge zum großen Teil zu verdanken — wir sahen aber, daß in der neuen Generation eine gewisse Lücke, ein gewisses Abreißen der geistigen Tradition zu konstatieren war. Es ist das Erfreulichste, was wir in unserer großen Parteitätigkeit sehen, daß eine neue Generation herangewachsen ist, die lehrt und die lernt, die sich mit Leidenschaft in intensive Bildungsarbeit versenkt, die ihre ganze Persönlichkeit in den Dienst der Bildung des Unterrichts, der Theorie, der theoretischen Erziehung zur Sozialdemokratie stellt."

Auch in der Schweiz werden diese Uebelstände empfunden. Und wenn wir nun auch nicht in der glücklichen Lage sind, wie die deutsche Sozialdemokratie Oesterreichs, hinweisen zu können auf eine Reihe bedeutender Köpfe, von denen ich nur drei nenne, nämlich Dr. Max Adler, Dr. Otto Bauer und Dr. Karl Renner, so zeigen sich doch Anzeichen einer Besserung. Freilich, mit einer Schwierigkeit wird man in der Schweiz mehr als anderswo zu rechnen haben: das Gleichgewicht der Kräfte wird schwer zu finden sein. Der Ausgleich der Kräfte, die für den politischen Kampf des Alltags aufgewendet werden müssen und der Kräfte, deren die Bildungsarbeit bedarf, ist noch nicht gefunden. Abgesehen davon, daß wir durch politische Fragen aller Art sehr in Anspruch genommen werden und kaum Zeit zu ruhiger Selbstbesinnung finden, droht uns auch die Gefahr einer falschen Schätzung der Demokratie, einer Ueberschätzung der Möglichkeit zu praktischer Betätigung und einer Vernachlässigung der theore-

tischen Interessen. So könnte leicht die Not zur Tugend gemacht werden und am Schluß wären wir praktisch bei dem Credo angelangt: das Endziel nichts, die Bewegung alles. Was das für Folgen haben würde, ist hier nicht auszumalen.

Dieses Gleichgewicht muß gefunden werden. Wir lassen uns nicht von einer ungemein billigen Revolutionsromantik bezaubern, wir lassen uns nicht von einem leeren Wortradikalismus zu einer überaus flachen Verachtung demokratischer Einrichtungen hinreißen, so wenig als wir in der praktischen Betätigung, in dem „Hineinwachsen" der Weisheit letzten Schluß sehen, sondern wir müssen zwischen diesen beiden Extremen eine fruchtbare Synthese suchen. Nicht gedankenlose Praxis und nicht tatenlose Revolutionsdeklamationen können uns helfen, sondern nur Taten, die aus einem reinen Willen und aus ernster Selbstbesinnung fließen. Es handelt sich hier darum, einmal über den so unfruchtbaren Gegensatz von Revisionismus und Radikalismus hinauszukommen. Beides sind leere Abstraktionen, überholt und gänzlich unbrauchbar.

Wenn ich vor einem Auditorium stünde, mit dem ich mich durch gar keine persönlichen Bande verknüpft fühlen könnte, so würde ich damit geschlossen haben. Da ich aber in einer Zofingersektion spreche, in einer Sektion des Vereins, in dem mir selbst die Bedeutung der Fragen des Gemeinschaftslebens offenbar geworden ist, in dem ich die Freunde gefunden habe, die mit mir eins sind im Wollen, im Handeln und in der denkenden Begründung, so kann ich nicht schließen, ohne die ganze Betrachtung unter ein Licht gerückt zu haben, dessen Wahl ich in diesem Kreise nicht zu rechtfertigen habe.

Das sei die letzte Frage, die wir mit einander erörtern wollen: Wie stellt sich diese Aufgabe und diese Betätigung zur ersten Devise des Zofinger Vereins, die da heißt: Patria? Da gestatten Sie mir zunächst, anzuknüpfen an eine persönliche Reminiszenz. Vor zwei Jahren war es die Militärfrage, über die wir innerhalb des Vereins zur Klarheit zu kommen suchten. Scharf trennten sich die Meinungen. Ich weiß nicht, ob wir in der Zwischenzeit einander wieder nähergekommen sind.

Meine Worte richten sich zunächst an die, welche damals einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen. Militärbegeisterung ist mir persönlich fremd. Ich besitze kein Organ dafür. Ich hoffe, daß Ihre Militärbegeisterung nicht ein bloßes Surrogat sei, ich hoffe ferner, der Ueberzeugung Aller Ausdruck zu geben, wenn ich sage, daß diese Begeisterung ihr Daseinsrecht sich erst dann erobert, wenn sie fließt aus einer lebendigen Anteilnahme an den Schicksalen der Nation in *allen* Stunden ihres Daseins. Ich lege den Nachdruck auf *alle* Stunden. Die nationale Idee erschöpft sich nicht darin, daß man gelobt, in Tagen der Not und Gefahr zusammenzustehen. Es läßt sich eine höhere, eine herrlichere Form denken, wie sie Fichte uns gebracht hat: Ideelle Gemeinschaft des Verständnisses, der Arbeit und des Genusses

aller Glieder des Volkes, vom Niedrigsten bis zum Höchsten. Gemeinschaft des Verständnisses vor allem, Gemeinschaft der Arbeit sodann. Das sind die aufbauenden Kräfte. Die Gemeinschaft muß erst gebaut werden, bevor sie verteidigt werden kann. Mit dem Teil der Anteilnahme, der sich nach Eintragungen im Dienstbüchlein bemißt, ist man seiner Verpflichtung gegenüber dem Lande und dem Volke noch nicht gerecht geworden.

Die Anteilnahme an den Schicksalen der Gemeinschaft findet ihren lebendigen Ausdruck in einem Gefühl unserer sozialen Verantwortlichkeit. Die stete Erinnerung an die Pflicht der Gebildeten soll ein unverlierbarer Besitz von uns allen werden. Denken wir zunächst daran, wie teuer die Menschheit es bezahlen mußte, daß wenige auserlesene Geister ungestört, in Ruhe und Freiheit, der Forschung nach der Wahrheit leben durften, denken wir daran, wie leicht uns der Weg gemacht wurde. Dann wird von selbst in uns der Wille sich Geltung verschaffen, so viel an uns liegt, diese Schuld zu tilgen. Von selbst wird sich bei uns dann die Einsicht einstellen, daß das Maß der Selbstachtung und das Maß der gesellschaftlichen Achtung einzig gemessen wird an der reinen Erfüllung dieser Pflicht in ihrem ganzen Umfange, in allen Tagen unseres Daseins, nach allen Kräften unseres Geistes. Oder habe ich mich getäuscht, gilt auch für unsere Zeit das Wort Fichtes, des ernsten Mahners? Gilt für uns das Wort: „Es wird ein für alle Nachwelt warnendes Zeugnis sein über unsere Zeit, wenn gerade diejenigen, die sie ausgestoßen hat, durch diese Ausstoßung allein das Vorrecht erhalten, ein besseres Geschlecht anzuheben; wenn diese den Kindern derer, die mit ihnen nicht zusammen sein mochten, die beseligende Bildung bringen, und wenn sie die Stammväter werden unserer künftigen Helden, Weisen, Gesetzgeber, Heilande der Menschheit!"

Man spricht heute so viel von nationalen Krisen. Zu ihrer Bekämpfung bilden sich Gesellschaften in Anknüpfung an die „Helvetische Gesellschaft" früherer Tage. Ich denke keinen Augenblick daran, an dem redlichen Willen derer zu zweifeln, die diese Gesellschaften ins Leben gerufen haben. Aber ich sehe die wirkliche nationale Gefahr an einem andern Orte und ich meine darum auch, daß der Kampf gegen sie auf eine andere Weise geführt werden müsse.

Man kann die Herrschaft, die heute noch sozusagen unbeschränkte Herrschaft des Gegensatzes von Bildung und Unbildung nicht besser bezeichnen, als mit dem Ausdruck „Fremdherrschaft der Unkultur im eigenen Volke" (Max Adler). Daß hier die größte nationale Gefahr liegt, ist für mich keinem Zweifel unterworfen. Noch einmal bitte ich darum: Lesen Sie nach bei Carlyle und bei Fichte was kommen mußte, als die gebildeten Stände die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllten.

Der Kampf gegen diese nationale Gefahr ist ein stiller Kampf. Er kann nur geführt werden durch schlichte unverdrossene Arbeit. Ge-

wiß wird diese Arbeit gar manches liebe Mal mühsam, vielleicht sogar mechanisch sein. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier Undank der Welt Lohn sein wird. Aber wo könnte das ein Grund zur Desertion sein?

Fustel de Coulanges spricht am Eingang einer überaus lesenswerten Studie über Louvois und Bismarck von dem ewigen Zwiespalt zwischen dem Esprit de travail und dem Esprit de conquête. Weitverbreitet ist die Meinung, daß ein Bekenntnis zum Esprit de travail gleichbedeutend sei mit der Anerkennung einer Sklavenmoral. Diese Meinung ist grundfalsch. Es liegt mehr wahre Noblesse in dem Vorsatz zu schlichter Arbeit als in den tausend Phrasen vom „sich Ausleben".

Einen stillen Kampf habe ich die Betätigung auf dem Gebiete des Arbeiterbildungswesens genannt. Ich muß ihn auch einen farblosen Kampf nennen. Es sind hier keine Titel, keine farbigen Auszeichnungen und keine Ehrenstellen zu vergeben. Aber gerade das ist ja das Schöne an dieser Tätigkeit, daß sie uns mit Menschen menschlich verkehren heißt und daß nichts so sicher wie sie uns innerlich frei macht von all diesem Tand, von Titeln, Graden, Ehrenstellen oder Carrière.

Lassen Sie mich schließen mit einer Strophe aus einem der tiefsten Gedichte von Goethe, die in wenigen Worten so wunderbar einfach das sagt, was meine vielen Worte hätten ausdrücken, wovon sie hätten Zeugnis ablegen sollen:

„Hier flechten sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."

Otto Vollenweider.

Neue Wege in der römischen Kirche.

Nachdem der zehnte Pius am 8. September 1907 den Modernismus durch die Encyklika Pascendi verdammt hatte, ließ er 1908 eine Gedenkmünze schlagen, die ihn als eine Art Heiliger Georg darstellt, der den Drachen überwindet. — Gewiß hat der heilige Vater in der besten Absicht den Kampf aufgenommen gegen den neuen Geist, der sich an allen Ecken und Enden in seiner Kirche regte, er hatte kein Verständnis für den Frühlingshauch, der über die Gräber veralteter, thomistischer Lehranschauung strich —, der frische Luftzug ließ den in Seminarien erzogenen Greis erschauern und er glaubte statt des Auferstehungshauches das Schnauben und Fauchen der Hydra zu vernehmen, die im Dienste des Antichrists das

Schifflein Petri zertrümmern und zerstören wolle. Roma locuta, Rom sprach! Wie einst der als liberal gepriesene Leo XIII. den Amerikanismus auf Betreiben des Jesuitenkardinals Mazella verurteilte, so verdammte sein fanatischer Nachfolger den neuen Zeitgeist, der die heutige Wissenschaft mit den Forderungen des Glaubens versöhnen will, der die Kluft überbrücken will, die zwischen Vernunft und Offenbarung klafft. Mit welchem Recht Pius X. annehmen darf, Gott habe im Mittelalter durch den großen Kirchenlehrer Thomas von Aquin die einzig gültige Philosophie gegeben, können wir hier nicht erörtern. Wir müssen die Ansicht des Papstes, auch wenn sie unserer Ueberzeugung nicht entspricht, als den Ausdruck eines ehrlichen, vielleicht irrenden Gegners achten.

Wenn aber seine Heiligkeit glaubt, den Modernismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben, so irrt sie, denn die äußere Unterwerfung vieler Kleriker bedeutet noch keine innere Uebereinstimmung mit der päpstlichen Auffassung. Selbst in Italien glimmt das Feuer unter der Asche weiter, im Verborgenen nährt man die heilige Flamme der Gewissensfreiheit, an der doch einst die politischen Machtgelüste der Kurie zu Grunde gehen werden. Der römischen Kirche fern stehende Kreise werfen oft den sich unterwerfenden Priestern Falschheit und Heuchelei vor. Dies ist übereilt und zeugt von einem durch wenig Sachkenntnis getrübten Urteil. Die Modernisten sind, selbst wenn die Kirche sie ausstößt, katholisch, ihre Bestrebungen gelten nur der Läuterung veralteter Vorstellungen und Einrichtungen, sie tasten das depositum fidei, die von Christo gegebene Lehre nicht an. Weshalb sollen sie die Kirche, ihre Kirche, verlassen, wenn sie sich eins wissen mit einer Heiligen Katharina von Siena, mit einem Heiligen Bernhard von Clairvaux, die von hehrem Eifer für die Sache Christi getrieben, in der Kirche die warnende Stimme erhoben, um menschliche Anmaßung in den Reihen der Hierarchie zu bekämpfen. Wahrlich der Ruf der Warner sollte in der Kirche nicht vergebens erschallen, ihr Platz ist mitten unter den Gläubigen, die jetzt ihrer spotten und sie verlästern, denn die Modernisten fühlen sich und sind eins mit der wahren, allgemeinen Kirche, die einen Passavalli, einen Rosmini, einen Gioberti zu den Ihren zählt, in deren Reihen Montalembert und Lacordaire, Hecker und Gibbons für den Anbruch einer neuen Morgenröte wirkten. Unsere Zeit, dieses tiefe Drängen und Seufzen nach Gott, unsere Wissenschaft, die sich müht, der sehnenden Menschheit die Geheimnisse des Alleinen zu offenbaren, sollte vom Teufel stammen? Nein, so läßt sich der Menschengeist nicht knechten, daß er annimmt, die mittelalterliche Philosophie sei das letzte Wort im Geisterkampfe um die ewigen Güter; die Vernunft läßt sich nicht hineinzwängen in ein System, das von Menschen erdacht, nur menschliche, relative Schlüsse ziehen konnte. Wer es leugnet, daß wir des Unendlichen Größe und Allmacht auf verschiedene Weise erkennen können, der macht

sich doch wohl von der alles umfassenden, allgegenwärtigen Größe des ewigen, persönlichen Gottes eine für unsere Tage nicht mehr passende, veraltete Vorstellung.

Das gemeinsame Ziel, die sie alle umschlingende Sehnsucht derer, die Pius X. mit dem Namen Modernisten brandmarken wollte, ist der Kampf gegen jede Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit, gegen ultramontane Machtgelüste und Anmaßung. Ein bestimmtes modernistisches Programm gibt es nicht, denn der Wege zu dem angestrebten Ziele sind ja so mannigfaltige, daß jedem Einzelnen die Freiheit des Handelns gesichert bleiben muß.

Der bekannteste Vorläufer des italienischen Modernismus ist wohl Romolo Murri, dessen Gründung „Democracia christiana" gleich im Anfang des Pontifikates von Pius X. verboten wurde. Murri, der sich nicht unterwerfen wollte, ward verflucht und lebt jetzt als Mitglied des italienischen Parlamentes in Rom. Eine neue modernistische Organisation entstand, angeregt durch die mutvollen, tiefergreifenden Werke des Dichters Fogazzaro, im Oktober 1912. Der schon stets für die modernistische Idee entflammte Advokat Gennaro Avolio gründete zu dieser Zeit mit gleichgesinnten Freunden die „Unione per la riforma religiosa".[1]) Diese Vereinigung soll nicht, wie die von Murri begründete Democrazia politische Ziele verfolgen, sondern vor allem diejenigen unter einem Banner vereinen, die Christi Gebot im Leben verwirklichen wollen, deren persönliches Verhalten Zeugnis ablegen soll, daß sie Jesu Jünger sind. Die wöchentlich erscheinende Zeitschrift „La nuova riforma" wird von den bekanntesten italienischen und ausländischen Geistesführern mit Aufsätzen bedient und soll dem Einzelnen reiche Anregung zur Verwirklichung des angestrebten Ideals bieten. Nicht nur katholische sondern auch andersgläubige Schriftsteller kommen zu Wort, getreu der Mahnung Pauli, „Prüfet alles und das Beste behaltet!" Aus dem reichen Inhalt verdienen die folgenden Punkte der eingehenden Beachtung. Die italienischen Modernisten treten für die Trennung von Kirche und Staat ein, denn die persönliche Glaubens- und Gewissensfreiheit kann erst dann wirklich bestehen, wenn die Kirche in die politische Selbstverwaltung des Staates nichts hineinzusprechen hat, und wenn anderenteils die Kirche von staatlicher Bevormundung befreit ist. Das letztere wird den Staat nicht hindern, in gewissen Fragen (z. B. der Kloster- und Kongregationenfrage) von seinem Staatshoheitsrecht Gebrauch zu machen und Schutzmaßnahmen für die bürgerlichen Rechte des Individuums zu ergreifen. Natürlich wenden sich die Modernisten,

[1]) Adresse: S. Antonio a Tarsia 2, Napoli. Die Zeitschrift kostet jährlich Fr. 8.— für die Schweiz. Unterstützungsabonnement Fr. 20.—. Eine Einzelnummer kostet 20 Cts. — Gegen Einsendung einer Doppelpostkarte erhält man eine Probenummer. Allen Jahresabonnenten werden Propagandaschriften gratis und franko übersandt.

wie übrigens alle ihr Vaterland liebenden Italiener, gegen jede Erneuerung des Kirchenstaates; der Stellvertreter Christi, der anstatt Wunden zu heilen und Tränen zu trocknen, nur zu oft die größere Ehre Gottes im Wundenschlagen, in der Erweiterung seiner Territorialmacht erblickte, er soll nicht wieder in die Versuchung geführt werden, irdischem, vergänglichem Gute nachzujagen. Die Diplomaten in der violetten Soutane gehören der Geschichte an, und den Einfluß, den sie so oft gegen Christi Gebot sich anmaßten, sollen sie zur Ausbreitung der heiligen Lehre verwenden. Der Papst soll den ersten Rang unter den Bischöfen einnehmen, aber als princeps inter pares, soll er eingedenk sein, daß die Liebe und die Demut gebieten, einen brüderlichen Verkehr mit den Bischöfen zu unterhalten, und nicht mit der angemaßten Unfehlbarkeit die Seelen und Gewissen der anderen zu knechten. Bis heute haben wir von Rom nicht erfahren, was die Phrase bedeute, der Papst sei in Glaubenssachen u. s. w. unfehlbar, wenn er ex cathedra spräche? Früher fragte man: Ist der Papst unfehlbar? Heute lautet es: Wann ist der Papst unfehlbar? — Mehr verstehende, helfende, verzeihende, erhebende Liebe soll in das starre Lehrgebäude einziehen, deshalb wissen sich die Mitglieder der Unione eins mit den besten Kräften der römischen Kirche in ihrem Eintreten für Volksbildung, für Bekämpfung der Wohnungs- und Lebensmittelteuerung, im Kampfe gegen Fanatismus und Aberglauben. Daran schließt sich die materielle und sittliche Hebung des Klerus. Besonders Süditalien ist überschwemmt von Priestern und Mönchen, die mangels genügender Arbeit und anständiger Besoldung oft durch Verkauf von allerlei Wunderwerk ihre magere Pfründe ergänzen; ganz abgesehen davon, daß die eintönige Beschäftigung auf Sitte und Charakter dieser Unglücklichen zersetzend wirken muß. Und nun zum Zoelibat, einem Kirchengesetze, das besonders in südlichen Ländern, der Unsittlichkeit Vorschub leisten *muß*. Das von Gott gewollte Naturgesetz wird von der Kurie in den Staub getreten, und das reinste und edelste, die Verbindung von Mann und Weib, als etwas minderwertiges hingestellt. Mit welchem Recht wagt es die römische Kirche, eine Disziplinarmaßregel höher als Christi Sakrament zu stellen? Ein Dogma ist der Zoelibat nicht, und dank Pauli Wort an Timotheum, wird es auch dem geschicktesten Exegeten nie gelingen, das Gegenteil zu beweisen. Wie darf *ein* Sakrament das andere ausschließen, weshalb läßt die Priesterweihe die Ehe nicht zu? Die Modernisten wollen ein Gebot abschaffen, das, weil gegen Christi Wort, unsittlich und zum Heil der Seelen verderblich ist. Wohlgemerkt, nicht gegen die Ehelosigkeit, als solche, richten sich die Ausführungen, — nein —, aber die Keuschheit ist ein Gnadengeschenk, und wer sie einer ganzen Klasse von Menschen aufzwingen will, handelt gegen das höchste Gebot Gottes, die christliche Freiheit. Willkür und menschliche Satzung sollen nie und nimmer an die Stelle *der* Wahrheit treten,

die uns frei machen soll. Die Kirche Christi darf nicht zum Gefängnis der Seele werden, denn die Pforten der Hölle vermögen nichts gegen den Geist, der da frei machet.

Der absolute Kadavergehorsam, wie ihn die Kurie heute verlangt, ist unchristlich, im Konflikt zwischen dem eigenen Gewissen und den Befehlen und Ansichten eines Vorgesetzten, wäre blinde Unterwerfung eine Sünde wider den heiligen Geist, eine jener Sünden, die Christus als die schwerste bezeichnet. Auch der Index entspricht nicht den Ideen, die sich die Modernisten von der wahren Kirche des Erlösers machen, Reformen ergeben sich von selbst, wenn wir nur daran denken, daß eine ehrliche, wissenschaftliche Arbeit wohl mitgebrachte Vorurteile zerstören, aber nie und nimmer die Lehre des Welterlösers verdrängen kann. Wenn je, dann ist unsere Zeit der Prüfstein für den weltüberwindenden Glauben, daß die durch das Blut der Märtyrer erworbene christliche Freiheit nicht untergehen wird, getreu der Verheißung unseres Heilandes: Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen. Erst wenn die römische Kirche die Gewissensfreiheit achtet, die sie für sich von Andersdenkenden verlangt, und die ihr von allen Vorurteilslosen gewährt wird, erst dann wird das Colloſſeum, dessen Boden mit dem Blute der ersten Blutzeugen getränkt ist, dieses Wahrzeichen der sinkenden Macht Roms, der Prachtbau römischer Cäsaren, wieder zum Symbol der steigenden kirchlichen Geistesmacht werden, jener weltüberwindenden, welterlösenden Freiheit, für die Jesus Christus auf Golgatha sein Leben dahingab.

Man mag es beklagen, daß so viele edle, geistig bedeutende Männer ihre Kraft einem solchen Ziele zuwenden, anstatt die Barke Petri zu vertauschen mit einer anderen Kirchengemeinschaft, — man mag es begrüßen, daß sie ausharren, verfolgt und angefeindet, wie der vom Wellenspiel umzischte Steuermann den wütenden Elementen zum Trotz auf dem Posten bleibt, — lieber stirbt, als sich rettet, — eines müssen wir, wir müssen uns in Hochachtung neigen vor den Männern, die die Hoffnung nicht aufgeben, die der Kirche neue Wege, höhere Bahnen weisen wollen, denn, wen die Liebe ruft, den ruft die zwingendste aller Gewalten.

Otto Maria Pascendi.

Ein Gastmahl.[1]

Der Winter ist auch in China die Zeit der Geselligkeit. Um die kalten Tage zu vertreiben, ist es seit alten Zeiten Sitte, daß die Gelehrten sich zuweilen versammeln. Man plaudert, spielt Schach, betrachtet Bilder und alte Handschriften. Auch macht man

[1]) Der folgende Aufsatz ist mit Erlaubnis der Herausgeber der „Vertraulichen Mitteilungen“ über die Missionsarbeit in China entnommen. Er läßt uns Blicke

wohl um die Wette improvisierte Gedichte, bei denen oft viel Geist und Witz zu Tage tritt.

Vor einiger Zeit war auch bei uns ein solches Gastmahl. Natürlich nur Männer, wie das in China so üblich ist. Es war aber dennoch recht interessant. Wir waren acht — die Zahl der chinesischen Genien — eine bunt gemischte Gesellschaft, und stimmten doch recht gut zusammen. Statt der Speisen, die wir aßen, möchte ich kurz meine chinesischen Freunde vorstellen. Es waren anwesend: ein früherer Finanzminister und dessen Bruder, ferner ein früherer Arsenaldirektor, ein Taoistenmönch, ein Geomant, der kaufmännische Leiter einer Seidenspinnerei, ein Student — und ein Missionar. Der Taoistenpriester und der Arsenaldirektor sind den Freunden schon von früher her bekannt. Der Mönch ist auch in Hackmanns Buch „Welt des Ostens" (Abschnitt IX. „Intimes Leben") geschildert und er war sehr erfreut, als ich ihm den Abschnitt über das Kloster Taitsinggung, dessen Abt er ist, vorlas. Er ist schon über siebzig Jahre alt und hat vier Generationen von Schülern um sich in seinem Kloster versammelt. Dabei ist er noch frisch und rüstig und lebhaft im Geist. Sie leben einfach und streng vegetarisch in ihrem Kloster. Der Tag ist ausgefüllt mit Gottesdienst und Lesen der Heiligen Schriften. Außerdem spielt er auch das Kin, eine alte chinesische Zither, die feine, stimmungsvolle Töne hat. Als Abt hat er auch manchen Verkehr mit Besuchern des Klosters, Chinesen und Europäern. Er erzählte sehr drollig, wie kürzlich ein weitherziger englischer Missionar bei ihm gewesen sei, mit dem er stundenlang sich über die höchsten Fragen des Menschenlebens unterhalten habe. Der Missionar habe sich sehr gefreut, so viel Gemeinsames und Uebereinstimmendes zu finden und als sie mitten im schönsten Gespräch waren, habe er ihm plötzlich zehn Dollar schenken wollen. Zu seinem Bedauern habe er die nicht annehmen können, denn er könne wirklich mit dem Geld nichts anfangen. Für Nahrung und Kleidung sorge das Kloster, und sonstige Genüsse brauche er nicht. In der letzten Zeit, als der Taoismus unter der Republik kirchlich organisiert werden mußte, haben sie ihn zum Vorsteher von Ost-Schantung gewählt. Er hat das Amt aber wieder niedergelegt. Es seien so viel weltliche Geschäfte dabei, die mit der Frömmigkeit gar nichts zu tun haben, und außerdem seien jüngere Leute genug vorhanden, die sich eine Ehre aus solchen Aemtern machen. Wir sprachen über das Klosterleben. Die Hauptsache sei eine gottergebene Frömmigkeit und daß man sein Leben gewissenhaft und gütig führe, dann stehen einem auch alle Heiligen mit ihren Wunderkräften schützend zur Seite. Er möchte im Stillen gern, daß ich auch Taoist würde, und hat mir schon manche seiner kräftigsten und heiligsten Sutren, die er sonst

---

tun in die bedeutende geistige Bewegung, die dort vor sich geht. In seiner Art eine rechte Osterkunde.

vor jedem fremden Auge sorgfältig hütet, zum Lesen geliehen. Man ist enttäuscht von den Büchern. Es ist soviel Aberglauben darin und das beste, das sie haben, haben sie dem Buddhismus entlehnt. Aus diesen Büchern hat der Alte jedenfalls seine schlichte Frömmigkeit nicht erworben. Auf die mystische Meditation ist er nicht besonders gut zu sprechen. Sie nehme viel Zeit weg und führe leicht zu Selbstüberhebung. Auf alle Fälle entziehe sich das, was dadurch gewonnen werde, der Beurteilung durch andere. Ueber die inneren Fortschritte, die einer mache, könne er sich nur selber Rechenschaft geben.

Ein starker Gegensatz zu dem alten Mönch war der andere Taoist in unserem Kreise, der frühere Arsenaldirektor. Daß ein solcher Mann eine solche Stellung inne haben kann, ist nur in China möglich, und das beste ist, er hat sie gut verwaltet. Er ist ein hochgebildeter Gelehrter, der in der ganzen chinesischen Literatur wie wenige zu Hause ist. Trotzdem er, wie alle Gelehrten, Konfuzianer ist, beschäftigt er sich viel mit taoistischer Meditation zur Pflege des Lebens und wo er von jemand hört, der ihn in diesem Streben fördern kann, sucht er seine Bekanntschaft zu machen. Er hat eine Vorliebe für Berge und Steine. Ein Berg ist für die chinesische Anschauung ein belebtes Wesen, das in der Stille schafft. Der Berg atmet Wolken und braut den Regen; er bedeckt sich mit Gras und sprossenden Bäumen und alles Lebende findet etwas bei ihm zu seinem Gebrauch. So ist er gütig im Spenden und doch still und alt. Die Generationen gehen dahin, jede holt sich, was sie braucht. Doch der Berg dauert. Darum hat schon Konfuzius gesagt: „Die Wissenden lieben das Wasser, das ewig veränderliche; die Gütigen aber lieben die Berge." Der Lauschan bei Tsingtau ist nun so recht ein Berg für Taoisten. Hin und wieder an einer Stelle mit besonders schönem Ausblick kann man eine Steinbank finden oder ein in die Felsen gemeißeltes Epigramm, und wenn man näher zusieht, so stammt es von unserem Arsenaldirektor. Er redet übrigens nicht viel. Den ganzen Abend hat er kaum ein Wort gesprochen. Und doch ist er mit seiner geistigen Anwesenheit bei allem dabei. Er ist eine starke Persönlichkeit mit kräftigem Willen. Trotzdem er ein feiner Stilist ist, schreibt er sehr wenig. Was er aber schreibt, muß so vollkommen sein, daß es sich auch vor der Nachwelt sehen lassen kann.

Wieder eine andere Persönlichkeit ist der frühere Finanzminister. Ein feines ansprechendes Wesen vereinigt er mit ruhiger Klarheit des Blicks. Er hat in schwerer Zeit der neuen chinesischen Republik durch Abschluß der großen Anleihe einen wesentlichen Dienst geleistet und hat dabei unendlich schwierige Verhandlungen und viele Unannehmlichkeiten gehabt, von denen man ihm jedoch bei seiner feinen Zurückhaltung nicht das mindeste mehr anmerkt. Er besitzt bedeutende organisatorische Talente. Daß er sich von seiner einflußreichen Stellung in Tsingtau's friedliche Ruhe zurückgezogen hat,

dafür ist der Grund, daß er in Peking zu wenig vornehme Menschen an der Arbeit fand.

Sein jüngerer Bruder hat etwas überaus lebhaftes in seinem Wesen. Es ist geistreich und sprudelnd. Was er in einer halben Stunde an treffenden Bemerkungen produziert, davon könnte mancher andere seinen Bedarf für Jahre hinaus decken. Er zeigt lebhaftes Interesse für die neu auftauchenden Fragen und war sehr erfreut zu hören, daß ich mit einer Arbeit über das Alte Testament beschäftigt sei.

Was den Geomanten anlangt, so muß man die Begriffe, die in Europa über chinesische Geomantie bestehen, sehr wesentlich richtig stellen, um ihm gerecht zu werden. Was ihn auszeichnet, ist ein scharfer Blick für landschaftlich fein abgestimmte Verhältnisse. Ich war dabei, wie er den Platz für ein Haus aussuchte. Auf den ersten Blick fand er die Stelle heraus, die in der ganzen Umgegend die geeignetste war, um das Haus der Landschaft harmonisch einzugliedern, und andererseits vom Hause aus eine abgeschlossene, befriedigende Aussicht zu erlangen. Diese Kunst, in die Landschaft hinein zu bauen, hat jene Höchstleistungen der Architektur erzeugt, die z. B. an den Kaisergräbern bei Peking die allgemeine Bewunderung der Kenner erregen. In diesem Eingehen auf die landschaftlichen Verhältnisse für die menschlichen Ansiedlungen liegt auch eine gewisse Wahrheit. Eine gesunde und ästhetisch befriedigende Lage schafft auf die Dauer Werte für die Bewohner eines Hauses, die darum nicht unterschätzt werden dürfen, weil man sie in unserem Maschinenzeitalter so oft mißachtet. Von dieser Kunst des Einfühlens in die Umgebung sind natürlich manche Auswüchse des Volksaberglaubens, wie sie sich als Wind- und Wasserlehre, besonders in Süd-China, zuweilen fanden, wohl zu unterscheiden. Unser Geomant stammt aus Setschuan und hat wohl inmitten dieser großen Gebirgswelt von Jugend auf seinen Blick für landschaftliche Schönheit geschärft.

Der kaufmännische Leiter der Seidenspinnerei ist seit vielen Jahren mit mir befreundet. Er ist eine offene, gerade Natur von ernstem Wahrheitsstreben, und obwohl er in einer Reihe von einflußreichen Beamtenstellen war, hat er stets sein gutes Gewissen höher bewertet als Geld und Gut.

Ein Repräsentant des jungen China ist der Neffe des Finanzministers, der unseren Kreis vollzählig machte. Trotz seiner Jugend hat er schon viel Schweres erlebt und hat dadurch an Ernst und Eigengewicht der individuellen Persönlichkeit gewonnen. Das Leben brachte ihm schon manche Probleme, die früher in China unbekannt waren. Wir sind gegenwärtig zusammen beschäftigt, einzelnes von Kant ins Chinesische zu übersetzen.

Man sprach über die gegenwärtigen Zustände in China. Den Einbruch des Amerikanismus, der mit der Revolution in China stattgefunden hat, empfindet man als Macht der Finsternis.

„Was zunächst in die Erscheinung tritt", sagte der Geomant, „ist ein Abendwerden, ein Sieg der negativen Kräfte. Gewiß wird immer dann, wenn die Zerstörungskräfte ihren Gipfel erreicht haben, ein neues Licht einsetzen, ähnlich wie um Mitternacht der neue Tag beginnt. In China aber bricht eben erst die Nacht an."

„Die alten Juden", warf ich ein, „hatten eine schöne Sitte. Sie begannen den Tag mit Sonnenuntergang. Das ist ein Symbol für ihr Zutrauen auf Gottes Kraft, der ihnen in allen Finsternissen und allen Weltuntergängen doch der Kommende blieb." „Diese Ansicht verträgt sich auch mit unserem Buch der Wandlungen", erwiderte der Geomant. „Der Abend ist der Gipfelpunkt der Kräfte des Finsteren. Von da an erschöpfen sie sich, je mehr ihre Wirkungen in die Erscheinung treten." „Und der kommende Gott (Ju Lai)", fügte der Student hinzu, „ist die höchste Bezeichnung, die wir im Buddhismus vom Wesen des Göttlichen kennen."

Das Gespräch nahm seine Wendung von den chinesischen Verhältnissen auf die allgemeine Weltlage. Der Finanzminister fand, daß der Militarismus wie ein Vampyr alle Kräfte der Völker zu verschlingen drohe. „Das war das Große an Kung Dsi, daß für ihn zur Ordnung des Staates in erster Linie geistige Werte in Betracht kamen. Der Staat ist um des Volkes willen da, das ist der Grundsatz, dessen Befolgung oder Nichtbefolgung Blüte und Untergang der Reiche bestimmt. In Europa besteht die Gefahr, daß infolge gegenseitiger Mißverständnisse das Militär, an sich ein Mittel zum Schutz des Staates, nicht nur die Kräfte des Staates aufsaugt, sondern daß die Menschen nur noch nach ihrer Leistungsfähigkeit für diesen Zweck eingeschätzt werden. Es wäre unheilvoll, wenn China in diesen Strudel hineingezogen würde, denn wenn die westlichen Völker in Folge ihres Geldreichtums einen solchen Irrweg ohne großen Schaden eine Zeitlang gehen können, so läßt sich China nur retten durch äußerste Sparsamkeit in den Mitteln und höchstes Wichtignehmen der Menschen".

„Eine merkwürdige Erscheinung ist es übrigens", warf der Fabrikdirektor ein, „daß je mehr ein Mensch Werkzeuge zum Töten herstellt, desto mehr er selbst in seinem Leben geschädigt wird. Wir Chinesen achten männliche Nachkommenschaft für ein hohes Gut, denn wir sehen das Leben als etwas an, das der Einzelne nicht nur individuell besitzt, sondern im Zusammenhang mit seinen Vorfahren und seinen Nachkommen. Nun habe ich schon in China bemerkt, daß alle die Beamten, die längere Zeit und mit innerer Anteilnahme sich der Waffenfabrikation gewidmet, in kurzer Zeit das Aussterben ihrer Familien erleben mußten. Bei einer Reise nach Europa fand ich ebenfalls, daß die Besitzer der größten Waffenfabriken keine Söhne hatten. Außerdem ist mir aufgefallen, daß bei dem Luftschiffbau des Grafen Zeppelin, trotz aller Gefahren und aller Schädigungen, die seinen Luftschiffen widerfuhren, nie ein Menschen-

leben zum Opfer fiel, bis zu dem Zeitpunkt, da diese Luftschiffe in den Dienst des Krieges gestellt wurden. Seither folgen sich die Unglücksfälle Schlag auf Schlag. Doch hat in Europa natürlich niemand Sinn für solche Tatsachen." [1])

Man kam auf die Zukunft zu sprechen. Der Taoistenpriester erwähnte ein Buch mit alten Prophezeiungen, das sogenannte Tui Be Tu. Es enthält Bilder und Verse in unregelmäßiger Reihenfolge, die in frappanter Weise jeweils zu den Ereignissen stimmen.

„Und doch darf man die Prophezeiungen nicht zu mechanisch auffassen", warf hier der Geomant ein. „Im Zusammenwirken der Kräfte des Weltalls gibt es sozusagen Verknotungen, an denen sich krisenartig gewisse Richtungen für die Zukunft herausbilden. Wer die augenblicklich wirkenden Kräfte versteht, kann wohl solche Zukunftsrichtungen auch schon zum Voraus schauen. Aber die Richtungen sind nie bis ins Einzelne bindend. Durch die menschliche Freiheit kann manches umgebogen und verändert werden".

Der Taoist erzählte darauf, er habe Kunde von anderen Weissagungen, daß nächstens ein neues Reich auf Erden beginnen werde. Es werde verschieden sein von allem, was bisher dagewesen. Zum erstenmal werde es die ganze Erde umspannen und nicht beschränkt bleiben auf die eine Hälfte. Das Heil, das kommen werde, werde für alle sein. Es werde sich zeigen in der Liebe zu den Menschen, auch zu den Geringen. Und der es bringen werde, werde mit göttlicher Autorität umgeben sein, so daß die Leute ihm glauben werden ohne Kampf! Diese Hoffnung, in der wir alle einig waren, warf einen freundlichen Schein über den Fortgang des Gesprächs. „In unserer Zeit", sagte der Geomant, „finden sich Einzelne aus allen Kreisen und Ständen in der Wahrheit zusammen. Aber nur ganz in der Stille. Diese gemeinsame Wahrheit ist zunächst noch ein Geheimnis. Es muß erst noch der rechte Ausdruck dafür herausgearbeitet werden, ehe es für die Massen in Betracht kommt".

Scheinbar unvermittelt und doch im Gang unserer Gedanken fragte hier der Bruder des Finanzministers, ob das Christentum die Zukunftsreligion Chinas sein werde.

„Sicher nicht in der Form einer der jetzt bestehenden christlichen Kirchen", erwiderte ich. „Diese Kirchen sind alle unter ganz bestimmten Verhältnissen entstanden. Keine hat als solche die ganze Wahrheit des Christentums. Es sind Notbauten, die als solche nicht in andere Himmelsstriche versetzt werden dürfen. Christus aber ist mehr als ein Kirchenhaupt, ist mehr als der Gründer einer Religion. Er ist der göttliche Repräsentant der Menschheit, die in ihm, als ihrem Haupt, ein einheitliches Ganzes vor Gott darstellt. Diese

[1]) Einige Wochen später fand ich denselben Gedanken von unserem verehrten Freunde Rade in der „Christlichen Welt" ausgesprochen. Es muß doch etwas an der Sache sein, die sich im Osten und im Westen, ganz unabhängig von einander, denkenden Menschen aufdrängt.

Menschheit ist von kosmischer Bedeutung und sie wird sich sicher verwirklichen in China so gut wie in Europa".

„Damit weist die Zukunft auf die Vergangenheit zurück", sagte der Geomant. „Im Buch der Wandlungen ist von der großen Einheit die Rede, die aller Trennung voranging und alle Trennung bewirkte. Einigung des Getrennten bedeutet Vollendung".

Wir sprachen dann noch manches über dieses seltsame chinesische Buch, das so viele noch ungelöste Geheimnisse enthält. Der Student und der Taoist waren unterdessen leise verschwunden und die Zeit war schon weit vorgerückt, als der Arsenaldirektor lachend sich erhob und sagte: „Ein chinesisches Gastmahl pflege eigentlich gar nicht so lange zu dauern".

„Es war ja auch nur halb chinesisch", bemerkte der Bruder des Finanzministers. „Die Speisen waren aus China und der Wein aus Deutschland".

Leise rieselte der Schnee vom Himmel, als die Gäste sich zerstreut hatten.

Büchertisch.

Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale. Mitgeteilt von Adolf Vögtlin. H. Hässel, Verlag in Leipzig. 416 Seiten.

Ein Buch, das, wenn nicht Tolstoi den Titel vorweggenommen hätte, am besten „Auferstehung" heißen könnte. Ein vater- und mutterloses, darum auch heimatloses Menschenkind wird endlich nach fabelhaften, zahllosen Irrwegen und Enttäuschungen, die es durch die grauenvollsten Tiefen des Elends hindurchführen, zum charakterfesten Leiter einer Waisenanstalt in Petersburg. Was denselben durch die hundert Klippen und Gefahren glücklich hindurchgerettet hatte, war nicht nur ein gütiges Geschick, sondern vor allem das Vertrauen, das ihm die Tochter seiner Pflegeeltern treulich bewahrte. Ein reines, gutes Herz glaubte an ihn und das hat ihn vom Untergang zurückgehalten. „Es ist ein verhängnisvoller Wahn, zu behaupten, das Leben erziehe den Menschen. Das Leben ist grausam, rücksichtslos und kümmert sich nicht um den einzelnen. Die Guten sind es, die uns durch ihr Entgegenkommen den Glauben an uns selbst, das Gefühl unserer Würde geben und damit die besten Kräfte in uns wecken; und die Starken sind es, die uns zwingen, den richtigen Gebrauch davon zu machen. Diese Wahrheit ist erlebt." In Agathe, dem guten Stern des rastlos wandernden Gesellen, verkörpert sich die siegreiche Macht vergebender, vertrauender und begeisternder Liebe. Das Buch gibt uns aber nicht nur zu bedenken, wie ein Mensch aus der Tiefe gehoben wird, sondern auch, warum er in die Tiefe sinken mußte. Nicht nur die eigene menschliche Schwäche

und die Roheit der Kameraden, nein vor allem die Lüge konventioneller Ehrbarkeit, Pfaffentum und Bureaukratie und andere starre und herzlose Formen der Gesellschaft, und nicht zuletzt die Greuel der Kriegsfurie warfen Heinrich Manesse unerbittlich auf die unterste Stufe des menschlichen Daseins, so daß es ein wahres Wunder ist, daß er den Weg in ein geordnetes Leben zurückfand. Wir schauen in einen verzweifelten Kampf zwischen Leben und Tod, in welchem das Leben Sieger bleibt. Dieses ergreifende Drama ist aber — und das ist das anziehende an dem Buch — mit einer solchen tendenzlosen Naturwahrheit und einer ungekünstelten, humorvollen Unmittelbarkeit geschrieben, wie sie nur dem echten Leben, dem Erlebten eigen ist. „Der Erzählung liegen ausführliche Tagebücher ihres Helden zu Grunde, sie scheinen mir in ihren Einzelheiten menschlich so bedeutsam zu sein, daß ich mir vornahm, mehr nur umzuschreiben, ordnend auszuscheiden und zusammenzuziehen, als zu verarbeiten und umzugestalten." So schreibt der Verfasser. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, tief und rein, spannend und wahr, voll Lebenskraft und Menschenliebe. — L. St.

Gottes Gnade — unsere Kraft. Predigten von Theodor Schmidt, Prediger der Brüdergemeinde. Verlegt bei Bäschlin, Bern. 1913.

Die kleine Sammlung Predigten ist das Abschiedsgeschenk des nach Niesky in Schlesien übergesiedelten Predigers an seine Gemeinde in Bern. Was sie auch einem weiteren Leserkreis wertvoll macht, ist nicht nur die anschauliche, lebendige, mit Bildern, Citaten und Gleichnissen ausgestattete Darstellung, sondern auch die eigenartige, glückliche Mischung von biblischem und modernem Empfinden. Ein tiefreligiöser Sinn verbindet sich mit einem praktischen, in die Weite, aufs Große gerichteten Blick, der die sozialen und kirchlichen Nöte der Gegenwart prüft, aber ihnen auch mit einem frohen, warmen Gottesglauben entgegentritt. — L. St.

Redaktionelle Bemerkungen.

Es ist der Osterglaube, der unserer Nummer die höhere Einheit verleihen soll. Wir haben versucht, sie so zu gestalten, daß sie etwas von der ewigen Lebendigkeit und vom Wachsen des Christentums auf den verschiedenen Gebieten spüren läßt. Was uns das chinesische Gastmal so ergreifend schildert, sehen wir auch anderswo: die Sehnsucht nach der heiligen, neugestaltenden Macht Gottes mitten im Walten der negativen Kräfte, die Hoffnung, daß er selbst über ungenügende, erstarrte Formen hinweg zu neuem Leben führen wird.

Da Prof. Ragaz bis Ende April abwesend ist, bitten wir, allfällige Sendungen für die „Neuen Wege" bis dahin an J. Matthieu, Plattenstraße 39, Zürich, zu adressieren.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Gebet für den Frieden.

O Herr, seit dem Tage, da Abels Blut zu dir geschrien, ist diese deine Erde immer wieder von dem Blut benetzt worden, das im Brudermord vergossen wurde, und die Jahrhunderte erbeben von den endlosen Schrecken des Krieges. Immer wieder hat der Ehrgeiz der Könige und die Begehrlichkeit der Mächtigen friedlich gesinnte Nationen zur Schlachtbank getrieben. Immer wieder werden die Heldenlieder vergangener Tage und der Prunk militärischer Schauspiele dazu benutzt, die Leidenschaften der Völker zu entflammen. Der Geist, der in uns ist, schreit in Empörung gegen dieses Wesen zu dir auf und fühlt, daß dein heiliger Zorn ihm Antwort und Erhörung gewährt.

Zerbrich Du selbst den Zauberbann, der die Nationen trunken macht mit der Wollust des blutigen Kampfes und sie verführt, sich zu willigen Werkzeugen des Todes hinzugeben. Schenke uns einen ruhigen und festen Sinn, wenn unsere eigene Nation nach Rache und Angriff ruft. Stärke unseren Gerechtigkeitssinn und öffne uns die Augen für den ebenbürtigen Wert anderer Völker und Rassen. Schenke den Leitern der Völker den Glauben an die Möglichkeit eines auf Gerechtigkeit gegründeten Friedens und schenke den Völkermassen einen neuen, starken Enthusiasmus für die Sache des Friedens. Segne unsere Krieger für ihren freudigen Gehorsam und ihre Bereitwilligkeit, dem Rufe der Pflicht zu folgen, erfülle sie aber nichtsdestoweniger mit Haß gegen den Krieg und bewahre sie davor, aus Verlangen nach eigener Ehre und Beförderung solchen herbeiführen zu helfen. Wir bitten Dich für unsere Jugend, daß sie so freudig wie die Väter bereit sei, für das Vaterland zu sterben, aber wir bitten Dich auch, daß Du unseren Geschlechte edlere Wege zeigest, Kraft und Heldenmut zu üben und heilsamere Weisen, das Leben für die Heimatscholle hinzugeben.

O Du starker Herr und Vater aller Völker, führe Deine große Familie zusammen in einer wachsenden Empfindung ihrer gemeinsamen Abstammung und Bestimmung, daß endlich Friede

werde auf Erden und noch einmal die Strahlen Deiner Sonne freudvoll über einem heiligen Bruderbund der Völker leuchten.[1])

Kriegswahnsinn und Friedensideal.

Unsere Zeit hat es gewagt, auch den Krieg, seine Berechtigung und Notwendigkeit und damit auch die Kriegsrüstungen in Frage zu stellen. Die naive Selbstverständlichkeit, mit der man früher von denselben sprach, hat einem scharf pointierten Für und Wider weichen müssen: auf der einen Seite finden wir eine leidenschaftliche Verherrlichung und eine zielbewußte Steigerung des ganzen militärischen Apparates, auf der anderen Seite eine ebenso intensive, wachsende Friedensbewegung. Die Meinungen stehen sich so schroff gegenüber, daß man beiderseits anfängt, den Gegner für verrückt zu erklären. Sogar der Krieg als Selbstzweck findet seine Verteidiger, so gut wie die Prostitution und der Alkoholismus und andere sog. „notwendige" Uebel. Was uns dabei am meisten wundert, ist die Tatsache, daß die Verteidiger des Krieges nicht nur von vermeintlichen ökonomischen und patriotischen Interessen ausgehen, sondern auch mit ethischen und religiösen Motiven operieren. Gerade in „christlichen" Kreisen hört man etwa die Ueberzeugung aussprechen, daß es gut wäre, wenn es wieder einmal Krieg gäbe, die Leute hätten es sonst zu gut, jedenfalls könne die Menschheit nicht ohne den Krieg bestehen oder vorwärts schreiten. Ein Krieg sei von Zeit zu Zeit notwendig, liege auch tief in der menschlichen Natur begründet.

Das ist der wahnsinnige Glaube oder vielmehr Aberglaube von der Unentbehrlichkeit und Unabänderlichkeit des Kriegswesens, wie er sich in vielen Köpfen festgesetzt hat. Natürlich findet — beiläufig gesagt — dieser Glaube seine Anwendung immer nur auf die „andern", sich selbst schließt man wohlweislich von dieser „heilsamen Kur" eines Krieges aus; das ist aber nichts weniger als christlich.

Wir meinen, in Gegensatz hiezu, es entspreche nicht nur einzelnen Stellen der Bergpredigt, sondern dem ganzen Wesen des Christentums, daß der Krieg, d. h. die Anwendung roher Gewalt bei Erreichung irgend eines Zieles auch im Völkerleben verschwinden müsse, so gut als die blutigen Glaubenskämpfe, die Hexenprozesse und Ketzerverfolgungen früherer Jahrhunderte bei uns unmöglich geworden sind. Das ist nicht eine bloße Analogie oder eine haltlose Theorie, sondern in letztem Grunde ein unerschütterliches Glaubenspostulat, eine vom religiösen Denken und Empfinden eingegebene Vor-

[1]) Aus „Für Gott und das Volk" von Walther Rauschenbusch.

stellung vom Werden der Menschheit. Wir glauben nicht an einen Schlachtengott, sondern an den Gott, der spricht: Nicht durch Heer oder Gewalt, sondern durch meinen Geist soll es geschehen. Gottesgeist und Waffengewalt sind unvereinbare Gegensätze; das Christentum hat die größten Triumphe gefeiert, als es auch in Zeiten der Verfolgung nicht mit Waffen sich verteidigte.

Nun wird man natürlich einwenden, im Leben der Völker untereinander herrschen andere Prinzipien und darum könne man auch der Waffen nicht entraten. Gewiß! Es herrschen andere Prinzipien: das Recht des Stärkeren, die nationale Selbstsucht, Eitelkeit, die nur durch Gewalt im Zaume gehaltene Raublust und Ausbeutung, der Kultus der Macht, des Reichtums, und in diesem Ringen der Völker entscheidet als ultima ratio der blutige Kampf, der Sieg auf dem Schlachtfeld! Der Krieg, eine stete Begleiterscheinung der Menschheitsgeschichte und eben darum sanktioniert und mit religiösem Nimbus versehen! Wohlan, es sei so. Man halte an dem Krieg fest als einem notwendigen Bestandteil der Kulturentwicklung, man betrachte die endlosen Rüstungen als die beste Gewähr für die bestehende Ordnung, man erfinde immer neue, immer großartigere, wirkungsvollere Angriffs- und Verteidigungsmittel, belaste damit die Militärbudgets, man stütze das Auftreten der Diplomaten immer mit Drohungen von Gewalt, man riskiere den Ausbruch eines ernstlichen internationalen Konfliktes und lasse den ganzen längst vorbereiteten kriegerischen Aufwand in Aktion treten — spricht sich damit die heutige Kultur nicht selbst das Urteil? Sie schafft großartige, noch nie dagewesene Werke und Werte und bietet zu ihrem Schutz nichts anderes als die beständige Möglichkeit, zu deren aller Beschreibung spottenden, grauenvollen Vernichtung. Ist das nicht Wahnsinn?

Aber statt angesichts der modernen Vernichtungskunst, die unserer Kultur entstammt, die Grundlagen der letzteren zu revidieren und sich auf andere Prinzipien als die der Gewalt zu besinnen und zu stützen, wird im Namen der Kultur die herkömmliche Kriegsbegeisterung gepflegt und genährt durch allerhand oberflächliche Eindrücke aus der Geschichte und durch den ästhetischen Genuß eines militärischen Schauspiels. Eine bedenkliche, oft knabenhafte Kriegsromantik blendet den meisten die Augen und raubt ihnen den Maßstab für die richtige Beurteilung der Wirklichkeit. Was haben denn eigentlich unsere hohen, geistigen Güter mit der zerstörenden Wirkung moderner Explosionsgeschosse zu tun, was die viel gerühmte Tapferkeit mit dem automatisch funktionierenden Maschinengewehr? Ist nicht das Festhalten an der traditionellen, politisch, wissenschaftlich oder gar religiös begründeten Rechtfertigung und Verherrlichung des Krieges in unserer Zeit ein solch widersinniger Anachronismus, als wenn einer die kosmischen Vorstellungen des Mittelalters in unserem Geschlechte aufrecht erhalten wollte?

Warum wird denn dieser Anachronismus nicht als solcher empfunden und der ganze Widerspruch, der unsere Kultur durchzieht, nicht eingesehen? Warum erhält sich der Kriegswahnsinn so hartnäckig auch in Friedenszeiten? Weil der Staat ein ganz besonderes Interesse an dem Bestehen kriegerischer Traditionen zu haben glaubt, um seine Existenz im Lauf der Geschichte wahren zu können, und weil er diese seine Existenz nicht nur als Selbstzweck, sondern sogar als höchsten und letzten Zweck des menschlichen Daseins betrachtet. Es ist die althergebrachte Idee von der Absolutheit des Staatsgedankens, dem sich alles unterzuordnen habe, die Vergötterung des Staates, dem alle Opfer gebracht werden müssen. Der Mensch ist danach um des Staates willen da und nicht der Staat um des Menschen willen. Natürliche Gegensätze wie Rassen- und Sprachenunterschiede oder Unterschiede in den religiösen Anschauungen und in den politischen Grundsätzen kommen viel weniger in Betracht als die oft willkürlich gezogenen politischen Grenzen, innerhalb welcher die ursprüngliche und berechtigte Heimatliebe zu einem künstlichen Nationalismus groß gezogen und bis zum Chauvinismus gesteigert wird. Im Staatsgedanken kommen die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Rivalität zur Geltung. Die nächste Folge davon ist die gegenseitige Isolierung der Staatengebilde und die weitere Folge eine gegenseitige Spannung, welche zum bewaffneten Frieden führt. Künstliche Gebilde müssen mit künstlichen Mitteln aufrecht erhalten werden zum Nachteil des eigenen Volkes. Der Staat wußte auch die von ihm abhängige Kirche in sein Interesse hineinzuziehen und sich dienstbar zu machen und so stützen sich Thron und Altar in dem Bestreben, den Staat in seiner egoistischen Absolutheit zu erhalten. Es ist von da aus nur konsequent, wenn antimilitaristische Strömungen als staatsgefährlich angesehen die Kriegspropaganda und chauvinistische Aufhetzung als patriotische Tat gebilligt werden. Der Kriegswahnsinn besteht zu Recht.

Ist nicht auch dieses exklusive Staatsideal ein Anachronismus in unserer Zeit? Man braucht noch lange nicht ein vaterlandsloser Geselle oder ein blasierter Kosmopolit zu sein, um die Tatsache anzuerkennen, daß die internationalen Beziehungen täglich wachsen in Verkehr, Bildung, Geldwesen, Technik. Diese wichtigen Lebensbedingungen haben in ungeahnter Weise die nationalen Schranken durchbrochen, die politische Abgrenzung der einzelnen Staaten verwischt. Viele geistige und materielle Güter, ja ganze Schichten der Bevölkerung haben internationalen Charakter bekommen. Man kann bald von einem Ueberwiegen internationaler Interessen reden, mit denen unter Umständen die Interessen eines einzelnen Staates in Kollision treten. Was soll den Ausschlag geben? Muß nicht auch hier das Einzelne dem Ganzen sich einfügen, also unterordnen?

Man kann ruhig behaupten, der Krieg sei eine Erscheinung, deren Voraussetzungen für die heutige Zeit einfach nicht mehr zu-

treffen. Der Gewinn, auch der rein materiell ökonomische Gewinn ist für den Sieger illusorisch. Das hat sogar Norman Angell in seinem Buch „Die falsche Rechnung" überzeugend nachgewiesen.

Das zugegeben, wird man trotz allem die Notwendigkeit des Krieges und seiner Vorbereitungen festhalten mit dem Hinweis auf die Natur des Menschen, welche nun einmal etwas von dem Instinkt eines Raubtieres an sich trage. Darum, so lange es Menschen gebe, werde es auch Kriege geben. Damit müsse man rechnen und das Gute, das mit jedem Krieg verbunden sei, ins Auge fassen. Ich glaube, hier liegt der Kern der Frage: Der Wahnsinn des Krieges zugegeben — ist nicht auch der Friede auf Erden ein törichter Wahn? Kann der Mensch auf Erden existieren ohne sich auf den Standpunkt der Macht den Menschen gegenüber zu stellen? Oder gibt es kein anderes Regulativ menschlichen Zusammenlebens als Macht und Gewalt? Soll das Schlagwort vom „Kampf ums Dasein" die höchste und letzte Auskunft über Zweck und Sinn des Lebens sein? Es ist ein überaus verdienstliches Werk, daß Krapotkin jenes „Naturgesetz" ins rechte Licht gerückt hat durch Aufdeckung der nicht minder instinktiven und rationellen gegenseitigen Hilfe.

Und wenn es auch bis dahin wirklich der blutige Kampf gewesen wäre, der dem Leben der Menschen das Gepräge verliehen hat, so ist doch sicher der Mensch nicht dazu verurteilt, auf diesem Niveau zu bleiben, daß der Stärkere mehr Recht hat. Es ist merkwürdig, daß unsere Zeit, die von Entwicklung und Fortschritt trieft, einzig in Bezug auf Anwendung von Gewalt im Verkehr der Völker die Menschheit auf einem überlebten Standpunkt belassen will. Das Friedensideal beruht vor allem auf dem Entwicklungsgedanken, auf dem Glauben an eine Entwickelung, die nicht nur den einzelnen Menschen, die Persönlichkeit für sich allein, fördert und vervollkommnet, sondern ebenso auch das Zusammenleben bis in die entferntesten Beziehungen hinein ordnet und damit von der Stufe der egoistischen Abgrenzung oder des herdenmäßigen Vegetierens zum bewußten Zusammenwirken und harmonischen Ineinandergreifen erhebt. Das ist kein Wahn, kein Phantom. Es ist vielmehr die Ersetzung der vernunftwidrigen, brutalen Gewalt durch die soziale, internationale Gerechtigkeit, die Umwandlung der isolierten Staatengebilde in eine Solidarität der Völker. Es treten die realen, erhaltenden Lebensbedingungen an Stelle der mühsam aufgerichteten, künstlichen Stützen der menschlichen Gesellschaft.

Allerdings, Ellen Key hat Recht, wenn sie sagt: „Eine so kräftige Wirkung, daß sie Instinkte umwandelt, uralte Gefühle in neue Bahnen lenkt, neue Aeußerungen der Willenskraft hervorruft, der Sehnsucht neue Ziele setzt, eine solche Wirkung kann nur von einer neuen Lebensanschauung, von einem neuen religiösen Glauben ausgehen."

Ein neuer und doch uralter Glaube! Schon die alttestamentlichen Propheten redeten von dieser Wandlung der Schwerter in Pflugscharen und der Spieße in Sicheln, „denn aller Krieg mit Ungestüm und blutgetränktes Kleid wird verbrannt und mit Feuer verzehrt werden.“ Es ist eine von dem Bild des Messias unzertrennliche Vorstellung, daß er die Völker zum Frieden vereinige und zwar durch das Recht. Jesus bringt wohl auch das Schwert, d. h. den Kampf, aber nicht denjenigen zwischen Völkern und Nationen, sondern den Kampf gegen alle Ungerechtigkeit und Falschheit. Mit Christus kam die Möglichkeit der tiefstgehenden Wandlung und der aller umfassendsten Entwicklung und dazu gehört auch die Entthronung der Waffengewalt und der eng mit ihr verbündeten Geldmacht. Eine von ungeheuren Rüstungen im Schach gehaltene Völkerwelt ist gewiß nicht das letzte Ziel der Menschheit, welcher Gott seinen Geist verheißen hat; nicht durch Waffengewalt, sondern durch Geist und geistige Güter soll sie geleitet werden.

Wir brauchen übrigens gar nicht nur auf Verheißungen zurückzugreifen, um das Friedensideal gegenüber dem Kriegswahnsinn zu rechtfertigen, wir stehen in einer Entwicklung drin, welche die Anfänge der Erfüllung in sich birgt. Ist es etwa so ganz nebensächlich und zufällig, daß die Anwendung von Gewalt auf dem Gebiet der Rechtsprechung und der Glaubensüberzeugung sich nicht mehr bei Tage, im Lichte der Oeffentlichkeit sehen lassen darf? Dasselbe Gefühl für Gerechtigkeit und Solidarität, dieselbe gegenseitige weitherzige Anerkennung und Verantwortung ist immer noch im Wachsen begriffen in breiten Schichten des Volkes; nicht nur gemeinsame äußere Güter, auch tiefgehende, gemeinsame Ideen verbinden die Völker untereinander. Wir verhehlen uns allerdings nicht, daß noch viel Gährungsstoff vorhanden ist, der zu kriegerischen Konflikten Anlaß geben wird. So lange es noch Gebiete gibt, die dem Expansionstrieb und der Ausbeutung preisgegeben sind, so lange Zivilisation mit Raubbau und Unterdrückung Hand in Hand geht, so lange überhaupt noch irgendwelche vermeintliche oder wirkliche Aussicht vorhanden ist, mit den Waffen in der Hand sich bereichern zu können, werden auch die Waffen nicht ruhen, denn der Geiz, die Habsucht, ist eine Wurzel alles Uebels, auch des Krieges.

Dieser Welt der Entzweiung steht aber eine andere der Verbindung und Vereinigung gegenüber, sie hat bezeichnender Weise da zuerst und am leichtesten sich Bahn gebrochen, wo man unter dem Druck der entzweiten, isolierten Interessen leidet. Die gemeinsame soziale Not hat auch gemeinsame Hoffnungen geweckt und die Idee des Völkerfriedens reifen lassen. Eine neue Welt ist im Entstehen begriffen. Ein Gegensatz ruft dem andern: Eben gerade jetzt, da die Rüstungen zum Krieg sich ins Abenteuerliche steigern und es eigentlich nur auf eine Erprobung derselben im Ernstfall ankommt, um den völligen Bankerott des gegenwärtigen Systems zu demon-

strieren, da bereitet sich in aller Stille dasjenige Element vor, in das die erschöpfte Menschheit dann eintauchen muß, um aufs neue aufzuleben und emporzusteigen , nicht in die Sphäre des ewigen Friedens, sondern auf die Stufe eines edleren und besseren Kampfes, als ihn die Staaten heutzutage unter sich führen, — ein Kampf, dessen Parole nicht heißt: macht euch die Völker untertan!, sondern: macht euch die Erde untertan!, ein Kampf, der die rechten Früchte persönlicher Tüchtigkeit und gemeinsamen Besitzes zeitigt.

L. Stückelberger.

— — —

Sozialismus und Weltfriede.

Im 12. Kapitel des Römerbriefes, Vers 19, wird ein Wort des Alten Testaments vom Apostel Paulus zitiert, das lautet (5. Mose 32,35): „Die Rache ist mein, Ich will vergelten, spricht der Herr." Obwohl dieses Zitat den Menschen schildert, der im Begriffe ist, einen Naturtrieb zu beherrschen, hat er doch das letzte Problem nicht gelöst, welches hier in Frage steht. Das Recht der Rache, entnommen dem Gebiete der Naturordnung der Selbsterhaltung, wird nicht verneint, im Gegenteil auf Gott abgeschoben, also sogar verabsolutiert. Aber immerhin zeigt das Wort, wie schon die alttestamentliche Stufe der Sittlichkeit für Individualfälle die Rache als unsittlich erachtet. Damit wird aber das Wesen der Gewalt in gleicher Weise angetastet. Die Selbsterhaltung kennt jetzt etwas Neues, das unbedingte Geltenlassen des Andern. Auf die Dauer wird aber deshalb die Annahme nicht mehr länger aufrecht erhalten bleiben können, als ob Gott, der Geist der Wahrheit, wie er sich in Christus als die Liebe offenbarte, die Rache nun allein und eigenhändig besorgen wolle. Es nimmt sich demnach jenes Zitat, wenn es in positivem Sinne zur Aufstellung des Merkmals christlicher Gesinnung verwendet werden soll, im Neuen Testament gezwungen aus. Und tatsächlich spricht sich durch den Apostel Paulus in jenem Kapitel der Herr nach seinem eigentlichen Wesen reiner aus als im Zitat selbst. Im Alten Testament, 3. Mose, 19,18, heißt es noch: Du sollst nicht rachgierig sein, noch Zorn halten gegen die Kinder deines Volkes. Nach Paulus und dem Neuen Testament gibts keine Ausnahmen mehr, denen gegenüber das Rachegefühl nicht auszurotten, zu besiegen wäre. „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten." „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem." Wenn aber die Sittlichkeit des Christen dieser Art sein soll, wie soll dann Gott als die Kraft solcher Sittlichkeit der Rachegott bleiben können? Wir betrachten dann weiter doch Jesus Christus als die letzte und höchste Gottesoffenbarung. Da wird denn wirklich ein anderer

Gott vorausgesetzt als in jenem: „Die Rache ist mein, ich will vergelten.“ Nicht der Gott Jesu kann dies gesprochen haben, anders man lege den Sinn in dies Wort hinein: Ueberlaß mir deine Sache wider deinen Feind, ich will schon für dich sorgen, wobei stillschweigend die Menschenseele des Angegriffenen in der Stimmung getröstet mitschwingen mag: Wenn ich meinen Gott gefunden habe, ist alles gut, so bin ich über Leid und erlittene Schmach, von Menschen mir angetan, erhaben und wohlgeborgen. Ob wohl Paulus in diesem Sinne das Alte Testament in jenem Zitat anführte? Es ist das letztere nur dann als Gotteswort zu erachten, wenn sich der Gott der Liebe darin ausspricht in dem Sinne: Sei du nur unbesorgt! Und der, welcher des Herrn Stimme darin vernimmt, bekennt: Wenn ich nur dich habe, frage ich nicht nach Rache und ehrenvoller Genugtuung. Jesus aber nun spricht in Math. 5, 47—48: „So ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr Sonderliches? Tun nicht die Zöllner auch also? Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Die Kraft der wahren Sittlichkeit ist der wahre Gott der Vergebung und Versöhnlichkeit. Wahre Sittlichkeit ist das unbedingte Geltenlassen des Nächsten und das unbedingte freudvolle Leben für ihn. Die Rache bleibt von ihr ausgeschlossen, weil Gottes nicht die Rache ist und er nicht vergilt. Inbegriffen in jene weltüberlegene Größe des sittlichen Adels ist die Gewaltlosigkeit und Ehrlosigkeit Jesu. Seine Bergpredigt ist dafür das schriftliche Dokument. Die Sittlichkeit Jesu in Math. 5, 38—48 z. B. ist die der Liebe, und sie ist mehr als die Moral der Gerechtigkeit mit ihrem: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, „wie du mir, so ich dir“, steht über dem rechthaberischen Standpunkte des Ehrgefühls und der Würde. Aber es erwächst nun die entscheidende Frage: Wenn die Gesinnung, die sich in solchen Worten Jesu ausspricht, wie sie sich z. B. in jener vorhin erwähnten Stelle der Bergpredigt finden, maßgebend bleibt, gilt sie dann nur für die Individualethik? Oder besteht das Wesen der Menschheit nicht viel mehr darin, daß sie als der Leib Christi ein Bau werde, welcher den Stempel des Uebernatürlichen an sich trägt und aus der natürlichen Moral der gewaltsamen Vertretung der Selbsterhaltungsinteressen hervorragt? Die Frage mag etwa so weiterhin ausgedehnt werden: Gilt die christliche Gesinnung folgender Verse nur für das Verhalten des Einzelnen für sich?:

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Verlangt die Gewissensfreiheit, den Willen zu Gewalt und Rache zu richten, dem Einzelnen zu überlassen? Doch man erwäge einmal das Problem von Krieg und Militarismus! Der christliche Staat,

der dich vom Kopf bis zur Zeh uniformiert, und dich die Waffe tragen heißt, nimmt nicht einmal Rücksicht auf deine Gesinnung. Er verlangt von dir, eventuell ein Nichtchrist zu sein. Wie er jetzt ist, trägt er das Merkmal des Unchristlichen, ja Widerchristlichen an sich. Er verlangt von dir: Du sollst eventuell töten! Jedenfalls setzt er in dir deine persönliche Rechtfertigung von Gewaltsamkeit, von eventuell verletztem Ehrgefühl und die Anerkennung der Rachsucht voraus. Es ist Tatsache, daß die Völker sich zu etwas Widersittlichem, weil Widergöttlichem, verstehen mögen. Warum dürfte die anders geartete Gesinnung Jesu *nicht* als ein Gewissenszwang *allen* zugemutet werden? Sie darf nicht bloß als ein Postulat der Individualethik betrachtet werden. Ich möchte nicht diejenigen Gräuel des Krieges berühren, welche den Leib des Menschen, sondern die, welche die geistige Wesensseite betreffen, und in diese hinein versetzt uns schon die bloße Erwägung über den militaristischen Willen. Du kannst im Felde Menschen gegenübergestellt werden, welche du persönlich zu töten nicht Veranlassung haben kannst! Du mußt dir durch Vorspiegelung falscher oder echter Tatsachen ein Rachegefühl künstlich heranzüchten; denn du sollst schießen! Der Sozialist weiß nicht, ob er „Genossen" vor sich hat, keiner, ob er sein Gewehr auf einen Menschen richtet, dessen persönliche Eigenschaften und Tugenden ihm sympathisch erschienen, den er sich zum intimen Freunde zu machen wünschen würde, wenn er ihn kennen dürfte auf dem Wege des friedlichen Gedankenaustausches. In den meisten Fällen dürfte aber einfach die Zerstörungswut einer dämonischen Urgewalt es sein, welche im Soldaten vorausgesetzt wird: „Du sollst töten, und weißt nicht warum! Es kommt dir schon, wenn du einmal im Kampf drin bist!" Die Kameradschaft alarmiert. Ja gewiß! Die Kameradschaftlichkeit ist das sittliche Moment des Kriegsdienstes. Aber warum soll es mißbraucht werden, indem der Zweck ist die Zerstörung einer *fremden* Kameradschaft? Warum sollen denn nicht die hier und die drüben zusammen eine einzige Kameradschaft bilden? Wenn denn ein Waffengang nötig ist, warum tragen denn nicht die allein die Entscheidung aus, welche über „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit" verhandeln? Warum Völker wider einander hetzen? Gewiß ist es vorderhand unmöglich, das Recht eines *Volkes* auf Wahrung seiner eventuellen besondern Freiheiten, solcher, die es einem andern voraushat, und seiner wirtschaftlichen und kulturellen Interessen, das Recht zur „Verteidigung" in Offensive oder Defensive, in Abrede zu stellen. Weil aber der jetzige Zustand im Verhältnis der Völker zu einander eine Knechtung der Gewissen im Sinne der Verführung zum im letzten Grunde Widersittlichen, jedenfalls Widerchristlichen verursacht, muß er weichen. Damit aber die Menschheit eine Einheit und der eine Leib Christi werde, darf Christi Gesinnung nicht mehr taktisch und faktisch auf die Dauer

verhöhnt werden. Der jetzige Zustand will dem Christen, der es mit der Nachfolge Jesu ernst nehmen möchte, bedeuten: „Du möchtest dein Leben nach Hirngespinsten richten, für die erst eine Märchenwelt geschaffen werden müßte", während doch ein allseitiger guter Wille das Friedensmärchen hier wahr machen kann. Es liegt in der Gesinnung Christi selber nicht eine Sache der Individualethik zu bleiben. Auch die Ordnungen, welche das Zusammenleben der Stände und Völker regeln, sollen solcher Gesinnung entsprechen. Es wird oft hervorgehoben, Sittlichkeit erfordere Kampfreichtum. Gewiß, aber es fragt sich, was denn unter Kampf verstanden werden darf: Kampf aus Neid um Brot und Land entstanden? „Kämpfet!" kann einmal doch nur bedeuten: „Machet die Erde euch untertan, und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht"; wir dürfen etwa sagen: erobert euch die Kräfte der Natur, erfindet und entdeckt, herrschet im Bereich des Wassers auch und in der Luft! Weil aber Gott gesorgt hat, daß das Land allen seine Früchte gibt, daß sie zu essen genug haben, und sie sicher darinnen wohnen (3. Mose 25,19), so darf der Kampf sittlicher Art nicht Zerfleischung der Menschen untereinander sein aus Neid um die Gottesgaben. Lebensmittelwucher und rücksichtslose Ausnützung der Konjunktur und Spekulation im Lande und über seine Grenzen hinaus, sind Dinge, welche durch internationales Recht verunmöglicht werden sollten. Sie sind nämlich Herde des Krieges.

Sittlichkeit als Kampf kann also einmal nur heißen: Arbeit, und zwar aller Menschen und Nationen für einander. Das Ziel der Entwicklung völkischen Zusammenlebens muß ein Staatenbund sein, in dem allerorten die Gesinnung Jesu Christi als Bundesgott waltet. Patriotismus heißt dann nicht mehr Chauvinismus und sacré feu als Rachsucht und Raufust, sondern Heimatgefühl in der Welt Gottes. Kampf heißt aber dann ferner noch und vor allen Dingen Selbstzucht, und zwar mutet sie Christus allen zu; denn alle sollen seine Jünger sein: „Machet zu Jüngern alle Völker!" Und zwar heißt das: „Ihr sollt vollkommen sein" in jener Selbstzucht um der Liebe willen und aus Liebe, und sollt dieses Evangelium andern bringen und sie dazu bekehren. Den Namen Jesu anrufen, heißt sich selbst bezwingen:

„Sich selbst bekämpfen, ist der allerschwerste Krieg,
Sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg."

Wo ist da die „Sittlichkeit" der Gewalt? Widerspruch in sich selbst, so zu fragen! Dazu kann man nur kommen, von einer Moral der Gewalt zu reden, weil die Sittlichkeit Jesu nicht als eine Sache der organisierten Größen „weltlicher" Verbände, sondern nur als eine Sache der Entscheidung des Einzelnen, also wieder ins Gebiet der Individualethik gehörend, angesehen wurde. Auch die Fürsten,

überhaupt die Vertreter der Völker z. B. in Sachen des Friedens oder des Krieges, wie die Völker, Klassen und Stände selbst müssen hinsichtlich ihrer Interessen, ferner ihrer Expansionsgelüste und Racheinstinkte lernen und üben, den schönsten Sieg zu erringen, Selbstüberwindung. „. . . . Tapfer ist der Weltbezwinger, tapfrer, wer sich selbst bezwang." „Utopien!" Und ein Kronprinz bedeutet: „Wie der Blitz ein Spannungsausgleich zweier verschieden geladenen Luftschichten ist, so wird das Schwert (im Leben der Völker) der ausschlaggebende Faktor sein und bleiben." Wir als Christen bezeichnen das Töten in der Individualethik als Sünde und was wird nicht aufgewendet, um die Ehrfurcht vor dem Leben des Nächsten nach seinem leiblichen und seelischen Wohlergehen zu begründen (man lese z. B. Emil Frommels Predigten über das Gebot: Du sollst nicht töten!). Wer aus Rache oder aus Expansionsdrang gewaltsam gegen ihn vorgeht, steht noch nicht auf der Stufe naturüberlegener und damit eigentlicher Sittlichkeit. Das Moment des Heldentums zeige sich in der Ueberwindung der im eigenen Herzen wohnenden untersittlichen Mächte der Selbstsucht, des Neides, der Raubsucht hinwiederum und der Rachsucht und der Vernichtungswut! Sollte nicht auch im Zusammenleben der Menschenmassen diese Sittlichkeit gelten? Oder hat da die Natur mit ihren blitz- und vulkanartigen Ausbrüchen ungebundenes Recht? Im öffentlichen, nationalpolitischen Leben speziell soll und darf also sie der ausschlaggebende Faktor sein? Das Gleichnis in des Kronprinzen Wort setzt eine naturhafte Sittlichkeit, eine mit der einzigen Sittlichkeit Jesu unvereinbare Größe voraus. Es spiegelt sich aber darin nur eine Ansicht wieder, welche theologische Vertreter selbst befürworten, und deshalb mag darüber noch einiges gesagt sein. Es gibt ein Evangelium der gepanzerten Faust und eines der Brüder vom gemeinsamen Leben, nach Fr. Naumann, der zwar selbst nicht mehr als Theologe amtet, aber doch als Vertreter jener Theologie angesehen werden darf, welche zweierlei Sittlichkeit anerkennt, eine der Gewalt und eine der Barmherzigkeit. Naumanns „Briefe über Religion" können (die Frage des Militarismus kommt hier speziell in Betracht) momentan beruhigen, aber der Stachel bleibt zurück. Und es gibt doch nur das Entweder oder der Gewalt oder der Barmherzigkeit. Es gibt nur eine Sittlichkeit, die, welche der Gesinnung Jesu entspricht. Sie darf aber eben nicht als Sache der Individualethik beschränkt bleiben auf den Krähwinkel und dem freien Willen einiger Frommen überlassen werden, sondern muß die Gewissensnorm aller werden, eine Sache der Sozialethik. Und es sollen die Verfassungen und Gesetze derart umgestaltet werden, daß sie zur Gesinnung Jesu erziehen: es sollen die sozial- wie nationalpolitischen Angelegenheiten ein Zeugnis des Lobpreises Jesu sein, seiner Gesinnung. Zuletzt würde in der Sozialethik die fragwürdige „Sittlichkeit" der Gewalt, in völkischen Angelegenheiten

und dabei über Krieg und Frieden zumal, stets „der ausschlaggebende Faktor" sein. Und dann wäre wirklich die Parole vom allgemeinen Kriegertum an die Stelle der lutherischen vom allgemeinen Priestertum getreten. Wie die Sozialpolitik so muß nun eben auch die Nationalpolitik, müssen, besser gesagt, die Beziehungen der Völker untereinander christlich werden, d. h. eben sozialen Gepräges. Für ein an die Macht des Guten glaubendes Gemüt kann es sich dabei nicht um Utopien handeln, sondern um realisierbare Ideale. Die Parole Luthers vom allgemeinen Priestertum bleibt Phrase, solange sie die kirchliche oder dem freien Ermessen des Individuums zugehörige Sphäre allein meint, Phrase großenteils ohne Halt und Kraft: erst da, wo sich in inner- und außerpolitischen Dingen ein Wille offenbart, der der Gesinnung Jesu entspricht, ein Wille, der Jüngern Jesu gemäß ist, eine Christusgesinnung in völkischem Schaffen und auch in internationalen Beziehungen sich bekundet, geht in Kraft und Wahrheit die Parole des Protestantismus und des erneuerten Evangeliums Jesu durch die Welt. Das Ideal aber wird sein, daß diese Priester Gott dienen, indem sie sich als Glieder des einen Organismus Menschheit fühlen und solchem Empfinden gemäß ihr Verhalten zu einander richten. Es wird danach ihre Pflichterfüllung bestehen im Dienst des Gliedes für den Leib des Ganzen. Dieses Leibes Haupt und Wille ist Christus, insofern kenntlich wird im sogenannten öffentlichen Leben das Prinzip der Solidarität, der Zusammengehörigkeit. Es gibt im letzten Grunde nur eine Sozialethik. Denn die wahre Sittlichkeit will den Sozialismus, das Leben in der Liebe und das Füreinander, den Gottesdienst als das gegenseitige Dienen der Gotteskinder. Dieses allgemeine Priestertum, muß es, auf das spezielle Thema angewandt über Krieg oder Frieden, das allgemeine Kriegertum, welches fast ausschließliche Geltung bekommen zu wollen scheint, (man denke z. B. an alle die patriotisch-sportlichen Vereinigungen, die auf die Stärkung des Militarismus zielen) nicht ausschließen? Doch, wenn anders nicht die blonde Bestie mit ihren vulkanischen Ausbrüchen natürlichen Wesens zuletzt triumphieren soll. Trotzdem jetzt auf den Priesterrock des Arbeiterkittels nicht das Heiligenlicht strahlt wie auf Waffen und Uniformen, wenigstens nicht für die Augen einer Mehrheit, wird es doch einmal anders kommen müssen, und schließlich die Heiligkeit des Militärs sich nicht mehr vorfinden. Große Beschränkungen der Rüstungen zu gewärtigen innerhalb absehbarer Zeit, wäre allerdings Utopie, gar zu denken, wir von heute erlebten an einem Morgen den einen Ruf: „Die Waffen nieder!". Vorderhand, solange Militär da ist, wird der Samariter, der Barmherzige, innerhalb desselben als der Vertreter des Christentums zu gelten haben. Es soll Samariterarbeit ja in dieser Hinsicht einmal unnötig werden; das wird dann der Fall sein, wenn keine Kriege mehr geführt werden und Kriege

zu führen nicht mehr beabsichtigt wird, indem an Stelle des Reiches der Gewalt und Roheit das Gottesreich getreten ist, unter dem Raubmordversuch und Verwundung aufhören, welche die Ambulanz nötig machen, — unmöglich und nicht mehr sein wird dann jedenfalls auch das Priestertum, welches das Schwert sonst zu segnen hatte.

Ein Ideal jedenfalls darf nicht bleiben das des allgemeinen Kriegertumes, dafür aber soll immer umfassender als eines gelten das der Arbeit aller für alle, des gegenseitigen Dienens. In der Ueberlieferung zählt man im allgemeinen nach der Berufsleistung drei Stände: den Wehrstand, den Lehrstand, den Nährstand. Der erste gilt besonders unter seinen führenden Vertretern immer noch als der vornehmste. Er ist aber nur ein vorläufig notwendiger, solange die Menschen einander nicht als Brüder behandeln, an und für sich notwendig kann er nicht sein, und darum auch nicht den Anspruch auf besondere Vornehmheit erheben: denn in der Erwägung, daß Gott für alle den Tisch gedeckt hat, ist ein Kampf zwischen Menschenbrüdern lediglich als eine Folge ihres Unglaubens zu bezeichnen und darum zu beanstanden. Die Dienste, welche die Magd verrichtet, sind von bleibender Notwendigkeit, die Dienste der Hausfrau und Gesundheitspflege, des Nährstandes und ähnliche insgesamt, solange es einen Wandel auf Erden gibt. Die Magd, welche in des Feldherrn Hause dient und vielleicht von ihm kaum beachtet und von oben her angesehen wird, tut vornehmeren Dienst als er selber. Wir sind heute wenigstens so weit, daß an Wertschätzung die Handarbeit gegenüber der Ansicht des Mittelalters gewonnen hat, welch letzteres nur die geistige Arbeit des Geistlichen und den Beruf des Kriegers, Jagd und ähnliches achtete. In unsern nachbarlichen Großstaaten besonders auch hegen aber noch recht viele eine ähnlich mittelalterliche Ansicht, trotzdem das Volksempfinden so weit ist, eine Militärdiktatur, wie sie in jenen Staaten noch oft sich Geltung verschafft, und wenn sie sich bemerkbar macht, als unangebracht und unnötig und darum verletzend zu finden. Damit wird nichts eingewandt gegen den Bestand einer Volksmiliz, wie sie bei uns Schweizern besteht. Um einem Mißverständnis zu wehren, muß erwähnt werden, daß es gegenwärtig noch als eine sittliche Pflicht zu gelten hat, ein Schweizer werde auf Kommando an den Grenzen stehen, um einen allfälligen Feind abzuwehren. Denn wirkliche freiheitliche Güter als Errungenschaften auch geistig-sittlichen Ringens unserer Vorfahren, die wir anderen voraushaben, dürfen wir nicht in undankbarem Leichtsinn preisgeben, um nachher unter Feindeshand möglicherweise in gedrückte Lage und unter das Joch der eisernen Faust stehenden Heerwesens zu kommen.

Die Sittlichkeit des Einzelnen ist die soziale Gesinnung. Es wird dann aber wieder sein „die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele." Dann wird nicht nur „keiner unter ihnen Mangel

haben", sondern auch keiner das Leben des andern zum Opfer verlangen und dessen Blut von ihm fordern, vielmehr das eigene Sein und Wesen einsetzen zum Wohl des andern und aller. Jetzt haben wir noch ein allgemeines Kriegertum und wegen der „gelben Gefahr" ist anzunehmen, daß es in Westeuropa selbst, im Lande der Kultur und des Idealismus reinster Art so bleiben muß vorderhand, ferner gestaltet sich zusehends das dieser neuen Religionsparole gemäße Rüsten in bis anhin schlecht und nicht mit Einbeziehung aller waffenfähigen Männer auf Staats wegen kriegerisch ausgerüsteten Völkern. Woher soll die Befreiung kommen? Nicht vom Kriegsgötzen, sondern vom Gott Jesu. Wo wirkt dieser aber gegenwärtig am deutlichsten? In der Arbeiterbewegung. Sie will die Arbeitsgemeinschaft, die volkswirtschaftliche Produktion. Auf dem Wege der Sozialpolitik in diesem Sinne verspricht sie auch den Völkerfrieden zu erzwecken. Es ist sonderbar, daß in solchem Wollen soviel Verbrecherisches gewittert wird. Das Einüben der zum Blutvergießen bestimmten Waffen geschieht doch auch genossenschaftlich, und zwar noch mit Begeisterung; warum sollte nicht noch viel eher zu menschenwürdigerem Tun, zum Arbeiten, das Prinzip der Gemeinschaftlichkeit anzuwenden möglich sein? Weil der Mensch etwa lieber zerstört und einreißt anstatt aufbaut? Gemäß solchen Erwägungen vertritt die Sozialdemokratie eine höhere Stufe der Humanitätsideale als gemeinhin angenommen wird. Kann man miteinander Gewehrübungen machen, warum nicht auch noch menschenwürdigere Arbeit tun, wirkliche Arbeit, das Land bebauen usw. im Sinne des Füreinander? Und sollte nicht der Militarismus einmal abgelöst werden durch den Sozialismus als Arbeitsgemeinschaft, da sie alle, die Gotteskinder, als „Priester des Allerhöchsten" die Waffen nicht niederlegen, sondern dieselben, Kanonen und Säbel usw. „zu Pflugscharen und Sicheln machen", um gemeinsam nun zu arbeiten, sodaß dann auch „kein Volk (mehr) wider das andere ein Schwert aufheben wird, und hinfort nicht mehr kriegen lernen werden?"

Aber wie? Wenn Krieg und Schlachtentoben und Kriegenlernen einmal nicht mehr nötig sein sollten, müßten dann nicht sittlicher Tod und Erschlaffung der völkischen Energie und Willensbildung der Einzelnen und ein Nachlassen in der Stählung geistiger und körperlicher Kräfte eintreten? Ist nicht der Soldat der Inbegriff der Männlichkeit und das Ideal der Männlichkeit beim Kinde schon der Soldat? Wenn man dem Knaben sagt: „Die Soldaten kommen", so springt er auf und voller Jubel dem Heerestrupp entgegen. Aber was treibt ihn demselben zu? Doch nicht allein die Kampfeslust als Kriegsbegeisterung, und nicht sie sollte als Inbegriff vaterländischen Sinnes großgezogen werden, sondern auch die Ahnung von dem Kraftgefühl und Siegesbewußtsein, welche in der Solidarität und Gemeinschaftlichkeit als solcher beruhen.

Und Männlichkeit indessen darf nicht bedeuten das ausgewachsene Ergebnis dessen, was im Kinde Untermenschliches wohnt, nicht Tapferkeit im Dreinschlagen und tollkühnes Morden und Sengen und Zerstören, sondern stilles Dulden und Selbstverzicht und Demut. Wenn Kinder Helme mit Federbusch darauf tragen, so ist allerdings vorderhand daran nichts auszusetzen; denn sie tragen daneben nur hölzerne Säbel und gebrauchen nur „blinde" Patronen. Wenn ein Manrico im „Troubadour" seine Schwertarie mit der zugehörigen Geste singt und die Freunde ihn sekundieren und ein Raoul in den „Hugenotten" den Tapferen darstellt und sie dabei die Herzen der Hörer und Zuschauer in gerechte Begeisterung versetzen, so ist das ungefährlich und unblutig und weiterhin nicht widersittlich; denn die Kunst verklärt das Untermenschliche und hebt es damit ins Menschliche hinauf. Weiter: Wenn wir in der Schule Kriegsgeschichte treiben, wenn die Großen zum Schützenstand als freiwillige Scheibenschützen gehen oder in jugendlichem Frohmut des Spielsinns zum festlichen Treiben die alten Rüstungen hervornehmen, so ist das etwas Mildes und Schönes, eben ein Spiel, gleich einem Kinderspiel, dem die gütige Mutter mit Lächeln, aber vor Uebermut warnend mit erhobenem Zeigfinger zusieht.

Das Zeitalter des Krieges sollte als eine untermenschliche Menschheitsperiode mit der Vergangenheit seinen Abschluß gefunden haben, wenigstens innerhalb unserer sogenannten zivilisierten, sogar höchster Kultur sich rühmenden west- und mitteleuropäischen Völker, und der Abscheu vor ihm und den Rüstungen bei unsern Völkern so groß sein, wie bei jener Generation, die Hunnenschlachten noch nachträglich mit ihrer Phantasie sich in den Lüften und Wolken abspielen sah. Und es soll innerhalb ihres Kreises jedenfalls in absehbarer Zeit der feste Wille erstehen und das ernstliche Bestreben sich durchsetzen, dafür zu sorgen, daß innerhalb seiner verderbliche Ausbrüche kriegerischen, gewaltsüchtigen und blutdürstigen, selbst- und rachsüchtigen Instinktes ausbleiben. Die sich noch als Gegner fühlen: mögen sie sich doch nicht mehr als Gladiatoren behandeln, deren kindlich kriegerischer Instinkt zur Bestialität herangezüchtet ist und die ihre Tapferkeit im Männermorden preisen, sondern als im dauerhaft sein sollenden friedlichen Wettbewerb geistig-sittlicher Kräfte stehende Verbündete, die sich zuweilen die Hand reichen in innigem Verstehen und miteinander plaudern, der eine schalkhaft, der andere in Begleitung einer leichten Drohgeberde lächelnd, plaudern von alten bitteren Zeiten, — bald Freveltaten, hier und dort begangen, bedauernd, bald über die Befreiung von lästigem Alpdruck jubelnd!

Und wo die Männlichkeit in der Uebung der Leibeskräfte zu Tage tritt, da bietet sich das Bild der freiwilligen, die Gesundheit stählenden Turnerei. Männlich ist gewiß auch die Pflichtbeflissenheit des Soldaten, dem die Liebe zum Vaterland, zur Heimat, Selbstzucht,

Sieg über Weichlichkeit und Selbstliebe und selbst den Willen zur Hingabe des Lebens für Heimat und Vaterland abgewinnt. Aber Soldat, vielmehr nun eigentlich, Krieger sein, kann darum nicht höchste Männlichkeit bedeuten, weil des Kriegers Endabsicht die Abforderung von des Gegners Leben allzuoft ist. Opfer bringen ist gut, aber indem zwei Gegner von einander das Leben als Opfer abverlangen, wird das uranfänglich mitvorhandene ethische Moment aufgehoben.

Die Frage aber eben, welche den Militarismus betrifft, vermag allein die internationale Arbeiterschaft zu lösen. Ihr Friedenswille hat sich ja z. B. am Friedenskongreß vom vorletzten Jahr in Basel und an der Berner Verständigungskonferenz vom letzten Jahr gezeigt. Hat sie in allen Ländern einmal die Macht, dann kann sie auch wirklich die Frage lösen, den Militarismus mit dem Sieg des Sozialismus entbehrlich machen, und zwar aus dem bestimmten Grunde, nicht allein, daß sich Sozialisten nicht als Franzosen und Deutsche usw. sondern als Genossen ansehen, sondern noch wegen ihres Antikapitalismus. Man denke, wie sehr gegenwärtig es an der Art der kapitalistischen Produktion hängt, daß die Kanonenfabriken mit ihrem Teufelsmaterial die Welt überschwemmen. Da kann z. B. ein deutscher Marinesoldat nach Ostasien kommen und von einer Kruppkanone, die in seinem Vaterlande produziert worden ist, den Tod empfangen. Wie, wenn einmal China mit seinen 400 Millionen Menschen mit den raffinierten Mordwaffen armiert würde? Gewiß kann in diesem Fall also z. B. Deutschland Vorkehrung treffen, aber es ist doch ein gewichtiger Schritt zum Frieden, wenn eine Internationale solch Interesse des Kapitals unmöglich macht. Dann liegt auch nicht mehr derart am Produzieren, wenn nicht mehr das Privatkapital am Verkauf von Mordwaffen interessiert ist. Erst nach dem Sieg der Internationale kann wie eine Abrüstung, so auch Beschränkung der Waffenfabrikation erfolgen. Es werden vorerst einmal gewiß auch in dieser Sache die Kreise der Sozialdemokraten das Schwergewicht legen auf eine mit dem politischen Mächtigwerden ihrer Partei möglich werdende Schaffung wirklich freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern, unbedingt freundschaftlicher. Es wird dies möglich sein, wenn überall die Genossen die Mehrheit sind. Es muß auffallen, wie schwach oft der Glaube an den Völkerfrieden ist und darum auch der Wille, mit der sozialistischen Arbeiterpartei in Sachen der Friedensbestrebungen einig zu gehen und gemeinsame Sache zu machen, bei denen unter den „Bürgerlichen", die sonst die Bitte „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel" d. h. „Herr, erwähle mich zu deinem Rüstzeug"! täglich im Munde führen, und denen es um „bewußtes" Christentum zu tun ist. Einesteils ist vorerst noch recht spärlich ein klares Bewußtsein selbst in den erwähnten Kreisen davon anzutreffen,

daß der Krieg nicht als eine Naturnotwendigkeit im menschlichen Zusammenleben länger eingeschätzt werden darf, sondern als eine der sittlichen Stufe der Geistesfreiheit des Menschen unwürdige Sache zu gelten hat, anderenteils verhindert zu oft auch in ihnen der Geist der Beharrung und Gewohnheit eine feste Entschlußfassung, ein Neues mitschaffen zu wollen. Zumal im westlichen Europa heißt doch schon die Natur die Gesinnung der Fürsorge füreinander im Völkerleben maßgebend werden zu lassen: Die Völker sind von einander abhängig und auf einander angewiesen und nur in friedlichem Wettbewerb und Austausch aller Kulturgüter, bis hinauf in die Ergebnisse der Wissenschaften und die Erzeugnisse der Künste sich erstreckend, kann ein jedes Volk für sich gewinnen. Weshalb wird demzufolge nicht eindrücklich genug auch von den christlich „bürgerlichen" Reihen aus gegen die chauvinistischen Hetzereien protestiert und eine Beschränkung der Rüstungen in unsern Großstaaten besonders befürwortet? Weil es an der nötigen Bußfertigkeit mangelt, die Selbstprüfung hinsichtlich des Kriegsproblems lange Zeit zu sehr außer Acht gelassen zu haben, und das Uebermaß der gegenwärtigen kriegerischen Rüstungen nicht als Gericht für einen großen Abfall von Gott bewertet ist. Die Völker sind durch ihre liberalistische, privatkapitalistische Wirtschaftsordnung in einen unerträglichen Kriegszustand aller gegen alle hineingerannt. Es meinten in ihrer individualistischen Profitjagd und gruppenmäßigen Wahrung der Interessen die Bürger den größten Nutzen zu haben und am besten daran zu sein, gerieten aber zur Strafe in ein schädliches völkisches Kriegstreiben und Wettrüsten hinein. Indessen ist es „die List der Idee" gewesen, gerade am Merkmal der größten menschlichen Not dasjenige der Rettung aufzuweisen. Im Militarismus steht das Todesurteil der jetzigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung geschrieben: denn letztere kann nicht ohne Krieg sein, weil sie ausbeutet, — aber zugleich die Verheißung und Frohbotschaft der Erlösung in einer neuen. Hinter dem Militarismus steht die Idee. Ihr Zweck aber ist nicht die „List", sondern sie selbst: Sie ist die soziale Idee. Ihre Verwirklichung und Realität ist das Wachstum des Reiches Gottes als des Sozialismus.

Die sozialistische Arbeiterschaft nennt sich die rote „Internationale". Es entspricht der Logik ihres Programms, den Völkerfrieden zum Ziele zu setzen. Sie kann dem ewigen Frieden den Weg bereiten, weil eine mächtig gewordene „Internationale" von Genossen, wenn sie dem ursprünglichen Programm treu bleibt, das gemeinsame Waffenspiel unter den einzelnen Völkern und das Waffenhandeln und Kriegen gegen einander ersetzen wird durch eine gemeinsame Arbeit im friedlichen Wettbewerb verbündeter Rassen und Nationen für einander. Christen, die ihren Namen mit „Bewußtsein" tragen, sollten wissen, wo sie zu stehen haben, insofern

ihnen doch im Sozialismus der Weg zum Reich Gottes sich anzubahnen eröffnet, wissen, welcher Macht sie die Hand reichen sollten, welcher internationalen Organisation, wenn es ihnen wirklich ernst ist mit dem Kommen des Reiches Gottes in der Erfüllung göttlichen Willens, ernst mit dem Glauben, daß Gott will sein Reich bauen und geehrt sein im Menschen, in einer geeinten Menschheit. Gerade die Protestanten nehmen gegenwärtig ihren Standort noch zumeist auf Seiten der reaktionären Mächte inne, kämpfen gegen den Sozialismus, dem doch die Zukunft einmal gehören muß, und scheuen sich nicht, in solchem Vorgehen sogar mit dem Katholizismus einig zu gehen, der internationalen Macht, welche als weltabgewandte Kultus- und Betanstalt in ihrer Hierarchie und herrschsüchtigen priesterlichen Bevormundung der Gewissen und Niederhaltung des menschlichen Geistes, der zur Selbständigkeit berufen ist, doch wieder, aber in schlimmem Sinne, ver-„weltlicht", fälschlich das Reich Gottes auf Erden zu sein vorgibt. Die protestantische Kirche tut einen Fehlgriff, wenn sie nicht im Sozialismus das Zukunftsbild erblicken will. Sie würde gut tun, und es steht zu hoffen, daß sie es noch durchgängig rechtzeitig einsehen wird und sich danach richten, im Vorwärtsmarsch der sozialen Arbeitertruppe den Schritt des Boten zu wittern, der Antwort bringt auf die bange Frage: Hüter, ist die Nacht schier hin? Die reformierte Kirche muß sich aus dem Banne der reaktionären Haltung loslösen, in die sie bis dahin noch recht stark gebunden gewesen ist, vom katholischen Element und den goldenen Fesseln, welche Mammon um sie geschlagen hat. Sie hat die Pflicht zur Förderung des sozialen Gedankens den Bund mit der Sozialdemokratie in immer breiterem Maße und immer offensichtlicher zu schließen, und mit der letzteren das Ferment des Zukunftkräftigen möglichst expansiv und intensiv wirksam werden zu lassen. Die beiden reaktionären Mächte, die einmal als solche der Vergangenheit und der Vergänglichkeit umschrieben werden müssen in einer Zukunft, sind das Papsttum, die katholische Priesterherrschaft einerseits und andererseits die goldene Internationale, das Kapital, das alle knechtet, in dessen Dienst aber in Vergangenheit und Gegenwart jederzeit auch die Hierarchie gestanden hat, wie einst die Sadduzäer im jüdischen Tempel, so seit langem bis jetzt der Bischofs- und Priesteradel in der katholischen Kirche, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht edle Menschen unter dem letztern Stande genug sich finden und solche lediglich als Opfer eines verkehrten Systems zu betrachten sind, insofern ihre Tätigkeit eben nicht allein so in sehr oft wertvollen und guten erzieherischen Leistungen besteht, wie in Fürsorge für katholische Arbeiter und Förderung der Bodenreform oft sogar, sondern im Dienst fürs hierarchische Kaufhaus. Protestant sein heißt nach wie vor, gegen das katholische System protestieren, es sollte aber ein Protestant nie gegen das wahre Wesen des Sozialismus zum Kampfe ausholen. Wir Pro-

testanten haben alle Ursache, der Verwirklichung der sozialen Idee nicht im Wege zu stehen, um nicht auch einmal durch die Geschichte wie andere reaktionäre Mächte als eine vergangene und tote Sache beurteilt werden zu müssen, um vor Gott nicht einst als Knechte dazustehen, die als Erdenbürger als Diener Mammons vor vielen „das Himmelreich zuschlossen". Wir sollen doch gewiß mit dazu beitragen, daß an die Stelle der goldenen Internationale des Kapitals die rote Internationale des Sozialismus in die Herrschaftsstellung eintritt, die Internationale mit ihrem Rot, welches nicht die Farbe des Blutes, sondern der aufgehenden Morgenröte bedeutet, wenn durch immer innigere Aufnahme des milden Geistes Jesu ihr revolutionärer Klassenkampfcharakter, welcher vor physischer Gewalt nicht zurückscheut, in die reformierende Kampfesweise mit Waffen geistiger Natur übergeht. Gerade damit nicht durch blutige Revolutionen die gute Sache des sozialen Gedankens gefährdet und der Aufmarsch der roten Internationale gefahrdrohend, sondern immer glückverheißender wird, soll das protestantische Christentum, indem es das wahre reine Christentum zu vertreten glaubt, in brüderlicher Weise sich mit der roten Internationale in Beziehung setzen, damit ihre wahre und gute Tendenz, rein von Schlacken, kämpfe und siege.

Soll der Verwirklichung der sozialen Idee ein Hemmnis aus dem Wege geräumt werden, so gilt es von protestantischer Seite auch jene Forderung der Sozialdemokratie zu unterstützen, welche sicherlich auch dem Sinne Jesu gemäß ist, – der auch die Frau als Menschenkind, dessen Wesen im Besitz einer zur Freiheit Gottes berufenen unendlich wertvollen Seele besteht, würdigte und sie als fähig erachtete, „das gute Teil zu erwählen", – die Forderung des Frauenstimmrechts. Bestände einmal ein solches in Geltung, dann würden auch die Friedenstendenzen rascher und umfassender siegen, und der Weg, der zum ewigen Frieden führt, würde rascher beschritten werden, nämlich durch ein völkisches Arbeiten im Sinn des „Füreinander" Waffenspiel und Kriegführen unnötig zu machen. Die Frau wird schon darum Befürworterin dieses besagten Zwecks und Weges sein, weil ihr der Mann oder Sohn oder Bruder ein ausreichenderer und sicherer Beschützer sein kann, wenn er nicht im Felde steht als Krieger, sondern auf dem Feld oder in der Werkstatt usw. als Arbeiter. Es soll die Frau von heute mitzuregieren die Möglichkeit erhalten, indem sie in den Besitz von Wahl- und Stimmrecht gelangt, damit sie das Gelingen eines so hohen Werkes beschleunige, wie es in der Ausschaltung von Ausbeutung und Krieg beschlossen sein wird. Ist ihr diese Gelegenheit gegeben, so wird sie auch für die neue wahre Befreiung dem Manne Antrieb sein; sie wird ihn taktisch und faktisch davon überzeugen, daß ihr der Männermord als Gräuel verabscheuenswert erscheint, und gegen die Rüstungen stimmen, und ihren Geist

des Mitleides und der dienenden Liebe und Fürsorge in inner- und außerpolitische und völkerrechtliche Verhältnisse einströmen lassen. Es besteht nun ein unbedingtes Interesse, daß die Arbeiterschaft sozialistischer Art den Charakter der Internationalität nicht einbüßt. Gerade hinter dem spezifisch „Internationalen" als Friedenstendenz steht Gott. Sollte nun in einem Einzelstaat, da die Sozialdemokratie führend geworden ist, wirklich antimilitaristisches Abrüsten einsetzen, so könnte so etwas verhängnisvoll werden für des betreffenden Landes Kultur, würde es angegriffen von einem militärisch stärkeren und nicht sozialistischen und kulturell rückständigen Nachbarn. Die Tendenz zum ewigen Frieden hin aber kann in gesunder Weise siegreich vor sich gehen, wenn in der Art, wie berührt worden ist, jetzt das Hauptaugenmerk auf das Wachstum guten völkischen Verkehrs gerichtet wird. Ein weltumspannender Sozialismus dürfte letzlich aber den Militarismus ausschließen. Der alle Völker umschließende Sieg der Internationale müßte den Völkerfrieden einbegreifen. Indessen müßte es nicht auch dann wiederum heißen: Sozialismus und Militarismus, oder wäre wirklich die Frage dahin gelöst, daß nur mehr noch vom Sozialismus die Rede sein könnte; müßte nicht wieder der bewaffnete Friede wie jetzt als Kriegsverhütung das Auskunftsmittel sein? Auch was den Frieden in den Grenzen des Einzelstaates angeht? Es mag noch — die Antwort auf die erste Frage ist Sache des Glaubens — die letztere Frage kurz erörtert sein. Fr. Naumann bezeichnet den Militarismus als des Staates Knochengerüst. Ohne ihn Unsicherheit, Bettelei, Mangel an Unternehmungslust und Fortschritt. Aber ließe sich da nicht zwischen Militär und Polizei unterscheiden? Eine letztere könnte nur in einem Volke von lauter Vollkommenen entbehrt werden. Die Polizei vermöchte nun aber doch auch für sich allein schon jenes Knochengerüst zu bilden, daß gewährt bliebe ausreichender bürgerlicher Schutz, der Arbeitsfreude kein Eintrag geschähe. Könnte sich ein internationaler Staatenbund nicht vertragsmäßig auf eine Polizeistärke einigen, welche den Bevölkerungsziffern entspräche, sogar in Europa und Asien überall gleich uniformiert und bewaffnet? In Erübrigung des Militärs? Wie dem allem sei, die Menschen können ein Neues schaffen. Sie sind zur Freiheit berufen und zur Naturüberlegenheit. Warum sollte nicht auch der Friedenswille stark genug werden können, inmitten der rauhen Außenwelt ein Menschenreich zu schaffen, da in paradiesischer Weise die Bitte erfüllt ist: Dein Wille geschehe, unser Vater!?

Nachtrag.

In zweierlei Hinsicht scheinen mir obige Ausführungen noch der Ergänzung zu bedürfen.

Einmal soll noch einige Aufklärung darüber gegeben werden, welche Bedingungen erfüllt werden müssen, wenn die Sozialdemo-

kratie als internationales politisches Machtgebilde zum Zwecke eines ewigen Friedens in der Zukunft eine Entscheidung herbeizuführen berufen sein darf. Die erwähnte Partei muß sich auswachsen nicht bloß zu einer, sondern zu der Repräsentantin des Volkes. Sie steht auch im Begriffe, das zu werden. Sie macht, es ist dies ein Zeichen ihrer Lebendigkeit und Gesundheit, eine verheißungsvolle Wandlung und Entwicklung durch. Sie tritt aus dem Bann einseitiger marxistischer, kommunistischer Anschauungen wie auch der Verelendungstheorie und der Utopien heraus, um alle Volksschichten z. B. auch besonders die Kleinbauern wie die Arbeiter zu dem gegenwärtig noch notwendigen Kampf gegen die Verheerungen des Großkapitalismus einst zusammenfassen zu können. Sie verspricht das immer mehr zu werden, was sie sein soll, die eine Vereinigung des „Volkes", dessen Charakteristikum Richard Wagner folgendermaßen umschrieben hat: „Das Volk ist der Inbegriff aller derjenigen, welche eine gemeinschaftliche Not empfinden." Zum „Volk" gerechnet werden können natürlich nicht die großkapitalistischen Interessenten, deren Vertreter auch in unsern Parlamenten gegenwärtig das größere Kontingent stellen, als die eigentlichen Volksvertreter in dem erwähnten Sinne. Dies ist das eine, was in Erfüllung gehen muß, daß die sozialistische Kampfgruppe sich aus einer Partei zum Volksverband erweitert und daß in den Parlamenten bald einmal die eigentlichen Vertreter des Volkes die Mehrzahl bilden. Damit ist zugleich gegeben, daß auch ein anderes zu geschehen hat. Es muß bei vielen, die dem Sozialismus noch fremd oder befremdet gegenüberstehen, die Erkenntnis wachsen, daß sie ihre eigene Not, mag sie oft auch etwas anderer Art sein, mit den „Sozialisten" gemeinsam haben, und die gemeinschaftliche Not ein gemeinschaftliches Kämpfen und Ringen erfordert, in das auch sie sich einbeziehen lassen sollen, — bei anderen hinwiederum und den Wohlhabenden zumeist die Erkenntnis wachsen, daß sie den Haß, der ihnen in der Art und Weise des Kampfes von den Bedrängten her oft entgegentritt, mitverschuldet haben, daß diese Art Kampf aber auch umso schneller weicht, je mehr Entgegenkommen und liebevolles Verständnis für die Not von denen an den Tag gelegt wird, die in Wohlgeborgenheit leben, je mehr in deren Kreise das soziale Empfinden und Denken und Handeln zunimmt.

Ferner gilt es noch eine kleine Erwägung anzustellen hinsichtlich der eigentlichen Tendenz des vorgeführten Aufsatzes, der Ermittlung des Weges zur Herbeiführung des Völkerfriedens, dessen Dringlichkeit ersichtlich geworden ist. Es könnte leicht als Zeichen der Verkennung und Undankbarkeit oder dann der Interesselosigkeit aufgefaßt werden, daß nicht das Werk der Mission, der Evangeliumsverkündigung unter den Heiden, berücksichtigt worden ist; darum möchte ich hiezu kurz nur noch das eine nachträglich bemerken: wenn

es der Missionsarbeit daran gelegen ist, die Sprüche und Gleichnisse Jesu und den Gehalt der Bergpredigt vor allem über die herkömmlichen dogmatischen Heilslehren zu stellen, und wenn die, welche jetzt noch Heiden sind, das wahre Evangelium Jesu besser verstehen sollten, als es bei unserer Christenheit bis jetzt der Fall gewesen ist, dann bleibt der Welt viel Kampf und Leid erspart, und verdient das Missionswerk allerdings auch angesichts der Friedensbewegung als eine der bedeutendsten und herrlichsten Erscheinungen guter Willenstat bewertet zu werden.

Otto Brüschweiler.

Der Anarchismus.

Ein Versuch.

„Wechselwirkung durch Freiheit ist der positive Charakter der Gesellschaft."
Fichte (Bestimmung des Gelehrten).

„Herz und Geist müssen umgestaltet werden, bevor sich die Sehnen zum Kampf spannen und die Welt sich ändert."
Reclus (das anarchistische Ideal).

„Das Gesetz ist zwischen hineingekommen."
Paulus.

I.

Urteile und Vorurteile.

„Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehen."

Ein Aufsatz über den Anarchismus muß gegenwärtig zum größten Teil ein Kampf gegen Vorurteil, Schablone und Schlagwort sein. Auch dann, wenn man, wie es hier der Fall ist, keineswegs den Anarchismus verherrlichen will, sondern ganz einfach vom Bestreben ausgeht, ihn objektiv und gerecht als Problem zu bewerten und auf seine Bedeutung für die heutigen Lebensfragen hinzuweisen. Wenn man die landläufige Beurteilung des Anarchismus ins Auge faßt, sieht man bald, wie die Unfähigkeit, groß zu schauen und tief zu blicken, auf die ganze Bewertung der Lebensprobleme einen lähmenden Einfluß ausübt. Es fällt hier ganz besonders stark und in peinlicher Weise auf, weil der Anarchismus eine Erscheinung ist, die, wie kaum eine andere, den Sinn für die Lebensfragen wecken, das Auge für die modernen Konflikte schärfen sollte. Soll man sich hier durch Dogmen, philiströse Vorurteile irreleiten lassen? Soll man nicht auch dem Werdenden, noch Unfertigen, Problematischen seine Aufmerksamkeit schenken?

Von hundert Menschen, die wir über das Wesen des Anarchismus interpellieren, werden höchst wahrscheinlich über fünfzig Prozent Anarchismus und Gewalttat gleichstellen, oder wenigstens die Anwendung der Gewalt als notwendigen Bestandteil des anarchistischen Programms bezeichnen. Sind wir so glücklich, unter den Interpellierten einige „Gebildete" zu haben, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß wir allerhand über den Anarchismus als „Zeichen der Dekadenz", „Symptom der Entartung" hören werden. Vielleicht werden sogar Worte wie „Psychopathische Verbrecher", „Soziale Neurotiker" fallen. Und hat es der Zufall so gefügt, daß unsere hundert Auserwählten einige sozialistisch Gesinnte in sich fassen, die mit der orthodoxen sozialistischen Literatur etwas vertraut sind, da kann man wetten, was man will, daß wir belehrt werden, im Anarchismus einen rückständigen historischen Typus zu sehen, der direkt von der Bourgeoisphilosophie des 18. Jahrhunderts abstammt und von der großindustriellen Arbeiterbewegung definitiv entwertet und überwunden worden ist.

Und damit wären wir fertig. Klipp und klar wäre das Resultat unserer Interpellation: Der Anarchismus ist ein pathologisches oder ganz rückständiges Phänomen. Er gehört ins Zuchthaus, aufs Schaffott oder wenigstens ins Irrenhaus, in die Rumpelkammer der Geschichte. Tritt er noch heute so auf, daß man ihn praktisch weder in das eine noch in das andere weisen kann, so bleibt nichts anderes übrig als ihn nicht zu beachten oder ihn, wenn er stört und plagt, rücksichtslos zu bekämpfen. Und damit Punktum.

Man wolle noch ein wenig warten, bevor man tatsächlich dieses Punktum setzt. Vielleicht ist das Problem doch komplizierter, vielleicht darf der Anarchismus seine Apologie führen. Auf alle Fälle darf er verlangen, einmal ohne Vorurteil auf sein Wesen geprüft und nach seinem Gewicht gewogen zu werden. Sehen wir auch zu, ob bei diesen „Ketzern, Entarteten und Friedensstörern" nicht manches zu finden ist, das beherzigenswert ist. Bisweilen leistet sich die Geschichte den unziemlichen Spaß, Anregungen und leitende Ideen einer ihrer großen Zeiten bei den sogenannten Friedensstörern und Spielverderbern einer früheren Periode zu holen.

Es fällt mir hier das Wort eines radikal antianarchistischen Sozialdemokraten ein. Wir hatten soeben nach einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Anarchisten und Sozialdemokraten das Lokal des deutschen Arbeitervereins in Brüssel verlassen. Milder Mondenglanz lag auf der Pracht der Altstadt. War es vielleicht der Einfluß dieser zu großen historischen Betrachtungen einladenden vergangenen Herrlichkeit? Mein Begleiter sagte: „Ja, wir bekämpfen sie, müssen sie bekämpfen, und doch brauchen wir sie, brauchen sie notwendig, — was wären wir ohne sie." Dieses Ge-

ständnis fällt mir ein im Moment, da ich ohne einseitige Parteinahme für und wider auf die Bedeutung der Anarchie und ihrer Probleme hinweisen möchte. Eine Strömung, welcher scharfe, aber ehrliche Gegner ihre Achtung nicht versagen, und das Existenzrecht nicht absprechen können, muß auf eigentümliche Weise mit den Lebensfragen der Zeit verwoben sein.

Wenn man über den Anarchismus schreiben will, kann man den Kreis nicht weit genug ziehen. Man muß der Darstellung eine ganz breite Basis geben. Nichts so Schiefes und so Irreführendes, wie das, was man heute Anarchismus nennt, ganz zu isolieren, rein für sich als besonderes Phänomen zu betrachten und zu beurteilen. Der Anarchismus, seine großen und seine kleinen Seiten, seine Kraft, sein Heldenmut, seine Schwächen, seine Verbrechen, seine Torheiten hängen aufs engste mit der menschlichen Psyche zusammen. Anarchismus studieren heißt: menschliche Seelenkunde treiben, heißt einen Blick in die menschliche Seele tun, ihre Sehnsucht nach Größe erleben und die Hemmungen empfinden, die dem Drang nach Größe im Wege stehen und neben dem Reinsten für das Gemeinste Raum lassen. Die Probleme und Konflikte des Anarchismus sind Menschheitsprobleme und Menschheitskonflikte. Als solche versuchen wir sie hier darzustellen und zu würdigen.

Damit ist uns auch der Weg angegeben, den wir bei diesem Versuch einschlagen müssen. Wir verfolgen den Anarchismus bis zu den Wurzeln, die er in der menschlichen Seele besitzt. Wir möchten zeigen, wie sich das anarchistische Ideal aus dem menschlichen Ringen um Weltauffassung und Lebenswert ergibt. Wir möchten darstellen, wie es, von hier ausgehend, den Problemen, auf deren Lösung man nur verzichten kann, wenn man sich selber aufgibt, eine bestimmte, scharfe Fassung gibt, und darum auf das Recht Anspruch erheben darf, als Lebensauffassung und Lebensimpuls bewertet zu werden.

II.

Voraussetzungen und Vorstufen.

„Nur ganz individuelles, ganz persönliches Leben, kann uns aus dem Schlamm erretten.

„Die Quelle des Fortschritts in der Geschichte ist der einzelne Mensch. Wer immer in der Geschichte förderlich gewesen, ist zuerst Ketzer und Störefried . . . in den Personen der Ketzer liegt die Gewähr des Fortschritts, und zwar die einzige Gewähr desselben." Lagarde.

Wir gehen vom Nächstliegenden, Einfachsten aus. Jede bedeutende geschichtliche Erscheinung besitzt tiefe Wurzeln im Seelenleben des Einzelnen und im Gesamtleben des Menschengeschlechtes.

Psychologie und Geschichte zeigen uns Vorstufen, Keime dessen, was man heute Anarchismus nennt.

Die Psychologie. Nicht die der Lehrbücher und Leitfäden, auch nicht die der psycho-physiologischen Laboratorien. Ich meine die Psychologie des temperamentvollen, nicht zum Sklaven der Form, der offiziellen Wissenschaft, der Bureaukratie gewordenen Menschen. In jedem von uns steckt ein Stück Anarchist, in jedem, der sich nicht durch Reglement und Paragraphen, durch ein von außen aufgezwängtes Gesetz bestimmen und abstumpfen läßt. Diesem „Anarchisten in uns" wird man vielleicht manch seltsamen Streich, manche überspannte Handlung aufs Konto schreiben müssen, aber man weiß auch, daß ohne ihn manche flotte, frische Tat nicht geleistet worden, manches kühne Wagnis unterblieben wäre. Ohne ihn wäre das Leben auf den Bahnen philiströser Ordnung verlaufen. Nie ein Fehltritt, nie ein Schritt am Rande des Abgrundes, aber auch nie ein wilder, stolzer Gang in die Höhe, nie steile, unbegangene Wege, nie das Glück, einen Gipfel zu betreten, an dem die gebahnte Straße der Ordnung korrekt und furchtsam vorbeigeht. Nichts Anormales, aber auch nichts Uebernormales, Großes, Unmittelbares.

Es lebt in jedem Menschen der Trieb, etwas zu sein, etwas zu tun und zu wagen, ohne daß ein Befehl es sagt, ohne daß das Gesetz es verordnet. Und es lebt auch in jedem das Bewußtsein, daß sein ganzer persönlicher Wert, sein wahres Ich unzertrennbar mit diesem Drang verbunden ist. Ohne daß sein unmittelbares, individuelles Wesen dabei ist, ganz mitmacht, ganz in Liebe, Wagemut sich hinreißen läßt, wird nichts Großes geschehen. Das untergeordnete Ich, das Ich zweiter Klasse arbeitet, quält sich, leistet, weil es vorgeschrieben ist. Das wahre, das erste, höhere Ich will „frei sein wie Wind auf Bergen"; nur aus dem Quell der eigenen Begeisterung und Initiative schäumen seine Taten empor.

Dieses Bewußtsein kann auch nicht durch das Gefühl verdrängt werden, daß der Mensch, wenn er sich einmal von äußeren Stützen frei macht, entgleisen, stürzen kann. Größe gibt es für uns nur um den Preis großer Gefahren; wer hoch steigen will, muß am Abgrund vorbei. Es hängt von ihm ab, ob sein Gang so sicher, seine Seele so unerschütterlich ist, daß ihm an den Abgründen nicht schwindelt, und er ruhig, fest der Höhe zuwandert.

Dies wären die allgemeinen psychologischen Wurzeln des Anarchismus. Er wendet sich an diesen bei jedem charakter- und temperamentvollen Menschen vorhandenen Trieb, das Gute ohne jeden Zwang von außen zu tun, und das zu verachten, was nur dem Reglement, der Ordnung zuliebe geschieht. Er wendet sich an ihn, um ihn zur Seele des ganzen Lebens, des persönlichen, wie des sozialen zu machen.

Des sozialen Lebens. Es liegt auf der Hand, daß dieser Drang, spontan etwas zu sein und zu tun, bald die Sphäre des

persönlichen Daseins überschreitet. Er treibt ins Leben, in die Welt hinaus, er verlangt nach weiteren Gebieten, er sucht die Menschen auf, er will gemeinsame Betätigung, er wird sozial, die sprudelnde Quelle sucht das Weite.

Dies ist ein Punkt, den man selten in seiner Bedeutung würdigt, und der zum Verständnis des Anarchismus von prinzipieller Bedeutung ist. Das vornehmste landläufige Dogma über den Anarchismus lautet: „Anarchismus gleich brutalem, rücksichtslosem Egoismus." Damit verkennt man nicht nur das Wesen des Anarchismus, von dem wir im übrigen später zu reden haben, sondern versperrt sich das Verständnis für große, tiefe Seiten des menschlichen Seelenlebens, für alle Vorstufen des Anarchismus. Der spontane Trieb, von dem wir soeben sprachen, und der neben vielem andern zur Ausrüstung des Menschen gehört, dieser Trieb, ohne nach Paragraph, Reglement, Gesetz zu fragen, etwas zu tun, weil man es für richtig hält, kann zur Seele einer Gemeinschaft werden[1]). Er muß es sogar, aus Achtung vor sich selber, aus Treue zu seinem Wesen.

Man kann sogar sagen: je reiner, kräftiger er ist, desto mehr wird er sich entfalten. Ein überschäumendes, reines Gefühl von persönlicher Kraft, Wagemut und Initiative wird sich nicht nur mitteilen können, sondern sich mitteilen wollen, und das ganze soziale Leben aufsuchen, wie das sturmfeste Schiff nach der hohen See strebt.

Es fällt uns schwer, auch nur an die Möglichkeit davon zu glauben, weil wir teilweise in einer ganz anderen Anschauungssphäre leben, und weil unsere Erziehungsmethoden — ich meine hier Erziehung im weitesten Sinne, zum Bürger, Arbeiter, Mitglied unserer ganzen Gesellschaftsordnung — auf anderen Voraussetzungen beruhen, sich ein anderes Ziel stecken.

Ein angeblich von Natur egoistisches Wesen, durch eine Art von Dressur zu einem Minimum von sozialen Leistungen und, wenns hoch kommt, von sozialer Gesinnung, zu bringen, das ist leider vielfach das Ziel. In den Dienst dieses Ideals stellen sich oft Schule und Staat, Bureau und Verein, Familie und Gesellschaft. Daß dabei die Stufe einer höheren Dressur nicht überschritten wird, versteht sich ohne weiteres. Desgleichen auch, daß so oft die gesunden, lebensfähigen Elemente voller Initiative und Tatkraft sich dagegen aufbäumen.

---

[1]) Klassische, allgemeine Ausführungen hierüber vor allem bei Guyau „Essai d'une morale sans sanction ni obligation" und „Irréligion de l'avenir". Die spezifisch anarchistische Ausgestaltung dieses Gedankens, wie sie vor allem Proudhon, Krapotkin und Bakunin gegeben haben, werden wir an Ort und Stelle kennen lernen. Viel wertvolles Material über die Vorstufen des modernen Anarchismus und ganz allgemein über die Bedeutung der freien Gruppierung bei Krapotkin „Die gegenseitige Hilfe" und „Der Anarchismus und die moderne Wissenschaft.

Dadurch wird der Blick von gewissen Grundtatsachen des Lebens abgelenkt, die bei der sozialen Erziehungsarbeit mindestens ebenso stark berücksichtigt werden sollten, wie die Wahrheit, daß natürliche antisoziale Triebe zu zähmen sind. Und doch sind das Leben und die Geschichte da, um uns noch ganz anderes zu lehren. Großes und Echtes geschieht nur da, wo von einem frischen, freien Gemeinschaftsleben die Anregung ausgeht, nicht von etwas Mechanischem, Unpersönlichem, Angelerntem. Man mag die Geschichte aufschlagen, wo man will. Bei keiner ihrer großen Zeiten, ihrer echten Schöpfungen wird man einen bestimmten Zug vermissen, nämlich, daß ein starker, kühner, unter Umständen revolutionärer Geist eine Gemeinschaft so zu beseelen, so anzuspornen vermochte, daß jedes einzelne Glied darin etwas Urpersönliches, Ureigenes erkannte, und doch etwas, das es weit über sich selbst hinausriß [1]).

Freie Hingabe des Selbst an etwas, das das Selbst weit übersteigt, das aber von ihm nicht als etwas Fremdes, ihm Aufgedrängtes, sondern als höchste Entfaltung, höchste Steigerung des eigenen Wesens empfunden wird, das ist das Kennzeichen.

Man wundert sich oft, warum in solchen Zeiten der Einzelne so viel zu leiden, zu opfern vermag und sucht die Lösung des Rätsels darin, daß ihm ein ganz hohes, überschwängliches Ziel gesteckt wird, im Vergleich zu welchem das Ich, seine Leiden, Sorgen verschwinden. Sehr richtig. Aber man wolle dabei nicht vergessen, daß dieses Ziel auch derart ist, daß es alle Kräfte, alle Hingabe, alle Freude zu kämpfen, zu leiden im Ich entfalten kann, weil es das Ich nicht mechanisiert und einengt, sondern es steigert und zur höchsten Entfaltung bringt [2]).

So tragen die schöpferischen Zeiten der Geschichte einen, ich will nicht sagen „anarchistischen" Charakter, aber einen Charakter, der uns wenigstens zum Verständnis des Anarchismus sehr willkommene Hilfe bieten kann. Wie sich von den großen Menschen behaupten läßt, daß sie in irgend einer Hinsicht ihrer Zeit und ihren Ordnungen, Gesetzen und Mächten gegenüber Anarchisten sind, so läßt sich von den großen Bewegungen der Geschichte sagen, daß sie ein gut Stück Anarchismus enthalten. Nicht, weil sie gesetzlos, zuchtlos, haltlos sind, sondern weil die Einheit frei von äußerem Zwang ist, ja sich dagegen aufbäumt, um desto kraftvoller wirken zu können. Es gibt keine kraftvolle Bewegung der Geschichte, deren Verhältnis zu den bestehenden Ordnungen, zu den offiziellen

[1]) Beispiele lassen sich aus den verschiedensten Gebieten anführen. Die vornehmsten bieten wohl die ersten christlichen Gemeinschaften und die großen Renaissancen des Christentums. Aus ganz andern Sphären ließen sich verschiedene Erhebungen und Befreiungskriege anführen, die Erhebung der Niederlande, Preußens Erhebung, die französischen Revolutionsheere. Ferner die heroischen Anfänge der Arbeiterbewegung, der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation.

[2]) Prachtvolle Ausführungen dieses Gedankens bei Sorel, „Réflexions sur la violence".

Werten nicht stark „anarchistisch" gewesen wäre. Man empfand eine neue Wahrheit als die Wahrheit, und daraus ergab sich das welthistorische Recht, den zeitgenössischen Ordnungen seine Achtung zu versagen oder sie zu stürzen, nicht um zuchtlos zu sein, sondern weil man einen stärkeren, persönlichen Halt suchte.

Jedenfalls, und damit seien diese allgemeinen Vorbemerkungen geschlossen, gibt uns die Geschichte zahlreiche Beispiele dafür, daß freie, zwanglose Vereinbarung Großes hervorbringen kann, und daß Kasernengeist und äußerer Zwang unfähig sind, Echtes Bleibendes zu schaffen. Die Frage ist nur, ob solche Zeiten, solche Erscheinungen wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht dazu da sind, ein Leben, das zum großen Teil im Zeichen des Zwanges, des äußeren Gesetzes steht, noch düsterer, verdammungswürdiger erscheinen zu lassen?

Oder läßt sich das ganze Leben auf diese freie Grundlage stellen?

III.

Das anarchistische Ideal.

„Sei stark, echt und groß in allen deinen Taten. Sei du selber, entwickle dein Leben nach allen Richtungen. Sei so reich an Energie, wie möglich. Ringe, kämpfe, brauche deine Kraft, ohne zu markten, wage, ohne zu feilschen, sobald es sich um etwas wahres und edles handelt. Sei eins mit den Massen, lebe für sie und leide für sie. Was auch kommen mag, dann schlagen mit deinem Herzen die Herzen, die du schätzest und liebest, harmonisch zusammen. Guyau.

Soll man kurz und bündig das Wesen des eigentlichen Anarchismus im Gegensatz zu den Erscheinungen, die im persönlichen und sozialen Leben seine Vorstufen bilden, charakterisieren, so ließe sich sagen: der Anarchismus bejaht die Frage, mit der wir den vorhergehenden Abschnitt schlossen. Er lebt des Glaubens, daß sich ein gesundes soziales Dasein auf persönlicher Initiative und freier Vereinbarung aufbauen läßt, ohne daß Zwang, Maßregeln, abstrakte äußere Normen dazu nötig seien. Er rafft alles zusammen, was uns die Psychologie und die Geschichte von der Macht und Leistungsfähigkeit der persönlichen Initiative, der freien Vereinbarung lehrt. Er systematisiert und steigert, was ihm die Erfahrung an Material liefert, zu einem vielleicht sehr einseitigen, aber grandios einseitigen Glauben. Es wird die Folgerung gezogen, daß das ganze Leben einmal den Charakter einer freien persönlichen Entscheidung tragen kann.

Kleinere oder größere freie Gruppierungen sollen an die Stelle der Gebilde treten, die im Zeichen des Gesetzes, des Zwanges oder

gar der Gewalt stehen. Und diese Gruppierungen sollen Einheiten sein, bei denen jedes Mitglied aus freien Stücken, aus Liebe, Treue, Hingabe seine beste Kraft opfert, um den gemeinsamen Geist zu fördern, der hier herrschen soll. Das ganze Leben soll den Charakter einer bewußten Tat erhalten. Alle Handlungen, bei denen etwas Mechanisches, irgend ein Gehorsam aus bloßem Zwang mitspielt, sind hier verpönt. Heimatberechtigt sind nur Lebensformen, die ganz reinen Motiven ihren Ursprung verdanken. Es wird nichts zugelassen, was nicht den Stempel des Erlebten, Persönlichen an sich trägt und auf andere anders als persönlichkeitsbildend wirken könnte. Damit wird dem ganzen Dasein ein aristokratisches Gepräge verliehen; soll doch dieses ganze Dasein aus einer ganz reinen Quelle fließen. Das Leben erhält einen heroischen Charakter, denn eine mächtige Innerlichkeit soll es beherrschen und nach ihrem Bild umschaffen können. Der Zug geht von innen nach außen. Der Geist soll herrschen, der Stoff sich fügen. Die Welt soll Reflex heroischer Seelen sein. Damit wird der Anarchismus Weltanschauung und Weltprogramm. Er geht aufs Ganze. Er stützt sich auf unbestreitbare Tatsachen der individuellen Psychologie und des sozialen Lebens und wendet, was sich daraus ergibt, auf die ganze Welt an. Das Gesamtleben der Menschheit soll einmal auf die Höhe eines geistigen Daseins erhoben werden, das ganz im Zeichen des Persönlichen steht, aus dem alles grob Naturhafte, Mechanische ausgemerzt wird: die menschlichen Energien, die auf falsche Bahnen geleitet werden oder der Verrohung anheimfallen, sollen sich zur freien, gemeinsamen Aktion zusammenschließen. „Freiwillige vor!", wird zur Weltparole. Und damit erst wird die Menschheit der Welt den Charakter geben, den sie haben soll, den Charakter einer ihrer Würde bewußten, geistigen Schöpfung.[1])

Dies ist das allgemeine Wesen des Anarchismus. Im Einzelnen, namentlich in den Fragen der Taktik, mögen die Ansichten weit auseinandergehen. Aber zu welcher Methode man sich auch bekennen mag, ob man wie Proudhon auf die Anwendung von Gewalt verzichten will, ob man mit Tolstoi in der Anwendung von Gewalt, auch gegen die Gewalt, den größten Irrtum erblickt, oder ob man wie Krapotkin und Bakunin die Gewalt gegen die Gewalt aufbietet und an das revolutionäre Aufflammen der Leidenschaft appelliert zur Vernichtung der brutalen Machtordnung, die die Menschheit in Ketten schlägt, das Ziel ist: Verdrängung

[1]) „Der Anarchismus erstrebt die höchste Entfaltung der menschlichen Individualität; aber nur im Zusammenhang mit der völligen Entfaltung der freiwilligen Gemeinschaft." Krapotkin.

„Wir müssen Tag und Nacht arbeiten, um es dahin zu bringen, wie Menschen mit Menschen zu leben, frei zu sein und frei zu machen." Bakunin.

„Nur das gemeinsame Leben aller ist das wahre Leben, nicht das einzelne Leben eines jeden." Tolstoi.

einer Gesellschaftsordnung, welche sich auf Macht und Gewalt stützt, welche von oben herab ihren Willen aufdrängt und die Einzelnen zwingt, ihre Kraft in ihren Dienst zu stellen, sich ihrer Gerichtsbarkeit zu fügen, ihre Kriege zu führen — Verdrängung dieser Gesellschaftsordnung durch eine Gemeinschaft, die organisch aus dem Willen der vielen herauswächst, und bei der die Freiheit nicht Zwangsprodukt von oben her, sondern freie Entfaltung von unten her bedeutet.

Zwei Welten. Sagen wir es und betonen wir es. Die tatsächliche wirtschaftliche, soziale und politische Welt und das anarchistische Ideal. Zwei Welten, zwischen denen der Kampf entbrannt ist. Ein heftiger Kampf, der, was auch sein Ausgang sein möge, zur Weltgeschichte gehört, und dessen Krisen ganzen Perioden der Weltgeschichte einen besonders spannenden Charakter verleihen.

Dies ist heute der Fall.

Doch bevor wir uns den speziellen Problemen zuwenden, die uns der heutige Anarchismus aufgibt, müssen wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung des anarchistischen Ideals im allgemeinen verweilen. Wenn man sich einmal aller Schlagwörter, alles philiströsen Glaubens an einen „gesunden, nüchternen, normalen Realismus" entledigt hat, und sich zum Gedanken aufraffen kann, daß die höchsten Werte dem Durchschnitt immer unmöglich, überspannt vorkommen müssen, so liegt kein Grund vor, dem Anarchismus das Recht zu verweigern, sich den Lebensauffassungen anzureihen, die auf starke, begeisterungsfähige Naturen die größte Anziehungskraft ausüben. Der Anarchismus ist wie einer der hohen Gipfel, die selten rein und frei aus Nebel und Sturm emporragen. Aber die Stürme, die darum brausen, die Wolken, die ihn bedecken, sollen uns nicht hindern, von seiner Hoheit ergriffen zu werden, wenn er sich einmal frei und klar vom Himmel abhebt.

Und daraus ergeben sich von selbst die weiteren Punkte, die allgemein bei der Bewertung des Anarchismus in Betracht kommen.

Zum ersten: Der Anarchismus muß seinem ganzen Wesen nach jedenfalls als starkes, notwendiges Ferment wirken. Er ist eine beständige Reaktion gegen alles starre, offizielle Wesen. Er hält dazu an, nur dem Wert und Größe zuzuschreiben, was unmittelbar aus den Tiefen des Selbst sprudelt, dem, was nicht angelernt, nachgemacht ist. Er vertritt das Recht der Persönlichkeit, des unmittelbaren Lebens gegen alle Bureaukratie, offizielle Einengung. Auf allen Gebieten, in Schule und Staat, in Gesellschaft und Eheleben. Er ist ein beständiges Mahnwort nicht einer äußeren Ordnung zuliebe, die frische Quelle des Lebens einzudämmen. Er richtet einen höheren Gerichtshof ein, vor dem alle Gebilde sich zu verantworten haben und der Maßstab des Existenzrechtes heiß hier: Wahrheit, Echtheit, unmittelbares Empfinden, Taten, die den Stempel der Persönlichkeit an sich tragen.

Er ist eine beständige Kritik und eine notwendige, unentbehrliche Kritik. Spielverderber und Störefried, das ist er gewiß,

aber so lange die Menschheit nicht aufhört, die Ruhe auf Kosten der Größe und der Spannung zu suchen, sind solche Spielverderber nötig. So lange die Menschen sich so leicht mit äußeren Ordnungen begnügen, ist es nötig, daß sie in qualvoller Art auf die ganze Erbärmlichkeit dieser Stützen hingewiesen werden.

Und so lange die Menschen sich aus Feigheit und Behaglichkeit Ordnungen und Gesetze aufzwingen lassen, die etwas Mechanisches, Unpersönliches an sich tragen, ist es nötig, daß dieser Protest des Persönlichen, Schöpferischen nicht verstumme, daß er nötigenfalls zur Revolution werde. Die Geschichte der Menschheit ist der Kampf zwischen einer schöpferischen Kraft, die in der Welt auf das Bewußte, Persönliche hinstrebt, alles Aeußere nur als ein Symbol einer inneren geistigen Welt benützt, und dem Widerstand, welchen der träge Stoff diesem Willen entgegensetzt.

Und darum ist, soweit wir blicken können, nicht abzusehen, wie die Menschheit sich weiterbewegen könnte, ohne daß die revolutionäre Energie schroff, oft rücksichtslos und stürmisch diesen trägen Widerstand, diese Rückständigkeit bricht.

Der Anarchismus ist die akute Form dieser Revolution. In seinem Ideal liegt die Gewähr, daß die Menschheit nicht so bald den Kampf um ihre höchsten persönlichen Werte aufgeben wird. Auch, oder gerade, wenn der stärkste Widerstand zu brechen ist. Und damit komme ich auf den zweiten wesentlichen Punkt, der sich aus dem Wesen des anarchistischen Ideals ergibt, wie ich es hier zu charakterisieren suchte, und der ganz allgemein bei der Bewertung des Anarchismus in Frage kommt. Zu diesem Widerstand und seinen Trägern rechne ich nicht nur die Trägheit der Massen, den Sklavensinn, die brutalen Gewalten, die unser Leben beherrschen. Ich rechne dazu in erster Linie die Gestalten, welche das anarchistische Ideal annimmt oder annehmen kann.

Der Anarchismus ist wie alle hohen Werte den ärgsten Entstellungen ausgesetzt. Es ist klar, daß dieses Ideal, welches alles auf persönliche Entscheidung, persönliche Initiative abstellt, allen Ausartungen der Selbstsucht, aller Degeneration und allen Psychosen der Individualität ausgesetzt ist. Das Ich ist souverän, es hängt von der Beschaffenheit des Ich ab, ob es diese königliche Stellung mit Würde und Zucht behaupten kann, oder ob es dem Rohesten in sich die Zügel schießen lassen wird. Soll es schöpferisch gestalten und bauen oder zersetzen, zerstören? Soll es das Leben steigern oder vernichten?

Es kommt wesentlich darauf an, ob die Freiheit und völlige Selbständigkeit, die man hier erstrebt, im Ich selber die stärkste Grundlage hat, oder ob der Anarchismus in den Fehler der meisten Revolutionsparteien verfällt, im bloßen Brechen äußerer Schranken die Befreiung zu sehen, statt von innen her die Welt zum Gebiete der Freiheit zu machen. So erklärt sich die sonst seltsame, so wenig ver-

standene und so einseitig gedeutete Tatsache, daß der Anarchismus das Gebiet der Entartungen des Ichbewußtseins, der unsinnigsten Anwendung von Gewalt und brutaler Kraft ist. Ich werde nachher zu zeigen suchen, wie gerade der moderne Anarchismus hier die akutesten Konflikte aufweist, weil er in engstem Zusammenhang mit der heutigen Krise der Persönlichkeit steht, die neben einem echten, frischen Drang nach persönlichem Leben die ärgsten und tollsten Auswüchse des Individualismus aufweist: es kommt hier darauf an, zu konstatieren, wie sich die Gefahr aus der ganzen Art des anarchistischen Ideals, seiner ganzen Auffassung ergibt.

Der Anarchismus teilt hier das Schicksal der höchsten Lebenswerte. Es gehört zur tiefsten Tragik des Lebens, daß das Beste gegen das Gemeinste und Roheste zu kämpfen hat. Und zwar gilt der Kampf nicht nur dem Widerstand, der dem Größten von außen her kommt, nicht nur dem Widerstand, den ihm die entthronten Werte entgegenbringen; der heißeste Kampf entbrennt da, wo der höchste Wert mit seinen eigenen Verunstaltungen zu ringen hat.

So eröffnet uns der Anarchismus gerade wegen der Größe seines Ideals und des schroffen Gegensatzes, der auch bei ihm zwischen Ideal und Abfall vom Ideal vorhanden ist, den tiefsten Blick in die menschliche Psychologie und ihre qualvollen Konflikte. Wie wenige historische Erscheinungen und Lebensanschauungen stellt er uns vor die Frage: Kann der Mensch das Höchste verwirklichen, ohne daß das Höchste für ihn zum Fall wird? Daher unser Recht, ihn, wie wir es zu tun versuchen, als Menschheitsproblem zu bewerten.

Dies wären die Gesichtspunkte, die ganz allgemein bei der Beurteilung des Anarchismus in Frage kommen, und ohne die man bei der Betrachtung der speziellen Probleme leicht einseitig verfahren und in die Irre gehen kann.

IV.

Der Anarchismus und die moderne Kultur.

> „Die Lage des Volkes kann nur gebessert werden, wenn Arbeiter und Angehörige der besitzenden Klassen verstehen, daß sie, wenn sie wirklich ihren leidenden Brüdern Hilfe bringen wollen, bereit sein müssen, ihr Leben völlig umzugestalten, auf ihre liebsten Gewohnheiten zu verzichten, den bestehenden Mächten und Ordnungen den Krieg zu erklären, den Kampf mit sich selber aufzunehmen und die Verfolgung zu erdulden." Tolstoi.

Es hängt mit der Eigenart des anarchistischen Ideals zusammen, daß es in der ganzen Entwicklung des Menschengeschlechts überhaupt als Ferment, als Reaktion mitwirkt, aber zu bestimmten Zeiten stärker hervortritt und eine besonders scharfe Gestalt an-

nimmt. Die psychologischen und historischen Voraussetzungen, von denen wir am Anfang sprachen, bilden den Unterbau eines kühnen, eigenartigen Baus. Es gibt Zeiten, die durch ihren besonderen Charakter, durch die Probleme, an denen sie arbeiten, durch die Konflikte, die sie zu lösen haben, die anarchistische Lebensauffassung zu einem stärkeren Hervortreten, zu einer klaren, unmißverständlichen Stellungnahme veranlassen. Was unbewußt schlummert, wird wach und lebendig, was unklar gärt, nimmt feste Umrisse an. Die Sehnsucht nach Freiheit und persönlichem Leben wird provoziert, sie antwortet mit ihrem Manifest und mit der Kriegserklärung an die Welt, welche Unterdrückung und Roheit duldet und sich ins Zeichen des Mechanischen, Autoritären stellt.

In einer solchen Zeit leben wir. Darum ist der Anarchismus ein Faktor, der bei der Bewertung der heutigen Welt in allererster Linie in Betracht kommt. Von ihm abstrahieren heißt ein verkehrtes Bild der Zeit bekommen. Der moderne Anarchismus hängt mit der ganzen Zeit, mit ihren Kämpfen, ihrer Not, mit ihrer ganzen Sehnsucht nach neuen Werten zusammen. Die Beziehungen sind sehr eng. Nur sind sie komplizierter, als es gewöhnlich angenommen wird, sei es von Gegnern, sei es von Anhängern des Anarchismus.

Es ist zunächst einleuchtend, daß die moderne Zeit durch die ganze Art, wie sie die Probleme aufrollt, den Anarchismus zu einer klaren, scharfen Stellungnahme veranlassen muß. Wir leben in einer der großen Uebergangszeiten der Geschichte. Wir sind ein Zeitalter der Kritik, der Besinnung. Wir künden Verträge, die Jahrtausende bestanden haben, und schließen neue Bündnisse. Wir suchen nach den Grundlagen, auf die man eine neue Welt stützen könnte. Wir sehnen uns nach Werten, die dem Leben einen tieferen Gehalt, Echtheit, Wahrheit geben können. Darum scheuen wir uns heute nicht, radikal zu verfahren. In dem, was ängstlichen Gemütern übereilt, überspannt vorkommt, steckt vielfach, wenn auch unbewußt, das Gefühl, daß wir nicht nur für uns, sondern für kommende Zeiten verantwortlich sind und die Grundlage so anlegen müssen, daß man sie nicht bald wieder zu verlassen braucht, wenn man ein wirklich neues, festes Gebäude drauf errichten will. So darf in den modernen Wirren und Umgestaltungen auch die Strömung nicht fehlen, die dazu anhält, dem Leben den Charakter einer bewußten, originellen Tat zu geben.

Im Moment, da sich die Menschheit vor die Aufgabe gestellt sieht, ihr ganzes Dasein so zu organisieren, daß es Ansprüchen und Forderungen genügt, die bisher noch nicht erhoben wurden, ist die Rückkehr zu den Tiefen der Innerlichkeit von nöten, muß als Sinn des Lebens proklamiert werden, daß eine leidenschaftliche Innerlichkeit über das Aeußere herrschen soll, und daß alles Aeußere nur ein Gleichnis ist. Wenn wir jetzt nicht in schärfster Form allem Mecha-

nischen, Unpersönlichen, den Krieg erklären, wird sich bei der Neuordnung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse, die das große Problem der Neuzeit ist, etwas wahrhaft Freies, Spontanes schwerlich als höchstes Prinzip durchsetzen, und die neue Welt wird bald das Opfer der Schablone, des Bureaukratismus und des autoritären Dogmatismus werden.

Daher das Daseinsrecht des Anarchismus in der modernen Welt. Darum ist auch seine Geschichte mit der ganzen Entwicklung der modernen Welt aufs engste verwoben. Gehen wir genauer darauf ein.

Was wir den modernen Anarchismus nennen, ist zunächst nur die konsequente, akute Entwicklung und Ausbildung von Gedanken und Motiven, die überhaupt der modernen Kultur ihren bestimmten Charakter geben. In der heutigen Welt steckt ein unbändiger Drang nach freiem, persönlichem Leben. Gegen nichts bäumt sich der moderne Mensch so auf, wie gegen Bevormundungsversuche. Was von außen, von oben kommt, ist der Feind. Er ist keineswegs abgeneigt, Probleme, Werte, Ideale anzuerkennen, die die Sphäre der Persönlichkeit weit übersteigen, nur sollen sie sich vor dem Persönlichsten im Menschen als echt und wahr legitimieren können. Sie müssen erlebt werden können, fähig sein, persönliche Leidenschaft anzufachen, Begeisterung zu wecken.

Daher ist die moderne Geschichte eine Reihenfolge von Unabhängigkeitserklärungen. Nicht nur auf politischem, sondern auch auf sozialem, ethischem und religiösem Gebiet. Der moderne Mensch kündet allen Mächten, die ihm etwas Fertiges, Gemachtes für alle Zeit aufdrängen wollen. Er erwacht zum Bewußtsein seiner schöpferischen Energie und duldet zwischen sich und dem Stoff, den er gestalten will, kein starres Schema, das seinen Drang wieder einengt. Er will der Welt den Charakter eines Problems erhalten. Er will sich das Recht wahren, bei der Lösung des Problems das gewichtige Wort zu sagen. Das Weltproblem wird zur Charakterfrage. Die Welt ist die große Möglichkeit, und man will das volle Risiko dieser Möglichkeit auf sich nehmen. Die Weltverantwortung wird empfunden, wie es wohl selten der Fall gewesen. Das Leben wird zur Tat, zum Wagnis, und man will sich das Recht zu schaffen und zu wagen in keinerlei Art verkürzen lassen. Daher die Absage an alle Ansichten, Dogmen, Lehren, Programme, welche die Welt und die Stellungnahme zu ihr ein für allemal bestimmen, einem Schema, einem Katechismus unterordnen, einer zum vorneherein bestimmten Entwicklung unterstellen. Man will das völlige Risiko auf sich nehmen und es auf die persönliche Initiative, die eigene Energie und Charakterstärke ankommen lassen, ob es gelingt oder nicht.

Eine solche Zeit bietet dem anarchistischen Ferment einen günstigen Boden. In der Tat besteht eine enge Verwandtschaft zwischen manchen Hauptströmungen der modernen Zeit und dem, was wir das moderne anarchistische Ideal nennen.

Es versteht sich von selbst, daß solche Strömungen heftige Gärungen verursachen und zu Krisen und Konflikten führen müssen. Sie rufen starke Reaktionen hervor und müssen sich inmitten eines wahren Chaos von Gegenströmungen, Anfeindungen und Entstellungen behaupten.

Was dem Beobachter zunächst auffällt, ist die heftige Gegenwehr aller Strömungen, welche in der Wahrung und Steigerung starrer äußerer Autoritäten die Rettung erblicken. Alles, was in der modernen Welt die Verlegung des Schwergewichts auf die persönliche Verantwortung, die innere Entscheidung bezweckt, ruft die Koalition aller Mächte hervor, die dem Leben um keinen Preis seinen unmittelbaren Charakter wahren wollen und das einzige Heil in einer beständigen Bevormundung, in der Herrschaft der Gewalt erblicken. Daher in der modernen Welt der leidenschaftliche Kampf zwischen den freiheitlichen Tendenzen und dem Ideal der äußeren Disziplin, der Herrschaft der äußeren Machtmittel, wie sie der autoritäre Staatsgedanke, der Militarismus, der Kapitalismus und starre Kirchenmächte vertreten.

Doch sind dies lange nicht die schlimmsten Kämpfe, die der moderne Drang nach Freiheit und Persönlichkeit durchmachen muß. Viel ärger und gefährlicher als seine direkten Gegner sind die Verunstaltungen und Entstellungen seines eigenen Wesens. Seit der Stunde, da sie auf den Plan traten, sind die großen Leitgedanken der modernen Welt, Persönlichkeit, Selbständigkeit, das Opfer zahlloser, oft gemeiner, schmutziger Entstellungen gewesen. Je zentraler ihre Bedeutung ist, desto mehr hat man sich ihrer bemächtigt, um sie in kleinlicher Absicht zu mißbrauchen, oder sie in einer Form zu vertreten, die der Größe des Inhalts nicht entspricht.

Wie wenig hat der Freiheitstrieb, der seit der Aufklärung die Entwicklung zu bestimmen sucht, die Menschheit wirklich befreit! Und dabei denke ich keineswegs nur an den Widerstand, der noch von den Mächten, die sich gegen das freiheitliche Ideal der Aufklärungskultur sträuben, ausgeht. Noch viel schlimmer sind die Mächte, die sich aus der Aufklärungskultur, im Zeichen ihres Freiheitsideals gebildet haben, und die nun die Persönlichkeit entarten, verflachen lassen oder sie unterdrücken.

Der politischen Freiheit oder dem, was wir politische Freiheit nennen, steht die ökonomische Sklaverei gegenüber. Die Freiheit der Bourgeoisie, im Grunde die Freiheit der Produktion, des Handels und Verkehrs, hat zur Kehrseite das unfreie Leben des Proletariats. Ich brauche nur auf die Tatsachen hinzuweisen. Jeder weiß, daß sie heute im Zentrum stehen, aber sie sind nur die akutesten Symptome des ganz allgemeinen Mißstandes, daß unter dem Mantel der Freiheit neue Tyrannen die Seele knechten und unfrei machen. Wir haben heute eine Scheinkultur und zu dem Schein, mit dem man uns blendet, gehört die Freiheit.

Was geleistet wird, soll nicht geleugnet oder irgendwie verkürzt werden. An formaler Freiheit ist viel gewonnen worden. Wir bewegen uns freier als in früheren Zeiten, dürfen in Dingen mitreden, wo früher das Mitreden verpönt war und äußern frei Ansichten, die uns früher auf den Scheiterhaufen gebracht hätten. Aber wenn wir fragen, ob heute die Seele, die Persönlichkeit wirklich frei ist, da dürfte es auch dem eifrigsten Anbeter der modernen Freiheit schwer fallen, mit einem freudigen, entschlossenen Ja zu antworten.

Man wolle nur an die oft so brutale, so zynische Art denken, wie auf allen Lebensgebieten lebendige, geistig hochstehende Minoritäten von der numerischen Mehrheit überstimmt, unterdrückt, tyrannisiert werden. Man denke an die so furchtbare, kurzsichtige Intoleranz, mit der oft freiheitliche Strömungen ihr Ideal, ihre Dogmen, ihre Gesetze aufzwängen, man sehe, wie sie das, was ihre in vielen Punkten veraltete und brüchige Lebensauffassung zu ergänzen, zu revidieren sucht, mit der äußersten Schroffheit zu unterdrücken suchen. Wer das heutige Parteiwesen nicht als Fessel empfindet, die dem einzelnen oft furchtbar wenig Spielraum läßt, und ihm nur die Wahl läßt, sich zu fügen oder beiseite gelassen zu werden; wer auch inmitten unserer Demokratien nicht die erdrückende Tyrannei der Mittelmäßigkeit, die Gewalt des Geldgeistes, die Unterdrückung freier, ritterlicher, unmittelbarer Regungen durch den Geist der kompakten Mehrheit, auch den Geist des normalen Philistertums spürt, — nun, der vermöchte vielleicht in einem mittelalterlichen Verließe frei zu atmen, wie auf Bergeshöhen [1]).

Unsere Kultur ist eine Scheinkultur. Sie ist flach und roh. Sie betet die Mittelmäßigkeit an oder verfällt in den Kultus des Extravaganten, Ueberspannten. Neben einem steten Ueberhandnehmen der Banalität, der Phrase, des Schablonenhaften in Ansichten, Lebensformen, ethischen und ästhetischen Urteilen haben wir die Anbetung der brutalsten Aeußerungen der Persönlichkeit, den Kultus der Macht, der dreinhauenden Faust. Die Persönlichkeit liegt im Staub, wird in den Kot getreten, oder sie wird in den Himmel erhoben da, wo sie es am allerwenigsten verdient. In beiden Fällen ein klägliches Versagen beim Problem der Persönlichkeit. Daher auch heute die ganz allgemeine Desorientierung und Ratlosigkeit, daher die heftigen Reaktionen gegen diese Scheinkultur, daher das Verzweifeln an den Leitgedanken, in deren Zeichen es zu diesem Wirrwarr, zu dieser Ratlosigkeit kommt. Daher die Sehnsucht nach der starken Faust, der kräftigen Autorität, dem äußeren Halt. Man ist nahe daran, die Ideale zu verfluchen, die zu einer

[1]) Tolstoi (das Ende einer Welt). „Diese Lüge ist besonders verhängnisvoll, weil sie die, die ihr anheimfallen, zu hochmütigen Sklaven macht. Diese „freien" Menschen erinnern an die Gefangenen, die das Recht haben, ihre Wärter zu wählen und sich dann einbilden, frei zu sein."

solchen Zersetzung und Abschwächung geführt, sich in das Gegenteil umgewandelt haben.

Hier setzt nun die Strömung ein, deren charakteristischer Ausdruck der Anarchismus ist. Sie anerkennt die Notlage, gibt das Fiasko zu. Man sucht nicht den Bankerott mit schönen Phrasen zu verdecken, sondern gibt ihn unumwunden zu. Aber darum verzweifelt man nicht, gibt nicht die Parole „Zurück!" aus. Der Mut zum Vorwärts ist geblieben. Man will weiter. Man schrickt nicht vor weiteren Kämpfen zurück. Man will sich nicht wieder unter das alte Joch beugen, und noch weniger will man sich von den neuen Tyrannen den Freiheitsglauben nehmen lassen. Klassisch drückt es ein Hauptvertreter, Jean Grave, aus: „Schablone und falsche Freiheit sind stärker gewesen als der Freiheitsdrang der Menschheit, und nachdem man die alten Tyrannen verdrängt hat, sind neue an ihre Stelle getreten, denen nun der Kampf gilt."

Damit haben wir die geschichtliche Stellung des modernen Anarchismus gekennzeichnet. Er ist, kurz gesagt, ein großer Glaube und ein kühnes Vorwärts. Im Moment, da eine Kultur an der Freiheit gescheitert zu sein scheint, glaubt er weiter an eine Kultur der Freiheit, wo die Selbständigkeit anders, tiefer begründet ist. Er will vorwärts und will in den heutigen Wirren alles auf die Entscheidung, die volle Selbstbestimmung abstellen. Er will vor allem den Strömungen, die aus der heutigen Zersetzung heraus eine neue Welt schaffen wollen, seine charaktervolle Seele einhauchen, damit sie, frei von der Ansteckung der dekadenten Kultur, die nun in die Brüche geht, um so tatkräftiger, am Bau einer anderen Welt arbeiten können. Die welthistorische Bedeutung des Anarchismus besteht darin, daß er im Moment, da eine Kultur an einem falschen Persönlichkeits- und Freiheitsideal zu Grunde geht, am Persönlichkeitsideal festhält und gleichwohl, scheinbar aller Erfahrung zum Trotz, alles darauf abstellt. Durch eine weltgeschichtliche Paradoxie will er inmitten der Reaktionen gegen die falsche Freiheit, die uns zersetzt, die Welt durch noch mehr Freiheit aus ihrem Jammer erlösen. Er will um keinen Preis das Moment des Bewußten, Persönlichen, Originellen aufgeben. Weder im Kampf gegen die bisherigen Entstellungen, noch im Kampf gegen alle Entstellungen, die er selber noch hervorrufen wird [1]).

---

[1]) Man muß vor allem das Werk Proudhons studieren, um zu begreifen, wie sich aus dem Fiasko der Aufklärungskultur nicht nur die Sehnsucht nach einer starken Autorität, die mit kräftiger Faust mehr Ordnung schafft, sondern der Drang nach mehr persönlichem, spontanem Leben ergeben muß. „Das achtzehnte Jahrhundert ist nur ein Scharmützel gewesen. Seine oberflächliche, leichtsinnige Kritik konnte nicht triumphieren. Dazu brauchte es eines reineren, stärkeren Ideals". Die Revolution hat keine positive soziale Organisation geschaffen, sondern wesentlich zersetzt. Das ist die Stimmung, aus der der größte Anarchist einen neuen Appell an alle spontanen und damit organisatorischen Kräfte der Menschen richtet.

So hält der Anarchismus in der modernen Welt mit voller Konsequenz das Motiv des absoluten Wertes der Persönlichkeit und Freiheit aufrecht. Er erhält damit der heutigen Welt die ganze Spannung, die ganze weitertreibende Kraft dieses Gedankens, wirft aber auch alles Problematische, noch Unklare, Gärende, das sich an diesen Gedanken knüpft, in die Zeit hinein. Dies haben wir nun auf den verschiedenen Gebieten zu sehen. J. Matthieu.

(Schluß folgt.)

Rundschau.

Volkshauspredigten. Wir machen unsere Leser auf das Erscheinen der im Titelblatt angezeigten Volkshauspredigten aufmerksam. Diese Predigten sind im letzten Winter an acht auf einander folgenden Sonntagen im Volkshaus in Zürich gehalten worden. Sie wollten vor einem weiteren Zuhörerkreis die Grundgedanken des religiösen Sozialismus veranschaulichen. Losgelöst vom kirchlichen Rahmen wollen sie die Hoffnung auf die Erneuerung der menschlichen Gesellschaft bezeugen. Die große Beachtung, welche diese Predigten fanden, zeigte, daß sie einem wahren Bedürfnis entsprachen. Sie sind nun auf vielfachen Wunsch gedruckt worden. Wir gedenken nächstens eine ausführlichere Besprechung zu bringen, möchten sie aber gleich jetzt unsern Lesern zur Beachtung empfehlen.

Büchertisch.

Robert Saitschick, Der Mensch und sein Ziel. Eine Lebensphilosophie ohne Umwege, Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1914.

Entsprechend den vielbesuchten Vorlesungen des Autors ist auch das vorliegende Buch voll schwerwiegender Gedanken. Es sucht den Menschen von seinem Innenleben aus zu erfassen und zu verstehen. Wenn der Verfasser nicht aufhören kann, das bloße, abstrakte Denken als unzulänglich für die Erklärung des eigentlichen Lebens zu bekämpfen, so ist das Buch trotzdem nur für denkende Leser geschrieben. Man muß es langsam lesen und wieder lesen, mit innerer Sammlung, nicht in einem Zug, sondern stückweise, meditierend, in die Tiefe und auf die Höhe

---

Sein ökonomischer Anarchismus soll die Ueberwindung der politischen Planlosigkeit, der Atomisierung der Gesellschaft sein.

Die gleiche Stimmung kann man durch die ganze Entwicklung des Anarchismus bis auf den heutigen Tag verfolgen. (Bakunin, Krapotkin, auch Tolstoi). Man findet sie bei den heutigen Vertretern, vor allem in Frankreich. Der Anarchismus ist dort eine der Hauptreaktionen gegen die Misère der politischen Korruption, der abstrakten Staatsautorität, des Cliquewesens unter freiheitlicher Etikette.

Typisch dafür ist der Weheruf eines Hauptvertreters des revolutionären Syndikalismus: „Die demokratische Korruption hat nichts bestehen lassen. Wir leben unter Ruinen. Nie hat eine Zeit die Persönlichkeit so erniedrigt, so sehr die Triebfedern der Seele geschwächt, das Gewissen verseucht, den Willen entnervt. Kein Ideal, kein Glaube, keine Wahrheit!" Daran knüpft sich dann ein warmer Appell an die proletarische Erhebung, die „das Gefühl der Würde, den Freiheitsdrang, den Geist der Solidarität und der Opferwilligkeit wieder wecken und fördern soll."

steigend; man muß mit dem Nachdenken das Gefühl und den Willen in Betracht ziehen und die verborgensten Saiten des individuellen Seelenlebens mitschwingen lassen; nur so wird der innere Gehalt der Betrachtungen dem Suchenden erschlossen. Saitschick wird nicht müde, die Widersprüche und Schattenseiten des Lebens darzulegen, die uns beinahe vernichten wollen und die in vielen Menschen tatsächlich das seelische Leben ganz oder zeitweise aufheben. Er findet diese Schatten mit unheimlicher Macht in der Unwahrhaftigkeit, die uns wie die Luft umgibt und beständig beeinflußt, im Neid, der sich sogar die Hochschulen zum besonders beliebten Schauplatz und Wirkungskreis aufsuche, im Zorn, der das sicherste Zeichen unserer Ohnmacht ist, im Geiz, der im Gelde entweder die Verkörperung des Machtgelüstes oder das einzige Mittel zur Befriedigung der Genußsucht findet, in der Sinnenlust, die sich in phantasiemäßigen oder wirklichen, aber kraftlosen Variationen der Geschlechtsliebe auslebt, in der Trägheit, die Skepsis, unentschiedenes Denken und Mangel an Glaubenskraft bedingt, das Denken und die Kunst um ihrer selbst willen, losgelöst vom Leben, pflegen will, in der Zwietracht, deren Quelle aus unserer innern Unruhe stammt, und endlich in der Selbstüberhebung, die durch Ueberwucherung des Intellektes die Schranken des Lebens in törichtem Herrschersinn durchbrechen will.

Aus all diesem Elend hungert der Menschengeist nach Erkenntnis; aber nicht das Wissen, sondern nur die Einsicht in den Sinn des Lebens führt uns zur Höhe. Der Weg kann unmöglich an der Tragik und den Leiden des Daseins vorbeigehen.

Aber in Wirklichkeit, nicht in der Theorie, müssen wir die innern und äußern Widersprüche und das Leiden überwinden. Dann kommen wir wie Hiob auf die Höhe, d. h. Gott näher. Dies geschieht in entscheidender Weise immer allein, nicht durch Freunde und gesellschaftliche Verbindungen, die doch immer nur leidige Tröster sind. „Der gesellschaftliche Mensch verzeiht am allerwenigsten die Absonderung von seiner Lebensart, das Streben nach einer geistigen Höhe, die ihm unzugänglich ist." (Seite 251.) Aber nur diese einsam errungene Höhe gibt nach Saitschick volle Lebenskraft. Sie allein löst die Frage nach unserer Bestimmung und zwar nicht in der Zukunft, sondern jetzt oder nie.

Es muß Persönlichkeiten geben, in denen sich die Widersprüche lösen. Alle äußern Entdeckungen und Erfindungen, alle sozialen Veränderungen sind genau so viel und so wenig wert als die lebendigen Persönlichkeiten, die dahinter stehen. Weder der Klassenkampf, noch die kurzsichtige Klugheit der Diplomatie bringen die Menschheit zur Höhe des wahren Glückes; das tut nur, kann nur tun die siegreiche Wirkung des innern Lichtes und der inneren Wärme. Worin besteht aber nach Saitschick diese Höhe, der er ein letztes und hervorragendes Kapitel seines Buches widmet? In nichts anderem als der inneren Freiheit, d. h. in der Unterordnung unserer Triebe, unserer alltäglichen, gewöhnlichen Tätigkeit unter einen höhern — und wenn wir recht verstehen — geheiligten, reinen und tatkräftigen Willen, wie er in Christus erschienen ist, dessen Geist die Menschheit immer wieder aus ihrer Gewöhnlichkeit und Selbstzufriedenheit aufrüttelt.

Soweit die Gedankengänge Saitschicks. Er hofft alles von der lebendigen, von der von innerer Freiheit erfüllten Persönlichkeit; die gewaltige soziale Bewegung der Gegenwart streift er kaum, obschon ihn die geistvolle Betrachtung der Propheten, die er in sein Buch nach dem Kapitel über das Leiden einschaltet, besonders des Jeremia darauf hat führen müssen. „Wer sich zum lebendigen Gott bekennt, sollte, meint er (der Prophet), vom Geiste der Freiheit durchdrungen sein und keine Unterdrückung der einen Volksklasse durch die andre befürworten." (S. 241.) Aber Saitschick verliert sich sofort wieder in die individuelle Betrachtungsweise der Prophetencharaktere. Und doch weiß auch er, daß Jesaja im Gottesreich lebt und webt, glaubt aber (Seite 246), daß der Prophet seine Berufung „ganz innerlich" auffaßt, obschon unser verehrte Autor seine Betrachtung abschließen muß mit der Tatsache, daß sich Jesaja „zu der Vorstellung der Wiedergeburt aufschwingt, zu der Vorstellung von einem neuen Himmel und einer neuen Erde und einem Zusammenleben der Menschen in der wahren Gotteserkenntnis." (Seite 247.)

Wir wissen nicht, ob Saitschick an die Realisierung dieses Gottesreiches auf Erden glaubt. Seine Darlegungen scheinen nur für die geistige Elite der Menschheit zuzutreffen, auch in alle Zukunft. Was die Propheten im Aufschwung ihres

Geistes, „der auf den Lebenshöhen weilt", geschaut haben, scheint nach der „Lebensphilosophie ohne Umwege" doch nur auf das innere Leben dieser Elite zu gehen.

Gewiß verstehen wir es und sind fest überzeugt, daß alle sozialen Umwälzungen, vor denen gerade edel und groß denkende Männer wie Saitschick einen Abscheu zu haben scheinen, nur dann bleibende Lebenswerte schaffen, wenn aus diesen Umwälzungen geheiligte Persönlichkeiten mit jener innern Freiheit hervorgehen, die nicht das Ihre suchen, sondern das Gottesreich; die aber vor keiner menschlichen oder natürlichen Schranke zurückschrecken, dieses Reich sichtbar zu verwirklichen. Warum sollen solche Persönlichkeiten unmöglich sein? Alle Dinge sind möglich, dem, der da glaubt!

Und brauchen es immer nur wenige zu sein, die sich auf die von Saitschick so herrlich geschilderten geistigen Höhen erheben, so wenige wie heute, so wenige wie es in allen vergangenen Geschichtsperioden der Menschheit waren; ja wenige, wenige! — Die Zeiten der Propheten und die Zeit von Christi Erdenleben nicht ausgenommen? — So wenig, daß die Geschichtsschreiber der Juden, Griechen und Römer nicht einmal Notiz nahmen von dem einschneidendsten Ereignis der Weltgeschichte? Muß es so sein und bleiben? Wer übrigens die Menschen im intimen, persönlichen Verkehr kennen lernt und nicht nur von der Kanzel und dem Lehrstuhl her, der wird gewahr, was für ein Schreien nach Gott, was für ein Dürsten nach den wirklichen Lebenshöhen nicht nur einzelne, sondern eine ungezählte Menge von Menschenherzen bewegt, bewußt bewegt und noch mehr unbewußt. Es entspricht dem tiefsten und unmittelbarsten Bedürfnis und Verlangen des Menschenherzens, daß das Prophetenwort in seiner buchstäblichen Wirklichkeit sich erfülle: „Ich will meinen Geist ausgießen auf alles Fleisch." Dann wird aber auch eine äußere Umgestaltung aller Lebensverhältnisse eintreten, die nicht bloß ein Zeichen der Gärung ist, sondern ein Leben aus jenen geistigen Höhen, herabgestiegen in die Niederungen des Daseins, wo aller Streit aufhört. Oder sollte das andere Prophetenwort bloß ein schönes Bild sein, höchstens mit geistiger Bedeutung für die wenigen Persönlichkeiten, die sich zu den Höhen aufschwingen: „Es ist noch ein kleines bis dahin, daß ich Himmel und Erde bewegen werde; da soll dann kommen aller Heiden Trost?"

A. M.

Internationaler Kongress für Soziales Christentum.

(Mitteilung vom Organisations-Komitee.)

Dieser Kongreß, für den die Vorbereitungen schon seit zwei Jahren im Gange sind, soll am 27. bis 30. September dieses Jahres in Basel stattfinden. Die Zustimmungen sind aus den meisten europäischen Ländern und aus den Vereinigten Staaten recht zahlreich eingegangen und als Redner sind mehrere hervorragende Persönlichkeiten gewonnen. Ein bestimmtes religiöses oder sozialpolitisches Programm wird dem Kongreß nicht von vorneherein zugrunde gelegt. Sein erster Zweck ist vielmehr, die Hauptvertreter der verschiedenen sozialen Anschauungen auf protestantischem Boden in persönliche Berührung zu bringen und auf dem Wege gegenseitiger Aussprache überhaupt erst festzustellen, wie weit gemeinsame Ueberzeugungen vorhanden sind. Aus Deutschland steht die Mitwirkung der Kreise sowohl des Evangelisch-sozialen Kongresses als der Kirchlich-sozialen Konferenz in Aussicht. Ebenso werden sich hervorragende Männer der verschiedenen Richtungen des französischen Protestantismus beteiligen. Aus England ist uns das Interesse führender Männer sowohl der anglikanischen Kirche als der verschiedenen Freikirchen, sowie der großen Organisation der Brotherhoods, und auch der Arbeiterpartei, zugesichert. Die drei Hauptthemata der Verhandlungen werden sein: 1. Warum fordern wir als Christen eine soziale Umgestaltung? 2. Wie stellen wir uns zur Sozialdemokratie? 3. Christentum und Weltfriede. Ueber jedes Thema wird je ein deutsches, französisches und englisches Referat gehalten. Ueber den näheren Verlauf des Kongresses und die Namen der gewonnenen Redner wird Näheres mitgeteilt werden.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Ein religiös-sozialer „Gottesdienst“.[1])

„Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid.“

Herr, erbarme Dich unser.
Christ, erbarme Dich unser.
Herr, erbarme Dich unser.

O Gott Vater, der du aller Menschen Vater bist,
Erbarme dich unser.

O Gott Sohn, der du der Erlöser der Welt bist,
Erbarme dich unser.

O Gott heiliger Geist, der du der Gott bist, der in der Menschenwelt lebt und wirkt,
Erbarme dich unser.

O Heilige Dreieinigkeit, die du der Eine Gott bist,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du geboren bist in Armut,
Jesus, der du geboren bist, Friede zu schaffen unter den Menschen,
Jesus, der du der Arbeitsmann von Nazareth warst,
Erbarme dich unser.

Jesus, in dem die Stolzen zerschlagen und die Mächtigen niedergeworfen sind,

---

[1]) Zum Ergreifendsten, was ich während meines englischen Aufenthaltes erlebt habe, gehört einer der von der Christian Social Union (Christlich-sozialen Vereinigung) in der Bow-Kirche, einer der bekanntesten Kirchen von London, veranstalteten Gottesdienste. Die Christian Social Union ist eine Vereinigung von Geistlichen und Laien der Kirche von England, deren Ziele sich in Bezug auf die Verbindung von Christentum und Sozialismus mit den unsrigen so ziemlich decken. Die Mitglieder und Anhänger gehören vorwiegend der Hochkirche, d. h. dem das Kirchenprinzip am stärksten betonenden Zweig der Kirche von England an.

An diesem „Gottesdienst“ war alles bedeutsam. So auch die Predigt von Kanon Scott Holland, einem der Hauptvertreter der Christian Social Union, über das Thema: „Für dreißig Silberlinge“. Wir hegen die Hoffnung, sie unseren Lesern auch darbieten zu dürfen. Aber noch mehr überrascht und beglückt hat mich die „Liturgie“. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß irgendwo die „religiös-sozialen“ Gedanken schon eine solche Verkörperung in den Gebeten und Gesängen

Jesus, der den Hungrigen sättigt mit Gutem,
Jesus, der den Niedrigen erhöht,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du die Täler ausfüllest und die Hügel ausgleichest,
Jesus, in dem alle menschlichen Dinge heilig und köstlich sind,
Jesus, der du alles Menschenwesen in Dir befassest,
Erbarme dich unser.

Jesus, in dem alle Nationen der Erde Eine Familie sind,
Jesus, in dem es weder Knechte noch Freie gibt,
Jesus, der du Aller Bruder bist,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du den Armen frohe Botschaft predigst,
Jesus, der du den Gefangenen Freiheit verkündigst,
Jesus, der du den Zerschlagenen Erlösung schaffst,
Erbarme dich unser.

Jesus, du Freund der Armen,
Jesus, du Ernährer der Hungrigen,
Jesus, du Arzt der Kranken,
Erbarme dich unser.

Jesus, du Spender der Gesundheit,
Jesus, du Sieger über den Tod, der zu frühe hinrafft,
Jesus, du Freund der armen Kleinen,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du der Ankläger bist der Bedrücker,
Jesus, der du die einfachen Gemüter erleuchtest,
Jesus, der du umhergehst, Gutes zu tun,
Erbarme dich unser.

Jesus, du Lehrer der Geduld,
Jesus, du Vorbild der Freundlichkeit,
Jesus, der du die Herzen vom irdischen zum himmlischen Wesen führst,
Erbarme dich unser.

---

der Kirchen gefunden hätten. Und nun geht diese kirchlich konservativste aller protestantischen Kirchen darin voran. Eine nachdenkliche Tatsache!

Ich habe die ganze Liturgie übersetzt, getreu, wenn auch mit Freiheit, und hoffe, daß ich damit den Lesern der Neuen Wege etwas Gutes verschaffe. Dabei verhehle ich mir nicht, daß sie in dieser Gestalt bei weitem nicht den Eindruck machen kann, den sie dort im Herzen Londons, in der Nähe der Bank von England und der Londoner Börse, in der vom Sturm des heutigen Handels- und Erwerbslebens umbrausten Kirche, dazu als Teil eines ganzen Gottesdienstes, erwecken konnte. Auch kann ich die dazu gehörigen herrlichen Lieder nicht bringen. Dennoch hoffe ich, daß diese „Liturgie" den meisten Lesern viel zu sagen vermöge und daß ihnen daraus vielleicht auch ein Hauch von Pfingstgeist entgegenwehen werde.

Um dem richtigen Verständnis zu Hilfe zu kommen, bemerke ich noch, daß die Liturgie der Kirche von England der römisch-katholischen ähnlich ist. Man muß sie sich so ausgeführt denken, daß der Geistliche und die Gemeinde dabei zusammenwirken, im Sinne des Wechselgesanges. Was die Gemeinde spricht (oder singt) ist im Text durch gesperrten Druck hervorgehoben. L. R.

Jesus, der du versucht wurdest gleich wie wir,
Jesus, der du im Gebet nicht abließest,
Jesus, der du der Genosse der Geächteten warst,
Erbarme dich unser.

Jesus, du Hasser der Heuchelei,
Jesus, du Feind des Mammons,
Jesus, du Bollwerk der Schwachen und Geringen,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du viel vergibst denen, die viel lieben,
Jesus, der du alle Menschen zu dir ziehst,
Jesus, der du zu dir rufst alle, die da mühselig und beladen sind,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du nicht kamst, um dir dienen zu lassen, sondern um zu dienen,
Jesus, der du nicht hattest, wo du dein Haupt hinlegest,
Jesus, der du geliebt wurdest vom gemeinen Volke,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du um Geldes willen verraten wurdest,
Jesus, der du von den Priestern und Schriftgelehrten ausgeliefert wurdest,
Jesus, der du von den weltlichen Machthabern gerichtet wurdest,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du für uns gekreuzigt wurdest,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du uns zur Gemeinschaft deines Reiches berufen hast,
Jesus, in dem es kein Ansehen der Person gibt,
Jesus, der du uns an unseren Früchten erkennen wirst,
Erbarme dich unser.

Jesus, der du am Tage des Gerichtes zu uns sprechen wirst: „Was ihr getan habt, einem der Geringsten unter diesen deinen Brüdern, das habt ihr mir getan,"
Erbarme dich unser.

Von unserer Liebe zum Gelde,
Erlöse uns, o Herr.

Von aller Unehrenhaftigkeit im Geschäftsleben,
Erlöse uns, o Herr.

Von Leichtsinn und Pflichtvergessenheit,
Erlöse uns, o Herr.

Von Groll und Bosheit gegen unsere Widersacher,
Erlöse uns, o Herr.

Von Vernachlässigung der Arbeit,
Erlöse uns, o Herr.

Von jeglicher Verachtung anderer,
Erlöse uns, o Herr.

Von allem, was einen deiner Geringsten ärgern kann,
Erlöse uns, o Herr.

Von der Bedrückung der Armen,
Erlöse uns, o Herr.

Vom Neid auf die Reichen,
Erlöse uns, o Herr.

Von der Unterwerfung unter die Art des rein weltlichen Denkens,
Von dem mangelnden Mut, dein kommendes Reich zu verkündigen,
Erlöse uns, o Herr.

Von Härte, Engigkeit und Mißtrauen,
Erlöse uns, o Herr.

Von Schwäche und Unstetigkeit des Wollens,
Erlöse uns, o Herr.

Von Mangel an Glauben in der Erfüllung deines Willens,
Erlöse uns, o Herr.

Von allem Hochmut,
Erlöse uns, o Herr.

Von allem Geiz,
Erlöse uns, o Herr.

Von aller sinnlichen Befleckung,
Erlöse uns, o Herr.

Von aller Verbitterung,
Erlöse uns, o Herr.

Von aller gemeinen Gier,
Erlöse uns, o Herr.

Von allem Neid,
Erlöse uns, o Herr.

Von aller Schlaffheit,
Erlöse uns, o Herr.

Durch dein Herabsteigen in unser Fleisch und Blut,
Durch deine Geburt in Armut,
Durch dein schweres Leben,
Durch deinen bitteren Tod,
Durch deine herrliche Auferstehung und Erhöhung,
Erlöse uns, o Herr.

Gehe nicht ins Gericht mit uns,
Erhöre uns, o Herr Jesus.

Dadurch, daß du die Blinden sehend gemacht hast,
Nimm von uns alle Voreingenommenheit.

Durch das, was du uns auf dem Berge gelehrt hast,
Lehre uns zu hungern und zu dürsten nach Gerechtigkeit.

Durch das Wunder, das du zu Kana getan hast,
Vermehre unter uns den Reichtum des Lebens.

Durch deine Gleichnisse von Gefahr und Unrecht des Reichtums,
Hilf uns, unseren Besitz mit den Brüdern zu teilen.

Durch deine Reden gegen die Pharisäer und Sadduzäer,
Gib uns den Mut, die Sünden der kirchlichen und weltlichen Machthaber zu strafen.

Durch die Fußwaschung, die du an deinen Jüngern geübt hast,
Lehre uns, den Brüdern zu dienen.

Durch dein Gebet am Kreuze,
Lehre uns, unsere Feinde lieben.

Durch dein Kreuz und Leiden,
Hilf uns, selbst für die Sache der Wahrheit zu leiden.

Durch deine Gegenwart in deiner Kirche,
Erhalt uns in Gehorsam gegen dein Gesetz der Liebe.

Durch das Gebet, das du uns gegeben hast,
Hilf uns, unser Leben unserem Beten entsprechend zu gestalten.

Durch das Gebet, das du uns gegeben hast,
Hilf uns, deinen Willen auf Erden zu tun.

Durch dein Leben und deine Lehre,
Mache uns fähig, Gott über alles zu lieben.

Durch dein Leben und deine Lehre,
Mache uns fähig, den Nächsten zu lieben als uns selbst.

Zum Schlusse flehen wir zu Dir, starker und gnädiger Herr, daß Du im besonderen alle die, welche in treuer Arbeit ihr Brot zu erwerben trachten, führen, schirmen und erleuchten mögest:

Für die Männer, die schweren Gefahren ausgesetzt sind,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Für die Frauen, die Schmerzen leiden müssen,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Für die, welche das Land bebauen,
Für die, welche an den Maschinen stehen,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Für die, welche die tiefen Wasser befahren,
Für die, welche ferne Länder durchstreifen,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Für die, welche in Büro und Warenhäusern arbeiten,
Für die, welche in Hochöfen und Fabriken ihr Tagwerk tun,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Für die, welche sich in den Bergwerken mühen,
Für die, welche kaufen und verkaufen,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Für die, welche Hausgeschäfte tun,
Für die, welche Kinder erziehen,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Für alle, die von der Kraft ihrer Arme leben,
Für alle, die leben von der Geschicklichkeit ihre Hände,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Auch für alle Arbeit des Kopfes und Herzens:
Um weise Einsicht für den Führer,
Um Geschicklichkeit für den Verwalter,
Um Gewissenhaftigkeit für den Arzt,
Um richtiges Urteil für den Anwalt,
Um Verschwiegenheit für den Vertrauensmann,
Um Mehrung der Erkenntnis für den Forscher,
Um lebendigen Geist für den Gelehrten,
Um gesundes Denken für den Schriftsteller,
Um Schöpferkraft für den Künstler,
Um Geduld für den Lehrer,
Um Feuergeist für den Propheten,
Flehen wir zu dir, o Herr.

Auch für alle die, welche arm, gebrochen und unterdrückt sind:
Für alle, deren Arbeit der Hoffnung entbehrt,
Für alle, deren Arbeit der Ehre entbehrt,
Für alle, deren Arbeit des Interesses entbehrt,
Für alle, die zu wenig Muße haben,
Für alle, die zu schlecht bezahlt sind,
Für alle weiblichen Arbeiter,
Für alle, welche in gefährlichen Betrieben arbeiten,
Für alle, welche keine Arbeit finden können,
Für alle, welche keine Arbeit tun wollen,
Für alle, welche kein Heim haben,
Für die Gefangenen und Verstoßenen,
Für die Opfer der Wollust,
Für alle, die unmäßig und ausschweifend sind,
Für alle, die krank und hungrig sind,
Flehen wir zu dir, o Herr.

O Lamm Gottes, das wegnimmt die Sünden der Welt,
Erbarm dich unser.
O Lamm Gottes, das wegnimmt die Sünden der Welt,
Nimm an unser Gebet.

Herr, erbarm dich unser.
Christ, erbarm dich unser.
Herr, erbarm dich unser.

Unser Vater, der du bist in den Himmeln,
Geheiligt werde dein Name,
Dein Reich komme,
Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel,
Gib uns heute unser täglich Brot,
Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern,
Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Amen!

Vater des Lichtes und Gott aller Wahrheit, reinige die Welt von Irrtum, Mißbrauch, Verderbnis und Sünde aller Art. Wirf in den Staub das Banner Satans und pflanze allüberall auf das Banner Christi. Zerstöre die Herrschaft der Sünde und richte auf das Reich der Gnade in allen Herzen. Laß Demut triumphieren über Hochmut und Anmaßung; Liebe über Haß, Neid und Bosheit; Reinheit und Mäßigkeit über Ausschweifung und unreine Gier; Milde über Zorn; und den Geist der Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung über den Geist der Begehrlichkeit und der Liebe zu den Gütern dieser Welt. Laß das Evangelium Christi durch Bekenntnis und Tat siegreich die Welt durchdringen. Wir bitten dich darum, im Namen dessen, der lebt und regiert mit Dir und dem heiligen Geist, Ein Gott in Ewigkeit. Amen!

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns ewiglich.
Amen!

Ein neuer Kreuzzug.[1]

Vor allem möchte ich das Browning-Hall Settlement zu dem bedeutsamen Arbeitsbericht beglückwünschen, der von ihm soeben veröf-

[1] Rede, gehalten während der Labour-Week 1913 im Browning-Hall-Settlement in London. Aus: „To the Workers of the World". W. A. Hammond, Holborn Hall, Clerkenwall Road, E. C., London.

sentlicht worden ist: „Achtzehn Jahre im Herzen der City“[1]). Es ist ein Bericht über eine reiche und auf die verschiedensten Gebiete sich ausdehnende Tätigkeit, die nur von unbezahlten Arbeitskräften geleistet werden konnte. Das Werk, das durch Browning-Hall getan worden ist, hätte nicht um Lohn vollbracht werden können, weil dann die treibende Kraft, die dahinter steht, die Liebe zu Gott, die ihren Ausdruck im Dienste an den Menschen findet, gefehlt hätte. Ich habe den Aufsatz meines Freundes, Bischof Welldon, im „Neunzehnten Jahrhundert“ noch nicht gelesen, aber beim Durchblättern ist mir ein Satz in die Augen gesprungen, dessen Kernpunkt der Gedanke war, daß die Kirche durch ihre Verbindung mit der Arbeiterbewegung diese Bewegung mit neuem Leben zu erfüllen vermöchte. Vielleicht erlebe ich den Tag, wo solche Dinge geschehen, wo ein neues Verständnis aufgebrochen ist zwischen der christlichen Kirche und der Arbeiterbewegung; aber das wird erst dann geschehen, wenn die Arbeiterbewegung die Kirche mit neuem Leben erfüllt hat.

Es gibt heutzutage keine Ketzer mehr. Ich möchte wissen, ob Sie je darüber nachgedacht haben, warum. Warum werden die Leute nicht mehr wegen Ketzerei verfolgt? Man sagt wohl gerne, wir seien duldsamer geworden gegenüber andersartigen Ueberzeugungen. Darüber kann man jedoch verschiedener Ansicht sein. Es könnte auch sein, daß wir nur gleichgültiger geworden sind gegenüber den religiösen Wahrheiten, daß Männer und Frauen, als Einzelne und als Gesamtheit, besonders aber als Gesamtheit, nicht mehr an Gott als an eine schöpferische, lebendige Wirklichkeit glauben. In den alten Zeiten, als die Ketzer ins Gefängnis geworfen und verbrannt wurden, da geschah dies, weil die herrschende Macht davon überzeugt war, daß alle diejenigen, die nicht glaubten wie sie, dem Verderben preisgegeben seien, und der Grundsatz, nach dem die Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden, war der, daß es besser sei, ihr Leben durch den Flammentod zu opfern, als sie ihrer unsterblichen Seele verlustig gehen zu lassen. Das war die Theorie. In den früheren Zeiten wuchs sie ganz unzweifelhaft aus dem Glauben heraus, zu was immer sie später entartet sein mag. Dasselbe gilt vom Zweikampf. Warum war es Brauch, daß in den Tagen, da das Christentum die Gemüter beherrschte, zwei Männer ihre Meinungsverschiedenheiten mit der Schärfe des Schwertes austrugen? Weil sie glaubten, daß Recht Macht sei und jeder, da er sich im Recht glaubte, auch davon überzeugt war, daß Gott hinter ihm stehen und ihn von seinem Feinde erretten werde. Heutzutage glauben die Menschen das nicht mehr. Napoleon tat den zynischen Ausspruch, Gott sei immer auf Seite der stärkeren Bataillone. Dem entspricht in unseren Tagen die Ueberzeugung, daß Gott immer hinter den Dreadnoughts stehe, wenn sie groß genug

[1]) Eighteen Years in the Central City Swarm. London, W. A. Hammond, Holborn Hall, Clerkenwall Road E. C.

seien. Niemand bekämpft heute die Religion. Ich bin alt genug, um mich der Zeit zu erinnern, wo der Agnostizismus[1]) eine wirkliche, kämpfende, kriegerische Macht war und wo von hüben und drüben gute, herzhafte Schläge ausgeteilt wurden; ja, ich selbst habe mich am Kampfe beteiligt. So etwas kommt heute nicht mehr vor. Heute hört man nichts mehr vom Agnostizismus, ausgenommen vielleicht in einem abgelegenen kleinen Versammlungssaal. Und warum nicht? Weil die Leute es nicht mehr für der Mühe wert erachten, sich wegen der Religion zu bekämpfen. Die Religion spielt einfach keine Rolle mehr für sie. Darum steht es mit den Kirchen so, wie es steht. Darum gehen verhältnismäßig so wenige mehr zur Kirche. Und das ist viel schlimmer und viel gefährlicher als ein kräftiger Angriff und eine ebenso kräftige Verteidigung. Es ist ein Mangel an lebendigem Glauben. Ich stamme aus einer Familie, einer Rasse, die in den Tagen Karls[2]) Leben um Leben, Männerleben wie Frauenleben, aus den rauhen Hängen und unfruchtbaren Moorländern Schottlands dahingab im Kampfe um das Recht, Gott nach dem eigenen Gewissen anbeten zu dürfen. Ich spreche von den schottischen Presbyterianern. Regierungsmaßregeln und Waffengewalt konnten nicht gegen sie aufkommen. Sie zogen aus, eine Hand voll Männer, oft unbewaffneter Männer, gegen die englischen Truppen — und siegten! Warum? Weil sie an Gott glaubten und weil sie für Gott kämpften und darum nicht unterliegen konnten. Dieser Geist lebt heute nicht mehr. Und das muß seine Gründe haben. Unsereins braucht die Gründe nicht lange zu suchen.

Versuchen Sie einmal, sich das Zukunftsbild vorzustellen, das Jesu Geist erfüllte und das unter seinen Nachfolgern von Geschlecht zu Geschlecht übermittelt wurde, bis eine falsch orientierte intellektualistische Erziehung und ein trostloser, seelenloser Erwerbsgeist, dessen einziges Ziel das Geldmachen ist, es verzerrten und zerstörten. Welches war das Bild, das Jesus sogar in seinen dunkelsten Stunden, in Gethsemene und anderswo, vor sich gesehen haben muß? Ihn erfüllte die Zuversicht, daß ein Mensch nach dem andern hingezogen würde zum Evangelium, das er verkündete, und daß sie alle durch Opfer und Kampf und Hunger und Entbehrung wieder neue Menschen für ihren Glauben gewännen; er mußte im Geiste schauen, wie im Laufe der Zeit das kleine Häufchen seiner Jünger, das er zurückgelassen, zu einer großen Macht und zu einer gewaltigen Menge heranwachsen und durch sein bloßes Anwachsen ganz von selbst das Reich Gottes auf Erden errichten würde, jenes Gottesreich, wo weder Haß noch Streit noch das ruhelose, traurige, verzehrende Sorgen um die Dinge dieser Welt Platz hätte, wo Jesaias Weissagung erfüllt, die Speere in Pflugscharen verwandelt wären und jeder unter seinem

[1]) Die englische Abart des Freidenkertums. (Die Ueberf.)

[2]) Gemeint ist König Karl I. (Die Ueberf.)

Weinstock und unter seinem Feigenbaum wohnen würde und niemand ihn schreckte. Das war das Gesicht, das Jesus geschaut haben muß, und das in den Herzen und im Geist seiner Jünger und Nachfolger lebte.

Schauen Sie heute um sich — nicht nur in London, nicht nur im Vereinigten Königreich, sondern in jedem zivilisierten Lande unter der Sonne. Was ist aus diesem Gesicht geworden? Friede auf Erden? Vierundsiebenzig Millionen Pfund Sterling[1]) Militärausgaben in Großbritannien allein! Und diese Militärausgaben werden noch größer werden. Und das gleiche Verhältnis ringsumher. Wir bilden keine Ausnahme. Wir sind weder besser noch schlechter als unsere christlichen Nachbarn in den andern Ländern. Schauen Sie auf die Wohnstätten, die diesen unsern Versammlungsort umgeben. Schauen Sie auf Ihr eigenes Leben. Wissen Sie, was mir immer am meisten auffällt in den Versammlungen, wie die unsrige, besonders in London und in den Bergwerksbezirken? Es ist die große Zahl der Frauen, die Trauer tragen. Was bedeutet das? Man trägt nicht umsonst Schwarz. Es bedeutet einen dunklen Punkt in ihrem Herzen, den Verlust eines geliebten Menschen, dessen Leben ihnen und der Welt wahrscheinlich hätte erhalten werden können, wenn auch nur ein Zehntel der Lehren Jesu unser Volksleben und unser Einzelleben beherrschten. Die menschliche Gesellschaft könnte die Fülle der Früchte des Gottesreiches genießen; statt dessen füllt sie sich ihren Bauch buchstäblich mit den Trabern der Schweine. Ob es nun die eitlen Liebhabereien der Reichen oder der Kampf um die notwendigsten Lebensbedürfnisse der Armen oder das Rennen nach Gewinn unter unserm Mittelstand, unsern Handels- und Geschäftsleuten sei, wir alle sind, jeder nach seiner besonderen Art, wie der verlorene Sohn von ehedem; wir nähren uns von den Hülsen, aus denen die Körner entfernt worden sind. Und das Schreckliche, das Unbegreifliche daran ist, daß die Kirche Christi ohne Unterschied der Glaubensschattierung billigend zusieht, so daß man kaum zu unterscheiden vermag zwischen den Gepflogenheiten der christlichen Kirche und denjenigen der Börse. Ja, in diesem Augenblick, wo der Versuch gemacht wird, die Ketten des Kriegsgottes Moloch in der Form von allgemeiner Wehrpflicht noch schwerer auf den Nacken des Volkes zu legen, hat ein Bischof der anglikanischen Kirche in Wales seinen Segen über die Bewegung ausgesprochen. Und dann wundern wir uns, warum das Reich Christi sich nicht mehr ausbreite unter den Menschen!

Das Christentum ist mehr als eine bloße Reihe von Verneinungen. Es ist nicht nur ein „Du sollst nicht" sondern ein „Du sollst". Es befiehlt uns nicht nur, unsere Feinde nicht zu hassen, sondern sie zu lieben. Denken Sie einmal darüber nach, wenn Sie wieder daheim sind. Denken Sie an den Menschen, der Sie am meisten beleidigt hat,

[1]) 1850 Millionen Franken.

und machen Sie sich daran, ihn zu lieben. Dann wird es Ihnen vielleicht bewußt werden, wie weit wir in unserem eigenen persönlichen Leben von den Lehren Jesu entfernt sind. Es heißt nicht: „Gib den Armen, was Du entbehren kannst!", es heißt: „Verkaufe, was Du hast, und gib es den Armen". Wende das auf irgend einen kirchlichen Würdenträger an, dessen Geschäft blüht und merke dir, zu was für Schlüssen du kommst.

Liebe Freunde und Genossen, es wird mir oft weh ums Herz ob der leidigen Politik und allem, was damit zusammenhängt. Wenn ich dreißig Jahre jünger wäre und die Erfahrung besäße, die ich mir in den letzten fünfundzwanzig Jahren erworben habe, würde ich wahrscheinlich Haus und Heim und Weib und Kind verlassen, wenn es nötig wäre, um unter das Volk zu gehen und ihm aufs neue die ganze Botschaft Jesu von Nazareth zu verkündigen. Wir alle sind auf diese oder jene Weise von unserer Bahn abgekommen. Was wir brauchen, ist eine neue Ausgießung des Geistes, ein neues Erfassen der großen Wahrheit, für die Christus sein Leben gelassen hat: daß wir nicht nur unsere eigene Seele retten müssen, sondern daß die einzelne Seele nicht gerettet werden kann, wenn die Gesamtseele nicht auch gerettet wird.

Brüder, verkündigt wieder das Reich Gottes auf Erden! Nicht als etwas, das weit über den Wolken fernab von der Erde schwebt, sondern als etwas, das heute hier auf Erden lebt. Wenn wir nur eine genügende Zahl Männer und Frauen dafür gewinnen könnten, buchstäblich die Welt aufzugeben und Christus nachzufolgen, dann könnte die Welt gerettet werden. Es ist ein Leichtes, mit Worten Protest einzulegen gegen das, was um uns herum getan wird und vor sich geht. Aber ein rein äußerlicher, bloß mit den Lippen ausgesprochener Protest hat noch nie das Herz der Welt bewegt. Es braucht einen lebendigen Glauben an ein großes Ideal, um Männer und Frauen dazu fähig zu machen, ihr Leben immer und immer wieder in den Dienst seiner Verwirklichung zu stellen.

Ich habe mich bemüht, die Literatur und die Religionen der verschiedenen Länder kennen zu lernen und ich kenne kein Ideal, das so einfach, so begeisternd, so edel wäre, wie die Botschaft Jesu Christi von Nazareth. Er verkündigte nicht, daß der erfolgreiche Geschäftsmann oder der große Gelehrte der Mann nach dem Herzen Gottes sei. Nein! „Selig sind die Sanftmütigen. Selig sind die geistlich Armen". Der Sinn dieser Worte war unzweifelhaft der, daß Männer und Frauen wieder zu der Einfachheit der kindlichen Auffassung zurückkehren, wie die Kindlein werden, statt durch scharfsinniges, logisches Denken sich leiten ließen durch die Inspiration und Eingebung, die von einem gesunden, reinen, von Gott durchdrungenen Herzen kommt, wenn das Leben nicht schmutzig, niedrig und kleinlich bleiben sollte. Darum ist das, was wir nötig haben, ein neuer Kreuzzug, der die Religion so weit als möglich zu ihrer ursprünglichen Rein-

heit zurückführen sollte. Wir müssen erkennen lernen, daß der Geist Gottes an der Arbeit sein kann auf Gebieten und in Kreisen, die geächtet und zwar von Kirche und Staat gleichermaßen geächtet. In der heutigen Arbeiterbewegung, ganz besonders in der sozialistisch denkenden Arbeiterschaft, findet sich mehr vom wahren Geiste und der wahren Lehre Christi als in den meisten Kirchen des Landes. Ich sage das nicht prahlerisch und ich sage das nicht aus Gehässigkeit gegen die Kirche. Ich stelle nur fest, was mir als eine unwiderlegliche Wahrheit erscheint. Christus legte wenig Gewicht auf das, was die Leute sagten, noch weniger auf das, was sie beteten — mit den Lippen beteten. In der Heiligen Schrift gilt als einziger Prüfstein für die Seelen, die in das Himmelreich eingehen dürfen, nicht, was sie geglaubt, aber was sie getan haben, um die Armen, die Bedürftigen und die, die keinen Helfer haben, zu retten und ihnen beizustehen. So kann diese Missionsarbeit des Browning-Settlements, diese Arbeiter-Woche, dadurch, daß sie Arbeiter und christliche Männer und Frauen zusammenbringt, leicht der Kern werden, aus dem die wirkliche Erneuerung der Christenheit hervorgehen kann. Was ich heute Abend hier sage, habe ich von hundert Rednerpulten aus gesagt: daß jene, die materielle Vergnügungen und Dinge brauchen, um sich des Lebens zu freuen, auf Sand bauen. Früher oder später kommt eine Zeit, wo die Eitelkeiten, die Unwirklichkeiten und Täuschungen des Lebens alle dahinfallen und wir den grimmigen Wirklichkeiten ins Auge schauen müssen. Dann — glauben Sie es einem nicht mehr jungen Manne aufs Wort — wenn diese Zeit gekommen ist, wird das Einzige, das Ihnen verbleibt und auf das Sie sich wie auf einen Fels stellen können, Ihre Vereinigung mit Jesus von Nazareth sein. Ich kann es mit Worten nicht ausdrücken, als was für ein Unrecht ich es empfinde, wenn Jesus der Arbeiterschaft als ein weißgekleideter Heiliger dargestellt wird, der mit einem Heiligenschein um das Haupt dahinwandelt. Christus war wie wir: er kannte alle unsere Versuchungen, all die Mühseligkeiten unseres Lebens, und wenn wir nicht erkennen, daß Christus nicht der Gott der Vornehmen ist, sondern daß er zu uns, dem gemeinen Volke, gehört, werden wir die Kraft seiner Botschaft nie so ganz empfinden. Darum fordere ich Sie auf, Sie, Männer und Frauen, die Sie vielleicht die christliche Religion verachtet und verspottet haben, um dessetwillen, was Sie in Ihrer Umgebung sahen, sich zu vergegenwärtigen, daß das, was Sie um sich herum sehen, nicht Christentum, ja nicht einmal eine anständige Karrikatur des Christentums, sondern nur ein gotteslästerlicher Frevel am Christentum ist. Wenn das Christentum eine herrschende Macht wäre, dann gäbe es weder Armeen noch Kriegsflotten, weder Armut noch Reichtum, weder Armenquartiere noch Paläste, dann gäbe es keinen wirtschaftlichen Wettkampf um den Gewinn, bei dem der Reiche den Armen zermalmen kann: dann wäre unter uns Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und die Liebe das allbeherrschende Gesetz.

Keir Hardie (übersetzt von Clara Ragaz).

Der Anarchismus.

Die einzelnen Gebiete.

„Das Reich des Guten, nach dem sich die Menschheit sehnt, bedarf nicht der Künste menschlicher Herrschsucht. Keine äußere Stütze ist erforderlich, um die Leidenschaft des Guten und das Gefühl allgemeiner Verbrüderung anzufachen. Was groß und echt ist, genügt sich selber, trägt in sich die Gewähr seiner Berechtigung und die Flamme, die es anfeuert."

Guyau.

„Kämpfe und leide, um es allen zu ermöglichen, ein starkes, echtes Leben zu leben und sei versichert, daß du nirgends so reine Freuden und begeisternde Anregungen finden wirst wie in diesem Kampf."

Krapotkin.

V.

Die Ethik.

Das eigentliche Gebiet des Anarchismus ist die Ethik. Das ist das Reich, da er recht bodenständig ist, und von dem aus er auf den übrigen Gebieten Anregungen erteilen kann. Seine Bedeutung für Politik, Erziehung und soziale Frage ist absolut unverständlich, wenn wir nicht seine ethische Grundlage erfaßt haben. Gerade einige der heikelsten Punkte, etwa die staatsfeindliche Haltung des Anarchismus, sein Antiparlamentarismus, die direkte Aktion, das, was am wenigsten an ihm verstanden wird, läßt sich nur im Zusammenhang mit seiner ganzen ethischen Weltauffassung bewerten und beurteilen.

Suchen wir uns nun in dem seltsamen Gebiet der anarchistischen Ethik zurechtzufinden. Diese Ethik soll nach landläufiger Ansicht ein Chaos von wirren Ansichten, Ueberspanntheit und Verbrechen sein. Es ist nicht zu leugnen, daß es nicht allzu leicht ist, sich hier zu orientieren. Gehen wir möglichst bestimmt und prinzipiell vor.

Eine Ethik ist entweder eine langweilige Sammlung von Paragraphen oder ein frisches Stück Leben, das selber Leben schafft. Da ist zunächst ein Punkt außer Zweifel. Das Leben ist für den Anarchismus wirklich Leben. Es soll nicht Registrierapparat des Bestehenden sein, sondern eine Kraft, die beständig das Bestehende umwertet, umgestaltet. Also kein Barometer, das Gewitter und Sturm anzeigt, sondern selber Sturm und Kraft. Der Anarchismus gehört zur Gruppe von Ansichten, die wir unter dem Namen „Pragmatismus" (im weitesten Sinn) zusammenfassen können, und welche den Sinn der Welt in einem steten Schaffen erblicken. „Im Anfang war

die Tat", jeder ernste Anarchist würde es eben so getrost wie Faust schreiben. Es kommt weniger auf das reine Begreifen und Deuten der Wirklichkeit als auf das Eingreifen des Willens an. Die Welt ist nicht an und für sich etwas, das wir bloß anzunehmen haben, und mit dem wir uns abfinden müssen. Die Welt ist, was wir daraus machen. Sie soll das Wachs sein, dem wir die Gestalt verleihen. Ist das Umgekehrte der Fall, so hat sich der Mensch zu schämen. Daher der Protest des Anarchismus gegen die Uebergriffe aller Lebensauffassungen, die das Leben mechanisieren. Daher sein Widerspruch gegen die Anmaßungen einer katalogisierenden, registrierenden Wissenschaft, gegen die Versuche, dem reichen Leben Gesetze vorzuschreiben, seine ganze frische Unmittelbarkeit zu einem bloßen Schema zu machen. Ich weiß nicht, ob es viele Werke gibt, die dies so ergreifend zum Ausdruck bringen, wie Bakunins „Knuto-germanisches Reich"[1]), ob je das Leben einen so hingerissenen und hinreißenden Anwalt gefunden hat gegen den abstrakten Intellektualismus. Man müßte schon bis Rousseau zurückgehen, oder Bergson zum Vergleich heranziehen, um etwas Aehnliches zu finden[2]).

So ist der Anarchismus Pragmatismus. Sagen wir revolutionärer Pragmatismus. Ohne daß man dabei sofort an Dynamit und Dolch zu denken braucht. Es gibt revolutionäre Mächte, die stärker revolutionieren als äußere Gewalt. Tolstoi ist bei völliger Ablehnung der Gewalt viel revolutionärer als Bakunin. Zur Spontaneität und Unmittelbarkeit des Lebens, die die Anarchisten wahren wollen, muß noch ein reiner, geistiger Gehalt kommen. Dann erst bricht es als befruchtender Strom in die Welt ein. Gestalten wie Proudhon, Krapotkin und Tolstoi sind der Beweis, daß die anarchistische Lebensentfaltung die Form für Ritterlichkeit, Aufopferung sein kann und tatsächlich ist. Krapotkin und Tolstoi, auch Proudhon und sogar Bakunin, das „enfant terrible" des Anarchismus, sind Fanatiker der Liebe und des heroischen Eintretens für die

---

[1]) „Die Wissenschaft wird immer unvollkommen sein. Die Menschen zwingen, nach ihren Gesetzen zu leben, hieße das individuelle wie das soziale Leben auf das Prokustesbett spannen. Denn das Leben bleibt immer weiter lebendiger als was das Wissen von ihm erfaßt. Darum rufe ich zum Einzelruf des Lebens gegen das tyrannische Wissen. Das Leben allein, wenn man es von der Tyrannei der dogmatischen Gesetze befreit, schafft, schafft in reiner Spartanertät."

Bezeichnend ist es wie Bakunin auf seine Zeitgenossen wirkte. Einer nennt ihn: „Der ewige Frühling". Ein anderer sagt: „Das perpetuum mobile steckt in seiner Seele".

[2]) Dies ist übrigens ein charakteristisches Merkmal des Anarchismus. Schon Proudhon stellt den Satz auf: „Die Idee stammt aus der Tat und muß beständig in enger Beziehung zu ihr bleiben". Das Leben ist für ihn schaffende Kraft. Und Reclus: „Das stets neue, sich nie gleichbleibende Leben kann nicht in Formen gepreßt werden, die sein Wesen erschöpften".

Die Anarchisten sind Vertreter, vielfach Vorläufer der modernen pragmatischen Strömungen. Man findet bei ihnen sogar Gedankengänge, die lebhaft an Bergson erinnern. Das Leben ist auch ihnen „schöpferische Entwicklung".

Gerechtigkeit. Daß aber das Recht des Lebens auf Freiheit von aller Bevormundung und äußeren Zucht auch im Sinn der rohesten Ausbrüche menschlicher Leidenschaft verstanden werden und benützt werden kann, liegt auf der Hand [1]).

Die anarchistische Ethik macht die Welt zum Charakter- und Willensproblem. Im engsten Zusammenhange hiemit steht ein weiteres Kennzeichen. Ich meine die Konzentration auf die einzelne Persönlichkeit, das, was man — nicht ganz mit Recht — ihren individualistischen Charakter nennt. Ich halte diesen Ausdruck für irreführend, wie überhaupt ein genaues Eindringen in die Gedankenwelt des Anarchismus uns nur zu deutlich zeigt, wie wenig unsere ethische Begriffswelt bis zum Wesen der Dinge dringt und fähig ist, es auszudrücken. Die Anarchisten sind Individualisten, weil sie das Weltproblem in die Tiefen der Innerlichkeit verlegen. Hier muß die Entscheidung fallen. Es ist klar, daß eine Weltanschauung, die alles auf die persönliche Entscheidung abstellt, ein Appell an den Einzelnen sein muß. In der Einzelseele spielt sich das Weltdrama ab [2]). In diesem Sinn kann man den „Individualismus" des Anarchismus zugeben. Es fragt sich nur, wie sich dann seine Beziehungen zur Welt gestalten werden. Der anarchistische Individualismus kann der Vorgang sein, durch den alle Bande zwischen dem Individuum und der Welt zerschnitten werden; er kann aber auch die Krise sein, durch die der Einzelne zum Bewußtsein seiner Verantwortung der Welt gegenüber erwacht. Neben Stirner haben wir Tolstoi und Krapotkin.

Man muß dies immer im Auge behalten, wenn man mit dem anarchistischen Individualismus zu tun hat. Da haben wir zunächst eine Gruppe von Anarchisten, die streng bei diesem aristokratisch-individualistischen Charakter stehen bleiben und keineswegs versuchen, zwischen dem Ideal und der großen Menge eine

---

[1]) Hervorheben müssen wir Proudhons Stellung zu den Fragen der Ehe und der sexuellen Ethik. Selten ist mit einer solchen gesunden, herben Kraft das Ideal der absoluten Reinheit auf diesem oft so schmutzigen Gebiete aufrecht erhalten worden, aller Perversität des sexuellen Lebens, sogar dem Malthusianismus gegenüber. Was für eine Kluft zwischen diesem Ideal und dem modernen Gebärstreik!

[2]) Darum sind nicht blasse Theorien, sondern charaktervolle Persönlichkeiten die besten Stützen des modernen Anarchismus. Das anarchistische Ideal ist durch sie systematisch verarbeitet worden und, was noch viel, viel mehr ist, es hat in ihrem Leben ein Stück Wirklichkeit erobert. Ich denke vor allem an Proudhon und Krapotkin, auch Tolstoi und Bakunin gehören hierher. Der Glaube, daß es im Leben auf den Willen, auf persönliche Initiative und aufopferungsvolle Taten ankommt, findet hier eine höhere Legitimation. Es ist schwer, ihm jede Wahrheit abzustreiten, wenn er ein Leben voller Not, voller Trotz und heroischen Ringens im Kampfe gegen eine ganze Welt zu seinem Träger hat. Das Leben Krapotkins und Proudhons ist die beste Einführung in den Anarchismus. Hier studiert man ihn nicht, man erlebt ihn, denn sie leben, was sie verkünden. Sie brechen mit ihrer Umgebung, verzichten auf alles, um ihrem Ideal zu leben und frei von jeder äußeren Autorität, finden sie in sich die Möglichkeit, nicht nur nicht zu entgleisen, sondern

Brücke zu schlagen. Ich brauche nur an eine Erscheinung wie Friedrich Nietzsche zu erinnern[1]). Er vertritt den Standpunkt des aristokratischen Anarchismus bis zu den äußersten Konsequenzen. Kein Gesetz, keine Bevormundung von oben, aber noch weniger Zwang und Druck von unten. Der starke Charakter läßt sich weder vom Staate, vom „kältesten Ungeheuer", noch von der Plebs, von „den Vielzuvielen" in seiner Entfaltung hemmen. Die Menge ist ja nur ein Umweg der Natur, um zu einem Prachtexemplar von Mensch zu gelangen. Es versteht sich ohne weiteres, daß der Uebermensch nicht daran denken kann, sein Ideal, sein Ziel, dem „Umweg" mitzuteilen. Man hält es hier einfach für eine physiologische Tatsache, daß das Ideal und die Menge absolute Gegensätze sind. Also nur als Gegensatz zu dem, was sie ist und zu bleiben verurteilt ist, fordert die Menge das aristokratisch-individualistische Ideal heraus. Es bleibt ihr nicht einmal der Trost, daß sich von diesen starken Exemplaren Anregungen mitteilen, und ihr Leben erhöht wird. Sie ist nur der Sumpf, aus dem die klaren Berge emporragen. „Nie daran denken, seine Pflichten zu Pflichten für jedermann herabzusetzen", ist ja Zeichen der Vornehmheit. Die Menge sollen der Teufel und die Statistik holen."

Nun bleibt aber der Anarchismus nicht hiebei stehen. Aus übersprudelndem Lebensgefühl wird er sozial. Seine Haupttheoretiker haben es in klassischer Weise geschildert, und oft sind die Schilderungen nur Ausdruck dessen, was sie erlebt und vollbracht haben.

Der Anarchist kann dabei sehr ruhig den aristokratisch-individualistischen Charakter seiner Weltanschauung als Ausgangspunkt behalten. Er geht nicht zur Menge, um sich preiszugeben, sondern, um die Menge emporzureißen. Einzelne müssen vorangehen: Männer des „Alles oder nichts" müssen die Bahn frei machen, bevor die Massen mitgehen können. Es kommt auf „Helden" im Carlyleschen Sinn an. Der Anarchist betrachtet sich nicht als die Sonne, die über der dichten Nebelschicht hell strahlt, aber nicht durch die Nebelmassen

---

in vornehm ritterlicher Art ihre ganze Kraft in den Dienst der Leidenden zu stellen. Auch Bakunin könnte wegen seines starken Idealismus, seiner Leidenschaftlichkeit der Aufopferung hier genannt werden, obschon er in viel geringerem Maß als Proudhon und Tolstoi über wahrhaft schöpferische Kräfte verfügt. Und wie viele einfache, weniger bekannte Existenzen ließen sich hier anführen, die in Verfolgung und Not die Wahrheit ihres Ideals verkörpert haben. Eine Gestalt, wie der Franzose Pelloutier, einer der Schöpfer des Syndikalismus, ist eine wahre Offenbarung von vornehmer Gesinnung. Bis zur Vernichtung des Ich gibt er sich der großen Sache hin.

[1]) Man kann darüber streiten, ob Nietzsche dem offiziellen „Anarchismus" einzureihen ist. Ich glaube aber, das Recht zu haben, ihn in diesem Zusammenhang anzuführen. Nicht nur wegen des Gegensatzes zum Gesetz, sondern wegen der Betonung des individuellen Rechtes, auf das die kraftvolle Persönlichkeit Anspruch machen darf, des Rechtes, ganz eigene Wege zu gehen, unbekümmert um die Gesetze und Werte, mit denen sich die große Mittelmäßigkeit gegen Uebergriffe zu schützen sucht.

bringen kann; er möchte die Lichtquelle sein, die ihre Strahlen in die tiefste Dunkelheit entsendet[1]). Der Anarchismus zieht die letzten Konsequenzen hiervon. Es soll nicht nur einzelne Anarchisten, sondern eine anarchistische Kultur geben.

Damit hat der Anarchismus eine der folgenschwersten Wendungen in der Geschichte herbeigeführt. Er hat ein ganz hohes Ideal als Weltideal proklamiert. Er geht noch weiter. Er glaubt nicht nur, daß das ganze soziale Dasein einmal im Zeichen des freiwilligen, spontanen Handelns stehen kann, sondern stellt die Behauptung auf: Der äußere Zwang, alles, was nicht freie Vereinbarung ist, züchtet gerade einen antisozialen Geist, bringt antisoziale Taten hervor. Es ist die Tragikomödie des Gesetzes, daß es die Sünde wachruft. Es gibt kein Wort, in dem der Anarchismus seine Ansichten so getreu ausgedrückt fände als im folgenden: „Als das Gebot kam, ward die Sünde lebendig[2])."

Am nächsten liegt hier der Vergleich mit Kants „Reich der Zwecke" und dem großen Geistesreich Fichtes, wo jeder einzelne frei, nur vom Sittengesetz im Innern getrieben, die Zwecke der andern fördert und sich damit in eine große Gemeinschaft von Individualitäten einreiht, die sich gegenseitig stützen und anregen. Von der Verwandtschaft mit einem noch größeren Reich, in dem alles Aeußerliche ausgemerzt ist, und nur die lauterste Gesinnung als Quelle des Gemeinschaftslebens angesehen wird, werden wir noch später zu reden haben.

Dieses Ideal muß sich die Wirklichkeit erst erobern, aber man hält daran fest, daß es sie erobern kann. Und hier bleibt der ernste Anarchismus grundsätzlich seiner Methode vollständig treu. Es kommt nicht auf die bloße Hebung des Wohlstandes, der äußeren Lage, auf die numerische Macht und die äußere Vertretung an. Der

---

[1]) „Wir müssen nachholen, wir müssen unseren metaphysischen Hochmut, der die Welt nicht warm macht, die Rute geben, wir müssen lernen, wir müssen Tag und Nacht arbeiten, um es dahin zu bringen, wie Menschen mit Menschen zu leben, frei zu sein und frei zu machen" (Bakunin).

Den schönsten Ausdruck hat dieser Trieb um sich herum zu befreien, reich zu machen und seine Aufopferung zum Träger der Befreiung zu machen in dem „Appell an die Jugend" von Krapotkin gefunden (Paroles d'un révolté). Ich weiß nicht, ob je ein so feuriger, zugleich beschämender und erhebender Appell an die durch Bildung und intellektuelle Freiheit bevorzugten Stände ergangen ist. Mit Fichtes Bestimmung des Gelehrten wohl die schärfste Kritik der egoistischen Bildung mit Vorrecht und Kastengeist, der wärmste Aufruf, alles, was man so leicht in den Dienst des eigenen Wohls des „Strebens und Karriere machens" verwertet, als Mittel für die Befreiung der Leidenden zu benützen.

[2]) Hier kommt vor allem Tolstois ganzes Lebenswerk in Betracht. „Auferstehung" ist nur die systematische Darstellung dessen, was sich an vielen Stellen findet. Viel wertvolles, sehr fein psychologisches Material bei Krapotkin in seiner Biographie und seinen soziologischen Werken.

Charakter ist die Haupttriebfeder des Fortschritts, nicht der äußere materielle Wohlstand [1]).

Ich hoffe hiemit die Grundzüge der anarchistischen Moral — soweit es in Kürze geschehen kann — gegeben zu haben. Ich bin dabei von dem reinen Streben des grundsätzlichen, ernst zu nehmenden Anarchismus ausgegangen. Daß dieses reine Streben sich von einem düsteren Hintergrund abhebt und nur selten in ganz ungetrübter Gestalt vor uns steht, soll uns nicht davon abhalten, es in seiner Bedeutung zu erfassen und darzustellen. Der Bergbach schleppt viel Kot und faules Holz mit, aber können wir uns nicht der Klarheit und Reinheit seiner Quelle freuen?

Wir deuten hier nur an, was wir bei der Gesamtbilanz systematisch zu verarbeiten haben. Der Anspruch des Lebens, in seiner Spontaneität geachtet und bewahrt zu werden, kann zur Rechtfertigung der rohesten Ausbrüche und brutalsten Gewalttaten werden. Der aristokratisch-individualistische Anarchismus ist beständig in Gefahr, zum rohen Egoismus und zu den widrigsten Formen des Dilettantismus zu werden. Er kann ein sensationeller Reiz für abgestumpfte Nerven werden und kann unter pompöser Hülle all die Fäulnis verdecken, deren ein degeneriertes Individuum fähig ist. Der Anarchismus kann ein gesundes Ferment des Fortschrittes sein; er kann aber auch das stärkste Ferment der Zersetzung und Auflösung sein.

Wir brauchen nicht bei diesen niedrigsten Formen der Verzerrung stehen zu bleiben. Viel wichtiger und viel geeigneter, uns in die Probleme und Konflikte des Anarchismus einzuführen, sind die Entartungen, von denen sich der sozialethische Anarchismus abhebt. Der gefährlichste Uebergang oder Sprung für den Anarchismus findet da statt, wo das aristokratische Ideal zu den Massen kommt und von ihnen unter Umständen rasch, ohne tiefe, innere Vorbereitung übernommen wird. Es liegt auf der Hand, was da für eine Gefahr der Verrohung und Veräußerlichung droht. Man muß ein schlechter Kenner der menschlichen Natur sein, um nicht zu sehen, wie der Trieb, sich zu behaupten und auf alles zu verzichten, was nicht unmittelbar aus dem Wesen der Persönlichkeit fließt, sehr leicht rohe, noch naturhafte Triebe entfesseln kann und den Mangel an persönlicher Schöpferkraft durch reichliche Anleihen bei der brutalen Gewalt decken muß. Es genügt, hier auf die Tatsachen hinzuweisen, die Folgerungen hievon werden wir bei der Gesamtbilanz ziehen.

---

[1]) „Wir müssen darauf hinweisen, daß die Innenwelt im Leben des Proletariats im Gegensatz zur Umwelt, zu den materiellen Mitteln, viel ausschlaggebender und wichtiger ist." Friedeberg.

VI.

Anarchismus und soziale Frage[1]).

„In den Kämpfen, die wir führen, brauchen wir starke Persönlichkeiten, brauchen wir Männer, die mit ihrer ganzen Kraft für ihre Ideale eintreten."

Friedeberg.

„Der Staatssozialismus gibt den Massen eine falsche Orientierung; er verlegt das Schwergewicht ihrer Taten; er raubt dem Proletariat alles Selbstvertrauen und läßt es alles von der Staatsvorsehung erwarten." Griffuelhes.

Von ganz wesentlicher Bedeutung für uns sind die Beziehungen des Anarchismus zur sozialen Frage und zur Religion.

Es liegt zunächst auf der Hand, daß der Anarchismus zur „Sozialen Frage" der modernen Welt eine ganz bestimmte Stellung einnehmen muß. Er wird alles bekämpfen, was im heutigen Leben die Persönlichkeit unterdrückt, er wird nicht weniger gegen alles Front machen, was unter pseudo-revolutionärer Flagge etwas Unfreies in die Emanzipationsbewegungen hineinbringt.

Dies ergiebt sich a priori aus seinem Wesen. Praktisch auf die heutigen Probleme angewendet, heißt es: Der Anarchismus wird den engsten Bund mit den ökonomischen Emanzipationsbestrebungen schließen, weil er darin die Entfaltung der persönlichen, schöpferischen Energie sieht. Er wird im Krieg gegen die kapitalistische Weltordnung an der Front stehen. Er wird aber auch inmitten des Sozialismus gegen alle Strömungen auftreten, die den Kampf nicht in scharfer Weise führen, und es auf andere Momente abstellen, als auf den bewußten Willen, auf Freiheit und persönliche Initiative. Nähme er eine andere Stellung ein, so würde er sich selber und seiner ganzen Stellung untreu. Man mag sich das Recht wahren, an dieser Stellung Kritik zu üben, aber man muß doch zunächst probieren, sie aus seinem Wesen abzuleiten.

Der Anarchismus muß in schroffstem Gegensatz zur modernen Wirtschaftsordnung stehen. In der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die die Seele erdrückt, die Menschen zur Maschine macht, wird der Anarchismus einen Gegner erblicken, mit dem es nur einen Kampf auf Tod und Leben geben kann. Er wird sich in die Schar einreihen, welche diesen Kampf auf die strammste Art zu führen gesinnt ist, sich als Freiwilligenschar an die Front begeben, zum äußersten Kampf entschlossen.

Es gibt wohl keine Strömung, die, wie der Anarchismus, aus innerstem Antrieb verstehen kann, was für ein faustischer Drang nach

[1]) Es ist mir nicht möglich, in dieser Arbeit auf die an sich sehr wichtigen Beziehungen des Anarchismus zur Ehe und zur Erziehung einzugehen. Ich gedenke mich später in einem besonderen Aufsatz über den letzten Punkt zu äußern.

Freiheit im Kampf gegen den Kapitalismus liegt. Er greift sofort heraus, was dem Emanzipationskampf des Proletariats seine Originalität und Bedeutung gibt, das ökonomische Moment, und verbindet es mit seiner Auffassung, daß nur persönliche Initiative, nur Willensstärke in der Welt entscheiden.

Daraus ergibt sich die ganze Taktik. Alles wird von den bewußten Taten der Arbeiter erwartet. Die Waffen, deren sich der Proletarier zu bedienen hat, sollen seine eigenen Waffen sein. Sie werden ihm durch sein eigenes Wesen, seinen Charakter verliehen. Er darf nicht daran denken, sie von außen zu leihen, wenn er nicht seine ganze Originalität verlieren will. Daher die direkte Aktion.

Direkte Aktion heißt zunächst nicht etwa Sabotage, wilder, unorganisierter Streik, ökonomische Revolution, sondern ganz einfach, daß der Arbeiter im Kampfe gegen die heutige Wirtschaftsordnung die Waffen anwendet, die ihm seine Stellung als Lohnarbeiter und Produzent an die Hand gibt. Der ruhigste, planmäßigste Streik ist ebenso gut direkte Aktion wie die roheste Sabotage. Der Anarchismus wendet einfach seine Auffassung der Autonomie auf die proletarische Notlage und den proletarischen Kampf an. Er will im Proletariat ein Leben wachrufen, das neues schafft, und darum muß er sich an das wenden, was innerhalb der proletarischen Organisation wirklich Keimzelle einer neuen Lebensform ist. –

Daher wird das Schwergewicht auf die Formen des gemeinsamen Lebens verlegt, die auf ökonomischem Boden die einzelnen Individualitäten organisieren. Darum wendet sich der Anarchismus von dem abstrakten politischen Schema ab und begibt sich auf den realen Boden der Gewerkschaft und Genossenschaft. Er macht Ernst mit dem Worte Vandervelde's: „Die Zukunft wird der Klasse gehören, die sich inmitten des Unterganges der modernen Welt ihre eigenen Organisationen schaffen wird."

Damit tritt der Anarchismus inmitten der Arbeiterbewegung gegen alles auf, was den Fortschritt von einer bloß mechanischen Umgestaltung, von äußeren Faktoren erwartet. Er ist antifatalistisch, so sehr man es nur sein kann. Er wird immer den Willen, namentlich den Einzelwillen, betonen, betonen, daß es auf energische Bahnbrecher, auf eine Steigerung des Typus ankommt, nicht auf die Mitteilung eines verflachten Ideals an die Menge.

Er wird stets, sofern er seinem Wesen treu bleibt, mehr auf die Qualität als auf die Quantität achten. Er wird damit der Arbeiterbewegung das gesunde aristokratische Element erhalten, ohne welches jede Bewegung verflachen und verpöbeln muß. Was Friedrich Engels das „lumpige Individuum" nennt, das ist für den Anarchismus die lebendige Seele alles sozialen Fortschrittes. Es ist klar, daß der Anarchismus damit im Schoße der Arbeiterbewegung manche Krisen verursacht, die unter Umständen eine geschlossene

Einheit erschweren. Es ist auch nicht zu bestreiten, daß solche Tendenzen recht ungelegen sein können zu Zeiten, da die Arbeiterbewegung den machtvollen Organisationen des Kapitalismus gegenüber auf stramme, geschlossene Organisation angewiesen ist. Auch nicht zu bestreiten, daß darin eine Gefahr liegen kann. Aber es ist ebenso gewiß, daß sich in diesen Krisen ein Faktor zu behaupten sucht, ohne den die Arbeiterbewegung dem geistigen Tod verfiele, das Recht der kraftvollen, selbständigen Persönlichkeit.

Aus dem ganzen Wesen des Anarchismus ist auch der Protest zu verstehen gegen jede Anleihe, die der Sozialismus bei den jetzigen Staatsformen macht, ist auch die Verurteilung der sozialistischen Strömungen zu begreifen, die sich zur Befreiung des Proletariats des Staates und seiner Institutionen bedienen wollen. Gerade hier muß man mit einem weiten Maßstab an das Problem herantreten. Man darf sich weder durch die oberflächliche Art, wie der Anarchismus etwa den Gegensatz faßt, noch durch die Ketzergerichte über den Anarchismus als Feind jeder Staatsform und damit jeder Ordnung irre leiten lassen.

Wir haben hier einen welthistorischen Gegensatz, den Gegensatz, der jeder kritischen Geschichtsepoche ihre Spannung verleiht. Es ist der Kampf gegen alles, was das Neue, Werdende seines Charakters zu berauben sucht, was es durch Anpassung und Kompromisse entstellt und schwächt. Diesen Gegensatz vertritt in Sachen der Arbeiterbewegung der Anarchismus[1]). Der Reform von oben, die nicht den Mut zu einer schöpferischen Umgestaltung hat, stellt er die Revolution von unten gegenüber. Mit der Halbheit und Mittelbarkeit der parlamentarischen Taktik kann er sich nicht befreunden. Er verschmäht alles was nicht als unmittelbarer Impuls von den treibenden Kräften der Zeit ausgeht. Das abstrakte Wesen der Politik ist ihm antipathisch; er glaubt nur an die konkrete, schöpferische Kraft.

Kann man leugnen, daß wir hier, vielleicht manchmal in problematischer Form, einen Hinweis auf die Hauptprobleme unserer Kultur haben? Gerade daran legitimiert der Anarchismus sein Existenzrecht in der modernen Welt, daß er sich nicht scheut, auch an den fortschrittlichen Lebensansichten und Lebensformen eine scharfe Kritik zu üben und ihnen ein Ideal entgegenzustellen, das sie übersteigt. Soll unsere Scheinkultur durchbrochen werden, so muß am

---

[1]) Schon Proudhon hat diesen Gegensatz sehr stark empfunden und betont. Bakunin führt eine scharfe Polemik gegen den bürgerlichen Sozialismus, dieses „Zwittergebilde zwischen zwei Welten", die sich doch nie versöhnen können. Diese Kritik wird vom französischen Syndikalismus weiter geführt. „Was für ein Gegensatz? Die indirekte Aktion, der Umweg über den Parlamentarismus lähmt den Willen und schläfert ihn ein. Die direkte Aktion des Syndikalismus weckt die verborgene Spannkraft der Individualität und läßt die männlichen Eigenschaften in den Vordergrund treten." (Lagardelle). Die klassische Formulierung dieses Gegensatzes zwischen dem bürgerlichen und dem proletarischen Sozialismus sind Sorels „Réflexions sur la violence."

Schaffen starker Individualitäten gearbeitet werden, und muß gerade von hier aus eine organische Verbindung erstrebt werden.

Niemand ist weniger geneigt als ich, zu behaupten, daß die Anarchie dieses Ideal schon verwirklicht hat. Aber dürfen wir ihr darum das Recht abstreiten, es gegen die konventionellen Lügen, an denen auch unsere liberalen Staatsformen kranken, energisch aufzutreten und mit aller Schärfe zu protestieren, wenn die sozialistische Arbeiterbewegung sich selber in die Schablone pressen läßt, die sie sprengen will.

VII.

Anarchismus und Religion.

„Nun aber sind wir vom Gesetz los und ihm abgestorben." Paulus.

„Hob doch Gott sein eigenes Gesetz auf, das er vom Himmel herab gegeben hatte, als es mißbraucht ward, und kehrt noch täglich um, was er gesetzt, zerbricht was er gemacht hat, eben wegen solchen verkehrten Mißbrauchs." Luther.

Die Religion gibt allem, was sie berührt, etwas Scharfes, Prinzipielles. Wundern wir uns darum nicht, in den Beziehungen zwischen Religion und Anarchismus alle Probleme und Konflikte der anarchistischen Gedankenwelt in besonders prägnanter Gestalt zu treffen.

Diese Beziehungen scheinen zwar zunächst rein negativer Art zu sein. Der Anarchist gilt ohne weiteres für den Feind aller Kirchen und Religionen. Er könne ja keinen Herrn anerkennen, und gerade die Ehrfurchtsbezeugung vor dem höchsten Herrn wäre die ärgste Verleugnung seiner ganzen Stellungnahme.

Es fällt nicht schwer, diese scheinbar notwendige Konsequenz des Anarchismus mit reichlichen Zeugnissen aus der anarchistischen Literatur zu belegen. Ob man sich an die ernstgemeinten und wirklich ernsten theoretischen Begründungen wende, oder ob man in die oft recht gemeine, schmutzige Flut von popularisierenden Propagandaschriften greife — das antireligiöse Moment spielt eine Hauptrolle und wird oft in den populären Schriften von einer recht rohen und oberflächlichen Polemik gestützt. Alles scheint sich auf das Dilemma zuzuspitzen: „Gott anerkennen und ein Sklave sein — oder frei werden, aber dann Gott ausschalten." „Ni dieu, ni maitre".[1])

Angesichts dieses Tatbestandes scheint es zunächst ganz nutzlos zu sein, sich auf die in solchen Fällen übliche Unterscheidung zwischen Kirche und Religion, Form und Inhalt zu berufen. Während es sozialistische — Strömungen gibt, — auch sehr radikale — die bei aller Feindschaft gegen die organisierte Kirche und ihr offizielles Wesen, dem religiösen Moment, sogar einen positiven Gottesglauben

[1]) „Du geknechteter Mensch, du bist in Wirklichkeit ein Gott", Ghio. Vgl. Stirner: „Der Einzige und sein Eigentum".

ihre Achtung keineswegs versagen, scheint es beim Anarchismus aussichtslos zu sein, diesen Unterschied zu machen. „Wenn Gott wäre," sagt Bakunin, „so müßte man ihn abschaffen". So scheint das Dilemma hier zu einem völligen Bruch führen zu müssen. An der Frage, die nicht eine Frage, sondern die Lebensfrage ist, an der Stellung zu Gott, an der Frage, ob Gott die Realität ist, die einzig unserm Leben Sinn und Zweck verleiht —, gerade da scheint der Anarchismus eine Scheidung herauszufordern. Manche werden vielleicht bedauern, einer Bewegung den Abschied geben zu müssen, die so viel edles Streben verkörpert, aber es steht zu viel auf dem Spiel. Hier scheiden sich die Geister.

Die Geister scheiden sich freilich hier, nur auf eine weniger einfache Weise. Es gehört zu den Vorrechten solcher Bewegungen, wie der Anarchismus, die Tiefen aufzuwühlen und den Problemen überraschende Wendungen zu geben, während die Durchschnittskritik mit ihrem korrekten Wesen zur Vertiefung der Probleme und zur Art, wie sie wiederaufgenommen werden, sehr wenig beiträgt. So ist die anarchistische Religionskritik eine der fruchtbarsten und eine derjenigen, aus denen man, wenn man sich die Aufgabe nicht allzu leicht macht, am meisten lernen kann. Sie wird sogar, konsequent durchgeführt, zu einer ganz seltsamen Neubelebung der Religion. Ich deute es nur an, um das Recht zu haben, hier weiter zu gehen und nicht mit einer einfachen Liquidation zu schließen.

Das erste, was uns auffällt, wenn wir den Mut zum Weitergehen nicht verloren haben, ist die Betonung eines Punktes, der in jeder ernsten Lebensauffassung, und namentlich in jeder tieferen religiösen Weltanschauung, im Mittelpunkt steht. Ich meine die Autonomie, die Selbständigkeit und Würde der sittlichen Persönlichkeit.

Während andere Strömungen die Religion ablehnen, weil sie das grobe, materielle Glücksbedürfnis einengt und bekämpft, geht die ernst zu nehmende anarchistische Religionskritik von ganz anderen Positionen aus. Sie konzentriert sich auf die Frage, ob sich die Selbständigkeit des menschlichen Willens mit dem Glauben an Gott vertragen kann. Alles übrige ist nur Beiwerk. In schroffer, unbarmherziger Art, ohne dogmatische Bemäntelung und theologische Scholastik wird hier dieses Hauptproblem gestellt.

Nur wer niemals mit ernsten Anarchisten zusammengetroffen ist und niemals einen Blick in die ernste anarchistische Literatur getan hat, kann es noch bestreiten, daß hier etwas anderes mitspielt als Selbstüberhebung und Vergötterung des Ich. Je mehr der Anarchist im Kampf mit allen Mächten, die sich gegen ihn verschwören, sein Ideal aufrecht erhält, je mehr er es allen Möglichkeiten des Scheiterns und Entgleisens zum Trotz zu verwirklichen sucht, desto mehr wird alles Problematische, Entscheidende in das Ich verlegt.

Der Anarchismus zieht einfach die letzten Konsequenzen des Pragmatismus. Die Welt ist ganz, was wir daraus machen. Aber dann – wie verträgt sich dies mit dem Glauben an ein Wesen, das zum Voraus ihren Gang, ihre Entwicklung bestimmt? Auch hier wird vom Anarchismus eines der qualvollsten Menschheitsprobleme aufs äußerste verschärft, aber gerade damit einer neuen Wendung näher gerückt. Wie ist das, was dem modernen Geist seinen bestimmten Charakter, seine unzweifelhafte Größe gibt, wie ist dieses Gefühl der Verpflichtung, aus Not und Chaos eine reine, geordnete Welt zu schaffen, mit dem religiösen Glauben vereinbar? Läßt sich ein Band so herstellen, daß dem Menschen die Spannkraft zum Handeln, die Freude an seinem Tun nicht entzogen werde?

Wir stehen vor keinem leichten Problem. Und nun kommt noch etwas weiteres hinzu, das sich zum großen Teil schon aus dem vorhergehenden ergibt. Je genauer man den scharfen Gegensatz zwischen dem Anarchismus und der religiösen Weltanschauung ins Auge faßt, desto deutlicher kommt es uns zum Bewußtsein, daß bei aller Feindschaft eine sehr weitgehende Verwandschaft vorhanden ist. Es ist eine der seltsamsten Ironien der Geschichte, daß zwei Welten, die einander so völlig auszuschließen scheinen, die einander oft so heftig bekämpfen, wiederum so viel gemeinsame Züge aufweisen. Die Ironien der Geschichte sind aber Winke, daß man weiter denken soll.

Was den Anarchismus zu seinem Kampf gegen den religiösen Glauben anspornt, finden wir zum Teil im religiösen Glauben selber, als Seele dieses Glaubens. Bei Christentum und Anarchismus wird die Welt zu einem Drama, in dem ein reines Geistesleben alles durchdringen soll und dadurch in schwersten Widerspruch zu allen widerstrebenden Mächten gerät. Der Geist soll nicht „ein kleiner Gast auf Erden sein", sondern der Welt Sinn und Freiheit geben. Darum der gemeinsame Gegensatz gegen alles formelle, äußerliche Wesen; der Krieg gegen die Gesetze, Regeln, die sich von außen aufdrängen wollen und die Seele durch Zwang zu bestimmen suchen, statt sie im tiefsten Innern zu bewegen. Darum die heftige Opposition gegen eine jede Ordnung, welche sich auf Gewalt stützt und durch Gewalt behauptet. Daß ein Tolstoi sich im Namen des Christentums gegen die Machtpolitik und die Gewalt auflehnt, ist freilich als Ausnahme zu verzeichnen. Aber diese Ausnahme zeugt vom Tiefstand der Christenheit, nicht von der überspannten Geistesverfassung dessen, der diese Ausnahme bildet.

Die ganze Welt soll Symbol eines geistigen, reinen Lebens sein, das alle Beziehungen durchdringt. Der Christ, in dem Gott das kleine Ich verdrängt und nun mit seinem heiligen, weltumgestaltenden Wollen lebt, der reine Anarchist, in dem Empörung gegen die Ungerechtigkeit und große Leidenschaft wild aufflammen, fordern die Welt in die Schranken. Hier wie dort kein Feilschen, kein Markten. Der Zug geht aufs ganze. Es kommt auf das Heroische, das Spon-

tane an, das sich ohne Anpassung auswirkt. Neue Kräfte sollen in die Welt eingreifen, und der Welt eine andere Gestalt verleihen. Der Kampf zwischen Propheten und Gesetzesmenschen ist entbrannt.

Die Verwandtschaft wird enger, je tiefer wir in die Seele dieses Kampfes eindringen. Christentum und Anarchismus glauben, daß in diesem Kampf zwischen zwei Welten, der geistigen Welt und der Welt, die in den Ketten der Not, der Sünde und der Gewalt liegt, der Geist den Sieg davontragen wird. Das, was aller Unmöglichkeit zum Trotz sich zu behaupten wagt und, tausendmal von allen realen Instanzen zum Tode verurteilt, sich dennoch zu leben erdreistet, ist nicht eine Wahrheit, sondern die Wahrheit. Alles andere ist Trug und Wahn. Christentum und Anarchismus nehmen die Umwertung der Werte vor. Wahr und lebensfähig ist im Grunde nur das Höchste, das scheinbar Unmögliche. Damit heben sie die Welt aus den Angeln.

So kommen wir auf einen letzten Punkt, der wenig beachtet wird, aber uns, wie kein zweiter, die seltsame Verwandtschaft zwischen Religion und Anarchismus enthüllt. Ich meine den Gegensatz zwischen Gesetz und Freiheit oder Gesetz und Glauben. Er ist für die schöpferischen Zeiten der Religion wesentlich und verleiht auch dem Anarchismus sein letztes, echtestes Gepräge. Christentum und Anarchismus halten, wie wir es sonst nirgends finden, den Gedanken aufrecht: „Alles, was vom letzten Ziel ablenkt und zum Kompromiß wird, ist nicht nur eine Zeit- und Kraftvergeudung, sondern eine direkte Bekämpfung der eigenen Sache, der schlimmste Abfall. „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich". „Wer nicht sammelt, zerstreut". „Was nicht vom Glauben kommt, ist Sünde". Der schlechte, laue Bundesgenosse wird zum schlimmsten Feind. Das Christentum hat den erhabensten Ausdruck dafür gefunden. Wer sich auf etwas Falsches, Unechtes stützt, treibt den Teufel mit Beelzebub aus und stärkt den Gegner, statt ihn völlig zu entthronen. Wer daran zweifelt, daß Gottes Welt die einzige Realität ist, macht die gemeine Realität zur Wirklichkeit. „Glaubt ihr nicht, so steht ihr nicht." Wie Petrus versinkt jeder, der zweifelt. Die Angst, Gott könne unterliegen und werde kompromittiert, macht die Welt wieder stark und kompromittiert Gott.

Was das Christentum hier in königlicher Erhabenheit vertritt, findet sich in oft seltsamer Reinheit bei dem großen „Alles oder nichts" der Anarchisten. Wir lesen es in ihren Werken, wir sehen es in der herben Schroffheit ihres Wesens.

Es ist eine völlige Verkennung des Anarchismus und eine plumpe Entstellung seines ursprünglichen Strebens, wenn man den anarchistischen Gegensatz zum „Gesetz" immer nur aus der Zuchtlosigkeit, aus der Willkür und dem Willen zum Chaos ableitet. Wir haben hier den Gedanken, dem auch das Christentum den prägnantesten Ausdruck verliehen hat: Das Gesetz ist nicht nur unfähig, die Sünde einzudämmen, sondern reizt zur Sünde. Wo die Seele

sich mit dem höchsten berührt, ist alles Aeußere nicht nur störend, sondern eine Entweihung, ein Verbrechen.

So schließt auch dieser Abschnitt mit einer merkwürdigen Bilanz und führt uns nur in verschärfter Form den Konflikt vor, den wir bereits als den Widerspruch des Anarchismus erkannt haben: Ein reines Streben ist in schwerem Ringen mit Hemmungen und Entartungen begriffen, es will zur Höhe und wird wieder hinunter gezerrt.

Wer möchte bestreiten, daß die anarchistische Kritik von Religion und Kirche ein verdienter Mahnruf, ein großes Memento ist. Diese wilde Empörung des stärksten Dranges nach Persönlichkeit, ist sie nicht eine Reaktionserscheinung, ein Korrektiv? Liegt sie nicht darin begründet, daß die Religion und ihre angeblichen Träger die Empörung verlernt haben und stumm bleiben, wenn eine ganze Welt das Heiligste in ihm herausfordert?[1]) Solange in unseren Kirchen der Geist der Intoleranz herrscht, solange sie sich mit einem Minimum von äußeren Leistungen begnügen und nicht in einem wilden Aufflammen von heiliger Leidenschaft gegen eine ungerechte Weltordnung protestieren, solange sie sich nicht auf die Seite der Bedrängten schlagen, sondern mit den Bedrängern liebäugeln, solange wird sich die anarchistische Empörung gegen den Verzicht auf Empörung nicht legen. Sie darf es nicht, sie wird es auch nicht tun. Solange alles Geschraubte, Träge, was uns innewohnt, unser Verhältnis zu Gott zu etwas Gemachtem, Mechanischem gestaltet, solange wir uns weigern, in das Heiligtum einzutreten, uns dort von Gott berühren zu lassen, ihm in freier, begeisterter Hingabe unser Ich zu opfern, damit er es zerschlage und in wilder, heiliger Leidenschaft wieder aufflammen lasse — nun, solange müssen wir uns auch nicht wundern, daß aus der Welt der Anarchie Stürme aufsteigen, die wie verheerende Gewitter in die Lauheit und Förmlichkeit unserer „Religion" einbrechen.

Indem man dies alles zugibt, bahnt man sich aber den Weg, der weiter geht. Der Anarchismus liebt das Paradoxe. So soll er nicht vor seinen eigenen Paradoxien, sondern sie als Ansporn benützen, weiter zu denken. Gibt es etwas Seltsameres als diese Kritik der Religion aus dem Schoß einer Bewegung, die oft von einem Hauch durchweht wird, der mit dem religiösen Geist große

[1]) „Die Ergebung entwürdigt den Menschen. Sie läßt ihn geistig und physisch verkümmern. Sie führt ihn zur Sklaverei und zum Tod. Die Ergebung — das ist die Moral, welche Herrscher, Tyrannen und Religionen predigen. Aber wir predigen die Empörung, die das Herz erhebt, den Geist stärkt und das Gewissen schärft. Wir predigen die Revolution, die dem Menschen seine Würde wieder verleiht und in dem kraftvollen, bewußtlosen Dasein die Persönlichkeit aufkeimen läßt." Solche Vorwürfe treffen die Religion nicht, am allerwenigsten das Christentum. Würden sie aber mit dieser Vehemenz auftreten, wenn die Vertreter der Religion es nicht verlernt hätten, sich gegen das Böse aufzubäumen, und wenn die „Ergebung" nicht zu einem Deckmantel ihrer Passivität und Unfähigkeit geworden wäre?

Verwandtschaft hat? Und kann man etwas Merkwürdigeres finden, als eine Bewegung, die aus spontanem Drang nach schöpferischem Geist gegen die Entartungen der Religion loszieht, die aber wiederum Tendenzen in sich birgt, die auf eine totale Vernichtung des feineren Empfindens hinauslaufen. Der Anarchismus schüttelt das Joch einer unechten Religion ab, aber er züchtet oft neue Tyrannen, indem er zu einer Vergötterung des Ich wird, sodaß dieses Ich nicht Träger des großen Lebens sein kann, das er in der Religion vermißt. Er kann zur Zersetzung eines großen, weltumspannenden Strebens werden, indem er die Launen und Stimmungen des Einzelnen zu Götzen macht.

Drängt etwa dieser Widerspruch zu neuen Positionen? Treibt diese Spannung über den Konflikt des Anarchismus hinaus? Darauf soll uns die Gesamtbilanz die Antwort geben.

VIII.

Gesamtbilanz.

„Stirb und werde."

Aber läßt sich beim Anarchismus überhaupt eine Gesamtbilanz aufstellen? Ich kann es begreifen, wenn man angesichts dieses Gewirrs von widersprechenden Zügen und Tatsachen darauf verzichtet.

Neben schöpferischen Impulsen Zersetzung und Auflösung: Ritterliche Taten werden von sinnlosen Verbrechen, plumpen Gewaltaten umgeben und mit Blut bespritzt. Eine recht äußerliche, brutale „Propaganda der Tat", ein richtiges Apachentum, steht neben der völligen Ablehnung der Gewalt, dem Vertrauen auf den Geist. Ravachol und Caserio stehen neben Proudhon und Tolstoi. Der Uebermensch Guyaus kann sich nur durch Opfer und heroische Liebe voll entfalten, der Uebermensch Nietzsches kann es nur durch Vergewaltigung der „Viel zu Vielen". Stirner vergöttert das Ich und bringt ihm die plumpste Anbetung dar. Tolstoi vernichtet das Ich, damit Gott herrsche. „Mir geht nichts über mich" (Stirner). „Das Einzeldasein hat keinen Sinn und keinen Wert" (Tolstoi).

Was fangen wir nun mit einer solchen Strömung an? Läßt sie sich auf etwas Einheitliches zurückführen? Oder haben wir ein Chaos, aus dem hier und da ein richtiger Gedanke, eine frische Anregung emportaucht?

Ich glaube nicht, daß man auf eine systematische Deutung des Anarchismus zu verzichten braucht. Ich glaube auch nicht, daß man es darf. Durch diesen Verzicht bringt man sich um die Möglichkeit, tief in die Spannung und Tragik des Lebens zu schauen. Das Leben ist so voller Widersprüche, daß man schwerlich einer Strömung, welche die schärfsten Gegensätze aufweist und dem ganzen

Dasein etwas Problematisches gibt, das Recht bestreiten darf, eine Einführung in das Leben und seine letzten Entscheidungen zu sein.

Der Anarchismus gehört zu den Weltanschauungen, bei welchen ein großes Streben mit den schwersten Hemmungen zu ringen hat. Nicht nur wegen der Reaktion von seiten der widerstrebenden Mächte, sondern weil dieser Wille in sich selber den gefährlichsten Widerstand findet, noch einen letzten Schritt zu tun hätte, über sich hinaus.

Zur Tragik unseres Daseins gehört es, daß dem Reinsten, das wir schaffen, von innen her die größte Gefahr droht. Diese Tragik wird dem Anarchismus nicht erspart. „Optimi corruptio pessima". Die reine Form kann mit allem Schmutz erfüllt werden.

Es gibt keines der großen Leitmotive des Anarchismus, das nicht in sein Gegenteil umschlagen kann. Der Optimismus kann aufhören, ein starker Glaube zu sein, der vor allem die Zukunft umfaßt, und zu einer seichten Verhimmelung des eigenen Strebens, des schon Erreichten werden. Wenn eine sehr scharfe, unerbittliche Kritik der menschlichen Natur ihm nicht die Wage hält, droht Verflachung und Selbstüberhebung.

Aehnlich kann es dem schöpferischen Geist ergehen, der zum Wesen des Anarchismus gehört. Von innen her die Welt umgestalten, ist die Parole. Der Geist soll herrschen, der Stoff sich fügen. Aber wenn der Geist fehlt, und man doch herrschen will? Was bleibt anders als sich mit negativem Wirken zu bescheiden? Der Bund, der neues Leben wirken und fördern sollte, wird zur Abbruchgesellschaft. Zersetzung und Auflösung sind da. Unbeschränkter Subjektivismus vernichtet den weltumspannenden Zug. Es ist nur zu leicht begreiflich, daß die revolutionärste aller Bewegungen der allgemeinen Gefahr aller Revolutionen am meisten ausgesetzt ist und ihr leider nur zu oft erliegt. Der Anarchist wird um so heftiger vernichten, je mehr es ihm an positiver Kraft gebricht, die Welt wirklich umzuwandeln.

So können wir freilich diese Skizze mit einer Gesamtbilanz schließen. Nur wird diese Bilanz etwas eigenartig sein, und, dem Wesen des Anarchismus gemäß, dem Problematischen, noch Unfertigen Rechnung tragen. So wenig, wie von der Welt, zu der er sich bekennt, und die er zu einem steten Werden macht, kann der Anarchismus von sich behaupten, „er sei". Er wird. Er wird, indem er nicht nur Spannung in die Welt legt, sondern sich selber fortwährend in Spannung erhält. Er macht die Welt zum Charakterproblem, seine Legitimation liegt im Charakter, den er sich selber gibt. Mit dieser Legitimation versehen, darf er sich dann freilich mit vollem Recht an die Instanzen wenden, vor welchen Weltanschauungen sich zu verantworten haben. Er hat das Recht, auf sein Wesen geprüft und danach bewertet zu werden. Auch seine Gegner und Richter können ihm das Recht nicht verweigern, als Weltanschauung zu gelten und sich als solche zu bewähren.

Merkwürdig ist, daß der Anarchismus das Problematische, die Entscheidungen, die zu seinem Wesen gehören, in die Seele seiner Beurteiler wirft. Der Angeklagte wird zum Richter über seine Richter. Er stellt sie vor die Frage, ob sie sich zu einer Weltauffassung bekennen, die dem Leben den Charakter eines auf das Höchste gerichteten Strebens verleiht, ohne vor den Gefahren zurückzuschrecken, die sich daraus ergeben. Oder ob sie nur den Weltanschauungen das Recht auf Dasein einräumen, welche den Gefahren ausweichen, indem sie das Ziel weniger hoch stecken und sich mit einem „gesunden" Normaltypus bescheiden.

Wer auf dem zweiten Standpunkt steht, ist mit dem Anarchismus zum vornherein fertig. Er braucht nicht mehr einzelne faule Aeste am Baum abzusägen, er will ja den ganzen Baum fällen.

Wer hingegen geneigt ist, dem Leben den Charakter einer kühnen Tat, eines Wagnisses zu geben, kann weiter gehen und sich mit dem Anarchismus einlassen. Und zwar, indem er nicht nur mit Zugeständnissen an ihn tritt, sondern auch mit Forderungen. Er darf verlangen, daß der Anarchismus auf sich anwende, was er von der Welt fordert. Der Anarchismus soll seinen Gegensatz zur Welt ungeschwächt bewahren. Er macht damit nicht Gebrauch von einem Recht, er erfüllt eine Pflicht. Um es paradox auszudrücken: die größte Gefahr des Anarchismus ist nicht, zu radikal, sondern zu wenig radikal zu sein. Er muß nämlich bis in sein eigenstes Innere hinein diesen Bruch vollziehen. Aus Treue zu seinem herben, großen Wesen muß er über seine eigenen Verstümmelungen und Entartungen hinauswachsen.

Diese letzte Selbstbesinnung und Entscheidung wird auf dem Boden der Religion stattfinden. Erst durch die Religion tritt eine Lebensanschauung mit dem Ganzen der Welt in Beziehung. Erst hier erweist es sich, ob sie nur Traum, Ideal, ein heldenmütiger, aber aussichtsloser Versuch ist, oder eine Weltwirklichkeit. Der Anarchismus wird darum noch einmal, und in anderer Weise, als er es bisher getan hat, zum religiösen Problem Stellung nehmen müssen. Nicht um voreilig neue Beziehungen einzugehen, noch viel weniger, um plumpen Bevormundungs- und Beeinflussungsversuchen nachzugeben, am allerwenigsten, um sich zu „bekehren".

Er wird sich ganz einfach fragen müssen, ob das, was er erstrebt, nicht auch in der Macht lebt, die er durch seine leidenschaftlichen Angriffe nur vom Schutt, der auf ihr liegt, befreien hilft. Es fragt sich, ob es nicht dort in ganzer, reiner, großer Form lebt, und mit den Hemmungen, die ihm so unendlich zu schaffen geben, fertig wird. Dann wäre freilich aus Treue zu sich ein weiterer Schritt nötig, der natürlich völlig frei, unmittelbar getan werden muß.

In der Religion lebt die Sehnsucht des Anarchismus nicht als Traum und Ideal, sondern als weltüberwindende Realität. Die Welt ist darauf angelegt, Stätte der Freiheit zu werden. Sie ist hier nicht

ein Chaos, eine Maschine, in welcher vereinzelte, freie Willensakte etwas Spontaneität und Initiative bringen können. Was der Anarchismus so sehr betont, nämlich, daß die Welt ein Willens- und Charakterproblem ist, das ist völlig wahr, darum wahr, weil die Welt durch eine frei wirkende Ursache von Anbeginn darauf angelegt ist. Gerade die Leidenschaftlichkeit, mit der der Anarchismus den Gegensatz zwischen einem persönlichen, bewußten Geist und dem starren, ungeformten Stoff aufs äußerste verschärft, gerade sein heldenmütiger Glaube an den schließlichen Sieg des Geistes muß ihn dazu führen, in seinem Lebensprinzip den höheren Sinn, den Zweck der ganzen Welt zu erblicken.

Der Anarchismus läßt alles darauf ankommen, daß aristokratische Heldenseelen in lebendigem Verkehr allen, die sie berühren, Leidenschaft, Sehnsucht nach Freiheit einflößen. Nur darin liegt für ihn die Rechtfertigung des Lebens, die Gewähr des Fortschritts. Es ist schwer zu sagen, was er prinzipiell gegen die Weltanschauung einwenden kann, die die ganze Welt und ihre Entwicklung auf die Wechselwirkung zwischen der lebendigen göttlichen Persönlichkeit und den Seelen zurückführt, die sich in freier Hingabe so von ihr bestimmen lassen, daß ihr Leben eine bewußte, persönliche Tat wird. Hier erst liegt das Problem, das sich durch den ganzen Anarchismus hindurchzieht, in voller Klarheit vor uns. Hier erst kann die Entscheidung fallen. Du oder Gott. Entweder – oder. Der Anarchismus vernichtet mit unbarmherziger Hand alles, was in das Verhältnis zwischen „Du und Gott" etwas Unfreies hineinbringt. Er fegt die letzten Spuren des Gesetzes aus dem Glauben weg. Aber damit läßt er noch ganz anders gebieterisch die bange Frage wieder aufleben, „Du oder Gott?" Kommt es auf Dich oder auf Ihn an? Wann bist Du mehr Du, wann bist Du Du selbst, ein starker, reiner Wille, wenn Du es auf Dich abstellst, oder auf Ihn? Wird in die ewig unfreie Welt ein Strahl von Freiheit leuchten, weil Du Dich zur Freiheit aufraffst, oder ist das Streben nach Freiheit in Dir ein Strahl der lebendigen Persönlichkeit, die ihre Freiheit der Welt vermitteln will? Das Christentum stellt der Paradoxie des Anarchismus eine noch höhere Paradoxie entgegen. Beim leidenschaftlichen Willen, das Ich voll zu entfalten, bringt es der Anarchismus noch nicht zur höchsten Freiheit. Das Christentum macht das Ich frei, indem es Gott in ihm herrschen läßt. Wir werden um so selbständiger, je mehr wir in Gott einwachsen, weil Gott die weltüberwindende Freiheit ist.

Die Religion eröffnet dem Blicke des Anarchismus ein wunderbares, weites Gebiet, das ihn zu wilden Fahrten locken sollte, wie die hohe See das sturmfeste Schiff. Die ganze Welt wird zum Wagnis. Gott stellt es darauf ab, ob die Menschen es mit ihm wagen wollen. Ob sie sich an der großen Empörung beteiligen wollen gegen alles Unechte, Ungerechte, gegen das, was sie hemmt, gegen

das einige Ich vor allem, seine Schranken, seine ganze Kleinlichkeit. Mehr kann die Religion nicht entgegenkommen. Sie kann nicht darauf verzichten, das Ich zu zerschlagen, weil es nur um diesen Preis groß werden kann. Sie kann nicht aufhören, Gottes Glut in das Menschenherz zu gießen, weil nur dann das Ich in ganz heiliger Leidenschaft aufflammt. Christentum und Anarchismus machen die Welt zur Tragödie. Beide wollen ohne Abzug die Tragik erleben, beide verachten mit wahrhaft vornehmer Gesinnung eine banale Lösung, die nicht der ganzen Spannung der Tragödie entspricht. Ich halte die christliche Lösung darum für die erhabenere, weil sie den Ernst der Tragödie noch ganz anders erleben läßt als der Anarchismus. Es steigt höher, weil es den Mut gehabt hat, noch tiefer hinunterzusteigen in die ganze Hölle, die das Ich mit ihrem Bann belegt und seine Sehnsucht lähmt[1]).

Eine Berührung mit dem Anarchismus schärft den Blick für die schwersten Konflikte und Entscheidungen unseres Daseins. Er ist eine der Bewegungen, die aus einer Welt des Schmutzes, der Not und Gemeinheit zur Höhe streben. Die vorwärts treibende Leidenschaft läßt er uns, wie keine andere Strömung, erleben. Aber gerade indem er uns anfacht, läßt er uns auch qualvoll alles erleben, was diesem Drang zur Höhe hemmend entgegensteht. Er reißt uns mit; aber indem er uns mitreißt, treibt er uns noch über sich hinaus — aus Treue zu seinem großen Wesen.

Das Gesetz ist ein Führer zu Christo gewesen." Eine ganze Periode der Weltgeschichte steht mit allen ihren religiösen Kämpfen und Reformationen in diesem Zeichen. Ewig kämpft in ihr die Religion mit ihren eigenen Verknöcherungen und Entartungen. Sie wird nie frei, fällt immer wieder in die alte Knechtschaft zurück, weil sie von dieser Knechtschaft ausgeht und nicht den Mut zu einer neuen, freien Stellungnahme findet.

Vielleicht wird einmal die Stunde schlagen, da das Suchen nach Gott im Zeichen nicht des Gesetzes und des Gegensatzes zum Gesetz, sondern der Entfaltung alles dessen, was in uns nach Freiheit, Unmittelbarkeit schreit, stehen wird. Vielleicht werden sich einmal Gottes große, freie, suchende Seele und unsere ihn suchende, aber so oft durch

---

[1]) Sehr viel wertvolle, recht wenig beachtete Ansätze zu einem engen Bund zwischen den großen Gedanken des Anarchismus und einer lebendigen Religion finden sich schon bei Proudhon und — hier allerdings noch weit über sich hinausweisend — bei Tolstoi. Den grandiosesten Einblick in die psychologische Notwendigkeit, die den Menschen zum Glauben an eine schöpferische, persönliche Weltleitung führt, je mehr er selber nach absoluter Selbsttätigkeit strebt und sie erreicht, finden wir bei Fichte. Je autonomer der Mensch ist, desto mehr wächst er in Gott hinein. Von Fichte aus, der vom Anarchismus leider viel zu wenig beachtet wird, könnte man zu einer wirklich großen Stellungnahme und zu einem tiefen gegenseitigen Verständnis gelangen. Sofern man nicht lieber den Boden des Evangeliums wählt. Aber das Einfachste ist immer das Schwerste.

Formen, Kram und Flitter irre geleitete Seele zu reiner Gemeinschaft finden. Dann wird auch der Anarchismus, nicht nur das Gesetz, ein „Führer zu Christus" gewesen sein.

Zur Einführung in die anarchistische Literatur.

Der wesentliche Zweck, den sich ein Aufsatz über den Anarchismus setzen muß, ist, mit einigen Schablonen und Vorurteilen aufzuräumen und beim Leser den Wunsch zu wecken, selber mit dieser so anregenden, bedeutsamen Strömung in Kontakt zu treten. Ich gebe hier einige Literatur an und greife dabei die Werke heraus, die keine „Bücher" sind, sondern lebendige Zeugnisse und selber ein Stück Leben.

Der erste Rat, den man hier jedem, der sich für den Anarchismus interessiert, geben muß, ist, sich selber zu den Quellen zu wenden. Die meisten Darstellungen, mögen sie für oder gegen den Anarchismus geschrieben sein, sind tendenziös, dogmatisch und führen nicht in die Welt von Problemen, ungelösten Aufgaben und Rätseln, welche der Anarchismus in sich birgt. Das tun nur die Anarchisten selber; wenn man sie zu lesen versteht. Auch Sombarts geistreich sein wollende Darstellung in seiner „Sozialen Bewegung" macht hier keine Ausnahme. Es ist eine ästhetisierende Betrachtung ohne Sinn für den herben ethischen Kern, die leidenschaftliche sittliche Kraft, die hier vorhanden sind.

Auch die sozialdemokratische Kritik ist oft tendenziös und dogmatisch. Womit ich nicht sagen will, daß man nicht viel aus ihr lernen kann — zur Kenntnis der Schwächen des Anarchismus, aber freilich auch der Mängel der orthodoxen Sozialdemokratie. Dem, der sich mit den hier liegenden Problemen ernsthaft abgeben will, muß man vor allem Proudhon empfehlen, dann wieder Proudhon und nochmals Proudhon. In herber, reiner Gestalt wird er da den ernsten Anarchismus kennen lernen, der in schwerem Ringen gegen allen engherzigen Dogmatismus, gegen die demokratische Fäulnis und gegen seine eigenen Entartungen kämpft. Wir sehen hier den Anarchismus, der nicht in der Zersetzung und Auflösung, sondern in einer tief begründeten Einheit sein Ziel erblickt. Gerade hier erlebt man, was für eine positiv schaffende und neu aufbauende Kraft im Anarchismus stecken kann, und wie er aller rein formalen, abstrakten Freiheit gegenüber sich von Gedanken der engsten ökonomischen Solidarität hinreißen lassen kann.

Ich halte Proudhons Schriften für die beste Grundlage, von der aus man eine weite Orientierung über die einschlägigen Probleme bekommen kann. Man vergleiche nur die Proudhon'sche Gedankenwelt mit früheren anarchistischen Lebensauffassungen. Etwa mit dem zersetzenden, nihilistischen Anarchismus eines Stirner! Dann befindet man sich auf einmal mitten in den Problemen und ist von der Gefahr geheilt, alles, was sich Anarchismus nennt, einseitig unter eine Kategorie, eine Rubrik zu stellen. Wenn man durch Proudhon eine feste Grundlage gewonnen hat, kann man weiteren Ausprägungen des anarchistischen Ideals besser Rechnung tragen und sie besser kritisieren. Bakunins leidenschaftliche Glut wird man in ihrer unendlich anregenden und zugleich zerstörenden Kraft würdigen können. Seine Werke sind zur Kenntnis der Größe und der Schwäche des Anarchismus von grundsätzlicher Bedeutung. Was für eine Welt der Leidenschaft und des Trotzes liegt in seinem Knuto-germanischen Reich. Bakunin ist vor allem eine erstklassige Quelle für die Kenntnis des Einflusses der anarchistischen Gedankenwelt auf die Arbeiterbewegung. An der Lektüre seiner Werke wird es klar, in welcher Art der Anarchismus die Arbeiterbewegung bestimmen mußte. Wie er ihr seinen trotzigen Geist einhauchen mußte, ihr den Haß gegen alle Kompromisse, den vollen Willen zur Selbständigkeit einflößen mußte.

Zu einem tieferen Eindringen in das Wesen und die ganze Entwicklung der Arbeiterbewegung ist ein klares Erfassen des Gegensatzes zwischen Marx einerseits und Proudhon und Bakunin anderseits unentbehrlich. Nur daraus werden uns die Kämpfe, die der ganzen Entwicklung ihr Gepräge verliehen haben und jetzt noch keineswegs abgeschlossen sind, verständlich (vgl. Fritz Bruppacher: Marx und Ba-

kunin). Eine eigenartige Stellung nimmt Krapotkin ein. Er ist mit Proudhon und Pelloutier eine der reinsten und ergreifendsten Gestalten der anarchistischen Welt. Der Anarchismus ist bei ihm konkrete Wahrheit geworden. Der Fürst ist auch als Freund und leidenschaftlicher Vorkämpfer der Massen, Aristokrat geblieben. Aber sein Seelenadel äußert sich darin, daß er mehr wagt, mehr aufgibt und mehr leidet als andere, um einen stärkeren Vorstoß zu machen. Seine Selbstbiographie ist eine der besten Einführungen in die anarchistische Welt und seine grundsätzlichen sozialphilosophischen Werke (Die gegenseitige Hilfe) sind eine gute Einführung in die allgemeinen Grundlagen des Anarchismus.

Eigenartig ist die Stellung Guyaus. Seine Philosophie ist ein großer Versuch, das ganze soziale Leben aus den Tiefen der Innerlichkeit abzuleiten und den Nachweis zu führen, daß alles wahre soziale Dasein nur die Entfaltung eines heroischen Triebes in der Persönlichkeit ist.

Tolstoi ist zu bekannt, als daß man hier mehr tun müßte als ihn anzuführen.

J. Matthieu.

Ist das Woher der Unterstützungsgaben von Bedeutung?

Vergangenen Januar wurden einer Züricher Bierbrauerei im Züricher „Tagblatt" 100 Fr. als Gabe an die Pflegeanstalt für geistesschwache, bildungsunfähige Kinder in Uster und 200 Fr. als solche an die Anstalt für Epileptische in Zürich verdankt. Aus der gleichen Quelle flossen noch größere Beträge zu gunsten der Züricher Ferienkolonie und der allgemeinen Kinderfürsorge.

Besonders die zuerst angeführten Schenkungen gaben mir nun aber zu denken. Wenn man weiß, welch erschrecklicher Prozentsatz gerade der Schwachsinnigen und Epileptischen anerkanntermaßen unmittelbar und mittelbar von Trinkern abstammt und wie beim Schwachsinn höheren Grades die Trunksucht als belastender Faktor noch mehr beteiligt ist als beim Schwachsinn leichterer Art, so kann einem die Tatsache, um die es sich hier handelt, nur höchst merkwürdig und nicht als etwas Zufälliges vorkommen, nämlich: Eine Brauerei setzt ein Getränk auf den Markt, das direkt und indirekt eine schwerwiegende MiturSache ist am Schicksal unzähliger elender Schwachsinniger und Epileptischer und nachträglich geht sie dann hin und unterstützt durch ihre Wohltätigkeit den Kampf gegen dieses Elend und vor allem also auch den Kampf gegen die Wurzeln desselben! Welch grauenhafter Widerspruch und Circulus vitiosus! Es fällt mir nicht ein, hier vom Alkoholismus im allgemeinen etwas zu sagen; nur diese — um es gelinde auszudrücken — charakterlose Inkonsequenz muß doch höchst auffallen und darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist kaum anzunehmen, daß der betreffenden Brauerei die Unvereinbarkeit ihres Wirkens einerseits für den Alkoholismus, andrerseits wider ihn, verborgen sein konnte; denn wie wäre sonst zu erklären, daß gerade die genannten zwei

Anstalten, deren Insassen mehr als bei anderen sozialen Anstalten sich aus Trinkerfamilien rekrutieren, von ihr unterstützt werden und dafür nicht irgendwelche andere kulturelle, wissenschaftliche oder künstlerische Bestrebungen? Nimmt man aber an, der Widerspruch ihres Handelns sei ihr wirklich unbewußt geblieben, so drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß solche Wohltätigkeit auf ein deutliches Schuldbewußtsein oder ein instinktives Schuldgefühl zurückzuführen ist.

In einem Schreiben von der Brauerei erhielt ich keine Auskunft über den Beweggrund zur Unterstützung gerade auch der anfangs genannten Anstalten. Sie glaubt freilich, nur gegen den Alkoholismus Stellung zu nehmen, wenn sie mich versichert: „Den unmäßigen Alkoholgenuß verurteilen wir wie Sie" und „gerade das Bier ist es, das durch Verdrängung des Schnapsgenusses eine kulturelle Aufgabe erfüllt." Letzterem Argument gegenüber möge jeder sich seine Meinung selbst bilden!

Etwas anderes, was in der Antwort des Brauereidirektors auch berührt wird, liegt mir nun ganz besonders am Herzen:

Dürfen die Kreise, die den Kampf gegen das Böse und vor allem auch gegen die Alkoholnot zu ihrer Parole gemacht haben, sich unterstützen lassen durch freiwillige Beiträge von Alkoholfabrikanten? Kann auf solchem Gelde ein Segen ruhn? Ich kenne als Antwort auf beide Fragen nur ein entschiedenes: Niemals![1])

Merken wir nicht, daß wir es sind, die mit unserer zum Empfang geöffneten Hand dem erwähnten Zirkel erst den Schlußbogen aufsetzen? Daß wir gelähmt werden in unserem Kampf, wenn wir uns durch die Unterstützung des Gegners zwingen lassen, ihn weniger ernst zu nehmen, als es geschehen muß? Erlauben wir ihm dadurch nicht, ein gewichtiges Wort mitzureden bei der Führung des Kampfes, der ja gegen ihn selbst gerichtet ist? Es muß Protest erhoben werden gegen eine Wohltätigkeit, deren Mittel aus solcher Quelle fließend, einen solchen Bestimmungsort haben. Dieser Protest ist zugleich ein Teil des umfassenderen, der dem Worte gilt, daß Geld die Welt regiere.

Lieber möge der Kampf für das Kommen des Gottesreiches langwieriger und untendurch gehen, aber ganz unabhängig und frei von ungleich gesinnter Seite als glänzend und sieghaft, aber mit

[1]) Vom Alkoholzehntel soll hier nicht die Rede sein, obschon er auch hieher gehört. Etwas anders allerdings verhält es sich mit ihm deshalb, weil er keine freiwillige Abgabe des Gewinns aus dem Alkoholverkauf ist, sondern eine Steuer. Der Brauereidirektor bittet, von unserem Standpunkt aus „doch dafür zu sorgen, daß die Bettelei um den Alkoholzehntel aufhört und daß die Abstinenzorganisationen es ablehnen, sich aus dem Gelde unterstützen zu lassen, das der Bund mit seinem Fusel verdient." Eine grundsätzliche Erörterung über unser Problem in seinem Verhältnis zum Alkoholzehntel, von berufenerer Seite behandelt, brächte gewiß Klärung und Gewinn.

Mitteln, die sich nicht bewähren können. Daran festzuhalten, daß von höherer Warte aus besehen die Prädikate herrlich und siegreich dennoch der ersten Kampfesweise bleibend angehören werden, dazu gehört Glauben und Vertrauen.

Das Uebel, gegen das wir ankämpfen, beschränkt sich natürlich weder auf den hier behandelten einzelnen Fall, noch auf die gerade in ihm vorkommenden Ausgangs- und Zielpunkte des Wohltätigkeitskapitals. Vielmehr gehören hieher auch alle Fälle, wo sozial und sittlich schlimme Folgen von Ausbeutung durch ausgebeutetes Geld wieder gut gemacht werden wollen. Der vorliegende Fall scheint mir aber in besonderem Maße bezeichnend zu sein. An ihm ist mir die Notwendigkeit, diese Sache einmal bestimmt ins Auge zu fassen, erst so recht aufgegangen. Darum bin ich von ihm ausgegangen und deshalb habe ich ihn mehr hervorgehoben, als es ihm, einem unter vielen, sonst vielleicht gebührte. [1]) Hans Bruppacher.

Rundschau.

Soziale Fürsorgekurse Zürich. (Mitg.) Unter der Aufsicht des Erziehungsrates wird von Oktober 1914 bis Juli 1915 der 6. Fürsorgekurs in Zürich abgehalten. Er bezweckt die Gewinnung und Vorbereitung freiwilliger und besoldeter weiblicher Hilfskräfte für soziale Arbeit. Neben der Kinderfürsorge sollen auch die Aufgaben der Armenpflege, der Hilfe für schutzbedürftige Frauen, sowie der Kampf gegen Tuberkulose und Alkoholismus berücksichtigt werden. Der theoretische Unterricht umfaßt: Vorträge über Kinderpflege und -erziehung, Hygiene, Bürgerkunde und Gesetzgebung, Volkswirtschaftslehre, Geschichte und Organisation der Armenpflege, Probleme und Bestrebungen der Fürsorge, ferner Lektüre, Diskussionen, Referate und andere schriftliche Uebungen der Kursteilnehmerinnen. — Die praktische Arbeit gliedert sich folgendermaßen: Oktober bis Dezember: Einführung in die Kinder- und Krankenpflege, die Beschäftigung von Kindern (Anfertigen von Papierarbeiten und Spielzeug, Korbflechten, Jugendspiele) die Zubereitung der Säuglingsnahrung und einer Auswahl rationeller und billiger Mahlzeiten. Nach den Weihnachtsferien folgen drei Abteilungen praktischer Arbeit in Anstalten und auf Fürsorgeämtern. Ca. 40 Institutionen in Zürich haben sich bereit erklärt zur Einführung von Schülerinnen in die Pflege und Erziehung des gesunden und kranken Kindes, Fürsorge für gefährdete

[1]) Ich bilde mir nicht ein, die Frage, um die es sich in diesem Artikel handelte, gelöst zu haben; es ist ja möglich, daß sie doch heikler und komplizierter ist. Aber sie schien mir von solcher Tragweite zu sein, daß sie einmal angefaßt und allenfalls zur Diskussion gestellt werden mußte.

Frauen und Kinder, Armenpflege und Tuberkulosenfürsorge. Am Schluß des Kurses werden gemeinsam Fürsorgeanstalten in Zürich und Umgebung besucht. Die Kursteilnehmerinnen erhalten einen vom Erziehungsrat mitunterzeichneten Fähigkeitsausweis. Kursgeld Fr. 180. — ohne Kost und Logis. Prospekte durch die Kursleiterinnen: Frl. Fierz, Richterswil, und Frl. v. Meyenburg, Wilfriedstraße 7, Zürich VII.

Büchertisch.

Kierkegaard und die religiöse Gewissheit. Biographisch-kritische Skizze von Raoul Hoffmann, Predigtamtskandidat und Dr. med. in Genf. 210 S. Göttingen, Vandenhoeck u. Rupprecht. Preis Fr. 4. 05.

Der Gedenktag Kierkegaards hat vielleicht Manche veranlaßt, diesem merkwürdigen Manne wieder näher zu treten. Trotz allem, was uns Heutigen an ihm fremd ist, hat er doch auch uns viel zu sagen. Er wird kaum einen wirklichen Jünger unter uns finden, aber Manche, die seinen Einfluß in ihrer religiösen Entwicklung nicht missen möchten. Es haben Wenige das Heroische, Herbe am Christentum mit solcher Wucht zum Ausdruck gebracht. Kierkegaard ist ein unentbehrliches Gegengift gegen Veräußerlichung, Verweichlichung und Verweltlichung des Christentums. Denen, die Interesse an ihm genommen haben, sei die Schrift von Hoffmann als Einführung in Leben und Gedankenwelt des großen Dänen empfohlen. L.

Johannes Müller. 1. Wegweiser. 2. Hemmungen des Lebens. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München.

Ueber diese Bücher von Johannes Müller brauchen wir keine längere Besprechung zu schreiben. Wer ihn kennt, der bedarf einer solchen nicht, den Andern würde damit nicht genug getan. Es handelt sich in diesem Falle um zwei Sammlungen von Aufsätzen und Vorträgen, die in den „Grünen Blättern" veröffentlicht worden waren. Daraus sind zwei moderne Erbauungsbücher bester Art entstanden. Aus ihnen werden sich auch Leute erquicken können, die andere Arten von „Erbauung" zurückweisen. Man mag sich zu Johannes Müller grundsätzlich stellen, wie man will, so wird man doch von diesen Büchern viel haben können. Denn Müller gehört zu denen, die aus der Quelle schöpfen. Besonders werden die „Hemmungen des Lebens" vielen beschwerten Menschen eine Hilfe sein können. Sie sind denn auch schon in vierter Auflage erschienen. L. R.

Redaktionelle Bemerkung.

Die Rede von Keir Hardie, dem hervorragendsten Führer der englischen Arbeiterbewegung, wollten wir schon längst bringen. Der Raummangel hat uns daran verhindert. Sie ist aber so bedeutsam, daß sie sicherlich auch jetzt nicht zu spät kommt.

Wir möchten auch auf die der heutigen Nummer beigelegte Einladung zum Basler Kongreß nachdrücklich hinweisen.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

„Sie hielten alle Dinge gemein."

Apostelg. 2,44 ff.

I.

Als der Pfingstgeist in Sturm und Feuer auf die Jünger gefallen, als er die Riegel und Mauern der Herzen zersprengt und den göttlichen Strahl der alle Menschen erleuchtet, „die in diese Welt kommen", geweckt, da trat Petrus vor der bestürzten Menge auf und fing an, zu predigen von der Bedeutung des Pfingstwunders: das ists, was durch den Propheten Joël geweissagt worden ist: Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch . . . . und ich will Wunder tun oben im Himmel und Zeichen unten auf Erden". Ein Kreis der Schöpfung um den andern soll herbeigebracht werden zur ursprünglichen Herrlichkeit. Alle Schlupfwinkel des Todes sollen vom Leben durchleuchtet, alles Verderben von den Kräften des Heils überwunden werden. Jesus lebt. Und mit ihm sollen auch wir, soll alles Fleisch leben! Sturm und Feuer wird die Welt durchbrausen. „Die Sonne soll sich verkehren in Finsternis und der Mond in Blut, ehe denn der große und offenbarliche Tag des Herrn kommt."

Und doch! Nicht im Sturm und nicht im Feuer, nicht in allen den außerordentlichen Taten, die der Geist in der trägen Welt wachrufen wird, ist Gottes eigentliches Wesen zu finden, sondern im „stillen, sanften Säuseln." Je und je brechen aus der verborgenen Glut der göttlichen Liebe Flammen hervor, wenn sich die ungöttlichen Mächte ihrem Walten entgegenstellen, aber sie selbst ist mehr als die Kräfte, über die sie gebietet. Nicht im Kampf und Sturm offenbart sie ihr Wesen, sondern in der Einfalt der Herzen, in der innigen Gemeinschaft der Jünger untereinander, von der unser Text erzählt: „Alle aber, die gläubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nach dem jedermann Not war. Und sie waren täglich und stets bei einander, einmütig im Tempel

und brachen das Brot hin und her in den Häusern; nahmen die Speisen und lobten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen; und hatten Gnade bei dem ganzen Volk. Der Herr aber tat hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeinde". Das ist Pfingsten, der Geist Gottes, der Geist der Wahrheit, des Ursprunges, der Wurzel aller Dinge, der Geist der Liebe. Aus der innersten Tiefe des göttlichen Wesens geboren. Gott ist die Liebe und die Liebe ist das Geheimnis des Lebens. Die schlichte Einfalt, die ist, wie sie ist, und nicht anders sein kann, weil sie wächst aus dem, was aller Wesen Wesen, aller Ursprünge Ursprung ist, die kindliche, unerschöpfliche Freude am Sein, das jubelnde Ja, das aus den Quellen des ewigen Lebens trinkt, das Arglose, das Unlistige, das Unreflektierte, das Unmittelbare, das Ungespaltene, das Gemeinschaftliche, das alles gemeinsam macht — ach, was sind Worte! — das ist der Pfingstgeist. Ueberwunden ist in ihm die eine einzige Sünde, die Selbstsucht, ausgetrieben die Macht und Herrschaft der Trennung, der Tod, die uralten Gegensätze verschwinden, es stürzen die Berge, es erheben sich die Täler, in die Grüfte dringt das Leben, in die Einsamkeiten das Licht der Gemeinsamkeiten, es gibt keine Verbitterung, kein Verderben mehr, die Liebe ist überall tätig und baut die Ruinen der Schöpfung wieder auf. Keiner erhebt sich gegen den andern; keiner will mehr sein, der Große ist nicht mehr groß und der Kleine nicht klein. All' ihre verschiedenen Gaben und Kräfte weben sich zu einer und derselben Harmonie zusammen. Es gibt kein Eigentum mehr. Sie haben alles gemein. Die Hölle schließt ihre Pforten, der Mammon wird Gott dienstbar.

Verstehen wir, liebe Freunde, was mit diesen unbeholfenen Strichen — noch einmal: was bedeuten hier Worte? — angedeutet ist? Was es heißt, daß dieser Geist, der in der Ewigkeit regiert, seine Herrschaft über Menschenherzen angetreten hat? In der Welt des Hasses und der Gewalttat wirksam geworden ist? Hier, mitten unter uns Erdenbewohnern seine Kräfte entfalten will? Daß Gott seit Pfingsten nicht nur im Himmel, nein, auch auf Erden seinen Willen, den Willen seines Wesens, die Liebe offenbart? Daß die Wahrheit kein erbauliches Spiel mit Worten mehr, sondern lebendige Wirklichkeit, menschliche Wirklichkeit werden soll? Daß wir, in tausendfältigen Irrtümern und Verkehrtheiten groß gewordenen und verdorbenen Hochmutspinsel, zurückkehren dürfen zur ursprünglichen Einfalt und Kinder werden? Kinder, mit dem Vertrauen im Herzen und der Freude in den Augen, die nicht wissen, ob sie Fürsten oder Bettler zu Eltern haben, die ihre Reichtümer und ihre Armseligkeiten herbeischleppen zum gemeinsamen Spiel, die alles gemein haben, weil sie nichts *haben*, sondern alles *sein* wollen, und das heißt *zusammen sein*! Du lächelst über diese Einfalt, über diesen „bescheidenen Ertrag" des Lebens, wie du ihn nennst. Hast du es in deiner Bibel noch nie gelesen, daß das Kindesspiel die Quelle

war, aus der die Welt, deine große, wichtige, ernste Welt entsprang? „Der Herr", heißt es Sprüche Sal. 8,22 ff., „hat mich gesetzt im Anfang seiner Wege; ehe er was machte, war ich da. Ich bin eingesetzt von Ewigkeit, von Anfang vor der Erde . . ., da er den Grund der Erde legte, da war ich der Werkmeister bei ihm, und hatte meine Lust täglich und spielte vor ihm allezeit; und spielte auf seinem Erdboden, und meine Lust ist bei den Menschenkindern." So spricht die Weisheit. Spiel ist alles. Lust, Freude, Leben, Liebe ist alles. Es gibt keinen Ernst, keine „Prinzipien", keine „Grundsätze", keine „Weltanschauungen", keine Philosophie und Theologie, keine Zielstrebigkeit und keinen Ehrgeiz. Einfalt ist alles. Unmittelbare Daseinsfreude. Kein Anfang und kein Ende. Der Anfang ist das Ende. Von Gott, aus Gott, durch Gott, zu Gott: das ist Pfingsten. Das brach dort in der ersten Christengemeinde hervor.

Es konnte freilich nicht so bleiben — da haben die weisen Herren recht, — dieser Silberblick der Ewigkeit auf der brodelnden Oberfläche der Zeitlichkeit mußte wieder verschwinden. Aber nicht, wie die Theologen meinen, weil er nicht möglich ist, sondern um erst recht möglich zu werden. Der Geist — der niemanden zwingt, der es niemandem aufrückt — mußte sich einleben in die zähe Widerstandsmasse der Menschheit, mußte sauerteigartig sich vermengen mit den Geistern der Welt, mußte, wenn er sein welteroberndes Werk ausführen wollte, den Kampf mit den Jahrhunderten aufnehmen, langsam eine Torheit nach der andern entwurzeln, unermüdlich immer und immer wieder die leuchtende Kraft seiner Wahrheit durch die Nacht menschlicher Sünde ergießen, — was würde uns sonst Pfingsten helfen, was könnten wir armen, langsamen, konservativen, angsterfüllten Erdenkinder mit dem Geiste anfangen, der uns über die Jahrhunderte empor trüge zu augenblicklicher Vollendung? Wir stürben daran. Aber nun, allmählich vom Lichte der Wahrheit erleuchtet, leben wir und leben immer mehr und wahrhaftiger. Gewiß, wer die Geschichte des Christentums nur von außen ansieht, — wie der Professor der Kirchengeschichte — der merkt wenig von dem Walten des göttlichen Geistes; wer aber tiefer hineindringt, der sieht, daß gerade die leidenschaftliche und sündige Unruhe an der Oberfläche dieses Walten in der Tiefe ankündigt. Eine Kruste nach der andern zerbricht, ein Riegel nach dem andern zerschmilzt, von innen baut sich der Geist eine neue Welt; wir merken es oft nur darum so wenig, weil wir unspürbar von seinen Kräften emporgetragen werden. Wie das Samenkorn im Boden erstirbt, um aus seinen Elementen gerade eine neue Gestalt sich zu erbauen, sich mit einer harten Rinde überzieht, Aeste und Zweige ausstreckt und seine unerschöpfliche Keimkraft zum mächtigen Baume ausbreitet, um schließlich zu seiner ursprünglichen Form zurückzukehren, so auch der Pfingstgeist. Die Gebilde alle, die seine treibende Kraft aus den Elementen der Welt zusammenwebt, dienen

ihm nur dazu, umso reicher, um eine zurückgewonnene Welt reicher, zu sich selbst zurückzukehren. Pfingsten ist das Ziel der Menschheit. Die kleine Jüngergemeinde ist die keimartige Verheißung der neuen in Gott geeinten Menschheit. Pfingsten sagt uns, daß das Ende der Weltgeschichte wieder in ihren Anfang zurückkehrt, daß alles Werden dem Sein weicht, daß Gott wieder alles in allem ist.

II.

„Ehe denn die Berge worden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Psalm 90). Gott und seine ewigen Gedanken. Und in diesen Gedanken lag eingebettet die Welt mit ihren tausend Gestalten und Geschöpfen, du und ich. Gottes Augen „sahen mich, da ich noch unbereitet war, und waren alle Tage auf sein Buch geschrieben, die noch werden sollten und derselben keiner da war" (Psalm 139, 16). „Wie er uns denn erwählet hat, ehe der Welt Grund gelegt war" (Epheſ. 1,4). Wann haben wir angefangen? Als Gott anfing, uns zu denken, oder damals, als er seinen Gedanken das irdische Gewand verlieh? Wo sind wir zu Hause? Im Ewigen oder im Irdischen? Und als der Schöpfer die Welt ins irdische Dasein rief, als er seine Gedanken mit irdischem Stoff umkleidete, und die Schöpfung dastand im neuen, prangenden Schmucke — löste sich da ihr Sinn und Wesen von Gott ab, um neben und außer Gott ein eigenes Leben zu führen? Als die Sterne aufleuchteten, die Berge sich in den Himmel erhoben, als Kräuter und Bäume wuchsen und Frucht brachten, als die Tierwelt ihr reizendes Spiel auf Erden begann, und der Mensch in staunender Freude die Welt ringsum in seinem trunkenen Auge spiegelte, — wo wurzelte da das geschöpfliche Leben? Leben und weben und sind nicht alle und alles in Gott? Das ists ja gerade, was der Schöpfung ihren unerforschlichen, unerschöpflichen Reiz verleiht, daß ein ewiges „Etwas", ein wundersames Geheimnis im Grunde ihrer Gestalten lauscht, daß sie nie nur das sind, was sie scheinen, daß hinter ihrem gemeinen „Nur" ein ungemeines „Mehr als nur" schafft, daß sie atmen und spielen im Unsichtbaren. Was ist der harte Stein zu deinen Füßen? Nur Stein? Frage die Wissenschaft, die sich in saurer Mühe um sein Wesen müht, und sie wird dir reden von geheimnisvollen Kräften, die sich zum Stein zusammengebunden, von der einen und selben Mutterkraft, die sie alle aus ihrem verborgenen Quell entläßt. Und überall, wohin dein Auge blickt, dasselbe Spiel unsichtbarer Gewalten, die dir in den Millionen entzückender Formen des irdischen Stoffes ein unerschöpfliches Schauspiel bereiten. Geheimnis und Wunder ist alles. Und dieses Geheimnis, dieses Etwas, das du nie in Worte zu fassen vermagst, — es rinnt auch durch deine Adern, zuckt auch in deiner Seele auf. Blicke hinab in ihre Tiefe: Ist das Seele, was in wechselnder Laune durch dich hindurchstürmt, oder das, was allem Wechsel,

aller Laune mit der gemessenen Ruhe der Wahrheit und Gerechtigkeit entgegentritt? Ist das allein Seele, was sündigt in dir, oder das noch viel mehr und erst eigentlich ganz Seele, was um das Böse weiß und sich vor ihm in die geheimnisvollen Tiefen des Guten flüchtet? Ist nicht Liebe der Grund deiner Seele — aber was ist sie? Wir wissen es nicht. Sie ist das selige Geheimnis, das mit uns geht, das immer da ist, das rettend und heilend durch unsere Gemeinheit bricht. In der letzten Tiefe, da bindet uns eine ewige Kraft miteinander und mit allen Dingen zusammen, unseres Wesens Wesen, unserer Wirklichkeit Wirklichkeit, Gott, in dem wir leben, weben und sind. Eine Harmonie, eine Gemeinschaft, ein Leben, ein Geist, eine Liebe. Und alles Sichtbare das Spiel dieser Liebe.

O daß wirs vermöchten, diese Einheit zu erschauen in allem, was existiert! O daß wir die Kraft besäßen, die Gedanken des einen Gottes in allen Dingen zu sehen, nicht nur Dinge, als hätte es einen Sinn, Dinge zu sehen, die nur Dinge sind! Gäbe es da die qualvollen Rätsel alle, die heute unsern Geist zermartern? Und ist nicht das eben die grausige Quelle aller Rätsel, daß wir nur Dinge, Dinge ohne Geheimnisse, Wirklichkeiten ohne Grund, das Sichtbare ohne das Unsichtbare schauen müssen? Wie kam es doch, daß sich der Mensch in den Zwiespalt zwischen Gott und der Welt hineinbegab, daß er die Lüge ersann, in welcher er heute wurzelt? Warum steht, kaum daß wir zu denken anfangen, ein unverstandenes, massiges Sein vor uns, das unseren Gedanken und Wünschen den zähen Widerstand der toten Materie entgegen stellt? Woher kommt es, daß wir diesen Zwiespalt zwischen dem Geist und den Dingen so natürlich finden, daß wir vor lauter Stoff den Geist nicht mehr spüren? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur — wenn wir nicht jede Spur der Selbstbesinnung ausgetilgt haben — daß dieser Zwiespalt uns ununterbrochen quält, daß alle die tausend Fragen, die aus seinem gähnenden Schlunde auftauchen, die Wissenschaften alle, die von ihnen leben, unsere Blöße verraten, daß wir vor lauter vielem Wissen nicht mehr das wissen, was allein zu wissen not tut. Ach, wir müssen nichts als fragen, wir müssen rastlos, ruhelos, ergebnislos Antwort heischen von allen den Gestalten des Seins, deren starre Abgeschlossenheit mit Felsenhärte uns immer wieder von sich stößt. Was sind sie? Wissen wir es heute besser, als mans vor tausend Jahren wußte? Sind sie wirklich oder sind sie Gespenster? Ist das Sein, was wir mit unsern Händen betasten, oder Schein? Wir sehen tausendfältige Dinge, wir sehen Ur- und Grundstoffe, aber wir sehen ihre Zusammengehörigkeit, ihren Sinn, den Grund ihres Daseins nicht, grundlose Dinge, Gespenster, Schatten und Trugbilder. Ja, wir merken es, daß dieses zersplitterte, eigenmächtige, starre, ausschließliche Sein der Dinge nicht sein ist, sondern nichts. Daher kommt es, daß wir das Nichts begreiflicher finden, als das Etwas, und uns das Wort des Teufels:

Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht, aus der Seele gesprochen ist. Das beste — so schrien schon die alten Völker ihren Jammer aus —, ist, nie geboren, das nächstbeste, möglichst schnell versinken im Tode. Nur nicht leben müssen, nur nicht sein müssen, wenn doch das Sein nichts ist. Was bist du, Mensch? Warum blähst du dich und bauschest dein Lügendasein auf? Warum bildest du dir auf deine Staubgüter etwas ein? Was willst du groß sein? Was ist groß in einer Welt, die lügt, wenn sie sein will? Was kannst du festhalten an diesem gespenstigen Riesenkinematographenbild, Leben genannt? Tausend Gestalten stürmen an deinen Augen vorbei, sie wollen sein und sind schon nicht mehr. Alles zerfällt zu Staub. Nichts ist, als das Nichts.

O, nicht wahr, wir möchten einmal aus den Quellen des Lebens hervorbrechen, aus ihm herauswachsen, nicht ihm uns nur entgegenstrecken, zu Hause sein in ihm, nicht sehnsüchtig nach der verlorenen Heimat zurückblicken. Meister des Lebens sein. Gesättigt von seiner Fülle, schöpfend aus seinen unversieglichen Strömen. Wir möchten auf alle Fragen antworten können, wir möchten jede Antwort schon vorweg genommen haben, antwortende, nicht mehr fragende Menschen sein. Menschen, die es vermöchten, das ruhelos kreisende Rad der Erscheinungen zum Stillstand zu bringen, dem flüchtigen Augenblick Dauer zu verleihen; Menschen, die verstehen und ergreifen, besitzen und herrschen über den Umkreis der Dinge; einfache Menschen, die einverstanden sind, einverstanden zu sein die Kraft haben, mit dem, was ist, die ihr eigenes Leben mit dem aller andern Geschöpfe im Grunde des Lebens vereinigen. Die Dinge sollten uns nicht Rätselaufgaben, sondern nichts anderes mehr sein, als der sichtbare Ausdruck der Wahrheit in unserem Geiste. O wir sehnen uns danach, Gott wieder zu *haben*, nicht nur ihn anzubeten. Gott haben, heißt keine Trennung, keinen Zwiespalt mehr sehen, Gott haben, heißt, hinter den Gegensätzen zu Hause sein, heißt bejahen, bestätigen, anerkennen, gelten lassen, lieben, das Böse nicht sehen wollen, wurzeln und wachsen im Guten. Gott haben, heißt das Ungemeine, nicht das Gemeine erkennen, groß denken, wahrhaftig empfinden, das Beste wollen, wollen, daß alles eins, daß alles gemeinschaftlich sei.

Und sieh, lieber Freund, das sind nicht leere Träume eines überspannten Mystikers, wie die kühlen Gleichgewichtsmenschen meinen, nein, seitdem Jesus unsere Geister geweckt, wird die „Mystik" einfache, sonnenhelle Wirklichkeit. Jesus ist ja selbst die Verwirklichung dieser harmonischen Gotteswelt, die wir verloren, in ihm ist ja alles das Fleisch und Blut, was unsere Gedanken als überirdisches Ideal in sich bewegen. Hier ist das Ungemeine, die Einfalt, die Wahrheit, die Liebe, die Gottesgabe Mensch. Hier ists ja so: Nicht *nur* Mensch. Hier bricht das geheimnisvolle Etwas in allen Dingen und Menschen, das wir ahnen, leuchtend hervor. In

seinem Lichte erkennen wir das Licht. Er ist der Pfad zu der uranfänglichen Welt, zu den Quellen des Seins, wo das „Unverwesliche anzieht das Unverwesliche und das Sterbliche anzieht das Unsterbliche" (1. Cor. 15). Der Eingang zu der Welt des Kindes, zur ewigen Freude, zur Liebe, „die nimmer aufhört". O laß dich von seinem Wesen durchleuchten, lebe dich in ihn hinein, strecke deine Wurzeln aus in seinem Grund.' Er ist da. Heute noch. Eben das ist das Pfingstwunder, daß in aller Sündennot der Welt Jesus in unvergänglicher Reinheit dasteht, „gestern, heute und derselbe in Ewigkeit".

III.

Das „stille, sanfte Säuseln", nicht Sturm und Feuersgluten. O auf Sturm verstehen wir uns gut, aber auf die Stille nicht! Wir jauchzen dem Sturm entgegen und lassen uns gerne bestürmen und begeistern, dahintragen auf den Flügeln der Windsbraut. Je gewaltiger und lauter es zugeht, desto besser. Je hinreißender und unwiderstehlicher wir „bekehrt" werden, desto lieber ists uns. Kommt irgendein Wanderprediger, der mit feurigen Zungen zu reden versteht, dann regt sichs in tausend Herzen, dann sprühts aus begeisterten Augen, leuchtets aus todesmutigen Worten. Und je stürmischer, desto besser. O ja, auf den Sturm verstehen wir uns gut. Solange der Sturm durch unsere Herzen braust, sitzen wir einträchtig zusammen, Dame neben Magd, Vornehm neben Gering. Solang der Sturm weht, haben wir alles gemein, öffnen sich die Türen der Reichen für ihre armen „Brüder" zu gemeinschaftlicher frommer Andachts- und Teestunde. Aber wenn nun die Stille kommt, wenn der Geist bleiben und wirken will — was dann? Wenn die Erweckungszeit vorüber ist, und die brünstige Liebe der nüchternen und stillen Gottesliebe Platz machen soll — was dann? Sitzen dann noch Dame und Magd auf derselben Bank, will dann der Vornehme noch länger der „Bruder" des Geringen sein, ändert dann irgend etwas in den äußern, von der Ungerechtigkeit regierten Verhältnissen? Liebe Freunde, fromme, begeisterte Worte sind nichts. Andachtstunden, weihevolle Augenblicke, Bekehrungen, Bekenntnisse und neue Entschlüsse, „Uebergabe an den Herrn", Tränen und Rührungen, Herr, Herr sagen, Wunder und Zeichen tun, Kranke gesund machen, Teufel austreiben, mit Zungen reden — das alles ist nichts. Hergeben können, heruntersteigen können, eins werden mit den andern, ist alles. Wo die Unterschiede aufhören zu gelten, wo es wirklich wahr ist: Weder Knecht, noch Freier, weder Jude noch Grieche, weder Mann noch Weib, sondern eins in Jesu Christo (Gal. 3) — da ist Pfingsten. Machen kann man das allerdings nicht. Der Pfingstgeist ist für Experimente nicht zu haben, wie sie je und je von begeisterten „Bekehrten" vorgenommen werden. Die Gemeinschaft, die der Gottesgeist stiftet, eignet sich nicht für Grundsätze. Grundsätze sind Surrogate des

Geistes. Wo der Geist herrscht, da herrscht Freiheit, die Grundsätze aber zwingen und knechten. Grundsätzlich kann man das Evangelium nicht auffassen. Man kann es nur haben und erleben — oder nicht haben. Wer meint, ein Christ müsse als Christ seine Güter hergeben, der hat den Geist des Evangeliums zur Fratze gemacht. Das ganze Mönchstum ist eine solche Fratze, und überall, — auch bei uns Protestanten — wo der mönchische Geist mit Gewalt und List herbeiführen will, was nur aus den Kräften des Gottesgeistes emporwachsen kann, stellt sich die Fratze ein.

Freilich, das müssen wir schon sagen: besser ists in den Augen Gottes, Grundsätze zu haben, die der Bequemlichkeit ins Fleisch schneiden, als andere, die ihr huldigen, besser, grundsätzlich dem Geiz und der Eigentumsliebe Abbruch zu tun, als sie mit Grundsätzen zu verdecken. Besser und sicherer, wenn die Reichen ihre Güter hergeben, als wenn sie sich damit entschuldigen, das würde doch nichts helfen. Wenn es niemandem sonst hülfe, ihnen selbst würde es jedenfalls helfen. Vergessen wir nicht, daß Reichtum in jedem Falle eine große, fast unentrinnbare Gefahr bedeutet, weil er auf dem entgegengesetzten Standpunkt des Göttlichen steht: auf den Unterschieden, der Trennung, den Gegensätzen, während das Göttliche Einheit heißt. Was wäre der Reichtum, wenn er nicht gesehen würde — von der Armut? Vergessen wir nicht, was Jesus vom Reichtum und von den Schwierigkeiten der Reichen, ins Reich Gottes zu kommen, sagt. Wahrlich, klüger wäre es schon und in ihrem eigenen Vorteil, wenn sie sich lösten von ihrem Ueberflusse, wie Jesus einmal sagt: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten" (Luk. 16,9); geratener wäre es, sie würden das Wort im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus etwas mehr und ernster bedenken: „Du hast die Güter empfangen in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeinigt." Ich weiß nicht, ob sie einmal vor Gottes Angesicht bestehen werden, die da in frommer Sicherheit sagen: darauf kommts gar nicht an, ob man reich ist — vor Gott, der ins Verborgene sieht, sieht, welche Ströme von Fluch und Tränen der Reichtum in den Menschen weckt! Herrlich ists, wenn einer das erkennt und dementsprechend seine Grundsätze einrichtet. Ich glaube, es wird ihm im Himmel wohl vergolten werden, wenn auch „der Kleinste im Himmelreich größer ist, denn er".

Denn es bleibt dabei: Machen kann man den Geist nicht. Der Apostel Paulus sagt einmal klar und bündig: „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze" (1. Cor. 13,3). Das ists ja gerade, was wir in unserer Zeit so lebhaft, so schmerzlich empfinden. Ist nicht durch den Sozialismus die Eigentumsfrage recht

eigentlich das brennendste Kulturproblem der Gegenwart geworden, sucht nicht mit gewaltiger Energie eine nach Millionen zählende Partei auf dem Boden dieser Frage die endgültige Lösung der gesellschaftlichen Krisis? Aber vermag sie es, durch die Gewalt ihrer Worte und Taten die Menschen zu überzeugen? Sehen wir nicht, wie sich die Gegensätze zuspitzen, wie die Gewalt auf der einen Seite der Gewalt auf der andern ruft, wie die Besitzenden sich rüsten zum Verzweiflungskampfe? Gewiß, die Gesellschaft verdient das Wetter des Gerichtes, das sich drohend und drohender über ihr zusammenzieht — aber was wird gewonnen sein, wenn der proletarische Ansturm ihre Dämme durchbrochen? Muß nicht, wenn nicht alles im Chaos untergehen soll, ein neues Element hinzukommen, das dem Kampf seine Bitterkeit nimmt, die Geister besänftigt und versöhnt, indem es ihnen die Kraft zum Vollbringen dessen eingießt, was ihr leidenschaftliches, blindes Wollen umsonst angestrebt? Muß nicht aus den Tiefen der innern Welt die Lösung kommen? Können wir einig sein, ohne das einzige Element der Einheit, die Liebe? Was wird aus der Gemeinschaftlichkeit der Produktionsmittel, wenn der Geist der Gemeinschaft nicht mächtig ist?

„Aber" — so sagst du mir nun — „kommt es denn so sehr auf die Gütergemeinschaft an? Kann man nicht ohne sie eins sein, eins im Geiste? Ist denn das eine so wichtige Frage?" Und ich gebe dir zur Antwort: nein, an und für sich ist das gar keine wichtige Frage. Diese Gemeinschaft der Menschen, die sich bis auf ihre Güter erstreckt, muß gar nicht sein, an und für sich. An und für sich muß ja nichts sein. Die Sonne muß nicht sein, wir könnten ja auch anders gemacht sein und etwa wie der Maulwurf unten in der Erde leben; so muß auch der Baum keine grünen Blätter tragen, es könnten auch graue sein. Ja, du hast recht: man kann auch ohne Gemeinschaft leben, man kann — und tuts auch — nur „im Geiste" eins sein, wenn man auch gar nicht weiß, was das bedeutet. Das braucht man ja auch nicht zu wissen. Man kann vieles, — und dementsprechend sieht ja auch die Welt aus. Aber eines kann man nicht: im Pfingstgeiste eins sein ohne Gemeinschaft der Güter. Gewiß, man braucht nicht mitzuteilen — aber die Liebe tuts halt. Das ist eben ihr Wesen, daß sie nicht anders kann, als Gemeinschaft halten mit Allen und Allem. Das heißt eben Liebe: keine Schranken kennen, nur solche Unterschiede gelten lassen, die sie selbst aus sich entläßt zur Demonstration ihrer reichen, unerschöpflichen Fülle. Gewiß: Liebe muß nicht sein, aber wo sie ist, da verwandelt sie die Gegensätze und Unterschiede in Gemeinschaft, da führt sie die Kompliziertheiten alle zur ursprünglichen Einfalt zurück, da bricht aus ihrer Tiefe die Welt des Kindes hervor, da spielt sie wieder auf dem Erdboden und hat ihre Lust an den Menschenkindern. Es muß ja nicht sein — aber es ist nun einmal so. Sie ist nun einmal in der Welt und gewinnts in ihr.

IV.

Ja, sie gewinnts in ihr. Sie wird immer mächtiger und nötiger. Warum erscheint uns das menschliche Elend so groß, größer als es unseren Vätern erschienen? Weil wir mehr als sie im Lichte der Liebe alles ansehen. Es bricht immer mehr die Erkenntnis sich Bahn, daß wir alle miteinander ans Werk, in den Kampf gegen das Böse hineinmüssen. Die weitesten Kreise erwachen. Die Laien — verzeiht mir dieses häßliche Wort — fangen an zu merken, daß der Pfarrer nicht dafür da ist, um ihnen ihre Arbeit zur Heilung der Nöte abzunehmen, daß es nicht mehr angeht, sich durch Berufung auf den Pfarrer ein gutes Gewissen in bösen Zuständen zu bewahren. Man beginnt zu verstehen, daß die Predigt nicht einfach eine sonntägliche Produktion des von der Behörde angestellten Pfarrers ist, an der man sich erbaut, und die man zerpflückt, kaum haben sich die Kirchentüren geschlossen. Seitdem man darauf aufmerksam geworden, daß die Predigt da ist, damit etwas geschieht, daß sie umgesetzt sein will ins Werk, und daß dieses Werk das Werk des Zuhörers selbst, nicht das des Pfarrers sein kann — da ja sein Werk eben das Predigen ist, — begreift man wieder, daß das Zeugnis, welches Leben weckt, auch eine Arbeit ist, eine Arbeit, die, wenn sie nicht vergeblich sein soll, ergänzt und weiter geleitet werden muß durch die Arbeit der Gemeinde. Auch die kirchlichen Behörden verstehen es immer mehr, daß es mit dem Bewußtsein, Behörde zu sein, nicht getan, daß das Kirchenregiment eine veraltete und fast komische Sache geworden ist. In der Tat: Was gibts denn groß zu regieren in der Kirche? Sie sehen ein, daß der Pfarrer nicht ihr Angestellter ist, der allerhand — ganz unnötige — Weisungen und Mitteilungen entgegennimmt, womit sie das geduldige Papier bis jetzt überschwemmten, daß die Kirche kein Betrieb ist, bei dem es hauptsächlich auf glatte Abwickelung der Geschäfte ankommt, und das das Wichtigste bleibt, daß nur nichts neues geschieht. Sie verstehen es, daß mit der tadellosen Verwaltung der Kirchengüter noch herzlich wenig für das „religiöse Leben" der Gemeinde getan ist. Sie fangen an, den Staub der Bureaukratie von sich zu schütteln und gehen mit gutem Beispiel voran, auszuführen, was die Pfarrer von jeher Sonntag für Sonntag gefordert. Sie wollen nicht mehr nur regieren, nein, sie wollen mithelfen und versammeln sich, um über dringende Fragen der gesellschaftlichen Not zu beraten und wo möglich auch Beschlüsse zu fassen. O es gab immer, und gibt noch so viele Leute, auch unter den Behörden, die ein böses Gewissen haben — für andere; ermahnen und rufen zum Werk — für andere. Für die Pfarrer hauptsächlich. Mithelfen heißt für sie, die „saumseligen" Pfarrer an ihre „Pflicht" erinnern. Aber daß sie selbst dieselbe Pflicht haben, daß sie sich selbst bekümmern müssen um die Welt rings

um sie her, das denken sie nicht. Dafür sind ja die Pfarrer und die Armenpflegen da.

Gott sei Dank, das wird anders. Dieses alte, bequeme System hat gründlich bankerott gemacht und die Kirche an den Rand des Todes gebracht. Soll es neu werden in unsrer Mitte, dann muß die Belastung der Pfarrer mit allerhand Gemeinnützigkeiten, woran so mancher innerlich zu Grunde geht, aufhören. Der Pfarrer soll beim Worte bleiben; das ist seine Arbeit und wahrlich, nach der langen Vernachlässigung, eine doppelt schwere Arbeit. Er soll das Wort wieder suchen, das die Gemeinde bewegt, er soll wieder in den Mittel- und Quellpunkt des Evangeliums treten, sich wieder füllen mit dem Geist der Wahrheit und Kraft, furchtlos, überzeugt, für Gottes Ehre kämpfend dastehen. So allein hilft er das große gemeinschaftliche Werk vollbringen. Merken das die Pfarrer? Ja, sie merken es. Langsam noch, gehalten vom Schrecken vor der Behörde und vor der sogenannten öffentlichen Meinung — ein beschämendes Schauspiel in einem freien Gemeinwesen — aber umso gründlicher. Einer nach dem andern erwacht zu neuem Leben. Zum Leben, das neben ihm aufsprießt. Zum Leben der Gemeinschaft. Wir müssen alle herbei. Alle Zeugen der Wahrheit werden. Alle uns mit der Energie des Guten erfüllen und die alte Faulheit abschütteln. Wir können nichts Einzelnes, Besonderes machen. Einzelne Werke helfen nicht viel. Wir müssen selbst das gute Werk sein, dann kommen die Werke auch von selbst. Wir müssen anfangen, der Liebe Raum zu geben. Gegen jedermann. Niemanden gering schätzen. Nicht auf die äußeren Unterschiede sehen, die innern Güter pflegen. Gerecht, wahrhaftig, rein denken und handeln. Alles glauben, alles hoffen. Das Leben von innen aus neu aufbauen. Zusammengehören wollen.

So gehen wir einer neuen Ausgießung des Geistes entgegen. Pfingsten ist uns nicht verloren. Gott will Wohnung machen in unserer Mitte; er will und wird wahr machen sein Wort: Ich will ausgießen meinen Geist auf alles Fleisch. Hermann Kutter.

Jesus und die Armut.[1]

Es ist mir eine Freude, die erste Bruderschaft zu begrüßen, die in Dänemark gegründet worden ist. Es sind erst acht Tage her, seit ich dem ersten Musikfest unseres National-Vorstandes der Bruderschaften im Kristallpalast beiwohnte. Dort waren

[1] Ansprache, gehalten für die Kopenhagener Bruderschaft, im Volkshaus, dem Hauptquartier der Sozialdemokratischen Partei, am 7. September 1913.

Herr Stead ist der Leiter des Browning Settlement, das die jährliche Labour Week veranstaltet, der Bruder des mit der Titanic untergegangenen William. Er wird am Basler Kongreß über das Friedensthema reden.

vierzigtausend Menschen zugegen. Der Oberbürgermeister von London erschien in voller Amtstracht, um die Brüderschaften zu der immer größeren Ausdehnung dieser „Gesellschaften zu gegenseitiger Hilfe, zu sozialem Studium und zur Förderung Christlicher Gemeinschaft" zu beglückwünschen. Diese Glückwünsche leite ich mit Vergnügen an Sie weiter.

So mancherlei an dieser Zusammenkunft macht uns klar, wie viel Gutes an der Bruderschaftsbewegung ist. Sie ist eine internationale Belegung. Mir ist es vergönnt, Ihnen hier die Grüße der Bruderschaft in Browning Hall, Walworth, zu übermitteln. Mein Dolmetsch war sieben Jahre lang ein Mitglied der englischen Bruderschaft in Hull. Diese Bruderschaft hier veranstaltet ihre Zusammenkunft im Hauptquartier der Sozialdemokratie. Ich hoffe, daß daraus eine schöne gegenseitige „Ansteckung" erfolge. Möge die Bruderschaftsbewegung „angesteckt" werden von der edlen Begeisterung, von dem Organisationstalent, von der zielbewußten Disziplin der Sozialdemokratie, und möge die dänische Sozialdemokratie angesteckt werden von dem ethischen Idealismus und der religiösen Begeisterung der Bruderschaftsbewegung.

Auch das Thema, das Sie für meine Ansprache von heute Nachmittag ausgewählt haben, ist im Einklange mit dem Orte der Versammlung. Es lautet: Jesus und die Armut. Für die Sozialdemokratie steht die Armut, ihre Ursachen und ihre Beseitigung im Vordergrund der Interessen; uns beschäftigt vor allem Jesus, seine Forderungen und seine Gebote. Wir wollen nun sehen, in was für Beziehungen die beiden zu einander stehen.

Als Jesus seinen Zimmermannsberuf aufgab und seinen Verkündigungsfeldzug unternahm, war eines immer auf seinen Lippen: das Reich Gottes. Heutzutage darf ein Redner in sozialdemokratischen Kreisen, wenn er das Wort „Soziale Revolution" braucht, voraussetzen, von seinen Hörern verstanden zu werden. So brauchte Jesus unter dem gemeinen Volke in Galiläa das Wort „Reich Gottes". Das war das A und das O seiner Botschaft, und es hatte eine sehr klare und bestimmte Bedeutung für die Menschen seiner Zeit.

Um zu wissen, was es für sie und für ihn hieß, müssen wir ein wenig zurückblicken. Der Gedanke wurzelt in der Vergangenheit Israels. Jesus sagte, daß er gekommen sei, jene Vergangenheit zu erfüllen, das Beste das in der israelitischen Literatur geweissagt worden war, zu einer lebendigen Wirklichkeit zu machen. Den besten Schlüssel zu der Bedeutung des Wortes „Reich Gottes" geben uns die Propheten Israels. Sie waren, was wir soziale Agitatoren nennen. Sie verurteilten mit leidenschaftlichem Zorn die Ungerechtigkeit der bestehenden sozialen Einrichtungen. Sie klagten sie im Namen des Höchsten an, und dem elenden Heute hielten sie ein herrliches Bild des idealen Zukunftsstaates gegenüber.

Einer der ersten, der seine Weissagungen niederschrieb, war Amos. Er klagte mit schneidender Schärfe den Gutsherrn an, der dem Bauern das Land vorenthält und den Kornhändler, der den Armen betrügt. Nachdem eine schreckliche Strafe die Uebeltäter erreicht hatte, sagte Amos eine Zeit großer Fülle voraus, wo Ueberfluß für alle da sein werde. In einer Folge von Flugschriften legt ein ehemaliger sozialdemokratischer Führer in Deutschland das nieder, was er für die erwiesene Tatsache in der Geschichte Israels hält. In seinem Bericht über die Propheten erklärt er, daß Amos der Religion des Proletariates den edelsten Ausdruck verleihe und die Formel für die allgemein menschliche Weltreligion geschaffen habe.[1]) So haben alle Propheten nach Amos, einer wie der andere, die bestehende soziale Ordnung beklagt und angeklagt und ihr das Bild einer besseren Zukunft gegenübergestellt, wo die Menschen weder hungern noch dürsten, noch des Obdaches entbehren müßten, das sie gegen die Unbilde der Witterung schütze. Die Propheten stimmten alle darin überein, daß der Gegensatz zwischen Ueberfülle an Gütern auf der einen Seite und Mangel auf der andern Seite widergöttlich sei. Sie stimmten alle miteinander überein, daß Armut durch den Ungehorsam des Volkes verschuldet werde und daß, wenn das Volk wieder zum Gehorsam zurückkehrte, die Armut verschwinden würde.

Die Psalmen setzen diese selbe große Hoffnung in Musik. Sie sprechen es immer wieder aus, daß das Volk, das Jahve treu ist, des Guten die Fülle haben wird. Wo aber das Volk von Jahve abfällt, erlebt es das Gegenteil. Mangel bei der großen Masse, Völlerei bei den andern, sind Zwillingsgeschwister, hervorgegangen aus dem Ungehorsam des Volkes. Mit ihrem Fühlen stehen die Sänger Israels ganz auf der Seite der Armen und Notleidenden. Im Kampfe zwischen der entblößten Masse und den besitzenden Klassen, steht Gott wider die Klassen zu den Massen. In der späteren Literatur Israels werden die Armen und Bedürftigen als diejenigen gezeigt, denen sich die göttliche Gunst mit Vorliebe zuwendet. Die Wohlhabenden und Ueppigen hingegen ziehen Gottes Zorn auf sich. Dies kann vielleicht erklärt werden aus dem Reichtum der persischen Statthalter und der Armut der frommen Juden, oder aus dem Glaubensabfall der Reichen unter dem griechisch-syrischen Einfluß, wo nur die armen Juden Jahve treu blieben. Aber finden wir den Gegensatz zwischen dem persischen Statthalter und dem frommen Juden, zwischen dem begüterten Helleniſten[2]) und dem armen Judäer

[1]) „Damit hat die Religion der Proletarier ihren höchsten Gipfel erstiegen. Dieser Gott ist ganz sittlich geworden. Er frägt nicht nach Rasse, Nation oder Wohnort; er frägt nicht nach Opfern oder Gebeten. Er frägt nur nach Recht und Gerechtigkeit und nach Unterdrückung aller Gewalt. Das Gesetz Jahves ist nichts Anderes als das allgemein menschliche Gefühl für Recht und Barmherzigkeit. Es ist die rückhaltlose und absolut konsequente Formulierung einer rein sittlichen, allgemein menschlichen Weltreligion", Maurenbrecher: „Die Propheten", S. 48, 49.

[2]) „Helleniſten" sind Juden, die griechische Kultur angenommen haben.

nicht wieder unter dem römischen System, unter dem Feudalsystem und unter dem kapitalistischen System? Die besten Menschen im späteren Israel glaubten darum, daß Gott gegenüber den Reichen sich auf die Seite der Armen stelle. Es nahm sogar das hebräische Wort für „reich" die Nebenbedeutung von anmaßend, hochmütig, gottlos an, während das hebräische Wort für „arm" die Bedeutung demütig, sanft, gottwohlgefällig bekam.

So darf man wohl sagen, daß dem Israeliten als Ideal ein Wirtschaftssystem vorschwebte, das jedem Glied der Gemeinschaft seinen vollen Anteil sicherte an den Gütern, die Gott zu unserm Genusse geschaffen hat! Genug für jeden und für alle! Die völlige Befriedigung jedes irdischen Bedürfnisses! Ein Ueberfluß, der auch in den gemeinsamen öffentlichen Einrichtungen Pracht und Glanz erlaubt! Dies wird als die Frucht des Gehorsams gegen die Stimme des göttlichen Gesetzes bezeichnet. Vollkommener Gehorsam der Gesamtheit ist gleichbedeutend mit dem gänzlichen Verschwinden des Mangels. Die ganze Reihe der hebräischen Offenbarungen macht es deutlich, wie es Gottes Wille sei, daß der Mensch essen solle und satt werden, daß er frei und sicher die Güter genießen solle, mit denen Gott die Welt versehen hat.

Das war der Hintergrund von Hoffnungsfreudigkeit, von dem Jesus ausging. Und wir fragen uns: Wie verhielt er sich dazu? Stellte sich Jesus auf den Standpunkt des prophetischen Israels? Oder betrachtete er alles irdische Wohlergehen als gleichgültig und belanglos gegenüber seinen rein geistigen Zielen? Nahm er den asketischen Standpunkt ein, daß das einzige, was in Betracht komme, die gläubige Seele sei? Nahm er den philosophischen Standpunkt ein, daß das Einzige, auf das es ankomme, der denkende Geist sei?

Da Jesus immer mehr Gewicht auf das Handeln als auf die Lehre legte, wollen wir zuerst einmal uns sein Handeln betrachten. Wie stellte sich Jesus selbst den Gütern der Welt gegenüber? Gewiß wird von ihm erzählt, daß er zu Beginn seiner Laufbahn gefastet habe. Aber als man ihn fragte, warum seine Jünger nicht fasteten, antwortete er, daß sie nicht fasten könnten, solange er bei ihnen sei. Dies zeigt deutlich, daß er gewöhnlich nicht fastete. Er war der Bräutigam; währenddem er bei ihnen war, hielten sie gewissermaßen ein unaufhörliches Festmahl. Er setzte sich entschlossen in Gegensatz zum asketischen Typus. Er sagt: „Johannes der Täufer ist gekommen, aß nicht und trank nicht — des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket; so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer." Es läßt sich nicht gut denken, daß Aehnliches von Philipp von Melanchton oder gar Franziskus von Assisi hätte gesagt werden können; aber von Jesus von Nazareth ist es gesagt worden. Das zeigt uns, daß Jesus es nicht für unter seiner Würde hielt, an einem Festmahl teilzunehmen. Er machte

kein Gesetz aus der Askese. Er vertrat den alten Grundsatz: Iß genügend, iß und sättige dich.

Was die Kleidung betrifft, so ging Jesus nicht halbnackt einher, oder kleidete sich in Lumpen oder in ein härenes Gewand. Das vierte Evangelium berichtet uns, daß sein Mantel ohne Naht gewesen sei, an einem Stück gewoben, ein Kleidungsstück, wie es in Galiläa der einfache Mann und, nach Josephus, auch der Hohepriester trug. Jesus war also nicht auffällig schlecht oder grob gekleidet, er war genügend, wahrscheinlich auch ganz behaglich gekleidet.

Von seinem Obdach sagt er: „Des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege, d. h. er hatte keine bestimmte Wohnstätte." Aber das heißt nicht, daß Jesus ein Landstreicher gewesen sei, oder daß er lieber unter Hecken und Zäunen geschlafen habe als in einer gewöhnlichen Wohnstätte. Nichts deutet darauf hin, daß er nicht hätte in einem Haus wohnen wollen. Er benützte gern die Räume, die seine Jünger ihm anboten. Er wohnte bei dem wohlhabenden Zachäus. Er machte das Haus von Maria und Martha zu seinem Vorstadtheim.

So lehnte Jesus in Nahrung, Kleidung und Wohnung die Askese ab, und im Gegenteil zu St. Franziskus war das, was Jesus als Ziel aufstellte, nicht Dürftigkeit, sondern Fülle. Er maß mit reichlichem Maße.

In seinem Verhalten gegenüber den andern befolgte er den gleichen Grundsatz. Man mag die Geschichte von der Hochzeit zu Kana auslegen wie man will, auf jeden Fall zeigt die Erzählung uns Jesus als einen, der gern im Ueberfluß austeilt, auch wo es sich nur um die Befriedigung der Bedürfnisse einer Festgesellschaft handelt. Es wird von ihm berichtet, daß er 126 Gallonen des besten Weins beschafft habe und das gegen Ende des Festmahles. Das läßt nicht auf eine Neigung zur Einschränkung und zur kärglichen Beschneidung im Gebrauch der Güter der Erde schließen.

Und wieder kann man sich zu der Erzählung von der Speisung der Fünftausend stellen wie man will, so wird man ihr doch entnehmen können, daß Jesus dafür bekannt war, den Anblick hungernder Männer und Frauen nicht ertragen zu können und daß er, wie beschränkt auch seine Mittel waren, alles aufbot, um ihre Bedürfnisse zu stillen. Die Erzählung erklärt, daß die Kost zwar einfach, aber reichlich gewesen sei: „Sie aßen alle und wurden alle satt."

Als Jesus seine Jünger auf ihre Botschaftsreise aussandte, befahl er ihnen, wenig mitzunehmen. Sie sollten sich aufmachen, als solche die Eile hätten. Sie sollten nicht einmal die Leute auf der Straße grüßen. Je weniger überflüssiges Gepäck, desto besser. Am Vorabend seines Todes fragte Jesus die Jünger: „Als ich euch ausgesandt habe, mangelte euch etwas?" Und sie antworteten: „Nichts". Sie hatten nichts entbehrt, sie hatten genug gehabt. Ihre Fahrt war nicht eine Pilgerfahrt der Armut oder ein Demon-

strationszug asketischer Enthaltsamkeit gewesen. Sie hatten zu sich genommen, was die Gastfreundschaft des Ostens ihnen vorgesetzt hatte. Sie hatten Kost und Wohnung angenommen, nicht als kriechende Bettler, sondern als Arbeiter, die ihrer Speise wert waren.

Und wie sein Leben war seine Lehre, ja diese redet noch deutlicher. Er stellte sich den Gesetzen und den Gewohnheiten Israels oft entgegen. Immer wieder sagte er: „Zu den Alten ist gesagt — ich aber sage Euch". Wendete er das aber je auf die Hoffnung der Propheten an? Sagte er je: „Die Propheten haben erklärt, daß das Reich Gottes ein Reich der allgemeinen Fülle, der vollen Befriedigung irdischer Bedürfnisse sein werde, ich aber sage Euch, das Reich Gottes ist ein ausschließlich geistiges Reich?" Nie sagte er so etwas. Im Gegenteil, er sagte, daß er gekommen sei, die Schriften der Propheten zu erfüllen. Der neue Bund Israels, so wie ihn die Propheten geweissagt hatten, wurde bei Jesus das Gottesreich. Ausdrücklich und stillschweigend unterstützte Jesus die Hoffnung auf Ueberfluß an irdischen Gütern. „Selig seid ihr, die ihr hier hungert, denn ihr sollt satt werden". Ja, aber da sagt man uns, das heiße geistiger Hunger. Was sollen wir aber dann aus dem Gegenstück machen: „Wehe auch, die ihr voll seid". Nein, es waren die buchstäblich Hungernden, die Jesus meinte. Sein Wort war an die Hungernden und an die Unterernährten gerichtet. Nun die, die nicht zum Gottesreich gehören, die Fresser und Schlemmer, sollen Hunger leiden. Gewiß werden viele feiste, wohlgenährte, wohlgepflegte Spießbürger, die in ihrem ganzen Leben noch nie eine Mahlzeit ausgelassen haben, die Nase rümpfen über diese „grobe, gemeine und materialistische Auslegung des Begriffs Reich Gottes" und beteuern, daß diese Segnungen nur geistiger Art sein können. Wenn diese Leute eine einzige Woche Hungerdiät einhalten müßten, würden sie wahrscheinlich die Verheißung von Nahrung für die Hungernden in einem andern Licht ansehen. Jesus brachte seine Botschaft nicht den wohlgenährten, hablichen Klassen: Er brachte seine Botschaft allem Volke. Sogar in unseren Tagen ist ausgerechnet worden, daß in Großbritannien, der reichsten Nation auf dieser Hälfte der Erdkugel, einer auf drei oder vier Menschen in Armut lebe, daß er nicht genug Nahrung zum Essen, nicht genug Kleider um sich zu kleiden, nicht genug Raum zum Wohnen habe. Unsere Erfahrungen in Indien haben uns gezeigt, wie die Hungersnot, die immer und immer wieder unsere nationalen Mittel bis zum Aeußersten angespannt hat, eine ganz gewöhnliche Erscheinung im Leben des Ostens ist. Und einem Volke, das ebenso durch immer wiederkehrende Hungersnöte geschlagen war und das sogar in seinen besten Zeiten in großen Volksteilen bittere Not litt, brachte Jesus die frohe Botschaft: „Selig seid ihr, die ihr hie hungert, denn ihr sollt satt werden."

Sie finden denselben Geist in den Gleichnissen, die Jesus

wählte, um das Reich Gottes zu veranschaulichen. Gewiß würden manche von uns gedacht haben: „Das Reich Gottes ist gleich einer Synagoge, wo die Menschen zur Gemeinschaft, zum Gebet und zur Belehrung zusammenkommen." Manche von uns hätten vielleicht gesagt: „Das Reich Gottes ist gleich einem Tempel zur Stunde des feierlichen Gottesdienstes." Sagte aber Jesus je so etwas? Nie! Er lebte unter Menschen, die die Synagoge verherrlichten und den Tempel vergötterten. Hätte eines seiner Worte das Reich Gottes mit Tempel oder Synagoge verglichen, so würde dieses Wort sicherlich aufbewahrt worden sein. Aber während er das Reich Gottes mit einer Menge verschiedener lebloser und belebter Dinge verglich, sagte er nicht ein einziges Mal: „Das Reich Gottes ist gleich einem Tempel, oder das Reich Gottes ist gleich einer Synagoge." Was war sein Lieblingsvergleich für das Gottesreich? Es war ein Fest und vor Allem ein Hochzeitsfest. Obwohl ja selbstverständlich Gemeinschaftsglück, Gemeinschaftsgeist in seiner tiefsten Verinnerlichung, der Grundgedanke war, ist es doch nicht ohne Bedeutung, daß das Fest mit seiner Fülle guter Gaben von Jesus als Vergleich für das Gottesreich herangezogen wurde. Und die Stillung des Hungers war nach Jesu Meinung wichtiger als das Innehalten der Sabbatvorschriften oder sogar die Heilighaltung des Heiligtumes.

Es fehlt mir an Zeit, um erschöpfend alle Aussprüche Jesu über die Armut anzuführen. Aber halten wir uns nur an das, was er an vier Wendepunkten seiner Laufbahn sagte. Nachdem er das bedeutungsvolle Bad seiner Taufe empfangen hatte, als er in sein Heimatdorf zurückkehrte, erfüllt von dem Bewußtsein, Christus zu sein, der Gesalbte, wird von ihm berichtet, wie er erklärt habe: „Der Geist des Herrn ist bei mir." Wie wußte er das? „Darum daß er mich gesalbet hat und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen." Das war der Inhalt seiner Messiasbotschaft. Als er seine Jünger berief und die Kirche gründete, die sein Werk durch alle Zeit hindurch fortführen sollte, als er gleichsam die Gründungsurkunde der Kirche und den Plan für seinen Feldzug entfaltete, tat er es indem er sagte: „Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer. Wehe euch Reichen! Selig seid ihr, die ihr hie hungert! Wehe euch, die ihr voll seid" Als Johannes der Täufer, der Größte der vom Weib Geborenen, der Letzte in der Reihe der großen Propheten Israels, zu ihm sandte, ihn zu fragen: „Bist Du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" was antwortete ihm Jesus? Sagte er, was Sie und ich aus unaussprechlichem Dankgefühl heraus gesagt hätten: „Den Menschen sind ihre Sünden vergeben worden, sie sind zur Gemeinschaft mit Gott zurückgeführt worden, sie haben sich unter seine Führung gestellt!" Jesus sagte nichts Derartiges. Vor allem handelte er. Er verrichtete verschiedene Taten ganz einfacher materieller Hilfeleistung. Und nachdem er diese Taten getan hatte, sagte er:

„Gehet hin und saget Johannes, was ihr gesehen und gehört habt.“ Dann zählte er die Heilungen auf. Und als krönenden Beweis seiner göttlichen Sendung stellte er die Tatsache hin, „daß den Armen das Evangelium gepredigt wird“.

Sie erinnern sich an sein Bild vom Weltgericht, wo alle Völker vor dem Thron des Menschensohnes versammelt sind und von einander geschieden werden, die Schafe zur Rechten Gottes und die Böcke zur Linken, wo er als Richter der Lebendigen und der Toten daran geht, den Richterspruch auszusprechen, der ihre Schicksal auf ewig entscheidet. Was sagt er da? „Kommet her ihr Gesegneten meines Vaters, denn ihr habet ohne Widerspruch alle Glaubenssätze angenommen, die meine Kirche euch gelehrt hat?“ Nein, er sagt, daß das ewige Schicksal derjenigen, die vor ihm stehen, bestimmt worden ist durch ihre Handlungsweise, durch ihre Hilfsbereitschaft oder durch ihre Gleichgültigkeit gegenüber den Hungernden, den Dürstenden, den Nackten, den Obdachlosen, den Kranken und den Gefangenen. Diejenigen, die der Armen nicht gedacht haben, gehen ein in die ewige Verdammnis, die Gerechten, diejenigen die sich der Armen angenommen haben, gehen ein zum ewigen Leben. Das, was über das Schicksal der Menschen und der Völker in der Ewigkeit entscheidet, ist ihr Verhalten gegenüber den Armen. Und wie um für alle Zeiten die Armen vor der Vernachlässigung oder dem Vergessenwerden durch seine Nachfolger zu sichern, sagt Jesus: „Was ihr dem Geringsten einem getan habt, das habt Ihr mir getan“. Ueber jedes halbverhungerte Fabrikmädchen, das durch seinen Hungerlohn fast mit Naturnotwendigkeit in die Sünde hineingetrieben wird, über jeden Mann, der zur Arbeit bereit ist, aber keine Arbeit finden kann, hält Jesus in seiner göttlichen Macht seinen Schild und sagt: „Was ihr diesem getan habt, habt ihr mir getan.“

Nun erkennen wir vielleicht, wie Jesus so ganz die Ueberzeugungen des späteren Israel vertrat und vertiefte. Er sagte: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Bei den Menschen ist's unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich.“ Albrecht Ritschl, der große Theologe, sagte in meiner Gegenwart: „Jesus machte sich nie frei von dem Vorurteil der späteren Propheten und Psalmisten, daß die Reichen als Reiche gottlos seien und daß die Armen als Arme gottwohlgefällig seien“. Dieser rücksichtslose Kritiker konnte angesichts der Ueberlieferungen die Tatsache nicht wegleugnen. Aber was Ritschl „Vorurteil“ nennt, von dem Jesus nie losgeworden sei, bezeichnen wir als die Bestätigung einer Tatsache durch höchste Autorität. Die Uebererernährung der Reichen wurde durch Jesus verurteilt; sein tiefstes Mitleid umfaßte jene, die unter der Unterernährung der Armut litten.

So haben wir nun gesehen, was Jesu Leben und Lehre uns zeigt.

Aber Jesus war nicht nur ein Lehrer, er war auch ein Begründer. Er schuf eine Gemeinschaft, die aus seinem Leben lebte und von seinem Geiste erfüllt war. Und wir lernen aus den frühesten Berichten, daß die Gemeinschaft der Brüder keine bloß geistige Gemeinschaft war. Sie kümmerte sich lebhaft um die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse ihrer Glieder. So lesen wir: „Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte". Sie mögen dagegen einwenden, daß das ein Idealbild sei. Gewiß ist es das; es zeigt, was das Ideal der ersten Kirche war: die Beseitigung der Armut, die Vernichtung der Not. Der Apostel Paulus strebte später danach, unter den Kirchen, den reichen und den armen, eine Gemeinschaft zu stiften, die die Beseitigung der Not zur Folge hätte. Sein Ideal ist in den Worten zusammengefaßt: „Der viel sammelte, hatte nicht Ueberfluß, und der wenig sammelte, hatte nicht Mangel", ein außerordentlich kühner Lehrsatz, der, von einem modernen Schatzkanzler angewendet, eine überraschende Umwälzung in der nationalen Finanzwirtschaft hervorrufen würde.

So war in den ersten drei Jahrhunderten, wie Harnack das nachgewiesen hat, die Kirche eine Gewerkschaft, ein Unterstützungsverein, eine Sterbekasse, eine Witwen- und Waisenversicherung, eine Gesellschaft, die sich der Gefangenen und der Kranken annahm und den Arbeitslosen Arbeit suchte.

Auf gleiche Weise ließe sich das Leben in Christo durch alle Menschenalter bis zur Gegenwart verfolgen. Immer und immer wieder, wenn die Menschen zu Christus zurückkehrten und aufs neue erfüllt wurden von einem Leben und Sterben und seiner Auferstehung, erwachte auch der Eifer der ersten Christen, die Armut zu mildern, wo nicht abzuschaffen. Wir wollen uns nur an zwei Beispiele halten: John Wyclif gab dem englischen Volke die Evangelien in englischer Uebersetzung und hoffte auf einen evangelischen Staat, wo alles allen gehören würde. Was hatte das zur Folge? Die Bauern, mit den Worten des Evangeliums in der Hand, erhoben sich und verlangten eine gerechtere Verteilung der Güter. Später gab Luther das Evangelium seinen Landsleuten in deutscher Sprache. Wieder hatte das gemeine Volk die Worte Jesu in den Händen und auf den Lippen. Was war die Folge? Der Bauernkrieg brach aus mit der Forderung einer besseren Gesellschaftsordnung. Sie mögen Recht gehabt haben oder Unrecht; aber auf jeden Fall zeigten sie, wie eine unmittelbare Berührung mit den Worten Jesu über Reichtum und Armut das öffentliche Gewissen beeinflußt. Nun noch ein Beispiel! Wenn je eine Organisation im Geist eines glühenden religiösen Individualismus gegründet wurde, mit der Absicht, der Menschen Seele zu retten, so war es die Heilsarmee. Aber durch die zwingende Logik ihres Christenglaubens wurde sie dazu getrieben, sich mit der leiblichen Not der

Menschen zu befassen und ihre soziale Tätigkeit immer mehr auszudehnen.

Jede neue Berührung mit Jesus verursacht einen neuen Kreuzzug gegen die Armut, eine neue Forderung, das Elend zu mildern, wenn nicht abzuschaffen.

Nun glauben wir aber an die Offenbarung des Willens Gottes. Wir glauben, daß der Wille Gottes, der in Israel seinen Schatten vorausgeworfen hatte, in Christus verkörpert und in späteren Zeitaltern widergespiegelt wurde, den Menschen kundgetan worden sei. Und die ganze Reihenfolge der Offenbarungen zeigt, von der ersten bis zur letzten, daß Gottes Wille unveränderlich auf die Beseitigung der Armut, die Vernichtung des Elends, die volle und glückliche Befriedigung jedes gesunden natürlichen Bedürfnisses geht.

Nun dürfen Sie aber nicht unter dem Eindruck weggehen, daß ich auch nur einen Augenblick das Reich Gottes als ein rein materielles Reich hinstellen wolle. Ich bin weit davon entfernt. Das Reich Gottes ist unendlich viel mehr als ein bloßes ökonomisches Ideal. Es schließt all das ein, was ich angeführt habe, aber noch unendlich viel mehr. Es ist ein Reich des Vergebens, der geistigen Gemeinschaft, des Lebens mit Gott. Es ist das Reich der Liebe, der Gerechtigkeit, der Schönheit, der Frömmigkeit, der Anbetung. Von allen sozialen Idealen, die der fruchtbare menschliche Geist hervorgebracht hat, erreicht keins die Tiefe, Weite, Höhe oder Kraft desjenigen, das Jesus im Reich Gottes vor uns aufgestellt hat.

Es ist aber notwendig, nachdrücklich jener Seite des Gottesreiches hervorzuheben, weil sie nur zu häufig von unsern „rein geistigen" Christen übersehen worden ist. Es ist notwendig zu betonen, daß in dem Reiche Gottes, nach welchem vor allen Dingen zu trachten uns Jesus anempfahl, die volle Befriedigung aller zeitlichen Bedürfnisse des Menschen eingeschlossen wäre. Es ist notwendig, unablässig darauf hinzuweisen, daß der Christ als Christ, nicht als Bürger, nicht als Sozialist, nicht als Parteimann, sondern als Christ die Pflicht hat, sich daran zu machen, Christi Willen zu erfüllen und darnach zu trachten, die Beseitigung der Armut durchzusetzen.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen: der Feldherr hat die Losung ausgegeben, daß die Armut aufhören müsse! Sie hören den Ton seiner Stimme in fast allen Völkern und in beinahe jedem Kulturkreis. Die Menschen werden bewußt oder unbewußt durch die Kraft seines Willens angetrieben, die furchtbaren Unterschiede der Verteilung der Güter in der modernen Gesellschaftsordnung auszugleichen. Und das stumme, unaussprechliche Seufzen der Massen nach besseren Zuständen ist auch ein Echo seiner Forderungen.

Darum beschwöre ich Sie alle im Namen Christi, seinem Ruf zu folgen und sich für seinen Kreuzzug gegen die Armut anwerben zu lassen, alle Ihre Mittel herbeizuziehen und sich in die

vorderste Reihe zu stürzen, um seine Befehle auszuführen. Die Armut muß abgeschafft werden. Es ist dies Gottes Wille. Lassen Sie uns als getreue Diener und Soldaten Jesu Christi mit Herz und Seele teilnehmen an diesem Feldzug, damit wir die Armut zerstören, statt daß die Armut die Armen zu Grunde richte.

F. Herbert Stead (übersetzt von Clara Ragaz).

Der Geburtenrückgang.

Vorläufig ist die gewaltige Diskussion über den Geburtenrückgang ebenso lächerlich wie unnütz", schreibt Else Flatau in der „Zeitschrift für Jugenderziehung". Lächerlich, weil die Sache nicht so gefährlich sei, da sich doch nur die Qualität auf Kosten der Quantität verbessere, und unnütz, weil die eigentlichen Ursachen dieser Erscheinung in den sozialen Mißständen liegen, für deren Beseitigung die heutige Gesellschaft doch nicht zu haben sei. Ich bin mit vielen anderen der Meinung, daß es sich im Gegenteil beim Geburtenrückgang um eine hochernste Angelegenheit handelt, die mit Recht die öffentliche Meinung mehr und mehr beschäftigt. Die Ansicht, daß die Qualität die Quantität ersetze, ist, wie wir noch sehen werden, eine sehr naive, die den Tatsachen keineswegs entspricht. Ob allerdings die ganze gegenwärtige Diskussion viel nützt, ist mir ebenfalls fraglich, aber nicht, weil die sozialen Mißstände vornehmlich am Geburtenrückgang schuld wären, — da brauchte man nicht zu verzweifeln — sondern, weil die Wurzeln des Uebels — zum Teil wenigstens — weit tiefer liegen. Die Abnahme der Geburten und damit der Niedergang einer Rasse, ist eine Erscheinung, die sich im Laufe der Geschichte schon mehrmals wiederholt hat. Die meisten Kulturvölker sind nach einer mehr oder weniger langen Blütezeit auf diese Weise ins Grab gesunken. Die Perser sowohl wie auch die Griechen und Römer haben die Not der Geburtenabnahme gekannt und sind daran rettungslos zugrunde gegangen.[1]) Die griechische Schriftsteller Polybius (204 – 121 v. Chr.) schreibt in seiner Universalgeschichte über sein Vaterland: „Aus Mangel an Menschen wurden unsere Städte entvölkert und ausgehungert, obschon wir keine langen Kriege noch Seuchen hatten. Die Menschen haben sich der Feigheit, Faulheit und Ausschweifung ergeben, sie wollten sich nicht mehr verheiraten noch mehr als ein oder zwei Kinder aufziehen, damit diese begütert blieben. Lag darin nicht die Ursache allen Uebels? Wenn der Krieg oder die Krankheit von

[1]) Näheres siehe bei H. F. Secrétan: „La population et les mœurs. Librairie Payot, Lausanne.

den zwei Kindern eines wegraffte, so ist klar, daß das Haus leer wurde, und daß die Städte, die also von Menschen entblößt waren, gleich entvölkerten Bienenstöcken keine Kraft mehr hatten." Plutarch (40 — 120 n. Chr.) äußert sich in ähnlicher Weise über Sparta, wo die Entvölkerung, wie es scheint, am frühesten einsetzte, wegen der besonderen Habgier seiner Bewohner. Gegen den Geburtenrückgang haben auch die Römer jahrhundertelang umsonst angekämpft. Schon im Jahr 131 v. Chr. macht ein gewisser Metellius auf die Abnahme der Heiraten aufmerksam. „Jeder weiß", schreibt er, „daß die Ehe eine sehr verdrießliche Sache ist. Allein man muß diese durchaus natürliche Abneigung überwinden, um des Staates willen, dem man aus Patriotismus ein Opfer bringen soll." Unter Augustus, also zu Beginn unserer Zeitrechnung, ist das Uebel schon so weit vorgeschritten, daß man ihm mit Gesetzen zu wehren sucht. Die von Augustus zur Bekämpfung der Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit erlassenen Gesetze blieben teilweise in Kraft bis zum Untergange des Reiches, einzelne Bestimmungen wurden unmittelbar vor dem endgültigen Zusammenbruch noch erneuert (458 n. Chr.). Freilich genützt haben sie offenbar rein nichts. Augustus suchte dem Uebel auf folgende Weise beizukommen: durch Erleichterung des Eintritts ins römische Bürgerrecht, Erleichterung der Heirat zwischen Freien und Freigelassenen, Verpflichtung der Väter zur Auszahlung einer angemessenen Mitgift an die sich verheiratenden Töchter, Besteuerung der Junggesellen und kinderlosen Eheleute sowie Beschränkung ihrer Erbansprüche usw. Besondere Prämien für eine große Kinderzahl wurden keine ausgesetzt, offenbar, weil man sich davon keinen Nutzen versprach. Allein allen Warnungen und gesetzlichen Eingriffen zum Trotz schritt die durch die Geburtenabnahme verursachte Entvölkerung des römischen Reiches unaufhaltsam vorwärts. Schon lange, bevor die Völkerstürme hereinbrachen, waren die alten großen Kulturzentren Italiens und der römischen Provinzen ganz oder zum Teil verödet und verfallen. Nachdem Strabo (66 v. Chr. — 24 n. Chr.) die Verödung der griechischen Städte geschildert hat, schreibt er, man stoße aber auch in Italien überall auf Ruinen und verlassene Gegenden. Das Land, das sich zwischen Tarent und Brindisi erstrecke, habe seine elf Städte verloren und Tarent selbst fülle seine weiten Ringmauern nicht mehr aus. Tacitus (54 — 117 n. Chr.) meldet einige Jahrzehnte später, daß Tarent schon vollkommen verlassen sei. Die Soldaten, die man jetzt überall ansiedle, hülfen dem Lande nicht auf. Sie verheirateten sich nicht und verschwänden, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Zu dieser Zeit, da Italien zu veröden anfing, bildete Gallien fürs sinkende Römerreich noch ein reiches Menschenreservoir. Allein später griff das Uebel auch dort hinüber und zur Zeit der Völkerwanderung bot diese einst so bevölkerte Provinz das gleiche Bild trostloser Verödung wie Griechenland und Rom.

Krieg, Pest und Hungersnot mögen da und dort diese Entvölkerung ganzer Landstriche und großer Städte mit verursacht oder beschleunigt haben. Allein es geht doch aus der Richtung, in der sich die von Augustus erlassenen Gesetze bewegen, sowie aus vereinzelten Aeußerungen damaliger Schriftsteller mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Grundursache der Entvölkerung im Geburtenrückgang zu suchen ist. Verschuldet wurde dieser Geburtenrückgang zum Teil durch soziale Mißstände (Sklavenunwesen, Verschwinden der Kleinbauern, zunehmende Steuerlasten) zum Teil aber durch den Hang zum Wohlleben und einen allgemeinen sittlichen Niedergang überhaupt. Das Christentum hat mit seinem Mönchswesen, der Geringschätzung der Ehre und dem damals stark hervortretenden asketischen Zug überhaupt den ganzen Prozeß wohl noch beschleunigt.

Nach der persischen und griechisch-römischen Kultur kommt nun, wie es den Anschein hat, unsere romanisch-germanische Kultur an die Reihe. Auch sie entgeht, nachdem sie einen gewissen Höhepunkt erreichte, dem Schicksale früherer Kulturperioden nicht. Zu einer Zeit, wo es äußerlich wenigstens auf allen Gebieten noch Fortschritt um Fortschritt gibt, wo die Volksmassen erwachen und emporsteigen wollen, der Gerechtigkeit und Freiheit entgegen, schleicht wie ein böses Gespenst der Geburtenrückgang herbei.

I. Tatsachen.

Die rückläufige Bewegung setzte zuerst in Frankreich ein, dessen Bevölkerung zwar nicht abgenommen hat, aber sich seit einer Reihe von Jahrzehnten nur dank der Zuwanderung aus den umliegenden Ländern sowie der geringer werdenden Sterblichkeit gleich geblieben ist. Frankreich hatte eben früher als die übrigen westeuropäischen Nationen eine gewisse kulturelle Höhe erreicht und bekam darum auch zuerst diese üblen Folgen der Kultur zu verspüren. Wie regelmäßig, gesetzmäßig möchte man fast sagen, der Rückgang sich vollzog, wie wenig weder gute noch böse Jahre den Gang der Dinge aufzuhalten vermochten, zeigt folgende Uebersicht: Auf 1000 Einwohner kamen in Frankreich Geburten im Jahr

1806—1810	31,7	1886—1890	23,1
1816—1820	32,0	1896—1900	22,0
1826—1830	30,5	1902	21,7
1836—1840	28,4	1904	20,9
1846—1850	26,7	1906	20,5
1856—1860	26,6	1908	20,2
1866—1870	25,9	1909	19,6
1876—1880	25,3	1911	19,0

Daß dieser Geburtenrückgang sich jetzt überall fühlbar macht, daß viele Dörfer sich entleeren und die Industrie mehr und mehr auf fremde Arbeitskräfte angewiesen ist, wissen die Leser zur Genüge.

Aus obigen Zahlen geht zudem hervor, daß der Auflösungsprozeß sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beschleunigt. Von 1830 bis 1880 sank die Geburtenziffer um 5 p. T., dagegen ging es von da an bloß 28 Jahre, bis neuerdings eine gleich starke Verminderung erreicht war. Wenn keine Aenderung eintritt, so ist in etwas mehr als hundert Jahren das eigentliche französische Volk vom Erdboden verschwunden. Bis jetzt waren wir gewohnt, mit einer gewissen Geringschätzung nach Frankreich hinüberzuschauen und dessen Niedergang als eine im Kulturleben Westeuropas einzig dastehende Tatsache zu betrachten. Allein seit einigen Jahren sind die verächtlichen Reden über das französische Zweikindersystem verstummt und mit Schrecken bemerken die Vaterlandsfreunde in allen umliegenden Staaten, daß das Gespenst der Geburtenabnahme nun auch an der Schwelle ihres Hauses steht. Folgende Zahlenreihe redet in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache: Es kamen auf je 1000 Einwohner Geburten in

	1881—1900	1901—1905	1906—1909	
Rußland	48,3	47,7	46,8	(bis 1906)
Bulgarien	—	—	42,1	
Rumänien . . .	40,5	39,4	40,9	
Serbien	43,3	38,8	38,5	
Ungarn	42,3	37,2	36,3	
Spanien	35,6	35,3	33,2	
Oesterreich . . .	37,4	35,6	32,7	(bis 1910)
Italien	36,3	32,4	32,4	
Deutschland . . .	36,4	34,8	31,1	(bis 1911)
Niederlande . . .	33,3	31,6	29,8	
Dänemark . . .	30,0	29,0	28,5	
Schweiz	28,1	28,1	26,9	
Norwegen . . .	30,6	28,6	26,3	
Schweden	28,1	28,1	25,6	
Großbritannien . .	29,0	26,8	25,3	(bis 1911)
Belgien	28,5	27,7	24,9	

Daß die rückschreitende Bewegung auch seither nicht zum Stillstand gekommen ist, zeigen die neuesten statistischen Veröffentlichungen. So kamen im Jahre 1911 auf 1000 Einwohner noch

Geburten in Deutschland .	28,8	England . .	24,8
Niederlande .	28,6	Schweden .	24,8
Dänemark .	27,5	Belgien . .	23,7
Schweiz . .	25,0		

Also neuerdings ein Abstieg auf der ganzen Linie. Auch unser Vaterland macht leider keine Ausnahme, ja es ist mit seinen 25 Geburten auf tausend Einwohner nicht mehr sehr weit von französischen Zuständen entfernt. Eine lehrreiche Arbeit über die Geburtenbewegung ist dieses Frühjahr vom statistischen Amt der Stadt

Zürich veröffentlicht worden. Auf tausend Einwohner kamen 1900 noch 32,4 Geburten, 1910 21,2 und 1912 20,8. Der Geburtenrückgang erstreckt sich auf alle Stadtteile, ist aber im Kreise Außersihl am stärksten. Immerhin hat dieses Arbeiterviertel auch heute noch die höchste Geburtenzahl. Die Geburtenbeschränkung hat bei den Arbeitern erst in den letzten Jahren eingesetzt, — vorher war sie ein „Vorrecht" der bürgerlichen Gesellschaft — aber auch jetzt noch ist sie nur in den oberen Schichten der Arbeiterschaft daheim. Das geht u. a. auch aus folgender Zusammenstellung hervor:

Berufsgruppen	Ehen mit Kindern			
	0	1 bis 3	4 bis 5	6 u. mehr
Fabrikanten, Großkaufleute, akad. Berufe	10,2	48,4	22,0	19,4
Mittl. Beamte, Lehrer, priv. Angestellte	7,3	40,6	25,7	26,4
Kl. Geschäftsleute, Handwerksmeister .	7,1	35,6	26,6	30,7
Gelernte Arbeiter, Unterbeamte . . .	7,0	31,3	23,5	38,2
Ungelernte Arbeiter	5,7	12,4	21,7	40,2

In den großen Städten ist der Rückgang besonders in die Augen springend; einzelne deutsche Großstädte sowie auch Genf stehen mit ihrer Geburtenfrequenz bereits unter dem Mittel Frankreichs. Aber selbst die Kleinstädte weisen Rückschläge auf, wenn auch die Abnahme sich nicht so rasch vollzieht, wie in den Großstädten. Ich habe die Taufstatistik unserer bernischen Landeskirche nachgeschlagen und dabei die Bemerkung gemacht, daß die Zahl der Taufen auch in unserem doch vorwiegend landwirtschaftlichen Kanton eine bedenkliche Neigung zum Sinken zeigt. Bis zum Jahre 1901 bewegen sich die Taufen in aufsteigender Linie, nachher kommen die Rückschläge, die immer größer werden. Von 1900 auf 1901 stieg die Taufenzahl noch um 40, von 1902/03 sank sie um 277, von 1905/06 um 40, von 1907/08 um 639 und endlich von 1911/12 um 1030. Beteiligt sind an diesem Rückgang sämtliche Landesteile, wie folgende Zahlen zeigen:

	Zahl der Taufen	
	1901	1911
Oberland	3167	2643
Mittelland	6176	5266
Emmental	1543	1379
Oberaargau	1376	1224
Seeland	2255	1825
Jura	1594	1086

Wir haben somit trotz Zunahme der reformierten Gesamtbevölkerung eine Abnahme der Taufen, die man wohl fast ausschließlich auf Rechnung des Geburtenrückgangs setzen darf. Fassen wir die einzelnen Gemeinden ins Auge, so zeigt sich, daß die Landgemeinden zwar auch einen, wenn immerhin geringen Rückschlag an Taufen aufweisen, der aber hier wohl eher durch Abwanderung verschuldet sein mag.

Die Tatsache eines sich über alle Kulturländer erstreckenden mit unheimlicher Stetigkeit fortschreitenden Geburtenrückganges läßt sich somit nicht ableugnen. Daß darin für die Zukunft der davon betroffenen Nationen eine ungeheure Gefahr liegt, wird auch von allen einsichtigern Geistern ohne weiteres zugegeben. Im „Vortrupp" wird der Geburtenrückgang geradezu als die nationale Gefahr schlechthin bezeichnet, und Fr. Naumann schreibt, Deutschlands Weltgeschichtstag sei vorbei, wenn man dem Sinken der Geburten nicht zu wehren vermöge. Wie bei den Römern einst fehlt es auch heute nicht an Warnrufen und „Notsignalen" (Elias Schrenk hat seinen Aufruf ans deutsche Volk so bezeichnet); man sucht nach den Ursachen, man schlägt allerlei Abwehrmittel vor, aber nichtsdestoweniger wird mit jedem Jahr, das verstreicht, der unheimliche Schatten immer größer.

II. Die Ursachen.

Die Ursachen des Geburtenrückgangs sind äußerst mannigfaltig, zum Teil in den sozialen Verhältnissen, zum Teil im Wesen des Menschen begründet. Abgelehnt wird ziemlich allgemein der Gedanke, es möchte der Rückgang der Geburten von einer physischen Entartung der Rasse herrühren. Man weist hin auf die Ergebnisse der Rekrutenaushebung, die, in der Schweiz wenigstens, eher in die Höhe gehen, sowie auch auf die in allen Kulturländern geringer werdende Sterblichkeit. Reinhold Seeberg, der eine lehrreiche Arbeit über den Geburtenrückgang in Deutschland veröffentlicht hat, gibt zwar zu, daß Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten eine gewisse Entartung erzeugen, er meint aber doch, „daß die Tatsache des Geburtenrückgangs sich nicht als eine Wirkung der physischen Degeneration begreife". Ich gestehe, daß ich, gestützt auf vielfältige Beobachtung in dieser Hinsicht doch etwas schwärzer sehe. Ich habe ohne gerade mit statistischem Material aufrücken zu können, doch die bestimmte Ueberzeugung, daß eine gewisse Entartung, ein gewisser Rückgang der Volkskraft und -Gesundheit unleugbar ist. Wer Gelegenheit hat, in vielen Familien zu verkehren, wer da Großeltern, Eltern und Kinder aufmerksam beobachtet, der bemerkt in unendlich vielen Fällen einen oft deutlich sichtbaren, oft auch nur leise beginnenden Niedergang. Die jüngsten Nachkommen haben nicht mehr die robuste Kraft der Vorfahren, sie sind zarter gebaut, schwächlicher, empfindlicher gegen allerlei Uebel. Man beobachtet den Unterschied weniger bei den Knaben — obschon er sich m. E. auch hier mehr und mehr geltend macht — als vielmehr bei den Mädchen. Ich behaupte, daß unter meinen hundert Schülerinnen nicht viel mehr als ein oder zwei Dutzend zu finden sind, die mit frischen, roten Wangen und völlig gesunden Nerven aufwüchsen und aufblühten. Daß auch unter der weiblichen Jugend auf dem Lande Nervosität und Blutarmut immer häufiger auftreten, wird mir jeder Arzt oder Lehrer bestätigen können, der Augen hat, um zu sehen. Man

pocht nun zwar auf die Ergebnisse der Rekrutenaushebung und führt sie als Beweis ins Feld, daß von einer Rassenentartung nicht die Rede sein könne. Allein zunächst ist die Zahl der Diensttauglichen nicht so groß, daß man darauf besonders stolz sein dürfte. Nach einer im Jahre 1908 von Dr. P. Wiesmann veröffentlichten Zusammenstellung besitzen von den sich zur Rekrutierung stellenden Mannschaften nicht viel mehr als die Hälfte — ca. 53 % — mit dem 20. Jahre, die für den Militärdienst erforderlichen Eigenschaften, während ca. 47 % teils gänzlich untauglich sind, teils 1 — 2 Jahre zurückgestellt werden müssen. Von sämtlichen Untersuchten werden mindestens 37 % endgiltig für militäruntauglich erklärt. In den letzten Jahren ist die Tauglichkeitsziffer etwas gestiegen, was zum Teil auf die vermehrte sportliche Tätigkeit der Jungmannschaft, zum Teil aber zugestandenermaßen auf eine weniger scharfe Ausscheidung der mit körperlichen Mängeln behafteten Stellungspflichtigen zurückzuführen ist. Allein auch abgesehen hievon geben diese Ergebnisse keine genaue Antwort auf die Frage nach einer beginnenden Entartung der Rasse. Diese Entartung setzt naturgemäß zuerst beim weiblichen Geschlechte ein, sie kann aber auch bei einem Großteil der männlichen Jugend in leisen Anfängen sich zeigen, ohne daß zunächst Militäruntauglichkeit damit verbunden wäre.

Man müßte sich wundern, wenn's anders stünde. Der Niedergang m u ß t e kommen; das ist jedem klar, der sich einmal unbefangen Rechenschaft gegeben hat von den schädlichen Einflüssen, die von allen Seiten her ins Volksleben eingreifen. Ich stelle voran die in breiten Schichten auch des Landsvolks herrschende ungenügende oder unzweckmäßige Ernährung, deren schwächende Wirkungen bei vielen Tausenden unserer Buben und Mädchen sich offensichtlich geltend machen. Eine verderbliche Rolle spielt selbstverständlich auch der Alkohol. Man lese doch einmal Forels Arbeiten über den vergiftenden Einfluß, den der selbst mäßig genossene Alkohol auf den männlichen Samen und damit auf die Nachkommen ausübt, oder man denke an Bunge's Untersuchungen über die Stillunfähigkeit der von Alkoholikern abstammenden Mütter, und man wird, wenn man sich die Unmenge der alljährlich genossenen geistigen Getränke vergegenwärtigt, es ohne weiteres sehr begreiflich finden, daß es mit der Volksgesundheit abwärts geht. Auch gewisse Krankheiten, wie Syphilis und Tuberkulose, führen sicher zahlreiche Familien dem Auslöschen und Aussterben entgegen. Dazu kommt die Industrie mit all ihren oft grenzenlos gesundheitsschädlichen Einflüssen. Staub, Lärm, Rauch, lange Arbeitszeit, Kinderarbeit, schroffer Wechsel von Hitze und Kälte, enge, feuchte Wohnungen, das alles und noch vieles andere mehr muß mit der Zeit, es ist gar nicht anders möglich, die Volksgesundheit untergraben, schwächen und schließlich vernichten. Aber auch Tausende von Geschäftsleuten, Angestellten, Beamten und Unternehmern kommen fast buchstäblich

aus einem nervenzerrüttenden Hetzen und Jagen nicht heraus, und wenn sie vielleicht noch keinen sichtbaren Schaden nehmen, so zeigen sich die nachteiligen Folgen um so deutlicher schon bei ihren Kindern. Eine große Schuld an der um sich greifenden Nervosität, die doch sicher ein Zeichen der Entartung ist, trägt ganz ohne Zweifel auch die Schule. Was in unseren höheren Schulen besonders an der Gesundheit der weiblichen Jugend mit geistiger Ueberbürdung und Ueberfütterung gesündigt wird, geht eigentlich ins Aschgraue. Aber auch die Volksschule, die wenigstens bei uns im Kanton Bern die Schuljugend namentlich im Winter viel zu lange in der oft überfüllten, schlecht gelüfteten Stube zusammenpfercht, schädigt und schwächt die Gesundheit des aufwachsenden Geschlechts. Wenn wir zum Schluß noch auf das Großstadtleben überhaupt hinweisen, das die Menschen von allen Seiten her anlockt, aufreibt und aufbraucht, so haben wir, wenn auch noch lange nicht alle, so doch die wichtigsten Ursachen genannt, die den allmählichen Niedergang der Rasse herbeiführen. Daß es mit der physischen Kraft und Gesundheit der Kulturvölker abwärts geht, dafür liefert uns schließlich den unwiderleglichsten Beweis die Tatsache des Geburtenrückgangs selber. Viele junge Frauen *können* einfach nicht mehr eine Schar kräftiger Kinder in die Welt stellen, sie *können* auch nicht mehr, ohne sich selbst aufzureiben, die Last und Sorge einer reich gefüllten Kinderstube auf sich nehmen, darum wollen sie nicht mehr und versuchen, mit allen möglichen Mitteln die Schwangerschaft zu verhindern. Es entspricht ganz einfach den Tatsachen, wenn Prof. v. Gruber schreibt, daß „auch das Schwinden des Verlangens nach Nachkommenschaft bereits Folge und Symptom einer physischen Entartung sei".

Wenn somit vielen Eltern tatsächlich „der Wille zum Kinde" fehlt, so liegt das auch nach meinen Beobachtungen zum guten Teil in dieser Abnahme der physischen Kräfte begründet. Nicht daß eine ausgesprochene Unfruchtbarkeit vorhanden wäre, aber die sichere Aussicht, schwächliche Kinder zu bekommen oder die Kräfte der Mutter völlig zu erschöpfen, drängt zur Beschränkung der Geburten. Daneben gibt es nun allerdings noch eine ganze Reihe anderer Ursachen teils sozialer teils sittlicher Natur, die im gleichen Sinne wirken. Ich nenne die Steigerung der Lebensmittelpreise, die sich selbstverständlich in den unteren und mittleren Volksschichten mit jedem Kinde, das neu hinzukommt, um so fühlbarer macht. Eine weitere Ursache der Geburtenabnahme liegt ohne Zweifel im Umstand, daß Tausende von Arbeiterfrauen ebenfalls mit verdienen müssen und darum schon aus diesem Grunde wenn immer möglich einer allzu großen Kinderlast aus dem Wege gehen. Aehnliche Beweggründe machen sich übrigens auch bei den besser gestellten Frauen geltend, soweit sie selbständig ein Geschäft betreiben oder im Geschäfte des Mannes mitzuhelfen gezwungen sind. Zur Ver-

minderung der Geburten trägt auch bei, daß infolge der ungünstigen Erwerbsverhältnisse zahlreiche junge Leute spät und namentlich viele Töchter gar nicht zum Heiraten kommen. Ein besonderer Jammer ist es mit den Wohnungen, die mancherorts für Familien mit einer Schar Kinder fast unerhältlich und zudem unverhältnismäßig teuer sind. Die „Berner Tagwacht" hat auf 1. Mai diejenigen Mieter, die auf diesen Tag ausziehen mußten und noch keine Wohnung wußten, ersucht, sich bei der Redaktion anzumelden. In zwei Tagen meldeten sich 23 Haushaltungen mit insgesamt 147 Personen, darunter 99 Kinder. Ich lasse hier einige Anmeldungen folgen, die deutlicher als lange Reden beweisen, wie sehr für große Teile unseres Volkes unter dem Drucke der sozialen Verhältnisse aus dem Kindersegen eine Kindernot wird.

1. Eine Maurerfamilie, am Lerchenweg wohnhaft, acht Kinder, ein weiteres wird in einem Monat erwartet. Die Familie hatte bisher ein Dreizimmerlogis, wobei ein Mansardenzimmer inbegriffen ist. Zins 670 Fr.

2. Familie eines Magaziners in der Länggasse. Acht Kinder. Bezahlt für ein Dreizimmerlogis gegenwärtig 830 Fr. Das Jahreseinkommen beträgt 1440 Fr.

3. Eine Arbeiterfamilie in der Länggasse. Vier Kinder. Als Grund der Obdachlosigkeit schreibt uns der Familienvater: „Ich bin obdachlos, weil ich vier Kinder habe. Niemand will der kinderreichen Familie Obdach gewähren."

4. Eine Arbeiterfamilie in der Länggasse. Sechs Kinder. Der Vater schreibt uns: „Ich habe sechs Kinder im Alter von 2 bis 14 Jahren, kann aber meine Kinder nicht totschlagen." usw. usw.

Nein, totschlagen wird der Familienvater seine Kinder nicht, aber wenn er einmal den richtigen Ausweg zur Verhinderung des weiteren Anwachsens seiner Familie gefunden hat, wird er ihn ohne Bedenken betreten, — und niemand wird das Recht haben, einen Stein auf ihn zu werfen. Bei den besser gestellten Arbeitern und dann besonders im Mittelstand führt der Wunsch, die Kinder auf der gleichen Höhe zu halten oder sie auf der gesellschaftlichen Stufenleiter wenn möglich noch eine Sprosse höher steigen zu lassen, ebenfalls zur Beschränkung der Kinderzahl. „Ich hätte die allergrößten Bedenken", erklärte mir letzthin ein Herr mit 10,000 — 15,000 Fr. reinem Einkommen „ein halbes Dutzend Kinder in die Welt zu stellen; denn man ist es doch sich und ihnen schuldig, sie zum mindesten auf die soziale Stufe zu bringen, auf der man selber steht." In den mit Glücksgütern gesegneten Familien kommt zu diesem Wunsche betreffend die künftige Stellung der Kinder noch das Bestreben hinzu, das Vermögen nicht allzu sehr zu zersplittern. So führen unten und oben neben der physischen Entartung die sozialen Verhältnisse und Mißstände zur Verminderung der Geburten.

Eine letzte Reihe von Ursachen ist auf sittlichem Gebiete zu suchen. Das Wohlleben in den oberen Schichten und der Wunsch nach Wohlleben in den unteren führen in gleicher Weise zur Beschränkung der Kinderzahl. Man hängt an Aeußerlichkeiten, am Vergnügen, am Luxus, man scheut die mit der Kindererziehung verbundene Mühe und Verantwortung, man ist bequem, faul, man denkt nur an sich, allem andern frägt man nichts nach, und so betrachtet man das Kind als eine Last, die man sich lieber nicht aufladen will. „Ich will keine Kinder," erklärte letzthin eine junge Frau, „ich wäre dumm, Kinder in die Welt zu stellen, ich habe es so viel besser". Leute, die so denken und darnach handeln, gibt es in allen Schichten unseres Volkes. Früher glaubte man, daß die Kultur zur Uebervölkerung führe, jetzt zeigt es sich, daß sie sich, auf einer gewissen Höhe angelangt, selbst ihr Grab schaufelt.

III. Mittel zur Abwehr.

Es gibt, wie wir schon anfangs gesehen haben, solche, die die Sache nicht ernst nehmen, und im Geburtenrückgang keine besondere Gefahr für die Zukunft unseres Volkes sehen. In ihren Augen ist der Geburtenrückgang ausschließlich eine Folge der sozialen Mißstände und wird verschwinden, wenn einmal diese gehoben sind. Auch halten sie dafür eine Verminderung der Geburten bringe notwendiger Weise eine Verbesserung der Rasse mit sich. So erklärt der Leipziger Arzt Dr. Rohleder den Geburtenrückgang für eine Naturnotwendigkeit, die nicht ein Phänomen der sinkenden Sittlichkeit, sondern der steigenden Zivilisation sei. Die höher organisierten Tiere hätten auch weniger Nachkommen. Die Zahl der Nachkommen stehe somit im umgekehrten Verhältnis zur Höhe der Zivilisation. Der Kulturmensch lege seinen sexuellen Trieben Zügel an, und sei es auch nur bezüglich der Folgen dieser Triebe. Daß das ein oberflächliches Gerede ist, geht schon aus dem letzten Satz deutlich hervor. Solchen Behauptungen widersprechen in gleichem Maße die Vernunft und die Geschichte. Eine selbstgewollte Unfruchtbarkeit hat doch auf alle Fälle, auch da, wo sie durch die Not der Umstände geboten ist, etwas Unatürliches; andererseits lehrt die Geschichte, daß die Völker der Kinderzeugung Zügel anlegen, nicht, wenn sie im Aufstiege sondern wenn sie im Niedergange begriffen sind. Fr. Naumann schreibt darüber: „Sie reden so schön von den größeren Portionen, die für die wenigern Kinder übrig bleiben, von der sorgfältigern Erziehung, der größern Säuglingsschonung und vielem Aehnlichen mehr. Klingt alles ganz annehmbar und läßt sich mit Worten nicht widerlegen, aber die Praxis spricht eine andere Sprache . . . Wo sind denn da (in Frankreich z. B.) die starken Helden, die höhern Qualitäten?" Denen, aber, die mit der Geburtenbeschränkung den Sozialismus heraufzuführen hoffen, ruft er zu: „Unsinn! niemals kommt der Sozialismus durch die unsozialste Handlungsweise, die

es geben kann. Wenn weniger Arbeiterkinder geboren werden, gibt es einfach weniger deutsche Arbeiter. Das hat zur Folge entweder Betriebseinschränkung oder Ausländereinfuhr, beides aber ist keine Förderung der Arbeiterbewegung. Die Arbeiterschaft lebt davon, daß sie Masse ist und sein will. Sie muß die Menge des Volkes sein wollen, sonst ist sie immer nur dienende Minderheit. Eine Arbeiterschaft ohne Lebenswillen kann keine Siege erfechten."

Neuerdings ist auch auf die Gefahr hingewiesen worden, die uns Protestanten infolge des Geburtenrückgangs von katholischer Seite her droht. Wenn auch die Geburtenabnahme vor den Toren der katholischen Kirche nicht halt mache, so sei sie doch bei den Protestanten ungleich größer. So verschiebe sich z. B. in Preußen die Zahl der Schulkinder immer mehr zu Gunsten der Katholiken, und wenn nicht irgend eine unvorhergesehene Aenderung eintrete, werde in wenigen Jahrzehnten die preußische Schuljugend mehrheitlich katholisch sein. Das sind natürlich ganz schlimme Aussichten, und wenn vielleicht auch die Gefahr nach dieser Seite hin größer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist — auch bei den deutschen Katholiken hat seit einigen Jahren die rückläufige Bewegung eingesetzt — so wird man sich doch nicht verhehlen können, daß die Tatsache des Geburtenrückgangs die westeuropäischen Völker im allgemeinen und uns Protestanten im besondern vor eine Aufgabe stellt, von deren Lösung Sein oder Nichtsein abhängt.

Aber wie soll die Aufgabe gelöst werden, und ist eine Lösung überhaupt noch möglich? Die Römer haben mit Gesetzen und Warnungen umsonst gegen das Uebel angekämpft, auch in Frankreich ist seit Jahrzehnten viel dagegen geredet und geschrieben worden, aber ohne daß damit der Rückgang aufgehalten worden wäre. Werden wir mehr Erfolg haben? Wenn meine Behauptung richtig ist, daß der Geburtenrückgang im Wesentlichen die Folge physischer Entartung sei, werden die schärfsten gesetzgeberischen Maßregeln, die feurigsten Reden und eindringlichsten Mahnrufe solange nichts nützen, als diese nicht beseitigt ist. Wenn volle ungebrochene Gesundheit nicht mehr da ist, wenn die Eltern sehen, daß sie schwächliche Kinder haben oder mit jeder Geburt das Leben der Mutter in Frage stellen, erscheint da nicht die Beschränkung der Geburten, so naturwidrig sein mag, doch immer noch als das kleinere Uebel? Nicht die Geburtenbeschränkung als solche gilt es somit vor allen Dingen zu bekämpfen, sondern alle die verderblichen Einflüsse, die die Volksgesundheit schädigen und zerstören. Wenn man aber bedenkt, wie zahllos diese Einflüsse sind, welche ungeheure Macht und Kraft sie besitzen, dann möchte man oft fast den Mut verlieren und allen Kampf dagegen als nutzlos und verspätet aufgeben. Unsittlichkeit, Mammonismus, Alkoholismus, Industrialismus, Wohnungsnot, Unterernährung, Auswüchse im Schulwesen, Großstadtnot — wahrlich wie soll man gegen diese Riesen aufkommen!

Auf jeden Fall ist ohne eine völlige Umwälzung der ganzen heutigen Gesellschaftsordnung an ein Aufhalten im Niedergang gar nicht zu denken. Soll aber aus dem Zusammenbruch des Alten etwas Neues und Gutes hervorgehen, bedarf es sittlicher Kräfte, wie sie die Menschen jetzt offenbar noch nicht besitzen. Gott muß diese Kräfte erst noch lebendig machen, er muß unter gewaltigen Stürmen und Erschütterungen vielleicht, den Völkern einen neuen Geist schenken, damit es wieder vorwärts gehe, dem Gottesreich entgegen. Ob Gott das tun wird? Er kann uns helfen, wenn er will, er kann uns aber auch wie stumpf gewordene Werkzeuge beiseite werfen und andere Völker an unsere Stelle rufen. Wir aber müssen glauben und hoffen, arbeiten und nicht verzagen. A. Aeschlimann.

Englische Eindrücke.

I.

Meine Freunde dringen in mich, daß ich in den Neuen Wegen einiges von der Ausbeute meiner englischen Reise zu Nutz und Frommen Anderer darbiete. Nur mit Widerstreben gehorche ich endlich dieser Aufforderung; denn so gerne ich, wenn die Gelegenheit sich gibt, von den Reisen, die ich gemacht, mündlich erzähle, so wenig drängt es mich, darüber zu schreiben. Auch ist gerade England uns kein unbekanntes Land mehr. Es gibt unter den Lesern dieser Zeitschrift Leute, die davon viel mehr als ich gesehen haben, sodaß es fast als Anmaßung erscheint, wenn ich meinen geringeren Reichtum sozusagen zur Schau stelle, während sie mit ihrem größeren zurückhalten. Zwar beruht meine Kenntnis englischen und überhaupt angelsächsischen Wesens nicht bloß auf einem fünfwöchigen, möglichst gut benutzten, englischen Aufenthalt, sondern auf jahrzehntelanger, fast ununterbrochener Beschäftigung und Berührung mit der angelsächsischen Kultur, die durch eine Amerikafahrt eine starke Belebung erhielt; trotzdem — wenn man so oft beobachtet hat, wie seltsam verzerrt uns meistens die Bilder anmuten, die Ausländer etwa von der Schweiz entwerfen und es selbst immer wieder erfährt, wie schwer es ist, auch nur das Leben seines eigenen kleinen Volkes einigermaßen richtig zu deuten, dann wird man in seinen Aeußerungen über fremde Völker und Kulturkreise immer vorsichtiger. Was ich nun berichten werde, ist darum nur in dem Sinne zu verstehen, den ich genau feststellen möchte: so sehe ich die Dinge, ein anderer mag sie wieder ganz anders sehen. Ich gebe „Eindrücke", weiter nichts. Freilich ist, was ich zu sagen im Sinne habe, wohl überlegt, auf Erfahrung und Ueberlegung gegründet, und mag in dieser Form doch einen Wert haben.

Selbstverständlich habe ich nun nicht im Sinn, eine Art Tagebuch meiner englischen Reise zu schreiben. Es würde meine Leser wenig interessieren, wenn ich ihnen berichten wollte, auf welchem Wege ich nach England gekommen sei, ob ich die Seekrankheit gehabt habe oder nicht, ob ich Lloyd George gehört und andere große Männer kennen gelernt habe, ob ich von Taschendieben bestohlen worden sei und anderes von der Art. Aber auch von der Fülle des Wichtigen und Großen, das ich gesehen und erlebt, will ich nur einiges Wenige herausgreifen und zwar solches, das in enger Beziehung zu den Zielen steht, denen die Neuen Wege dienen wollen.

Ich beginne mit den Kirchen! Das wird einige überraschen. Wer unter meinen Bekannten von meiner englischen Reise erfuhr, der stellte ganz sicher die Frage: „Wollen Sie die dortigen sozialen Verhältnisse studieren?" Als ob unsereins sich für nichts anderes zwischen Himmel und Erde interessierte! Als ob das, worauf wir hoffen, nicht eine umfassende Wahrheit wäre, die sich gelegentlich auf andern Lebensgebieten in noch bedeutsameren Zeichen äußern könnte, als auf dem rein sozialen; als ob nicht auch schon der Sozialismus ein Gesichtspunkt wäre, der auf die ganze Lebensbewegung der Zeit angewendet werden und von ihr her wieder selbst Licht erhalten muß! Gott behüte uns davor, daß unser Wollen und Hoffen uns zu engen Menschen mache, die nur für ein bestimmtes Stück dieser reichen Welt Sinn und Auge haben. Bei aller notwendigen Sammlung wollen wir doch keine Verkümmerung. Von dem Orte aus, wo wir unsern Stand genommen haben, wollen wir das Ganze der heute werdenden neuen Welt verstehen, und der Blick aufs Ganze soll uns helfen, das eigene Wollen immer tiefer und weiter zu fassen. Wir wollen als Sozialisten, und erst recht als solche, die auf das Reich Gottes warten, auch in Museen für Naturgeschichte und Völkerkunde, in Bildergallerien und, wenn sichs gerade trifft, sogar ins Theater gehen (was freilich beim Schreiber dieser Zeilen selten genug vorkommt!)

Aber die Kirchen — gerade die Kirchen zuerst? In die Kirchen zuerst! Ich rede zuerst von ihnen, einmal weil sie sich der Beobachtung am unmittelbarsten dargeboten haben. Während das englische Leben sich sonst vielfach dem ersten Blick mehr entzieht, als das festländische, sich mehr gleichsam at home (zu Hause) abspielt (was für den Fremden eine große Erschwerung bedeutet), ist beim kirchlichen und, insoweit es sich mit dem kirchlichen deckt, beim religiösen Leben das Gegenteil der Fall. Dieses tritt viel mehr in die Oeffentlichkeit als bei uns, spielt viel mehr auch in den Werktag, den Alltag hinein. Ein Zeichen davon ist der Umstand, daß die Kirchen der Staatskirche, also die zahlreichsten und jedenfalls die ästhetisch und historisch bedeutsamsten Kirchen überhaupt, auch am

Werktag jedermann offen stehen. Aber auch abgesehen von diesem äußerlichen Umstand — warum sollten die Kirchen unsereins nicht interessieren? Ich weiß wohl, daß man mich in den letzten Jahren auf alle Weise als Kirchengegner verschrieen hat; auch will ich gar nicht leugnen, daß ich in einem ganz bestimmten Sinne Gegner „der Kirche" bin; aber ich behaupte kühnlich, daß ich in einem andern Sinne ein Freund der Kirche bin, wie wenige; daß, wie alle mit einigem Verständnis für die wahren Beweggründe eines Menschen Begabten wohl sehen könnten, die Gegnerschaft aus der Freundschaft, aus der Liebe stammt und in den Augen wirklicher Freunde der Kirche eigentlich mehr wert sein müßte als sehr viele Arten von Anhängerschaft. Jedenfalls macht mir das Problem der Kirche sehr viel mehr zu schaffen und kostet mich sehr viel mehr Lebenskraft als dem größten Teil ihrer Verteidiger. Man verzeihe diese Bemerkung, die durch allerlei Verhandlungen und Angriffe der letzten Jahre und Wochen veranlaßt ist. Ich meine im übrigen, daß uns allen, die wir den Blick auf eine neue Gestalt des religiösen und sozialen Lebens gerichtet haben, die Kirchen wichtig sein müssen.

So bin ich denn viel in den Kirchen gewesen und habe mich auch sonst viel um sie bekümmert, wozu in der Passions- und Osterzeit besonders viel Anlaß vorhanden war. Und zwar ist zu meiner eigenen Ueberraschung die Kirche von England stark in den Vordergrund getreten. Kirche von England (Church of England) oder „anglikanische Kirche" heißt bekanntlich die englische Staatskirche. Sie umfaßt die gute Hälfte des englischen Volkes, während die andere Hälfte sich zu den Freikirchen hält. Als Staatskirche genießt sie eine Reihe von Vorrechten finanzieller und anderer Natur. Es ist die englische Kirche, wie sie aus der Reformation des sechzehnten und später aus den religiösen Stürmen des siebzehnten Jahrhunderts hervorgegangen ist. Diese „protestantische" Kirche erscheint uns Festländern, besonders den Reformierten, als eine Art Seltsamkeit, als ein fast lächerliches Zwitterding von katholischem und protestantischem Wesen. Sie will katholisch sein und legt Gewicht darauf, es sogar mehr zu sein, als die römische Kirche, der sie „Ketzerei" vorwirft. Den Papst anerkennt sie freilich nicht, aber sie hat Erzbischöfe, Bischöfe, Kapläne, Kanoniker, kurz, so ziemlich die ganze katholische Hierarchie. Diese höheren geistlichen Würdenträger sind ihrer sozialen Stellung nach recht vornehme Leute (ein Erzbischof nimmt, wenn ich nicht irre, die Rangstufe eines Herzogs ein!), die zum Teil über ein fürstliches Einkommen verfügen, das sie freilich nicht für ihre privaten Zwecke verbrauchen. Sie haben eine Art Hofstaat um sich, wie auch die großen Kathedralen ihr „Kapitel" haben. Auch an Mönchsorden fehlt es nicht, obschon diese neueren Ursprungs sind. Die Liturgie steht der römisch-katholischen recht nahe. Da fehlt es auch nicht an Kirchengewändern und

Kirchenfahnen, an Prozessionen und Weihungen, reicher, oft sehr alter, Kirchenmusik, vorgetragen von besonders geschulten Chören. Wenn man der Ausführung einer solchen Liturgie bloß als Zuschauer beiwohnt, mag der Unterschied zwischen ihr und einem römisch-katholischen Gottesdienst unbedeutend erscheinen. Und doch ist wieder alles protestantisch. Diese Bischöfe und Priester sind verheiratet und bewegen sich recht ungezwungen in der Welt. In den Kirchen fehlt meistens der Hochaltar im katholischen Stil; eine regelmäßige Meßfeier nach Art der katholischen findet auch nicht statt. Die Liturgie selbst ist viel einfacher, biblischer. Heiligendienst kommt darin nicht vor. Im Mittelpunkt der Lehre steht die protestantische „Rechtfertigung aus dem Glauben allein". Als oberster Prüfstein der religiösen Wahrheit gilt die Bibel. So hat doch alles wieder einen andern Stil als in der römischen Kirche. Freilich muß inzugefügt werden, daß die Geschichte dieser Kirche seit etwa sechzig bis siebzig Jahren eine zunehmende Katholisierung gewesen ist. Von Oxford aus ist in den dreißiger und vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine Bewegung ausgegangen, die im Gegensatz zu den damals herrschenden Zeitmächten des Individualismus und Rationalismus die „katholische Wahrheit", das heißt die Bedeutung der Autorität, der Geschichte, der religiösen Zusammengehörigkeit, kurz der Kirche besonders betonte. Diese Bewegung hat also etwas Aehnliches gewollt, wie in unsern Tagen Friedrich Wilhelm Förster, nur daß sie eine viel ausgeprägtere, wenn auch weniger „römische" Art hatte. Getragen durch geistig und sittlich hochbedeutende, leidenschaftlich bewegte Menschen wie Pusey, Newmann, Keble und andere hat sie einen großen Teil der Kirche von England erorbert und einen andern Teil, wie das englische Geistesleben überhaupt, stark beeinflußt. Der Stoß wirkt auch heute noch fort. Immer stärker ertönt aus der Mitte einer Gruppe der Ruf nach einem *ganzen* Katholizismus. Wenn einst auf dem Höhepunkt der „Oxforder Bewegung" ein großer Abfall nach Rom geschah, so bröckelt es von diesem rechten Flügel fortwährend noch der gleichen Richtung hin ab. Die Führer dieser Gruppe weigern sich, an den Basler Kongreß zu kommen, weil er nicht genügend *katholischen* Charakter habe. Ueberall habe ich die Spuren des sogenannten Kikuyustreites angetroffen. In Kikuyu, einem Oertchen in Uganda in Ostafrika, waren vor zwei Jahren, getragen von der Ueberzeugung, daß gerade die Mission die Notwendigkeit einer größeren Einheit zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen und Parteien eindringlich klar mache, Vertreter verschiedener englischer Kirchen zu einer gemeinsamen Beratung zusammengekommen, die in einer gemeinsamen Abendmahlsfeier ihren Höhepunkt erreicht hatte. Gegen diese vermeintliche Preisgabe der katholischen Wahrheit hatte der anglikanische Bischof von Sansibar in die Posaune gestoßen und es hat sich ein Kampf entsponnen, der zeitweilig bis

zu einer Spaltung der Kirche von England zu führen schien. Seltsam — ist das nicht wie ein Zeichen, das auf ganz neue Entwicklungen der Weltgeschichte weist, wenn nun dieses Kikuyu, dieses vor kurzem völlig unbekannte ostafrikanische Nest, ein Ausgangspunkt bedeutender Ereignisse der Kirchengeschichte wird? Und seltsam zugleich — handelt es sich dabei nicht um so veraltete Dinge, daß wir sie kaum verstehen können? Seltsamer Widerspruch!

Ja seltsam — und desto seltsamer für mich, daß gerade diese Kirche mir so viel gesagt hat!

Ich beginne mit etwas Nebensächlichen: der Liturgie! Schon lange wartete ich auf eine Gelegenheit, einmal einen solchen „Gottesdienst" der anglikanischen Kirche mitzumachen, aber mehr aus Neugier; denn ich bin nach meiner religiösen Empfindung ein Gegner alles liturgischen Wesens. Und als ich nun einen solchen mitmachte, da erhielt ich einen der tiefsten religiösen Eindrücke, die ich je in Kirchen gehabt. Es war nicht etwa in der Westminster-Abtei oder in St. Paul oder einer der vielen andern Kirchen Englands, die durch ihre geschichtliche Bedeutung oder ihre ästhetische Herrlichkeit bezaubern, sondern in einer ganz gewöhnlichen Pfarrkirche im Norden von London. Es war also die Liturgie selbst, die so wirkte und sie wirkte so, weil ich sie an Hand des „Prayer-Books" (wörtlich: Gebetbuch) mitmachen konnte. Dieses Prayer-Book ist, nebenbei gesagt, ein Kleinod der englischen Kirche, von dem man wohl begreift, daß sie es hoch schätzt. Es enthält neben dem ganzen Gesangbuch und einem reichen Bibelauszug nebst einer Anweisung zum Lesen der Bibel die ganze Liturgie der englischen Kirche. Kein Wort spricht der Pfarrer als Liturge, das nicht im Prayer-Book stünde. Dieses aber ist in der Hand jedes Gliedes der Kirche und jedes Kirchenbesuchers. Noch mehr: die Liturgie ist so eingerichtet, daß sie zugleich für den häuslichen Gottesdienst gilt. Es sind darin Gebete für den Morgen und Abend, für die Festzeiten, die mannigfaltigen Wechselfälle des Lebens. Die Voraussetzung ist, daß der Hausvater an Hand dieses Buches jeden Tag der Woche für seine Familie das tue, was an einem Tage, am Sonntag, der Pfarrer für die ganze Gemeinde tut. Diese Voraussetzung trifft nun auch bei einem verhältnismäßig sehr großen Teil der Kirchenglieder zu. Das ist aber in dieser „katholischen" Kirche ein Stück allgemeinen Priestertums, worum wir sie beneiden dürfen, und worin wir sie vielleicht nachahmen dürften, wenn auch nicht auf sklavische Weise! — Doch zurück zur Liturgie! Es ist doch etwas außerordentlich Ergreifendes in dem gemeinsamen lauten Beten, dem Wechselgesang, dem gemeinsamen Hören von Psalmen, dem gemeinsamen Bekennen, ja sogar dem gemeinsammen Sündenbekenntnis! Den Eindruck des bloßen „Geplappers" habe ich nie gehabt, wenn ich mitmachte,

höchstens wenn ich bloß von weitem zuhörte, ohne das Einzelne zu verstehen. Nach meinen Beobachtungen ist die Mehrzahl der Kirchenbesucher mit großem Ernst dabei, mit viel größerem, als ich ihn in den römisch-katholischen Kirchen je angetroffen habe. Ich will nicht versuchen, die Empfindungen zu schildern, die dieser Art in mir erweckte und gewiß in vielen anderen erwecken würde. Dafür fehlen uns Reformierten vielleicht heute noch die Worte. Ich will hier nur dies sagen: es ist mir an diesem Punkte ein Stück von der Wahrheit und der Kraft des Katholizismus verständlich geworden.

Damit komme ich auf den Punkt, worauf ich eigentlich ziele: Es dünkt mich ganz außerordentlich bedeutsam, daß wir hier eine Kirche vor uns haben, die katholisch ist, und doch zugleich so protestantisch, daß wir sie verstehen können und damit auch den Schlüssel zum Verständnis des Katholizismus überhaupt gewinnen. Den Katholizismus verstehen zu lernen, dünkt mich aber eine äußerst wichtige Aufgabe. Denn es könnte sehr wohl sein, daß er ein Stück Wahrheit enthielte, das dem Protestantismus verloren gegangen. Die Oxforder und verwandte Bewegungen mögen darin ganz richtig gesehen haben. Nun haben wir uns ja freilich schon lange an dieser Aufgabe abgemüht. Mir wenigstens ist es schon seit Jahrzehnten wichtiger erschienen, den Katholizismus zu verstehen, als ihn zu bekämpfen. In diesem Verständnis haben wir Protestanten im allgemeinen in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht und ich glaube für meine Person auch manches von dieser katholischen Wahrheit erkannt zu haben. Aber die Schwierigkeit dieses Weges ist groß. Wir haben uns vom Katholizismus zu weit entfernt, sind zu lange unseren eigenen Weg gegangen, als daß wir noch eine unmittelbare Empfindung für seinen Sinn haben könnten. Wir müssen uns anstrengen, uns hineinempfinden, müssen Hilfsmittel brauchen, müssen ein verlorenes Land mühsam wieder erobern. Da ist es denn eine große Hilfe, eine Kirche kennen zu lernen, die, weil sie zugleich katholisch und protestantisch ist, uns Vermittlerdienste leisten kann. Wir müssen es als eine wohltätige Fügung betrachten, daß sich eine solche Gestalt des Protestantismus gebildet hat, die gleichsam als Bindeglied zwischen den zwei Hälften der Christenheit diese an einem völligen Auseinanderfallen verhindert. Daß aber gerade eine englische protestantische Kirche zu dieser Rolle berufen worden ist, kann man leicht verstehen. England, das Land der religiösen Umwälzungen, ist zugleich das einzige europäische Land, dessen Geschichte am wenigsten durch breite Risse unterbrochen ist und das in mancher Hinsicht am zähesten am Ueberlieferten festhält. Man begreift leicht, daß zu diesen Oxforder Kollegien (Colleges), in denen das Mittelalter noch so leibhaftig vor uns steht, daß es uns nicht wundern würde, wenn sich aus einem Winkel plötzlich ein Roger Bakon oder Duns

Skotus erhöbe, auch eine gewisse Mittelalterlichkeit des kirchlichen und religiösen Stils gehört, und begreift, daß an dieser Westminster-Abtei, deren geschichtliche Denkmäler in fast ununterbrochener Reihenfolge vom siebenten bis zum zwanzigsten Jahrhundert reichen, auch eine Liturgie gebetet wird, die diese Einheit im Wechsel wiederspiegelt und neben modernen Weisen eine Musik gehört wird, die schon in den Ohren eines Innozenz des Dritten erklang; kurz, man begreift das Bedürfnis, sich mit allen Geschlechtern der Christenheit zu einer Einheit verbunden zu wissen. Was dabei aber wohl beachtet werden muß, ist die Tatsache, daß dieser Katholizismus keineswegs bloß ein Rückwärtsschauen bedeutet. Diese konservativste der protestantischen Kirchen ist in mancher Beziehung zugleich die modernste von allen. Diese Bischöfe, Kanoniker, Dekane sind höchst moderne Menschen, viel moderner als unsere Kirchen- und Konsistorialräte aller Färbungen. In diesen gothischen Domen kann man zwischen mittelalterlichen Glasgemälden und altchristlichen Gebeten aus dem Munde eines in katholische Kirchengewänder gekleideten geistlichen Würdenträgers Predigten hören, die in der Frische und Freiheit, womit das Gegenwartsleben angefaßt wird, unsere gewöhnliche Art weit übertreffen. Auch bleiben diese Kirchenmänner nicht in der Kirche, sondern treten in die Welt hinaus und beteiligen sich recht mit Leidenschaft besonders an der politischen, sozialen, sittlichen, philanthropischen Arbeit. Das tun sie nicht etwa zur Ergänzung ihres Kirchentums, diesem zum Trotz, vielmehr ist es gerade ihr Kirchentum, das sie dazu drängt. Denn ihr Kirchentum bedeutet nicht, daß sie die Welt der Herrschaft der Kirche unterwerfen, sie verkirchlichen wollen, sondern daß die Kirche die Seele der Welt werden soll. Darum ist auch ihr Bildungsideal ein viel weiteres, ein weltlicheres, als das unsrige. In Oxford, dem geistigen Zentrum des Hochkirchentums, wird das mittelalterliche Ideal einer allgemeinen Bildung, deren Seele die Religion ist, festgehalten. Auch die künftigen Diener der Kirche sollen nicht bloß „Theologie" treiben, sondern einen Ueberblick über die Gesamtbildung der Zeit erhalten — gewiß kein schlechtes System! Kurz: die Kirche soll nicht *neben* der Welt stehen, sondern *in* der Welt. Ihre Rolle ist, der Welt jene sakramentalen Kräfte zu vermitteln, die vom lebendigen Christus ausgehen, ja sie will recht eigentlich den *gegenwärtigen* Christus darstellen, den Christus, der nicht bloß einst gewesen ist und einst wiederkommen wird, sondern der in der Christenheit lebt und die Welt heiligt und verklärt; sie vertritt, philosophisch ausgedrückt, den Gedanken der Immanenz (das heißt: der Einwohnung) Christi. Diese Gedanken (oder besser: Empfindungen) sind es, die uns aus allen Lebensäußerungen dieser Kirche sehr kräftig und innig entgegentreten. Sie sind es, die ihren Vertretern Kraft und Leidenschaft geben und ihnen jene Siegeszuversicht verleihen, die uns auf den ersten Blick so unbegreiflich vorkommt.

Und gerade wenn wir nun beides ins Auge fassen, das zähe Festhalten am Vergangenen und die kühne Modernität, die starke Betonung der Bedeutung der Kirche und die entschlossene Hingabe an die Welt, wird uns klar, daß in der Vereinigung dieser Gegensätze die Wahrheit und Macht des Katholizismus besteht — dieses durch die Jahrtausende strömende Leben, das seine Formen stetsfort wechselt und doch Eins bleibt, das das Alte bleibt und doch immer neu wird! Man ahnt freilich auch, daß etwas dahinter steht, das noch einen größeren Namen hat als „Katholizismus"!

Es ist nun wohl klar, in welch bedeutsamer Gestalt hier das Kirchenproblem vor uns steht. Wir haben hier eine ausgesprochene Kirche, die gerade als solche eine religiöse Kraft und Eigenart entfaltet, der wir unsere freudige Zustimmung im wesentlichen nicht versagen können. Ich habe aus dem Munde sehr verschiedenartiger Leute, gläubiger und ungläubiger, jedenfalls nicht zur Kirche von England gehöriger, die Behauptung vernommen, daß in ihr und zwar gerade in der schroffsten hochkirchlichen (oder „ritualistischen") Gruppe das ernsteste und kraftvollste religiöse Leben pulsierte, das heute in den englischen Kirchen als solchen zu finden sei. Ganz besonders deutlich zeigt sich dieser religiöse Ernst in der Stellung zur sozialen Frage. Ich behalte mir ein genaueres Eingehen auf diesen Punkt für einen weiteren Artikel vor, muß aber in diesem Zusammenhang die bekannte Tatsache hervorheben, daß die schroffsten und leidenschaftlichsten Vertreter des religiösen Sozialismus gerade aus dieser Gruppe hervorgegangen sind. Es sind hohe und höchste Würdenträger dieser Kirche, die sich zu einem sehr radikalen Sozialismus bekennen und es nicht nur beim Bekenntnis des Wortes bleiben lassen, sondern für ihren Glauben auch arbeiten, nicht ohne damit viel aufs Spiel zu setzen. Dabei ist wieder der Umstand auffallend, daß die in religiöser und dogmatischer Hinsicht konservativsten Persönlichkeit dieser Art zugleich die schroffsten Sozialisten sind. Der Bischof Gore von Oxford, neuerdings der Hauptrufer im Streit gegen den Modernismus, ist zugleich der bekannteste Vertreter der sozialistischen Richtung in der Kirche. Das ist merkwürdig und erscheint als Widerspruch. Man ist vielleicht geneigt, diese Erscheinung so zu erklären, daß ein revolutionäres Auftreten in sozialen Dingen für diese Männer eine Entschädigung für die dogmatische und kirchliche Gebundenheit sei. Aber eine solche Erklärung wäre wohl oberflächlich. Warum sind denn die Mitglieder des Spruchkollegiums in Berlin nicht auch Sozialisten? Wer jene Männer hört und ein Verständnis für die wahren Beweggründe der Menschen hat (welches Verständnis freilich auch sehr vielen „Frommen", theologischen und anderen, fehlt), der muß erkennen, daß es religiöse Leidenschaft ist, was jene Menschen treibt, und daß es gerade ihr Katholizismus und Kirchentum ist, was sie zum Sozialismus führt. Denn wenn die Kirche wirklich

die Mutter der Gläubigen ist, dann muß sie diese zu einer Familie zusammenfassen; wenn sie der Leib Christi ist, dann müssen ihre Mitglieder auch unter einander Glieder sein, in der Liebe verbunden; wenn sie die erlösende Kraft des Herrn in die Welt ergießen soll, dann muß diese auch die soziale Erlösung bewirken. Ich will mit diesen Formeln nur angedeutet haben, was in diesen Menschen leben mag; denn es liegt tiefer als unsere Worte und Begriffe reichen. Jedenfalls liegt hier kein Widerspruch vor, sondern bloß ein Paradoxon. Dieses ist mir einmal an einem besonderen Beispiel merkwürdig klar geworden. Mitten in den „Sümpfen" von Whitechapel, als wir noch ganz erschüttert waren von all dem Jammer, den wir gesehen hatten, stießen wir in einer schmutzigen Straße auf eine kleine Kirche, die uns aus irgend einem Grunde anzog. Als wir eingetreten, war es uns schwer, herauszufinden, ob wir es mit einer anglikanischen oder römisch-katholischen Kirche zu tun hätten. Da war alles, was zur Ausstattung der römischen Kirchen gehört: Altäre mit den Leidensstationen, Weihwasser, an den Wänden Aufforderungen zur Fürbitte für die Verstorbenen, in einem Maueranschlag eine Auseinandersetzung der Bedingungen des wahren Katholizismus. Endlich fanden wir heraus, daß es sich doch um eine anglikanische Kirche handle und daß jene Auseinandersetzung auf den Kikuyustreit Bezug habe. Da fragten wir uns unwillkürlich: „Was haben diese Dinge hier zu tun? Wären an einer solchen Stelle nicht andere Fragen wichtiger als dergleichen Kirchenhändel? Wäre hier nicht Wasser wichtiger als Weihwasser und der Kampf um ordentliche Löhne nötiger als der über die rechte Behandlung der Hostie? Was soll hier, wo die Menschen im physischen und moralischen Schmutz ersticken und jedes Jahr eine Anzahl den Hungertod sterben, während zahllose immerfort am Rand des Hungertodes wandeln, der Streit über den Gebrauch geweihter Kerzen und das Recht oder Unrecht von Totenmessen? Sollte die Entartung des Christentums die diese Kirche darstellt, nicht in einem engen Zusammenhange stehen mit dem Jammer und Elend rings herum?" Aber wir sind nicht bei diesen Gedanken stehen geblieben. Wir haben uns gesagt, daß vielleicht der Pfarrer dieser Kirche zu den entschlossensten Sozialisten und aufopferndsten Kämpfern gegen das Elend rings um uns gehöre und daß diese scheinbar so unangebrachten kirchlichen Dinge ihm den Dienst eines Sinnbildes täten, das doch die letzte und höchste soziale Hilfe darstelle und ihm das nahebringe, was auch seine Leidenschaft für die soziale Erlösung erzeuge. Die menschlichen Dinge meinen oft etwas ganz anderes als sie scheinen.

Wie denn? Habe ich mich in London völlig bekehrt und bin Verherrlicher der Kirche, ja Kirchenmann geworden? Mit nichten! Ich habe dort nur bestätigt gefunden, was ich immer gewußt und auch öfters ausgesprochen habe: daß die Kirche nach ihrem besten und innersten Willen nichts anderes sein will, als das Gottesreich

auf Erden, daß sie aber genau in dem Maße, als sie sich als Kirche ernst nimmt, und nicht der Welt verfällt und das Ihre sucht, sich als Kirche aufgibt und Gott allein dienen will — in der Welt! Diese reine Seele der Kirche ist es, deren Kraft ich in dem Leben spüre, das ich geschildert habe. Darum sage ich allerdings: wenn die Kirche sich selbst ganz ernst nimmt, so bekommen wir etwas außerordentlich Herrliches, aber ich füge hinzu: für dieses Herrliche ist dann der Name Kirche nicht mehr der rechte; dieses Herrliche wird über sich selbst hinaus zu einem noch Höheren, dem Allerhöchsten. So meine ich denn auch, daß die Bewegung, die in der englischen Kirche lebt, noch nicht ihr Ziel erreicht habe, sondern weiter drängen und auch die Kirche zuletzt sprengen werde!

Aber bevor ich zeigen kann, wie das gemeint ist, muß ich mich noch einen Augenblick der anderen Gestalt des englischen Protestantismus, den Freikirchen, zuwenden. Von diesen, den Kindern der religiösen Umwälzungen des siebzehnten Jahrhunderts, pflegen wir zu sagen, daß sie unter allen religiösen Gemeinschaftsformen den echten Geist des Protestantismus am besten darstellten. Sie sind staatsfrei, laienhaft und demokratisch organisiert, aus dem Ernstmachen mit dem Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit hervorgegangen; sie haben alle magischen religiösen Vorstellungen abgestreift, haben die Religion zur Sache der Persönlichkeit gemacht, und dabei doch auch wenigstens in einzelnen ihrer Formen den sozialen Gehalt des Christentums herausgearbeitet. Es ist noch nicht so lange her, seit wir diese Bedeutung der englischen Reformation des siebzehnten Jahrhunderts eingesehen haben. Sie kann in der Tat nicht hoch genug eingeschätzt werden. Man kann von diesen „Kirchen" wirklich sagen, daß sie recht eigentlich die wahrhaft protestantische Form religiöser Gemeinschaft darstellten, ja man darf wohl die Behauptung wagen, daß sie die am meisten unkatholische und unkirchliche Gestalt des Protestantismus bildeten.

Wie steht es heute mit diesen „Kirchen"? Ich will mich darüber kurz fassen. Zwei Tatsachen sind mir besonders aufgefallen. Allgemein ist die Klage, daß es mit diesen Kirchen eher zurück als vorwärts gehe. Sie verfügen zwar immer noch über eine Fülle von bedeutenden Persönlichkeiten und eine warm ergebene Anhängerschaft, aber trotzdem scheint das Gefühl weit verbreitet zu sein, daß das Feuer des Dissentertums am Ermatten begriffen sei. Es werden denn auch allerlei Mittel versucht, es wieder anzufachen, aber ohne sonderlichen Erfolg. Das zweite aber, was ich beobachtet habe, ist die Tatsache, daß diese Gemeinschaften ihr Kirchentum viel stärker betonen, als wohl ihrem ursprünglichen Sinn entspricht und als sie es in ihren besseren Zeiten getan haben. Es wird sehr viel von der Treue gegen die Kirche, den Pflichten der Kirchenmitgliedschaft (Churchmanship) geredet. Man nimmt es übel, wenn man von der Staatskirche nicht als eine wahre Kirche

anerkannt wird, man beneidet diese ein wenig um ihre Vorrechte und wäre zu einer Verschmelzung mit ihr bereit.[1])

So scheint mir denn das Zeichen, unter den die heutigen Kirchen von England stehen, die Krisis zu sein. Das Alte stirbt, ein Neues will kommen. Das gilt, wie ich soeben angedeutet habe, von den Freikirchen. Ich habe stark den Eindruck, daß sie sich ein wenig überlebt haben. Und zwar glaube ich, daß sie sich darum überlebt haben, weil ihr besonderes Wollen ein allgemeiner Besitz geworden ist. Das innere Licht der Quäcker, die Glaubensfreiheit der Täufer und ihre Betonung der sittlichen Bestandteile des Evangeliums, die methodistische Forderung der Bekehrung und Heiligung, die kongregationalistische Betonung der Selbständigkeit der Einzelgemeinde und die presbyterianische Gestaltung ihrer Verfassung nach gemäßigt demokratischen Grundsätzen — alles gehört heute zu den anerkannten und zum Teil verwirklichten Dingen. Damit verlieren aber die Gemeinschaften, die durch die Betonung dieser Dinge sich von den andern unterscheiden, viel von ihrem Lebensrecht. Aber wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, gestehen sie sich diese Sachlage nicht gern ein und suchen sich mühsam ein solches Lebensrecht zu verschaffen. Sie verfallen der bekannten Verwechslung von Mittel und Zweck. Sie waren einst Mittel für einen bestimmten Zweck, nun sind sie sich Selbstzweck. So fragen sie denn ängstlich, was für eine „Chance" sie heute noch hätten, und freuen sich sozusagen, daß es Not und Elend gibt, weil damit den Kirchen eine „Chance" bereitet wird! So suchen sie sich selbst und verlieren sich dabei immer mehr.

Wird dann wohl die Kirche von England den Sieg behalten? Das glaube ich doch auch nicht! Denn das scheint mir deutlich — und damit komme ich auf den oben begonnenen Gedankengang zurück — daß auch sie in eine Krisis gestellt ist und immer tiefer in eine solche geraten wird. Offenbar ist das auch Meinung der weitblickenden unter ihren Vertretern. Der Streit zwischen der romanisierenden und den andern Richtungen, der Sozialismus, die treibende Kraft der in ihr vorhandenen religiösen Bewegung selbst wird sie neuen Entwicklungen entgegenführen. Dazu kommt für beide Formen des englischen Protestantismus das stärkere Andringen der sogenannten Kritik (drüben higher criticism, höhere Kritik genannt) die ebenfalls zu einer neuen Fassung der alten Wahrheit drängt.

Kurz, ich habe den Eindruck bekommen, daß auch da drüben in dieser großen und reichen, unendlich lebenskräftigen englischen

---

[1]) Ein bedenkliches Zeichen für den Stand dieser Kirchen ist z. B. die Tatsache, daß sie unlängst den Beschluß gefaßt haben, zwei Sonntage des nächsten Jahres, den 24. und 31. Januar, zu „Come to church" (Komm zur Kirche)-Sonntagen zu gestalten, d. h. an diesen Sonntagen durch eine mächtige Agitation einen möglichst großen Besuch der Kirchen und Sonntagsschulen zu bewirken!

Welt, nicht weniger als bei uns, ja in mancher Beziehung noch mehr als bei uns, die Dinge einem Neuen entgegendrängen.

(Fortsetzung folgt.) L. Ragaz.

Rundschau.

Zur Spielbankinitiative. Nun hat auch die Bündnersynode zur Spielsaalinitiative Stellung genommen und zwar in kräftig zustimmendem Sinn. Das ist umso erfreulicher, als bisher bei uns in der Oeffentlichkeit verschiedenes gegen, aber wenig für die Initiative zu hören war. So hat der Bündner Verkehrsverein öffentlich erklären lassen, die Annahme der Initiative würde die Interessen der Fremdenindustrie aufs schwerste schädigen und in St. Moritz hat eine Versammlung stattgefunden, in der neben anderen auch Pfarrer sich gegen die Initiative aussprachen. Die Freunde der Bewegung arbeiten mehr in der Stille. Es wurden in einer Anzahl Gemeinden Unterschriften gesammelt, zum Teil mit sehr schönem Erfolg. Dabei äußerte sich von vielen Seiten lebhafte Zustimmung und auch Beispiele für die Gefährlichkeit der Spiele wurden genannt. So wurde mir von einem Beamten erzählt, einer seiner Bekannten habe in einem Kursaal an einem Abend 500 Franken verspielt. Die Art, wie Angehörige verschiedener Berufsarten sofort sagten: „Da sind wir schon dabei", beweist, daß diese Bewegung nicht nur von einigen „Fanatikern" gemacht ist.

Die Synode hat nun in der Weise Stellung genommen, daß sie eine Resolution zu Gunsten der Initiative annahm. Diese Resolution, die von Pfarrer Hartmann (Malans) im Namen einer Anzahl Synodalen aus den verschiedenen in der Synode vertretenen Richtungen vorgeschlagen und begründet wurde, hat folgenden Wortlaut: „Die evang. rätische Synode erklärt ihre volle Zustimmung zur Initiative gegen die Spielhäuser und begrüßt sie als eine Bewegung, die an einem Punkte die Versittlichung unseres Volks- und Wirtschaftslebens will. Die Synode erblickt in den Spielhäusern nicht nur eine Gefahr für die Einheimischen, sondern verurteilt auch prinzipiell die Art, wie hier den Fremden durch Ausnutzung ihres Spieltriebes Geld abgenommen wird."

Der Antrag wurde von verschiedenen Synodalen lebhaft unterstützt. Nur ein Gegner suchte seine Stellung ausführlicher zu begründen. Diese Begründung war recht merkwürdig, denn der Synodale, der selber aktiver Praktiker ist, führte als Grund gegen eine Stellungnahme der Synode unter anderen auch den an,

es trete eine politische Partei (die sozialistische) geschlossen für die Initiative ein, wodurch die Bewegung doch einen politischen Charakter erhielte. Der Verfasser der Schrift „Demokratie und Militarismus" stellte diese Argumentation ins rechte Licht. Interessant war ferner die Mitteilung, daß auch Hoteliers bedeutender Kurorte (Klosters, Ragaz) von den Spielsälen nichts wissen wollen.

Mit der Resolution wurde der Vorschlag verbunden, der Kirchenrat solle vor der Abstimmung in einem Kanzelaufruf den Gemeinden die Annahme der Initiative empfehlen. Gegen diesen Vorschlag erhob sich eine starke Opposition. Es wurde dagegen eingewendet, die Gemeinden wünschen eine so starke Einmischung nicht und für die Pfarrer, welche gegen die Initiative seien, würde die Verlesung des Aufrufes einen Zwang bedeuten. Einen Zwang auszuüben lag den Antragstellern fern. Sie gingen von dem Gedanken aus, daß eine bloße Resolution vielen unbekannt bleibe, und bis zur Abstimmung fast vergessen sein werde. Sie durften auch darauf hinweisen, daß bei der Abfassung mehrerer Kanzelaufrufe, wie zum Beispiel der Bettagsmandate, auch nicht immer viel Rücksicht auf das Denken und Fühlen Einzelner oder ganzer Kreise genommen wird. Wenn nun aber auch die Art des Vorgehens, die von uns vorgeschlagen wurde, sicher mehr Eindruck gemacht hätte, so bleibt es doch erfreulich, daß die Synode mit ganz großer Mehrheit (44 gegen 8 Stimmen) die Resolution gut hieß. — Ueber die weiteren Aussichten der Initiative in Graubünden, läßt sich noch nicht viel sagen. Der Kampf wird wohl recht hart werden. Die Gegner sagen, es lohne sich nicht, wegen einer so unbedeutenden Sache einen so heftigen Kampf zu führen, es seien schwerere Schäden da, gegen die es zu kämpfen gelte. Das letztere geben wir ohne weiteres zu; können aber nicht zugeben, daß die Glücksspielfrage keines Kampfes wert ist. Die Sache ist von großer prinzipieller Bedeutung. Ob es gegen relativ kleine oder große Schäden geht, es ist hier wie dort der gleiche Geist, auf den wir stoßen: der Geist, der das Zweifelhafteste und Bedenklichste als harmlos verteidigt und die primitivsten und selbstverständlichsten ethischen Forderungen als Polizeigeist und Muckerei verdächtigt. Die Duldung der Spielsäle ist ein deutliches Symptom dafür, wie stark der kapitalistische, gegen ethische und religiöse Gedanken völlig gleichgültige Geist in unserem Lande geworden ist und wie sehr er unsere Politik bestimmt. Es ist sicher alles eher als nebensächlich, das Volk einmal feststellen zu lassen, ob dieser Geist uneingeschränkt regieren, oder ob in der Politik noch etwas anderes mitreden soll, als das materielle Interesse. R. R.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Gott ist unsere Zuversicht.

Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben,
Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer stürzten.
Mögen seine Wasser toben und schäumen und von seinem Ungestüm die Berge erbeben:
Der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine Burg für uns ist der Gott Jakobs.

Ein Strom ist, dessen Arme erquicken die Stadt Gottes, die heilige Wohnung des Höchsten,
Gott ist in ihrer Mitte, sie wird nicht wanken; Gott hilft ihr, wenn der Morgen anbricht.
Es tobten Völker; es wankten Königreiche; er ließ seine Stimme schallen, es zerschmolz die Erde.
Der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine Burg für uns ist der Gott Jakobs.

Kommet her und schauet die Taten Gottes, der Entsetzen auf Erden angerichtet hat;
Der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt.
Laßt ab und erkennt, daß ich Gott bin, erhaben unter den Völkern, erhaben auf Erden!
Der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine Burg für uns ist der Gott Jakobs.

Psalm 46.

Das Gericht.

Luk. 21, 21: Dies sind die Tage der Vergeltung, auf daß erfüllet werde alles, was geschrieben steht.

Es ist etwas in uns, was uns verbietet, von dem, was über uns gekommen ist und den Gedanken, die wir uns darüber machen, schon jetzt ausführlich zu reden. Wenn das Weltgericht anhebt, vergeht uns das Reden. Ein Weltgericht aber ist nun da, zum mindesten ein Stück davon. Nun redet ein Anderer im Donner und wir wollen ihm nicht dreinreden. Lange genug haben wir nicht auf ihn gehört.

Einige Worte aber sind wir unsern Lesern und Gesinnungsgenossen schon heute schuldig.

Was bedeutet diese ungeheure Wendung der Weltgeschicke für uns, die wir an einen lebendigen Gott glauben, der unser Vater ist, und an das Kommen seines Reiches? Wo ist nun unser Gott, wo das Kommen seines Reiches? Wo sind all die Hoffnungen, die wir im Zusammenhang dieser großen Erwartung gehegt haben? Sind sie nicht alle untergegangen in einem furchtbaren Erdbeben? Haben wir nicht Schiffbruch gelitten in einem furchtbaren Sturm? Wo bleibt nun, wenn die Millionen und Millionen Menschen mit ihren dämonischen Werkzeugen des Mordes und der Zerstörung sich aufeinander stürzen, unsere Hoffnung auf eine erlöste und erhöhte Menschheit? Wo bleiben die Erwartungen, die sich an den Friedenskongreß in Basel geknüpft hatten? Wo bleibt der Sozialismus selbst? Alles niedergeworfen, zertreten, oder mitgerissen in den entsetzlichen Taumel, der die Völker Europas ergriffen hat. Wie das Lallen eines Kindes vom Sturm erstickt wird, so scheint alles, was über die Einheit und Solidarität der Menschheit gesagt worden ist, untergegangen in der Wut des Nationalismus und des Rassenhasses. Wo bleibt im Grauen unerhörter Mordschlachten das Reich Gottes? Wird es vor solchen Tatsachen nicht ein lächerlicher, ja lästerlicher Traum? Wo bleibt die Christenheit? Ist es nicht gerade die Christenheit, sie, worin seit fast zweitausend Jahren das Evangelium der Bruderschaft verkündigt worden ist, die sich nun im Wahnsinn des Hasses zerfleischt? Wo bleibt da Christus, wo der lebendige Gott und Vater? Behalten nicht diejenigen Recht, die uns schon lange gesagt haben, daß unsere Gedanken ein weichlicher Traum seien, daß das Menschenwesen ein Kampf sei, worin der Stärkere triumphiere und die Wonne des Niederschlagens des Lebens Blüte? Müssen wir nicht das Angesicht verhüllen? Sind wir nicht betrogene Betrüger? Müssen wir nicht Bankrott erklären und verzweifeln?

Ja, wir verhüllen unser Angesicht in Scham und Schmerz. Wir möchten schweigen und werden schweigen, soweit wir dürfen. Es ist gewiß, wir sind gerichtet: wir „Christen", unser Christentum, unsere

Kirchen, unser persönliches Wesen. Wer wird den Mut haben, dies zu leugnen?

Aber indem wir uns tief unter dieses Gericht beugen, sagen wir: Nichts geben wir auf von dem, was wir geglaubt und gehofft haben! Nicht geben wir auf den Glauben an den lebendigen Gott und seinen Christus, nicht geben wir auf den Glauben an das Kommen seines Reiches. Im Gegenteil: wir fühlen uns durch das, was geschehen ist, in diesem Glauben erst recht gekräftigt.

Denn wir dürfen nun wohl darauf hinweisen, daß uns diese Wendung der Dinge nicht eigentlich überrascht hat. Wir haben sie seit langem kommen sehen, wie unsere Leser wohl wissen. Gehofft haben wir freilich, daß es anders gehen möge. Es wäre denkbar gewesen und wir hofften, daß durch ein Wunder geistiger Erhebung, durch eine vom Pfingstgeist gewirkte Umkehr alle die furchtbaren Mächte, die sich in unserer Welt angesammelt hatten, besiegt, die schweren Wetterwolken zerteilt würden. Wenn dies nicht geschah, so mußte das Gerichtswetter losbrechen. Wir haben auf das Erste gehofft und uns darum gemüht, aber immer auch mit dem Zweiten gerechnet. Nun, da es gekommen ist, macht es uns nicht irre, im Gegenteil, wir erkennen darin erbebend und doch hoch aufatmend die gewaltige Hand des Gottes, der lebt und seiner nicht spotten läßt.

Denn daß das Gericht kommen mußte, wenn nicht Umkehr erfolgte, war klar; es sei denn, daß das Gesetz Gottes nicht mehr gegolten hätte. Die Gottlosigkeit war furchtbar geworden. Auf die Gottlosigkeit war unsere „Kultur" gestellt. Gottlos war unsere Wirtschaftsordnung, denn sie verletzte die Grundwahrheit der Welt Gottes, die Bruderschaft der Menschen. Eine Mammonsherrschaft war in unserer Christenheit aufgerichtet worden, wie die Welt sie so riesenhaft noch nie gesehen hatte. Wo aber der Mammon herrscht, da ist immer Gottlosigkeit. Gottlos war unsere Politik geworden; denn sie rechnete nur noch mit der Gewalt. Gottlos waren die entsetzlichen Kriegsrüstungen; es war ein Zeichen unserer Gottesferne, daß wir nicht mehr Grauen davor empfanden, daß man sie nicht mehr als Frevel erkannte. Wir waren weiter, als auch die Guten und Frommen einsahen, abgekommen von den Gesetzen des Lebens, die Gottes Gesetze sind. In unseren großen Städten — und nicht nur dort — feierten die Höllengeister ihre Orgien. Immer neue Wellen der Verderbnis stiegen aus den Tiefen des Bösen auf. Eine dämonische Lust am Verkehrten riß auch Menschen hin, die nicht unedel waren. Die Sinnlichkeit nahm furchtbare, widernatürliche Formen an. Theorien praktischer Gottlosigkeit griffen wie Seuchen um sich. Die Ehrfurcht vor dem Heiligen, das unser Leben trägt, war in erschreckendem Maße geschwunden. Frechheit, Eitelkeit, Roheit, äffische Torheit grinsten uns bei Mann und Frau auf Schritt und Tritt entgegen. Es waren zwar auch gesunde Gegenbewegungen da, aber sie schienen keine durchschlagende Kraft zu haben. Unser Kampf

gegen alle jene Mächte erschien uns immer wieder so aussichtslos! Dann schrien wir in unserer Ohnmacht zu Gott: „Herr, komm du uns zu Hilfe mit Feuer des heiligen Geistes, oder, wenn es nicht anders sein kann, mit großen Gerichten!“

Nun ist das Gericht gekommen. Es ist so gekommen, wie es der göttlichen Pädagogik entspricht: der Gott, dessen wir gespottet hatten, spottet nun unser. Er spottet unser, indem er uns zeigt, wohin unser Weg führen mußte. Er zeigt uns, wohin Nationalismus und Militarismus, Egoismus und Mammonismus führen. Er macht die Völker trunken aus dem Kelch seines Zornes, daß sie austoben müssen, was so lange in ihnen sich angesammelt hat an falschem und bösem Wesen. Er läßt die Hölle hervorbrechen aus ihren Tiefen, er läßt den Lügengeist sich bis zum Himmel auftürmen. Aber das ist auch das Gericht. „Denn das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht.“ Was wir von der bisherigen Geschichte des Reiches Gottes auf Erden wissen und was wir vom Walten Gottes an uns und andern beobachten, zeigt uns, daß es, wenn nicht immer, so doch oft Gottes Art ist, das Böse sich gleichsam ausleben, austoben zu lassen, auf daß es dadurch sich selbst vernichte. Wir wollen in diesen furchtbaren Stunden des scheinbaren Zusammenbruchs alles Göttlichen in der Menschenwelt nicht vergessen, daß *das Kreuz* in der Mitte der Menschengeschichte steht, das Kreuz, das auf den ersten Blick den Sieg aller widergöttlichen Mächte bedeutete, an dem sie Alle sich austoben durften, um sich zu offenbaren und — gerichtet zu werden! Zu ihm aufschauend, uns auf diese Wahrheit, die wir schon lange *kennen*, nun auch fest stellend, dürfen wir auch glauben, daß das ungeheure Aufschäumen des Verkehrten, das wir nun erleben, zugleich seinen Zusammenbruch bedeute. Der Sieg, den nun Militarismus und Nationalismus feiern, kann auch seine Katastrophe sein. Wenn die Menschen einmal die Hölle eines heutigen Krieges — und dazu eines solchen Krieges! — gesehen haben, werden sie, so wahr Gottes Ebenbild in ihnen lebt, entsetzt sein und den Krieg hassen. Sie sind jetzt noch einmal durch ein Aufgebot all der Betörungs- und Betäubungsmittel, die dem ganzen System, das nun triumphiert, zur Verfügung stehen, in einen wahnsinnigen Taumel versetzt worden; aber wenn sie daraus erwachen, dann wird eine Ernüchterung kommen, die eine Wendung in der Menschengeschichte bedeutet und der Zauberbann, der so lange auf der Menschheit gelegen, wird zerbrochen sein. Und nicht nur der Krieg wird in sich zusammenbrechen, sondern auch all die anderen Mächte, deren Ausdruck, deren Verbündeter er ist. Es ist eine ungeheure *Abrechnung*, die nun gehalten wird. „Nicht jeden Wochenschluß macht Gott die Zeche“, aber nun ist die Stunde dafür gekommen. Das ist das Weltgericht, das wir in diesem furchtbaren Wetter erleben. Es stürzt darin eine ganze Welt zusammen. Es stürzt das Reich der Gewalt und des Mammons, es stürzt der Hochmut

der Weltreiche und der Trug der Politik. Aber es stürzt auch ein Christentum, das sich von der Welt überwinden ließ, statt sie zu überwinden. Daß dieses Entsetzliche geschehen durfte, ist, wir sagen es noch einmal, ein Gottesgericht über unser Christentum, wie es erschütternder nicht auszudenken ist. Ein Sinnbild dafür ist, daß der internationale Kongreß für soziales Christentum, der in einigen Wochen tagen und alle Geister des Friedens und der Einheit in der Christenheit zusammenfassen und ans Werk senden wollte, nun dahingefallen, ach nein, nicht nur dahingefallen, sondern ein Hohn geworden ist. Zu spät, zu spät! Ein anderes Sinnbild dieser Wahrheit ist, daß keine Macht angesichts der brennenden Katastrophe so ganz versagt hat, wie unsere Kirchen. Die Sozialdemokratie, die Friedensgesellschaften, sogar die Diplomaten, sie haben doch getan, was sie konnten, nur unsere Kirchen haben völlig geschwiegen. Es ist eine furchtbare Katastrophe der Kirchen und des Christentums geworden.

Aber hinter der Katastrophe der Welt und unseres Christentums erhebt sich das Gottesreich. Wir sind ihm näher gerückt, nicht ferner. „Hebet eure Häupter auf, darum, daß eure Erlösung nahet."

Das ist unser Glaube, unsere Hoffnung und Zuversicht, dies der Fels, auf den wir uns stellen in diesem Gerichtssturm. Unser Gott hat sein Werk darin; ja, er ist so gewaltig am Werke, daß wir gut tun, stille zu halten und zu lauschen. Er waltet darin als Richter, aber auch als Schöpfer und Erlöser, und auch in seinem Gericht ist lauter Gnade.

Wohl wissen wir, daß das ein Glaube ist, der gegen den Augenschein geht. Wir kennen die Gegengründe, die man anführen kann. Man sagt uns: „Muß nicht das Zerstörungswerk, das nun angeht, unsere ganze Kultur um ein Jahrhundert oder mehr zurückwerfen? Wird nachher zwischen den Trümmern das neue Leben gedeihen können, auf das wir hofften? Wird nicht der Militarismus triumphierend seinen Fuß auf alle Freiheit und höhere Menschlichkeit setzen? Wird nicht die Not die Anarchie gebären und die Gesellschaft vollends dem Abgrunde entgegentreiben? Werden nicht die Schwarzen und Gelben sich auf das zerfleischte Europa stürzen und die abendländische Kultur vielleicht nur noch in Amerika eine letzte Zuflucht finden? Ist nicht die Arbeiterbewegung niedergeworfen? Werden künftig nicht alle Losungen von internationaler Verbrüderung und Frieden auf Erden einen Sturm des Hohnes erwecken? Wird nicht der Krieg einen solchen Ozean des Hasses erzeugen, daß Europa darin versinken muß?"

Wir nehmen diese Stimmen nicht leicht. Unser Herz blutet ob dem Schiffbruch, den wir erlitten. Es gibt Stunden, wo der Sturm auch unsere Seele in Finsternis hüllt. Die Not, die jetzt über die Welt kommt, treibt uns die heißen Tränen in die Augen und das Grauen der Schlachtfelder, auf dem allerorten Menschen kämpfen und vielleicht fallen, die unserm Herzen teuer sind, hüllt

unsere Seele in Jammer. Dennoch — an unserm Gott können wir nicht irre werden und darum auch nicht an dem Glauben, daß er uns auch durch diese Finsternisse zum Licht führen werde. Haben wir ihn doch immer wieder als einen solchen kennen gelernt, der eben gerade durch Finsternis zum Lichte führt! Er sitzt im Regimente und hat Macht genug, aus dem Bösen Gutes zu machen. Mag diese sogenannte Kultur zusammenstürzen, ist es so schade um sie? Ist es nicht diese „Kultur", die sich nun selbst zerstört? Was taugt eine Kultur, die solche Früchte zeitigt? Mag sie zu Grunde gehen, dann laßt uns auf neuen Grund etwas Besseres säen. Es ist doch schon soviel Licht in der Welt, daß die Mächte der Falschen und Bösen als solche erkannt werden. Sie können nicht dauernd mehr herrschen; sie sind vom Licht gerichtet. Mögen die Gefühle des Hasses zunächst gestärkt werden, sie toben sich auch aus, und im Uebrigen hoffen wir auf ein Wirken des Gottesgeistes in den Herzen, das auch diese Mächte besiegt. Denn wir dürfen hoffen, daß nun die Herzen dafür offener sein werden. Es mußte vielleicht vieles weggeräumt werden, damit eine neue Saat gedeihen könne. Wir brauchen aber nicht Angst zu haben, daß irgend etwas von dem Guten, das so viel edle Herzen gewollt und getan, verloren sei. Es ist nur überflutet. Die feindlichen Mächte haben ihre Stunde. Sie ist ihnen erlaubt worden. Aber die Stunde der andern wird wiederkommen und ihre Stunde wird die letzte sein. Manche Formen, die unsere Hoffnung angenommen hatte, mögen vernichtet sein, es werden dafür vielleicht bessere kommen. Durch furchtbare Leiden geläutert und gestählt, werden die Seelen wieder jene Spannkraft gewinnen, die sie fähig macht, große Dinge zu vollbringen. Vom Sturm wird verweht werden eine Fülle von Theorieen, Phrasen und Dogmen, womit wir uns die Wahrheit der Dinge verdeckt haben. Wir werden uns viel ernste Wahrheiten sagen und sie werden gehört werden. Wir werden aufräumen mit so viel Wust und Greuel, gegen die wir bisher ohnmächtig waren. Gewisse Lügengeister werden sich verbergen müssen vor der offenbar gewordenen Wahrheit der Dinge. Mit neuem Ernst werden wir unser Leben auf jene Ordnungen gründen, die allein Leben bedeuten. Wir werden uns Gott zuwenden, dem wirklichen Gott, und damit dem Gesetz des Segens. Dann werden unsere Wunden heilen und die Verheißungen der Propheten sich erfüllen. Das ist unsere Freudigkeit. Gottes Stadt steht über den Stürmen dieses Weltgerichts auf seinem heiligen Berge und aus Gottes Reichtum strömt neues Leben in die Welt; sein Brunnen hat Wassers der Fülle.

Wir halten alles fest, nicht der Form, aber der Sache nach. Wir sind wohl auf der Oberfläche, aber nicht im Tiefsten enttäuscht; im Gegenteil wir spüren es in diesen Tagen mit einer noch nie empfundenen Gewalt, daß Gott ein lebendiger Gott ist, der den Weltgeschicken nicht ruhig zuschaut, sondern in sie eingreift mit mächtigen

Taten; wir spüren, daß Gericht und Verheißung nicht leere Worte sind und daß es eine gewaltige Sache ist um das Näherkommen des Gottesreiches. Ja, hoch erhebt sich darob unser Herz! Wir werden nicht an Christus irre, im Gegenteil, wir erleben ihn gerade in diesem Sturm. Er ist es, der diesen Sturm erregt; denn er ist es, der auf Entscheidung drängt. Er waltet in diesem Gericht. Uns erschreckt nicht das ungeheure Anwachsen des Weltreiches und des Reiches der Finsternis; denn wir wissen, daß dies zum letzten Kampf und Sieg gehört. Wieder sagen wir: die Christenheit ist zwar klein, aber Christus groß geworden. Wir glauben aber, daß es nach diesem tiefen Fall zu einem Aufstehenkommen werde in der Christenheit, zu einem Abschütteln dessen, was tot und gerichtet ist, zum Pflügen eines Neuen, daß Christus, der in diesem Gericht waltet, immer mehr hervortreten werde als der Herr der Welt und daß in dem langen Kampf zwischen Christus und Cäsar Christus endlich den Sieg gewinne.

Es wird ein ungeheurer Strich gemacht durch dieses Weltwesen; jenseits wartet eine bessere Welt, wartet die Welt, auf die wir hoffen, warten Gott, Christus, das Gottesreich — nicht das vollendete, wohl aber das näher, viel näher gerückte. Diese Dinge brauchen nicht gegen uns zu sein, sie können erst recht für uns sein.

Das ist der Glaube, zu dem wir uns bekennen in dieser Stunde der Entscheidung. Wir bekennen ihn unter Zittern und Zagen und doch getrost und fest. Wir bitten unsere Leser, das Gesagte so zu nehmen, wie es gemeint ist, eben als solches Bekenntnis des Glaubens in höchster Not und entscheidungsvoller Stunde. Mit diesem Glauben stehen und fallen wir. Wir wissen selbstverständlich nichts, wir trauen bloß auf unsern Gott. Wir wollen uns auch nicht anmaßen, den Gang der Geschicke irgendwie meistern zu wollen. Wir wollen nichts tun, als Gott walten lassen, mit Anspannung der ganzen Seele auf ihn horchen, seinen Willen für gut halten und den unsrigen durch ihn leiten und ändern lassen. Nur dies wissen wir, daß seine Verheißung nicht dahin fällt. Ob so oder so, ob rasch oder langsam, ob durch Rettung vor dem Abgrund, oder durch den Sturz in den Abgrund, es geht zu ihm; es geht in das Reich. Darum möchten wir alle unsere Freunde bitten, fest zu bleiben, jetzt erst recht. Jetzt kommen große Entscheidungen. Jetzt, bei diesem furchtbaren Ansturm der entfesselten Mächte dieser Welt, ist es unendlich wichtig, daß in aller Welt auch genug Menschen dastehen, die das Reich Gottes tragen, die erst recht mit ganzer Entschlossenheit seine Art, seinen Geist, seinen Sieg festhalten. Gott braucht solche Menschen. Darum müssen wir alle mit einem ganz anderen Ernst als bisher uns zusammenfassen, mit einem ganz anderen Ernst auf Gottes Weg gehen. Wir werden vielleicht durch Furchtbares gehen müssen. Vielleicht sind die Dinge, die jetzt sich vorbereiten, nur der Anfang. Wir werden vielleicht das Wort, daß wir durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen müssen, erst recht in seiner ganzen Tragweite verstehen. Es werden vielleicht

Entscheidungen auch für uns persönlich nötig sein. Wir werden auch viel zu arbeiten bekommen, viel neu zu bauen. Lasset uns darauf hin bereit sein! Und lasset uns auch dann nicht irre werden, wenn die Stürme vernichtend über uns zusammenzuschlagen scheinen. Haben nicht die Gottesmänner Israels noch in ganz anderen Stürmen und Zusammenbrüchen das Reich Gottes festhalten müssen? Haben nicht unsere protestantischen Väter in ganz anderen Nöten festgehalten an der Wahrheit, die ihnen aufgegangen war? Wir wollen groß werden in großer Zeit, groß nicht mit Worten, sondern groß im Glauben, Dulden, Wagen; wir wollen in die Stürme, die da kommen und schon da sind, erst recht hineinrufen: „Dein Reich komme!"

L. Ragaz.

Landesausstellung.

Predigt, gehalten in Safenwil am 7. Juni 1914.

Ps. 8, 6—10. Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; Alles hast du unter seine Füße getan . . .

Matth. 16, 26. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Liebe Freunde! Denkt, ich möchte heute über die schweizerische Landesausstellung in Bern mit euch reden! — Wer die beiden vorgelesenen Bibeltexte aufmerksam mit angehört hat, der kann eigentlich jetzt schon wissen, was ich darüber sagen werde und wie ich es meine mit diesem Thema. Aber es könnten doch auch andere da sein, die zum Voraus mit mir unzufrieden sind. Die Landesausstellung! Das ist doch so etwas Weltliches. Davon hört und liest man in den Zeitungen, in der Wirtschaft, in der Eisenbahn. Dafür mögen sich die Geschäftsleute interessieren und die, die sonst Geld, Lust und Zeit haben, solchen Veranstaltungen nachzureisen. Aber was soll das hier in der Kirche? Wie sollen uns von der Landesausstellung Sonntagsgedanken kommen, Trost und Freudigkeit und Kraft für die beginnende Woche, wie wir sie hier suchen? Was hat uns die Landesausstellung von Gott zu sagen? Ich will zuerst darauf Antwort geben. Das ist freilich wahr: etwas durch und durch Weltliches, Menschliches ist so eine Ausstellung. Da wollen unsere Geschäftsleute mit Befriedigung und Stolz zeigen, was sie geleistet haben. Da hoffen sie Aufträge zu bekommen aus dem Inland und aus dem Ausland. Da gehen sie hin, um bei den Konkurrenten Anregungen zu bekommen zu neuen Versuchen

und Unternehmungen. Da will auch die bloße törichte Neugier und die noch törichtere oberflächliche Vergnügungssucht auf ihre Rechnung kommen. Da hofft die ganze Stadt Bern und Umgebung gewaltige Einnahmen zu machen von dem Völkerheer, das von allen Seiten herbeikommt und manch einer hat sich jetzt geräuschvoll und sichtbar oder in aller Stille parat gemacht, sein Netz aufzuspannen, um auch etwas zu kriegen von dem großen Fünfliberstrom. Und über allem und hinter allem das Ausstellungskomitee samt seinen finanziellen Hintermännern mit der Haupt- und Lebensfrage: Reingewinn oder Defizit? und mit seinen täglichen Telegrammen ins ganze Land hinaus: heute 20000, heute 30000 Besucher! Was für eine Menge verschiedener Gedanken, Absichten und Nebenabsichten bei solch einem Landesjahrmarkt! Und alle, alle weltlich, natürlich, menschlich — kein Zweifel daran, daß es so ist! Und daran wird nun nichts geändert dadurch, daß irgendwo in einer Ecke in gemütvoller Umgebung auch eine Kirche aufgestellt ist mit einer Orgel und schönen Glasscheiben und Bildern und ein Pfarrhaus mit Büchern und Abendmahlskelchen und Anderm, was so zu kirchlichem Wesen gehört, katholisch und protestantisch friedlich schiedlich nebeneinander. Ich habe mir auch diesen Teil der Ausstellung angesehen und er kam mir gerade so weltlich vor, wie alles übrige. Auch da sind eben Menschen: Pfarrer und andere Kirchenfürsten, die zeigen wollen: seht da, wir sind auch noch da mit unserem Wesen, und wieder andere, die mit dem Kirchenwesen ihr Geschäft machen wollen, wie man ein anderes Geschäft macht, und Reklame und Geschäft sind nun einmal weltlich, auch wenn die Sache sich Kirche nennt. Man kann den Wunsch haben, diese Ausstellungskirche samt Inhalt möchte lieber nicht aufgerichtet worden sein; sie kann doch nur falsche Begriffe erwecken von dem, was Religion und Christentum in Wirklichkeit ist. Wer nicht viel Zeit hat in Bern, mag sie ruhig beiseite lassen; er verliert nicht viel. Jedenfalls möchte ich alle die von euch, die diesen Sommer nach Bern gehen werden, raten, euch in jener Ecke unter den kirchlichen Siebensachen ja keiner besonderen Rührung hinzugeben. Vom lebendigen Gott ist dort gerade so wenig oder so viel wahrzunehmen, wie etwa beim großen Dieselmotor der Gebrüder Sulzer in der Maschinenhalle. Man kann sogar den Motor vorziehen. Also es ist wirklich eine weltliche Sache, diese Ausstellung in Bern, weltlich von A bis Z, weltlich in den Absichten und in den Wirkungen. Aber darum hätten wir doch nicht recht, wenn wir als Christenmenschen sagen wollten: sie geht uns nichts an und es ist schade um den schönen Sonntagmorgen, uns mit ihr zu beschäftigen. Ja, was heißt denn „weltlich"? Weltlich ist doch einfach alles das, wonach wir Menschen suchen und streben. Weltlich ist das Dichten und Trachten unseres innern, und das Denken, Reden und Schaffen unseres äußeren Lebens. Freilich geht durch alles hindurch der verborgene schwache und doch

so sehnsüchtige Zug unseres Herzens nach dem Reiche Gottes. Aber wäre es nicht eine Heuchelei, uns zu wehren und zu sagen: ich will von dem Weltlichen nichts wissen und nichts hören hier in der Kirche? Was da! Wer so redet, das ist fast immer einer, der Angst hat, er könnte im Weltlichen gestört werden durch Gott. Darum will er nur von Gott hören! Und das ist eben Heuchelei! Wenn wir weiter kommen wollen darin, durch alles hindurch nach dem Reiche Gottes zu trachten, dann müssen wir vor allem ganz ehrlich werden und dem Weltlichen klar ins Gesicht sehen: es ist nun einmal da, es füllt uns völlig aus, dich und dich und mich auch, auf allerlei Arten. Seht, da kann uns die Ausstellung einen großen Dienst tun. Sie zeigt uns — was? Maschinen, Bauwerke, Kleider, Pflanzen, Tiere und wieder Maschinen? Nein, uns selbst, den Menschen, in unserer ganzen Weltlichkeit. Was wir möchten und was wir schon erreicht haben: Reichtum und Schönheit, Wohlsein und Bequemlichkeit, Ordnung und kluge Organisation, Arbeit, Geschicklichkeit und Freude, das alles breitet sich da vor uns aus, das alles findet da seinen vollendeten Ausdruck, kann da in einigen Stunden oder Tagen übersichtlich und gründlich erlebt werden, wie nicht gleich wieder. Ganz überwältigt ist man zunächst von der Größe und Herrlichkeit des menschlichen Wesens. Man hat Mühe, an Gott zu denken, inmitten all dieser Dinge, die von nichts anderem reden, als von menschlicher Gescheitheit und Energie, von menschlichen Fortschritten und Annehmlichkeiten. Was soll Gott in dieser wundervoll eingerichteten und funktionierenden Menschenwelt? Es tut uns gut, uns armen unentschiedenen Christenmenschen, wenn uns das weltliche Wesen einmal so recht übermächtig lebhaft vor Augen tritt. Die Ausstellung verhilft uns dazu. Da hält unser ganzes Volk sich selbst den Spiegel vor und im Spiegel erscheint das Bild dessen was wir sind und erstreben — und siehe, es ist etwas anderes als Gott: Wohlstand, Wohlfahrt, Zivilisation vielleicht, Kultur sogar, aber nicht Gott. Man kann Gott gerade so gut hinwegdenken, es liegt näher, ihn hinwegzudenken. Kraft und Stoff und stolzer unerschöpflicher Menschenwille, das sind die Wirklichkeiten des Lebens. Auch deines und meines Lebens, wir gehören ja auch zu dem Volke, das da sich selbst erkennt. Alle Zweifel an Gott, die wir je gehabt, steigen wieder in uns auf. Geht es nicht ohne Gott? Die Welt ist so stark und so laut, so gescheit und so schön ohne ihn? Muß es nicht ohne Gott gehen? Ein leises Frieren erfaßt uns. Also das ist das Leben? Allerlei Bedenken steigen in uns auf, die zum Schweigen gekommen waren vor all der Pracht. Aber wir kommen nicht weiter. Ich wünsche euch, daß recht viele von euch dieses Erlebnis der Unsicherheit machen möchten, wenn sie nach Bern kommen. Das tut uns gut, denn je gründlicher es ist, desto gründlicher muß es sich dann auch auflösen. Wenn die Welt uns so deutlich und übermächtig entgegentritt, dann können wir auch

wieder verstehen, im Unterschied dazu, wer und was Gott ist. Gerade wenn die Welt so laut zu uns redet, wenn sie uns so deutlich sagt, daß sie die Welt ist, gerade dann werden Glaube, Liebe, Hoffnung uns lebendig als die Tatsachen, die über Vernunft und Stoff und Kultur stehen. Wir wissen wieder, wozu wir da sind und wohin unser Weg geht. Aber noch in einem andern Sinn werden wir frei von der Welt, wenn wir einmal durch diese Unsicherheit hindurch sind. Wir können das Weltliche wieder ruhig ansehen, ohne Angst, und ohne Haß. Ja sogar dankbar: wir ahnen das Göttliche, das irgendwie darin verborgen sein muß, wir hören auf das, was Gott uns durch die Welt zu sagen hat. Wie hat es denn Jesus gehalten? Wir wissen es: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Was die Menschen am nötigsten haben, das steht über Menschenmacht und Menschenkunst. Aber dabei ist keiner dessen so sicher gewesen wie Jesus, daß die Welt Gottes ist und daß in der ganzen Fülle des Lebens, im Großen wie im Kleinen, im Guten wie im Bösen Gottes Gedanken und Gesetze verborgen sind. Er hatte die Augen, sie zu lesen. Er fand Gott beim Gras auf dem Feld und beim habsüchtigen Kaufmann. Ihm wurde alles Vergängliche zu einem Gleichnis, voll Liebe und Freude und Verständnis konnte er alles ansehen, gerade weil er so ganz frei war davon. So soll uns auch die Landesausstellung mit all dem durch und durch Weltlichen, was sie ist und bezweckt, zum Gleichnis werden, durch das wir hindurchsehen ins Ewige. Wir wollen mit hineinsehen in den Spiegel, der uns das Menschenwesen in voller Entfaltung zeigt. Gott wird uns wohl etwas damit zu sagen haben. Zweierlei, meine ich: Das eine ist wichtig und das andere ist noch wichtiger, das eine aus dem alten Testament und das andere aus dem neuen. Wir müssen beides hören.

Wir wollen die Ausstellung zuerst ansehen mit den Augen des Mannes, der in alter Zeit den achten Psalm gedichtet hat. Voll Bewunderung und Freude redet er von der Größe, die Gott dem Menschen gegeben hat. Ihm ist's aufgegangen, wie wunderbar das eigentlich ist, daß der kleine schwache Mensch so inmitten der unendlichen Natur leben und durch seinen Geist sogar darin herrschen darf. Er sieht die ungeheuren Kräfte der Natur: das Meer und den Sturm, die Tiere und die Pflanzen — und nun das eine kleine Wesen, das sie bändigt und in seinen Dienst stellt, nur durch das Denken und durch die Arbeit. Was für ein Schauspiel! Herrschaft, so viel Herrschaft! Ist das nicht Gott selber, Gott im Menschen? Der ewige Schöpfer und Vater aller Dinge, der seine Gewalt ausübt durch den Verstand und Willen des Menschenkindes?! Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, wie kommt er zu dieser außerordentlichen Stellung, wie kommt er dazu, wenig niedriger zu sein als du selbst?! Er ist ja auch ein Schöpfer und Regierer. Er ruft ja auch Werke hervor aus dem Nichts und

lenkt und braucht sie nach seinem Willen. Er ist ein zweiter Gott hier auf der Erde. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk. Alles hast du unter seine Füße getan, Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Tiere, die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer und was im Meer gehet — Herr unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! Hört wie es da jubelt und jauchzt vor tausenden von Jahren, das hohe Lied von der Herrlichkeit des Menschen, nein von der Herrlichkeit Gottes, die im Geist und in der Arbeit des Menschen wirksam ist. Und nun denkt euch, dieser Mann könnte aus seinem Grab auferstehen und nach Bern an die Ausstellung kommen! Das war ja noch gar nichts, was zu seiner Zeit die Menschen wußten und konnten. Wie unbeholfen und roh kommen uns heute die Einrichtungen und Werkzeuge vor, deren man sich damals bediente — und doch freut er sich darüber, dankt Gott, der dem Menschen solche Macht verliehen! Wie würde er sich erst freuen, wenn er sehen könnte, wie heute die Menschen Meister geworden sind nicht nur über „Schafe und Ochsen allzumal", sondern über Dampfkraft und Wasserkraft, über Magnetismus und Elektrizität, über die Tiefen der Erde und über die Höhen des Luftreiches, wie ihnen kein Steingebirge mehr zu hart ist, sie bahnen sich ihren Weg hindurch, und kein Metall zu spröde, sie machen daraus was sie wollen mit wunderbarer Genauigkeit und Feinheit — wenn er die Maschinen sehen könnte, von Menschen ersonnen und hergestellt, die jetzt in einer Stunde fertig bringen, woran zu seiner Zeit Hunderte und Tausende tage- und wochenlang hätten arbeiten müssen, die Schnelligkeit, mit der wir miteinander verkehren können auf die größten Entfernungen, als ob der trennende Raum gar keine Bedeutung hätte, die raffinierte Umsicht der modernen Unternehmer und Techniker, für die es gar keine Schwierigkeit mehr zu geben scheint, die jedem Bedürfnis zu genügen, jedes Hindernis zu umgehen oder zu unterdrücken weiß. Wie hätte er da erst gebetet, zwischen Demut und Begeisterung: Herr unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! Ja, seht wie merkwürdig, das ist das erste, was uns die Ausstellung gerade in ihrer ganzen Menschlichkeit und Weltlichkeit zu sagen hat: Wie groß ist doch Gott! Zuerst sehen wir nur die Menschen, die sich da groß machen, ihren selbstsüchtigen Zwecken nachgehen wollen. Dann ahnen wir: sie verstehen sich selbst nicht in ihrem Tun. Was sind die einzelnen Menschen mit ihren Firmenschildern und Katalogen und Preisen, was sind die Bauern, die Fabrikanten, die Techniker, die Beamten, die Künstler — nichts, gar nichts schließlich, denn die Leistung jedes Einzelnen ist ja nur eine Stufe, die ohne die Leistungen früherer Geschlechter unmöglich wäre und die selbst bald wieder überholt und vergessen sein wird. Und nur ein Posten ist sie in dem ungeheuren Reiche der Arbeit überhaupt, wertlos und unverständlich ohne das Ganze.

Aber hinter und über den einzelnen Menschen, da taucht etwas vor unseren Blicken auf und das ist wahrhaftig und ewig, das ist der schaffende, ordnende, gestaltende Wille. Was ist der Mensch vor diesem Willen? Und doch ist dieser Wille in der Menschheit und ihrer Arbeit wirksam. Wenn wir in der Ausstellung nicht nur Fabrikanten und Fabrikate sehen, wenn wir dort etwas spüren und erleben von diesem Willen, dann kann uns dort etwas von der Herrlichkeit Gottes offenbar werden. Seht euch so eine Schnellzugslokomotive an in Bern oder eine von den wundervollen Brückenkonstruktionen, mit denen die tiefsten weitesten Täler überspannt werden als verstünde sich alles von selbst, oder diese Webmaschinen, zehn Meter lang, von einer Person kontrolliert, die fast mit menschlichem Bewußtsein ihre exakte Arbeit zu tun scheint. Seht, das ist Gott der Schöpfer, Gott der Geist und die Kraft, Gott mitten im Menschenwerk! Ein armer Mensch, der bei alle dem über das Menschliche, Weltliche, Aeußerliche nicht hinweg zu kommen vermag, bewundernd oder mißtrauisch! Das alles sind doch vor allem Siege Gottes. Er hat ja gesagt: Machet euch die Erde untertan! Und nun geschieht es. Herr unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! Und dann denke weiter nach über das, was du siehst! Sieh wie der Mensch fertig werden kann mit der gewaltigen Natur wenn er sich anstrengt und will. Du jammerst und kapitulierst so oft vor deiner Schwachheit und Leidenschaft und vor der anderer, vor den Hindernissen und Unvollkommenheiten des Lebens, vor den Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten der Welt. Du seufzest und meinst, das alles müsse so sein. Nein doch, das alles ist nur Natur und Natur bedeutet für uns Menschen immer eine Aufgabe, unsere menschliche Natur so gut wie Feuer und Wasser, Berge und Luftwirbel, Stahl und Eisen, die von Technikern gebändigt werden. Gott läßt es uns gewinnen über die Natur — wollen wir uns vor dem großen Motor schämen mit unserer Bedenklichkeit? Und nun beruht die Arbeit und das Leben überhaupt auf der Gemeinschaftlichkeit, auf dem Zusammenstehen und Zusammenschaffen. Wir leiden so oft bitter darunter, in jeder Beziehung, daß wir einander nicht verstehen, nicht verstehen wollen, daß jeder seinen Weg geht und sein Horn bläst und seine Ellenbogen braucht, möglichst gleichgiltig, möglichst feindselig gegen alle andern. An der Ausstellung können wir wieder einmal sehen, was das eigentlich für ein Unsinn ist. Kopf und Hand, Feder und Hammer, Erdscholle und Maschine, Bureau und Studierzimmer, das sind freilich verschiedene Welten, so verschieden wie die Menschen selbst sind. Aber darum gehören sie doch zusammen und sind auf einander angewiesen, die Menschen und ihre Werke. Sie sind gar nichts, wenn sie nicht Brüder sind und Bruderwerke. Friedlich haben sie sich in Bern nebeneinander gestellt, eines des anderen Ergänzung. Das ist etwas vom wichtigsten, was so eine Ausstellung

leisten kann, sie lehrt uns einander verstehen und achten und das ist dann bereits der Weg zu noch viel größerem. Oder ist die Ausstellung nicht wie eine Verheißung? Die menschliche Arbeit wird einmal ein Ganzes werden und dann erst wird sie allen Menschen, die guten Willens sind, ein Segen sein. Die Mächte der Selbstsucht, die sie jetzt von einander trennen, sind überwindbar. Es werden einst alle mit allen und alle für alle arbeiten an der großen Gottesaufgabe, die unserm Geschlecht gestellt ist. Diese Hoffnung ist mehr als die Begeisterung des Psalmsängers. Unzählige wissen noch heute nichts anderes dazu zu sagen als „Unmöglich!" Aber wenn wir die Botschaft des neuen Testamentes ernsthaft zu uns reden lassen, wird sie uns ganz selbstverständlich. Und die Ausstellung sagt es uns: Das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit kommt, kommt auch für die menschliche Arbeit, bei der jetzt noch einer des andern Feind sein muß. Wir haben noch andere, höhere Hoffnungen, aber wir haben auch diese und es ist nötig, daß die Menschen heutzutage gerade diese Hoffnung haben. Möchten doch recht viele von denen, die diesen Sommer nach Bern ziehen, Ohren haben, um dort diese Weissagung zu hören. Dann wird einmal eine Zeit kommen, wo die Menschen noch viel freudiger angesichts dessen, was ihr Denken und ihre Arbeit geschaffen, bekennen werden: Herr unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!

Damit haben wir bereits gesagt, daß wir uns nicht begnügen dürfen in den Freudenruf des achten Psalms einzustimmen angesichts des Spiegelbildes, das unser Volk sich in seiner Ausstellung gegenwärtig selbst vorhält. Es wäre eine Unwahrheit, ein Unrecht dabei stehen zu bleiben. Gott sei Dank, daß wir uns mit jenem Mann an der da geleisteten Kulturarbeit einmal ganz getrost freuen dürfen, aber Gott sei Dank, daß er uns durch unsern Herrn Jesus nun auch noch tiefere Einblicke gibt in unser Leben und in das, was wir nötig haben. Der Psalmsänger ist das fröhliche zuversichtliche Kind, das denkt: es kommt schon gut! Jesus ist der reife charaktervolle Mann und sagt uns: Ja, es kommt schon gut, aber es braucht vieles dazu! Was wird denn aus eurer Seele bei dieser ganzen Kulturarbeit? fragt er uns. Er weiß *auch*, daß wir dazu gemacht sind, wenig niedriger zu sein als Gott. Er hat auch das Wort dafür, das dem Psalmsänger noch fehlte: Kinder des ewigen Vaters sind wir. Aber sind wir's? Einsicht und Ordnung und Macht, Geist und Kraft ist nicht alles in Gott, es kann *auch* nicht alles sein in seinen Kindern. Gott ist die Wahrhaftigkeit und die Gerechtigkeit und der Friede, Gott ist die Heiligkeit und die Seligkeit, Gott ist die Liebe. Sind wir seine Kinder, sind wir wie *er* ist? Oder sind wir's nur in dem kleinen Stück, das wir Kulturarbeit nennen? Gott ist größer, Gott will auch uns mehr sein, als wir denken. Gott läßt sich nicht zerteilen. Wir können nicht das Eine in ihm und aus ihm annehmen und das Andere vergessen und ver-

leugnen. Sind wir nicht vielleicht seelenkrank oder seelenlos? Was hülfe es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele? — Und nun wollen wir die Ausstellung ansehen mit dieser Frage Jesu. Da müssen sofort die tiefen Schatten, die auf dem Bilde liegen, hervortreten. Und die Schatten werden so stark, daß sie einem das glänzende Bild fast verleiden könnten. Mitten in dem freudigen, göttlich-guten Schaffen und Vorwärtsschreiten erscheint uns die brutale menschliche Selbstsucht, an der nichts, aber auch gar nichts Göttliches zu finden ist, die Gier zu besitzen, die Gier zu genießen, die Gier der Erste zu sein. Wir fühlen den Boden erzittern unter den Stößen der gewaltigen widergöttlichen Kräfte, die in dieser Gotteswelt auch wirksam sind. Wir ahnen, daß das vollkommene Leben nichts so einfaches ist, wie wir vorher im Rausch der Bewunderung wohl dachten. Warum erfüllen die Menschen nicht rein und völlig ihre Bestimmung? Es ist, wie wenn etwas zwischenhinein gekommen wäre, eine Unruhe, eine Hast, eine Sucht, eine Wut, wir sehen sie unglücklich, schlecht, unfriedlich untereinander, uneinig und zerrissen in sich selbst. Nicht nur die Leistung, sondern auch das Leiden des modernen Menschen wird in der Ausstellung offenbar. Und das große Uebel der Periode, in der wir leben, ist der Kapitalismus, das rücksichtslose blinde Gewinnstreben, das alle Arbeit beherrscht. Ein Meer von Sünde und Not hat in dieser Verirrung ihre Quelle. Wer das nicht versteht oder verstehen will, der versteht das Elend der heutigen Menschheit nicht. Nicht als ob der Kapitalismus der letzte Feind wäre, wir ahnen tiefere Zusammenhänge, ahnen ein Reich des Widerstandes gegen Gott, das immer wieder seine Boten aussendet als Engel des Lichts verkleidet. Aber der Kapitalismus ist seine heutige Erscheinung. Und seine Folgen sind so fürchterlich, daß sie auch durch das glänzende Kulturbild einer solchen Ausstellung nicht verhüllt, sondern vielmehr enthüllt werden. Und wir müssen Jesus antworten: Ja, es ist so, wir nehmen Schaden an unserer Seele, trotzdem wir's so herrlich weit gebracht haben! Wir sind in der Gottesfremde mitten in all der Entfaltung unseres Wissens und Könnens. Können sie nicht fast ein teuflisches Gesicht annehmen, die wundervollen Maschinen der Neuzeit, wenn wir daran denken, daß sie schließlich am allerwenigsten dazu dienen, allem Volk wirklich das Leben zu erleichtern und zu verschönern, sondern dazu, das Geld und damit die Macht und den Lebensgenuß einiger Weniger zu vermehren, während Unzählige durch sie zu müden gehetzten Sklaven werden, die zum großen Teil schon so tief gesunken sind, daß sie die Ketten nicht einmal mehr spüren, die sie tragen? Helfen sollten sie dem Menschen, zu herrschen über die Natur, frei zu sein, und zum Mittel werden sie durch das der eine den andern materiell ausnützt und geistig unterdrückt! Wir gehen durch die Räume mit all den Herrlichkeiten von Möbeln,

Kleidern, Kunstgegenständen — wieviel von diesen Herrlichkeiten kommt denen zugute, die daran gearbeitet haben? wie groß wird überhaupt die Zahl derer sein, die derartige Dinge zu genießen bekommen gegenüber der Unzahl derer, die das Nötige, ja vielleicht das Nötigste, Luft und Licht und gesunde Nahrung entbehren müssen, auch in unsern Lande? Und wir können noch weiter fragen: Wie groß wird schließlich die Zahl derer sein, die an diesen Dingen wirklich Freude erleben, wenn sie sie haben, gegenüber den vielen, vielen, die alles haben, was sie begehren und doch unruhig, unzufrieden, unglücklich sind, die im Genuß verschmachten nach Begierde? Da lernen wir in einer Abteilung die so nötigen Bestrebungen zur Bekämpfung der Tuberkulose kennen, die Sanatorien, die Heilmethoden, die Vorsichtsmaßregeln. Aber unmittelbar daneben kann man sehen, wie die Tuberkulose durch die schlecht gelegenen und schlecht gebauten Armenwohnungen der großen Städte notwendig immer wieder herangezüchtet wird; auch diese Wohnungen sind Reichtumsquellen! Ueberhaupt, diese Darstellung des Armen- und Krankenwesens, der Fürsorgetätigkeit in allen möglichen Richtungen, des Polizeidienstes, der Genossenschafts- und Abstinenzbewegung. Wie viel gäbe es da zu lernen! Wieviel umsichtiger und gründlicher ist man geworden gegen früher! Wie gut sind wir doch versorgt und behütet gegen jeden nur möglichen Uebelstand. Aber nun muß ich leider gerade an die gegenüberliegende Halle denken, in der einige vortrefflich eingerichtete Eisenbahnwagen zu sehen sind, die ausschließlich dem Transport von — Bier und Wein dienen. Mit solchen Wagen werden jährlich sechs Millionen Hektoliter alkoholischer Getränke über die ganze Schweiz verbreitet. Könnte einem nicht angesichts dieser einzigen Tatsache der ganze komplizierte Verbesserungsapparat auf der andern Seite wie ein großer Schwindel vorkommen oder doch wie ein rührendes aber herzlich törichtes Schöpfen in ein Faß ohne Boden? Oder noch etwas: Da ist ein Saal, in dem einem gar anschaulich die Tätigkeit und die Hilfsmittel der Militärsanität gezeigt wird, der Aerzte und Krankenpfleger im Kriege. Wir sehen Tragbahren, Betten, Verbände von allen Arten. Sehr schön, denkt man, wie heutzutage für diese Unglücklichen gesorgt wird. Ja, sehr schön, nur ist leider dieser Saal ein kleines Anhängsel einer großen Halle und diese Halle ist voll von Geschützen, Granaten, Patronen, Säbeln, Bajonetten und allen möglichen Mordinstrumenten. Wirklich prächtig: hier vernimmt man, wie man Menschen mit allen Mitteln moderner Erfindungen umbringt und verstümmelt und dort wie der Schade wieder gut gemacht wird, wenn er nicht allzu groß ist. Solche Rätsel, solche unbegreiflichen Widersprüche finden sich noch mehr in der Ausstellung. Ich rede nicht davon, um zu kritteln. Den Spiegel wird kein Vernünftiger tadeln, die Ausstellung ist sehr schön. Aber das Bild, das der Spiegel zeigt, ist jammervoll. Er zeigt uns die moderne Menschheit, diese

rastlose, erfinderische, arbeitsame Menschheit, zu der wir ja auch gehören, als eine Herde, die keinen Hirten hat, ganz wie einst das Volk von Galiläa, von dem Jesus das sagte. Wir sind krank an unserer Seele und unsere Krankheit besteht darin, daß wir eigentlich zwei Seelen haben. Wir wissen nicht wo hinaus wir streben sollen. Wir folgen mit halbem Herzen den guten Geistern der Wahrheit, des Rechts, der Bruderliebe, mit halbem Herzen aber auch den Geistern der schrankenlosen Gier, des Genießens, des Unfriedens. Seht, das heißt: Schaden leiden an seiner Seele, ferne sein vom lebendigen Gott, wenn man so alles halb ist. Und nun möchte ich euch auch das wünschen, daß recht viele von denen, die die Ausstellung besuchen oder davon hören oder lesen werden, auch etwas spüren möchten von dieser entsetzlichen Halbheit, von diesem fürchterlichen Widerspruch, der durch unsere ganze Kultur hindurch geht, trotz all ihrer Klugheit und all ihres Glanzes. Spüren müssen wir's: Alles was sich da vor uns ausbreitet an Fortschritten und erreichten Zielen, das ist von sehr, sehr fraglichem Werte; denn was helfen uns die steinernen, hölzernen, eisernen Fortschritte, wenn die Gegenkräfte, die Trägheit und das Raubtier im Menschen, so gewaltig sind, größer vielleicht und schneller fortschreitend als das, was wir Kultur nennen? Seht, diese Frage muß uns der Besuch der Ausstellung ins Herz brennen; wenn wir nur bewundernd ah! und oh! rufen, sind wir umsonst dort gewesen. Wenn uns in Bern diese Frage recht lebendig und klar wird, dann hat uns die Ausstellung einen großen Dienst getan.

Unser Menschenwesen soll sie uns zeigen, in seiner Größe und in seinem Jammer. Und, indem sie es uns zeigt, uns darüber hinausführen. Sehnsucht und Hoffnung in uns erwecken nach einer neuen Menschheit, in der alles Weltliche ganz und gar von Gott, von Gott in seiner ganzen Fülle durchdrungen sein wird, in der die großen Gaben, die Gott der Menschheit gegeben, frei und ungehindert zur Entfaltung kommen werden, in der sie ihre großen Aufgaben lösen wird, rein und vollkommen und ohne die störende Einwirkung der bösen Geister, von denen wir jetzt geplagt sind. Wir glauben an diese kommende Menschheit, weil wir an den lebendigen Gott glauben, der die Quelle alles Lebens und der Ueberwinder des Bösen ist. Er ist unser Ziel und unsere Heimat. Er will die Welt und die menschliche Gesellschaft und jeden einzelnen von uns umgestalten in das Bild seines Sohnes. Noch stehen wir mitten drin in dieser unruhigen, zerrissenen Welt. Noch leiden wir Schaden an unserer Seele. Aber er will uns gesund machen. Er will den Schaden heilen, und er tut es. Er ist unser Licht und unser Friede. Sein ist die Herrschaft und die Kraft im Aeußern und im Inwendigen, im Gegenwärtigen und im Zukünftigen, in der Zeit und in der Ewigkeit. Amen. K. Barth.

Vom Busse predigen.[1]

(Nach einem Bettagsreferat.)

Um Wiederholungen vermeiden zu können, sei vorausgeschickt, was die folgenden Ausführungen als Aufgabe eines Pfarrers voraussetzen:

1. das Evangelium so zu predigen, daß die Hörer Lust bekommen, durch fortschreitendes Verständnis des Neuen Testamentes in Besitz eines neuen, an Gott orientierten Lebens zu kommen, und sich mit Gleichgesinnten zusammen zu schließen;

2. mitzuarbeiten an der Durchdringung aller Verhältnisse mit dem Sauerteig des Evangeliums, an der Beseitigung von Zuständen, die das Eindringen desselben aufhalten, die das Werden von sittlichen Persönlichkeiten erschweren, die dem Laster Vorschub leisten.

I.

Welches ist das Haupthindernis, das der Eroberung unseres Vaterlandes durch das Evangelium entgegensteht, das die Christianisierung unserer Gesetze und die Sanierung unserer Zustände aufhält? Je nach unserer Antwort auf diese Frage werden wir das Jahr hindurch und am Bettag insbesondere in erster Linie guten Willen oder klare Erkenntnis zu wecken bestrebt sein, oder wir werden auf Willensbildung und Aufklärungsarbeit gleichviel Gewicht legen. Ohne die Notwendigkeit der letztern verkennen zu wollen, glauben wir doch, daß der egoistische Wille im Verhältnis zur Beschränktheit der noch zähere Gegner ist, daß die Kämpfer für Schaffung eines idealen Volkslebens vor dem Fort des egoistischen Willens den heißesten Strauß auszufechten haben. An diesem schwierigsten Punkt der Schlacht ist unser, der Pfarrer Platz. An anderen Punkten zu fechten, zum Beispiel gegen die Vorurteile betreffend Abstinenz, ist eine Erholung im Verhältnis zu der zähen Arbeit, die es bedeutet, Egoisten zu Altruisten zu „machen". Weiter unten folgen Belege dafür, wie verbreitet die Erkenntnis ist, daß schließlich jeder Aufgeklärte aufklären kann, daß aber selbstlosen Willen zu pflanzen in erster Linie die berufen sind, die die Kraft des Evangeliums aus Erfahrung und, so weit dies heute möglich ist, theoretisch kennen.

Der egoistische Wille tritt in den Verhandlungen der verschiedenen Kantonsräte mit dem Anspruch auf, allein maßgebend zu sein, weil er sich das Prädikat der Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit beilegt. Auch in unseren Gemeindeversammlungen bestimmt er häufig das Resultat der Abstimmung und sollte das nach Ueberzeugung vieler in allen Fällen tun. Dabei ist das Verhalten unserer areligiösen Gebildeten für die vorhin vorgeschlagene Rangordnung von

[1] Diese Ausführungen besitzen für „Laien" den gleichen Wert wie für Pfarrer.

Wollen und Wissen instruktiv: ließe sich nicht an manchem Beispiel nachweisen, daß jene Vermehrung des Wissens, die zum Eintritt in die Kreise der Aufgeklärten berechtigt, den Willen weder stärkt noch selbstlos macht? Bedeutet das Wort „aufgeklärt" nicht für manche so viel wie „ehrlich-egoistisch"? In Gesprächen, in denen wir nicht als Pfarrer erkannt werden, haben wir alle Gelegenheit zu hören, mit welch verblüffender Selbstverständlichkeit man den eigenen Profit über das Wohl der Gesamtheit stellt. Manche Pfarrer wissen auch aus dem Verkehr mit ihren Verwandten, in welchem Maße der praktische Materialismus in der Gesellschaft tonangebend ist, ein Eudämonismus, dem was Genuß bringt, erlaubt, ja selbstverständlich scheint, weil es Genuß bringt, den Entsagung zu Gunsten anderer altmodisch anmutet.

Freilich besteht unser Volk nicht aus lauter sich selbst kultivierenden Persönlichkeiten. Von verschiedenen Seiten, besonders von Leuten, die unter dem Einfluß lebendigen Christentums stehen, wird in allen Fragen der Standpunkt der christlichen Nächstenliebe geltend gemacht. Von christlichen Familien geht wenigstens auf dem Lande ein unverkennbarer Einfluß auf das öffentliche Gewissen aus; ebenso von christlichen Vereinen, jenen Gemeinschaften, die wirklich einen Leib bilden, von dem kein Glied leidet, ohne daß alle anderen mitleiden. Oft ist auch der Erfolg treuer Wirksamkeit einzelner christlicher Persönlichkeiten nachweisbar, und zwar nicht nur so, daß ein lebendiges Pflichtgefühl gegen Christen und Heiden vorhanden ist, sondern auch so, daß gegeben wird. Es fehlt nicht am Bewußtsein, daß Selbstlosigkeit über Selbstsucht steht. Manche Gabe wird vielleicht um der Menschen willen gegeben; aber auch so bestätigt sie das Vorhandensein jenes Bewußtseins. Wo es sich dagegen um Opfer handelt, die von den Leuten nicht gesehen, oder vielleicht gesehen, aber nicht gebilligt werden, vielleicht um etwas Neumodisches, fällt es bisweilen schwer, Verständnis oder guten Willen zu finden, auch für Aufgaben, bei denen nach unserem Eindruck die Nächstenliebe sich bewähren müßte, wenn sie vorhanden wäre. Da aber in unserem Volksleben kein Fortschritt ohne Opfer erreicht wird, ist es um den Fortschritt in dem zu anfang aufgestellten Programm schlimm bestellt, wenn der egoistische Wille in unseren Gemeinden so stark ist, wie wir glauben annehmen zu müssen.

Man beachte zum Beispiel das Verhalten der Mehrzahl unserer Richter und Aerzte zum Alkoholismus. Fehlt es ihnen an Wissen oder Erfahrung? das nicht, dagegen am Willen, selbst ein Opfer zu bringen, dessen Nutzen und Lohn ihnen nicht verbürgt ist. Sie zollen dem Idealisten Bewunderung, der Sturm läuft gegen die feste Burg des Egoismus, finden es aber selbstverständlich, daß sie sich neben ihrem verantwortungsvollen Beruf nicht behelligen lassen von einem so wenig erholunggewährenden und so gar nicht ge-

sellschaftsfähigen Problem wie die Alkoholfrage. — In einer kleinen Gemeinde sind wegen der Uebersichtlichkeit der Verhältnisse die Beobachtungen über die hemmenden Gegner des Reiches Gottes besonders zuverlässig. Die Schwierigkeit wirksamer Bußpredigt kommt somit auf dem Dorf besonders empfindlich zum Bewußtsein. Wie Punkt 2 des Programmes in erster Linie durch den egoistischen Willen, nicht durch Armut oder Beschränktheit aufgehalten werden kann, zeigt z. B. folgende Beachtung:

Während die übrigen Baselbieter Posamenter-Gemeinden die elektrische Kraft von der Elektra Baselland als Genossenschaften beziehen, also durch Majoritätsbeschluß die Arbeitszeit (zum Beispiel auf 14 Stunden im Tag) festsetzen können, erhalten die Posamenter der Dörfer X, Y und Z den Strom von anderer Seite individuell. In diesen drei Orten hat somit jedermann freie Hand, die von ihm bezahlte Pauschalsumme durch 14, 16, 18 oder mehrstündige Arbeitszeit auszunützen. Diese Freiheit wurde vielen Familien zum Verhängnis. Es galt für ehrenvoll tief in die Nacht hinein zu weben, für natürlich, daß bei gutem Geschäftsgang nach einem Wäschetag oder im Heuet die Mutter bei Nacht das Versäumte nachzuholen trachtete. Mancher Visiteur empfand zudem die Härte nicht, die darin lag, wenn er die Dienstwilligkeit besonders von unbemittelten Haushaltungen durch 18. und mehrstündiges Weben in Anspruch nahm. Auch Bleichsüchtige und Tuberkulöse wurden hiezu angehalten.

Nachdem der neue Pfarrer drei Jahre lang zugesehen hatte und manchmal in die Lage gekommen war, trösten zu müssen, wo nicht Gottes Wille, sondern menschliche Rücksichtslosigkeit das Leid gerufen hatte, ließ sich ein Posamenter-Verein bilden. Wer beitrat verpflichtete sich, wie alle andern Hausposamenter des Kantons nur 14 Stunden zu weben. In X war die Zahl der Eintretenden 83 %, in Y 70 %. Ein erfahrener Posamenter aus X meinte: „Alle Armen und darum ungenügend ernährten stehen freudig für die Arbeitszeit ein; es ist wie wenn sie fühlten, daß die bisherige Lebensweise ihre Kräfte verzehrt.“ — Es war nun höchst interessant zu beobachten, wer am Ende des ersten Jahres zuerst sein Austrittsgesuch einreichte: nicht beschränkte Leute, nicht arme, die um jeden Preis mehr zu verdienen hätten trachten müssen, sondern in Y zuerst der Wohlhabendste und dann seine Standesgenossen; in X zuerst eine Gruppe, die sich mit einem gewissen Recht „die Aufgeklärten“ nennt und ebenfalls zu den besten Steuerzahlern gehört. Diese Leute machten den andern, ärmeren, denen sie zum Teil Bürgen waren, Vorwürfe wegen ihrer Trägheit, nur vierzehn Stunden arbeiten zu wollen, und die Folge war, daß wie bei einem Dammbruch dem Tropfen der Strom folgte. Als zum zweiten Mal der Austrittstermin kam, löste sich in X wie ein Jahr vorher in Y die Genossenschaft ganz auf. Seither haben unsere Leute wieder volle

Freiheit: Der Befehl „einige Nächte durchzuweben" kann wieder gegeben und befolgt werden. Wenn von dieser Freiheit, so viel wir wissen, in den letzten Jahren nur selten Gebrauch gemacht worden ist, kommt es vielleicht daher, daß Arbeiter und Visiteure durch die Arbeitszeitbewegung gelernt haben.

Die Männer, die die Auflösung der Genossenschaft anstrebten, sind zum Teil dieselben, die dem Pfarrer, bevor sie wußten, daß er sich mit dem Gedanken einer Vereinsbildung trage, versichert hatten, Arbeitszeit und Organisation seien im Interesse der Arbeiter durchaus erforderlich. Auch sei bekannt, daß man in 17 Stunden quantitativ nicht mehr und in 20 Stunden qualitativ nicht so viel leiste, wie in 14. Der Pfarrer hatte sich damals ebenso sehr über ihre Erkenntnis gewundert, wie später über ihr widerwilliges Mitmachen, das mit drängendem Austritt endete. Wenn einer von ihnen jetzt mit ihm auf jene Ereignisse zu reden kommt, gibt er sich meist geschickt den Anschein, als wisse er nicht, wie töricht und egoistisch er damals gehandelt habe. Unter sich aber sprechen sie es offen aus: „Man muß verdienen, so lange man jung ist! Wozu Rücksicht nehmen auf andere Haushaltungen und andere Dörfer, bevor ein Gesetz einem dazu zwingt?"

Wie wirkungslos Aufklärung sein kann, zeigte sich auch, als in Y ein Alkoholiker von Zechern gereizt in die gedrängt volle Wirtschaft schoß, einen jungen, unschuldigen, allgemein geschätzten Familienvater tötete, einen andern schwer verwundete. Das Dorf schien in seinen Fundamenten erschüttert, die ruhigsten Männer hatten zum Teil wochenlang die Fassung verloren; nur etwas war nicht erschüttert, geschweige denn jemand entfallen: der egoistische Wille. Der Pfarrer ging damals zu manchen Vätern, um sie einzuladen, zur Vermeidung einer Wiederholung solchen Unglücks einen alkoholfreien Unterhaltungsabend einzurichten. Er fand sie auffallend aufgeklärt über Nutzlosigkeit und Schädlichkeit des Alkohols. Einer versicherte sogar, und nicht ohne Grund, wissenschaftlich vollständig im Klaren zu sein, über den Wert der Abstinenz, aber er komme nicht. Einer war bereit das Opfer zu bringen.

Gewiß wird uns der Gedanke an die Stabilität der Gepflogenheiten unserer Landleute einerseits, anderseits die Erinnerung an die saure Mühe, die das Bringen von Opfern uns selbst kostet, ein hartes Urteil verbieten. (Wir machen es vielleicht nicht viel anders als sie, wir kennen die Wirkung des Nikotin, verbitten uns aber jeden ernsten Eingriff in diese unsere Privatsache.) Aber, mag der Vorwurf des Egoismus uns selbst treffen, an der Erkenntnis kann das nichts ändern, daß der egoistische Wille das Haupthindernis einer Erneuerung unserer Gemeinden ist. Gerade durch das Bewußtsein von einem eigenen Willensdefekt sind wir vor dem Optimismus gewarnt, der mit Aufklärung allein die Verhältnisse bessern will. Weil wir an uns häufig einen gut versteckten, zähen, unguten

Willen beobachten können, ist uns der zuversichtliche Kampf gegen den egoistischen Willen unserer Gemeindegenossen schwer gemacht. Wenn wir selbst so viel Mühe haben, dem Evangelium zu gehorchen, das wir in allen seinen Wirkungen Tag und Nacht studieren könnten, was wollen wir dann von den Leuten fordern, die in ihrer großen Mehrheit seit Jahren keine Bibel mehr geöffnet haben, und ganz anders als wir von ihrer Umgebung abhängig sind? Auch sie haben einen zähen Willen. Confucius sagt: „Einem Heer von drei Armeen kann man seinen Führer nehmen; aber dem geringsten Mann aus dem Volke kann man seinen Willen nicht nehmen." Mit diesem schwerwiegenden Wort des alten Menschenkenners schließen wir die Frage nach dem Haupthindernis des Reiches Gottes und gehen über zu der Frage nach den Mitteln, die uns im Kampf mit dem egoistischen Willen zu Gebote stehen.

II.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß es unmöglich ist, einem Menschen seinen Willen zu nehmen, empfehlen manche Volksfreunde wenigstens die Ausübung des rücksichtslosen Egoismus einzuschränken durch soziale Gesetzgebung. Auch ich warte mit Sehnsucht auf das eidgenössische Heimarbeitsgesetz in der Hoffnung, es werde vielen Müden und Unterernährten einen Feierabend bringen, eine Errungenschaft zu der Arbeitgeber und Arbeiter in mancher Branche der Heimindustrie ohne gesetzlichen Zwang unfähig sein wollen. Wir alle begrüßen die Gesetze, die die Verhältnisse möglichst wenig versuchlich gestalten sollen, zum Beispiel Wohnungsnot und Alkoholismus bekämpfen. Die Erfahrung lehrt, daß im Kampf gegen verschiedene Aeußerungen des egoistischen Willens die Sozialdemokratie unser Bundesgenosse ist. Ob der Wille der Sozialdemokraten besser ist, als der der Bürgerlichen, können wir hier dahingestellt sein lassen; aber ob aus Eigennutz, ob aus idealen Gründen, sie helfen an manchem Punkt, wirksam die Ausübung des egoistischen Willens bekämpfen. Aber es wäre eine unerlaubte Erleichterung unserer Amtspflicht, wollten wir den Hauptgegner unseres zu anfang aufgestellten Programms in der kapitalistischen Weltordnung und nicht im egoistischen Willen aller Menschen erkennen. Es wäre bequem, aber ein Mißtrauensvotum an das Evangelium Jesu, wollten wir Pfarrer im Amt unsere Zeit mehr auf das Studium nationalökonomischer Fragen als auf die Erforschung der Quellen des guten Willens verwenden; wollten wir das Ziel, unseren Gemeindegenossen zu einem selbstlosen Willen zu verhelfen, zurücktreten lassen hinter einem anderen: sie zu sammeln zur Zerstörung der Macht egoistischer Kapitalisten.

Die Generalsynode der Reformierten Kirchen von Nordamerika beschloß 1911, den Pfarrern keinerlei Weisung betreffend ihre Stellung zum Sozialismus zu geben, sondern diese Frage ganz der

gewissenhaften Ueberzeugung und dem intelligenten Studium des Einzelnen zu überlassen. Sie erlaubt dem Pfarrer, ähnlich wie ein katholischer Priester der Gemeinde zu erklären, wie sie als christliche zu stimmen habe, und auf der Kanzel für den Sozialismus als eine notwendige Vorstufe des Reiches Gottes Propaganda zu machen, oder aber die Predigt zwar zur Einprägung christlicher Gesinnung den Benachteiligten gegenüber zu benützen, doch ohne in bevormundender Weise zu proklamieren, wie sich diese Gesinnung in einem vorliegenden Fall äußern müsse, vielleicht im Gefühl, daß eine solche Andeutung genügte, um vielerorts den gegenteiligen Erfolg zu haben, und in der Erkenntnis, daß im besten Falle der Gehorsam doch ein wurzelloser, darum kurzlebender wäre. Auch wir haben diese volle Freiheit; aber der Reichtum an Gelegenheiten, uns dem Volke nützlich zu machen, wird uns nicht darüber täuschen, was unsere eigentliche, allerdings auch schwerste soziale Aufgabe sei: den Leuten zu einem selbstlosen Wollen zu helfen.

Diese Aufgabe wird durch fortschreitende soziale Gesetzgebung nicht erfüllt oder überflüssig gemacht. Gerade wo durch gesetzliche Bestimmungen verschiedene Elemente im Dienste des gemeinsamen Wohles zusammengespannt sind, verdirbt der egoistische Wille immer wieder die schönsten Pläne. Die Führer der Genossenschaftsbewegung machen diese Erfahrung reichlich. In seinem durch eine höchst interessante Materialsammlung erweiterten Vortrag „Pflichten und Rechte der Genossenschaftsangestellten im Lichte der Genossenschaftsidee“[1]) redet Dr. Karl Munding wiederholt vom Egoismus der Mitglieder, Arbeiter und Angestellten als einem „Medusenhaupt, das sich aus dem trüben Grunde einer materialistischen, selbstsüchtigen Gesinnung erhebt, die gar nicht selten in schneidendem Kontrast eine im übrigen sozialistische Denkart kreuzt.“ — Als vor einigen Jahren die Metzger des Allgemeinen Konsumvereins Basel streikten, sagte ein Angestellter desselben, da höre alles auf, diese Leute täten etwas unerhörtes: sie streikten nicht gegen einen Kapitalisten, das wäre nichts besonderes, aber gegen ihre Gemeinschaft zu Gunsten ihres Ich! Wer so etwas tue, verdiene ausgeschlossen zu werden. Wir sind vielleicht versucht zu denken: O sancta simplicitas! Aber begehen nicht viele diese Selbsttäuschung, wenn sie meinen, Sozialist und Egoist sei wie in der Welt der Ideen so auch in der Welt der Erscheinungen ein ausschließlicher Gegensatz? Munding meint das nicht. Immer wieder zeigt sich ihm, daß die Mitglieder einer sozialen Vereinigung nicht schon durch diese ihre Mitgliedschaft „umgewandelt“ sind zu Menschen voll „Opferfreudigkeit“, „Selbstlosigkeit“, von „absoluter Neidlosigkeit“, „fähig zu liebevollem Versenken in die Individualität des Andern“, wie die Mitarbeiter einer freien Gemeinwirtschaft sein müßten. Vielmehr gibt

[1]) Basel, Verlag des Verbands schweiz. Konsumvereine, 1909.

es auch da wieder die verletzenden Schranken, die der egoistische Wille aufrichtet in der Selbsterhebung des durch Bildung, Gehalt und Führerstellung hervorragenden, und Egoisten, „welche individualistisch herausschlagen möchten, was sie kriegen können". Wer Realist genug ist, um die Höhe der ethischen Forderungen Mundings zu ermessen, versteht, wenn dieser zum Schlusse kommt: „Die Frage der Möglichkeit der konsumgenossenschaftlichen Organisation ist in letzter Linie keine Frage von Kaufkraft und Kapital, sondern eine psychologische Frage." Er hält den Angestellten des Allgemeinen Konsumvereins vor, daß, wo die reine Idee der Genossenschaft ihre segensvolle Verwirklichung gefunden hat (Rochdale und Ralahine), „die maßgebenden Führer Elitemenschen waren, und daß sie nur mit einer Elite arbeiten wollten."

„Die rein materielle Kooperation ist eine nur äußere Gegenwirkung gegen den Mammonismus, welche selbst wieder auf verderbliche Abwege geraten kann, indem sie selbst wieder nur allzu leicht unter die Herrschaft einer Selbstsucht zurückführt, die nur durch die kollektive Natur gemildert wird" (V. A. Huber bei Munding). Munding lehnt die materialistische Theorie ab, wonach die Genossenschaft nur schon durch die Wirkung der großen Zahl den Menschen aus der Abhängigkeit von widrigen Umständen und individueller Willkür lösen kann, ohne daß im Menschen sittliche Triebkräfte wirksam sein müßten: „Die materialistische Auffassung hat ein großes Loch, durch welches die persönliche Unvollkommenheit, Schuld und andere Mängel des Individuums, eskamotiert werden, Dinge, die sich im Genossenschaftsleben in ihren Wirkungen verallgemeinern und zwar ebenfalls nach dem Gesetz der großen Zahl." „Die Anwendung von Prinzipien, so schön und wahr sie auch sein mögen, hängt von den Persönlichkeiten ab, und wenn die Personen versagen, muß eben auf bessere Menschen gewartet (!) werden. Wie notwendig ist es daher, durch Erziehung die durchschnittliche Fähigkeit, Fassungs- und Anerkennungskraft, worauf kollektive Willens- und Tatkraft beruhen, zu heben!" (Balmforth bei Munding.)

Je klarer die Grundlage dauernder Kooperation als ethische erkannt wird, desto eifriger werden in der Genossenschaftsbewegung Erziehungsfragen erörtert und die Quellen der Nächstenliebe untersucht. Dr. H. Faucherre, der Redakteur des „Schweiz. Konsumverein", schreibt uns darüber, die Konsumvereine hätten sich materiell zu rasch entwickelt, die Personen seien innerlich nicht mitgekommen, sie hätten nicht begriffen, daß im Konsumverein das Erwerbsprinzip ausgeschlossen sei, daß gegenseitiges Dienenwollen und Nächstenliebe die treibenden Kräfte sein sollten. Daher sähen sich namhafte Führer der Konsumvereinsbewegung gezwungen, ernsthaft an die Ausführung eines alten Planes (King, Rob. Owen, Fellenberg-Hofwil) zur Bildung genossenschaftlicher Gesinnung zu denken: Schulen

für die Jugend (wie auch eine Art Volkshochschulen für ältere Jahrgänge) sollen den Genossenschaftern durch Uebertragung christlicher Ethik auf das Genossenschaftsleben eine umfassende Charakter-, Herzens- und Geistesbildung vermitteln. Auch Munding spricht aus: „Die Verbrüderung hat ihre einzige stichhaltige Garantie in der christlichen Idee der Gotteskindschaft Aller, und in dem Wesen jener Liebe, die Paulus 1. Kor. 12 und 13 schildert.“[1])

Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Hamburg zeichnete der Tübinger Nationalökonom Wilbrandt ein glänzendes Zukunftsbild für die Konsumgenossenschaftsbewegung; dann fuhr er fort, freilich müsse hiefür der Egoismus überwunden und der Geist selbstloser Hingabe gepflegt werden. Der wunde Punkt der ganzen Sache liege im persönlichen Verhalten der leitenden und mitarbeitenden Personen. Die große Frage sei die, ob schon durch die Organisationsformen, die an sich altruistisch sind, die in der menschlichen Natur liegende egoistische Tendenz gebunden werden kann. Hier münde das rein volkswirtschaftliche Problem ein in die großen Fragen religiöser und ethischer Reform. Da zeige sich die unabweisliche Notwendigkeit einer religiösen Durchdringung der Idee der Genossenschaft. Auch für Wilbrandt vermögen Gesetze und Statuten zwar Altruismus zu erleichtern, aber nicht den Kampf gegen den Egoismus zu Ende zu führen. Sie können die Ausübung des egoistischen Willens einschränken; ihn zu brechen, dazu bedarf es eines anderen Mittels.

Wilbrandt weiß die Pfarrer in Besitz dieses Mittels, von ihnen erwartet er Hilfe. Nicht nur Stöcker sah die Hauptaufgabe der Pfarrer angesichts der sozialen Frage in der Bildung von wirkungsfreudigen Persönlichkeiten; auch der Nationalökonom Wilbrandt rechnet so. Er setzt voraus, wir kennten die Quelle besonders gut, aus der während Jahrhunderten so viel Freudigkeit zur Selbsthingabe und Selbstaufopferung geflossen ist. Er wünscht diese Quelle durch Vermittlung der Pfarrer reichlich in die Genossenschaftsbewegung einströmmen zu sehen. Uns fielen demnach die Aufgaben zu:

1. unsere Kenntnis des Evangeliums — dieses ist doch die Quelle — zu vertiefen,
2. das in seinem Wert erkannte Evangelium unter Anspannung aller Kräfte auszubreiten wie das Jahr hindurch, so am Bettag insbesondere.

Jede Predigt des Evangeliums Jesu wird von der Gesellschaft, wenn verstanden, als Bußpredigt empfunden. Wann kann sie mehr

[1]) „Wir müssen die Menschen überzeugen, daß sie Söhne des einen Gottes, nicht für sich selbst, sondern für andere zu leben haben und daß der Zweck ihres Daseins nicht ist, mehr oder weniger glücklich zu sein, sondern sich selbst und andere besser zu machen.“ Mazzini bei Munding. — „Wer den Leuten hilft, ernsthaft vor Gott zu knien, hat einen Erfolg von eminenter sozialer Bedeutung erzielt“ (Schlatter).

als einen Stimmungserfolg erwarten? Häring spricht in seiner Dogmatik den Gedanken aus, zu wirksamer Apologetik sei heute nur befähigt, wer an sich selbst die bestrickende Macht des Entwicklungsgedankens und die Schwierigkeit, sich dem Pantheismus zu entziehen, empfunden habe. In Analogie damit läßt sich die Behauptung aufstellen, die Grundbedingung einer gewinnenden Bußpredigt sei, daß wir unter dem Eindruck stehen, wie schwer der Mehrzahl unseres Volkes der Glaube an einen „himmlischen Vater" ist. Ist uns die Glaubensnot unserer Zuhörer nicht gegenwärtig, werden wir der Versuchung kaum widerstehen, im Gedanken an die vielen, die am Bettag seit langem zum ersten Mal wieder zur Kirche kommen, eine Bußpredigt zu rüsten, die belebt ist von dem Wunsche, die Egoisten ihr wahres Gesicht schauen zu lassen. Die Predigt wird dann unter Umständen den Eindruck einer prophetischen machen, trotzdem sie ihren stürmischen Charakter vielleicht aus der Leere unseres Gottesbewußtseins empfangen hat; die Leute werden vielleicht von ihr reden als von einer Tat; aber der egoistische Wille, gegen den haben wir schlecht gestritten, nicht in einem Herzen ist er erschüttert, in manchem nur noch zäher geworden.

Unsere Aufgabe ist nicht, den Kreis zu schließen, und zu erklären, wer draußen stehe. Jesus selbst hat den Verkehr mit keinem abgebrochen. „Sein Bußruf war kein richterlicher Akt, sondern ein Gnadenakt". Darum wird auch unsere Bußpredigt nicht der Predigt Jonas, sondern dem Ruf der Diener im Gleichnis von der königlichen Hochzeit gleichen. Das Evangelium wendet sich nicht an die, die sich nicht auf sich selbst besinnen wollen, die träge und unwahrhaftig sich gegen das Wirkliche abschließen – die werden wir auch am Bettag nicht in großer Zahl zu Zuhörern haben — sondern an die, „die sich nicht einfach vom Tierischen überfluten lassen, die aus ihrem Leben etwas machen wollen, die aus der innern Spannung des sittlichen Kampfes nicht herauskommen." Die freilich werden am Bettag da sein und, je ernster sie sind, desto mehr werden sie uns Dank wissen, wenn wir mehr Zeit auf die Darlegung der Quellen des guten Willens verwenden als auf die Enthüllung der Volksschuld. Gewiß darf keines von beiden fehlen, nur ist das letztere leichter und effektvoller, weshalb, wenigstens bei mir, das erstere noch immer zu kurz kam.

Führt uns der Gedanke an die allgemeine Glaubensnot und die damit zusammenhängende Armut an selbstlosem Willen nicht darauf, daß *Jesus im Mittelpunkt* der Bettagspredigt stehen sollte? Häring sagt von ihm: „Vor seiner Gestalt stehen Unzählige still, denen sonst nichts mehr Eindruck macht". Platzhoff-Lejeune, in dessen Buch „Religion gegen Theologie und Kirche" kaum jemand zu großes Verständnis für die Bedeutung der alten Christologie finden wird, schreibt dort, Jesuspredigten seien die einzigen, die noch einigermaßen wirkende Kraft besäßen. Kähler bezeichnet im Eingang seiner

letzten Schrift dem, der die Welt bewegen will, Jesus als den einzigen Ort zum stehen. Die Uebereinstimmung von älterer und neuerer Theologie mit dem „dogmenlosen" Christentum in diesem Punkt ist bedeutsam. Werden wir nicht wirklich, je mehr wir am Bettag das Uebel an der Wurzel fassen wollen, Jesus wirken lassen müssen?[1]) Unsere Zuhörer können die Erinnerung an Jesus nicht neben ihre anderen Gedanken stellen, ohne ihr eine übergreifende Macht einzuräumen. Dieses Resultat tritt sofort mit Sicherheit ein, sowie ihnen klar wird, daß Jesus sein Werk im Dienste Gottes vollbringt; denn dann macht die Begegnung mit ihm ihr Gottesbewußtsein wach, an dem die Aufforderung zum Glauben untrennbar haftet. Indem sich die Erinnerung an Jesus mit dem Gottesbewußtsein vereint, ist der Glaube da. Er entsteht dadurch, daß in uns an der Kenntnis Jesu Gewißheit der göttlichen Gnade erwacht. Durch den Glauben, das heißt *durch die Gewißheit der Gnade Gottes ist der egoistische Wille gebrochen.*

Die vertrauensvolle Zuwendung zu Jesus wird uns möglich dadurch, daß sein Wort und Werk in Uebereinstimmung steht mit dem, was wir im natürlichen Innenleben als Sehnsucht kennen: Die Rechtfertigung gibt die Antwort auf die im Gewissen entstehende Frage; die Kindschaft macht das Gottesbewußtsein in uns fest, das auf allen seinen Stufen Gott als unsern Vater zeigt. Die durch ihn entstehende Gemeinschaft ist endlich diejenige, die so vielen vorschwebt, nach der sich so viele sehnen, da jedes Glied nicht vor allem profitieren, sondern dienen will. Nachdem wir uns die bitteren Erfahrungen in den Jüngerkreisen irdischer Lehrer vergegenwärtigt haben, ist es eine Erquickung auf die Gemeinschaft zu schauen, die Jesus begründet, wo eines dem andern dient in der Beugung und Selbstlosigkeit echter Liebe. Gewiß gilt auch da, daß auf Erden nicht quantitativ-totale Bekehrung möglich ist; aber qualitativ-prinzipiell sind die Menschen doch etwas anderes, nachdem sie durch Erkenntnis Jesu glauben gelernt haben. Sie sind selig durch den Glauben, das heißt durch die innere Unterwerfung unter Gott und diese ihre Stellung zu Gott bestimmt ihr Verhalten zu den Leuten.

Wenn Wilbrandt in der Durchdringung des genossenschaftlichen Lebens mit religiösen Ideen die notwendige Voraussetzung eines Gelingens seiner Zukunftspläne sieht, ist nicht ausgeschlossen, daß er dabei eine Frömmigkeit im Auge hat, die sich selbst begeistern, sich selbst mit Liebe und Hingabe versorgen will. Der Kenner der n. t. Theologie weiß, daß Jesus zwar dem Willen des Menschen eine ausschlaggebende Bedeutung beimißt; aber Grund-

[1]) Inhaltlich stammen die folgenden Sätze mehr oder weniger aus Herrmann, Häring und Schlatter. Da auf die Klarheit der Sache mehr ankommt als auf den Mann, der sie formuliert hat, verzichten wir auf die Bezeichnung der Zitate im Einzelnen.

voraussetzung der Umkehr ist, daß die Gäste vom König eingeladen werden. Der Vater liebt den verirrten Sohn, darum ist Heimkehr möglich. Gott ist gut, darum wird der reiche Jüngling durch den Entschluß, Jesus zu gehorchen, nicht arm, sondern reich. Darum, weil Gott den Christus gesandt hat, ist es möglich geworden zu glauben und den guten Willen zu bejahen. „Tut Buße und glaubet auf Grund der frohen Botschaft", so faßt schon Marcus die Predigt Jesu zusammen. Will uns jemand vom Banne des Egoismus befreien, muß er unserer Glaubensnot ein Ende machen. Das geschieht, wenn es ihm gelingt, uns einen Menschen lebendig vor Augen zu stellen, „der mit seinem Wirken auf uns die Liebe des Vaters zu uns für uns wirklich macht."

Da wir Jesu Erfolglosigkeit vor Augen haben, werden wir uns keiner Illusion über den Erfolg unserer Bußpredigt hingeben. Jesus hat das Wort geprägt vom Volk, das keiner Einladung Gottes gehorchen will, weil sie von Gott kommt, im Gleichnis von den Kindern, die nicht Tanz, nicht Klageweib spielen wollen. Jesus wußte, wie es allen Propheten in Jerusalem gegangen war. Er kannte das Geschlecht als ein schlechtes und ehebrecherisches. Er wußte, daß Fleisch und Blut dem Hörer die Augen nicht öffnen kann, und daß die Stellungnahme der jetzigen Generation durch das ablehnende Verhalten der Väter kausal beeinflußt ist. Dennoch verrichtete er sein Amt in voller Ruhe, weil er das Bewußtsein hatte, daß sein Wille eins sei mit Gottes Willen. Je mehr es gelingt, hierin zu werden wie der Meister, desto weniger hindert uns an der Ausübung unseres Berufes der Schmerz, in unseren Gemeinden nicht mehr zu erreichen, als der Meister in Galiläa.[1])

Je tiefer wir das Hauptübel unseres Volkes fassen und je höher oben wir das Heilmittel suchen, desto mehr haben wir das Bedürfnis, in diesem Kampfe nicht allein zu stehen. Das Volksleben beobachten und aufklärend beeinflußen kann jeder für sich allein. Aber mit dem Evangelium von Jesus den egoistischen Willen bekämpfen können wir nicht ohne Fühlung zu haben mit den Kollegen; denn die Gabe des Christus gehört in erster Linie seiner Gemeinde. Können wir den Gegnern des Reiches Gottes einen größeren Gefallen tun, als wenn ein jeder von uns für sich allein auszieht mit seiner einseitigen Erkenntnis des Evangeliums und seinem beschränkten Verständnis für die Menschen? Wenn wir allen Ständen kooperatives Vorgehen empfehlen, wird's nicht auch in unserem

[1]) Wer auch nur sechs Jahre lang in kleiner Gemeinde viel Freundlichkeit gegen seine Person, aber stets klare Ablehnung evangelischer Grundsätze erfahren hat, kennt die Versuchung, das Handgemenge zu verlassen und entweder einen Punkt des Schlachtfeldes aufzusuchen, wo mehr auf Distanz gekämpft wird, oder unvermerkt der Mahnung wohlmeinender Gemeindegenossen zu gehorchen, auf das Festhalten am Programm zu verzichten und sich mit Privatstudien, Kunst oder Haustieren zu beschäftigen.

Beruf das richtige sein? Das, was uns hindert, uns mit Kollegen in enges Einverständnis zu setzen, ist ja nichts wesentlich anderes als die allzumenschlichen Kleinlichkeiten, die in christlichen Vereinen oft die Gemeinschaft verderben, und über die von oben herab zu urteilen wir nicht selten versucht sind. Wenn wir daran festhalten, daß das Evangelium die Kraft habe, verschiedenartige Elemente in einem Dienst zu vereinen, muß sich das unter uns Amtsgenossen bewähren. So lange wir nicht erfahren, wie das Christentum uns aus der individualistischen Selbstkultur heraushilft zur Gemeinschaft mit den Mitkämpfern, so lange wird unsere Predigt logischer Weise keine gemeinschaftbildende Kraft besitzen, also in diesem entscheidenden Punkte sozial wertlos sein.

Angesichts der vielen zähen Widerstände in uns und in unserem Volk gegen das Kommen des Reiches Gottes wünschen wir uns wachsende Erkenntnis und Gewißheit, daß die Möglichkeit zur Buße in Jesus gegeben ist: Kraft zum Glauben trotz des Augenscheins, Willen zu echter Liebe trotz unserer selbstsüchtigen Natur.

Hans v. Orelli.

Die Rolle der kleinen Völker.[1]

Im Namen der Sozialdemokratie Schwedens, Norwegens, Dänemarks, Finnlands, Belgiens, Luxemburgs, der Schweiz und Hollands habe ich mich des Auftrages zu entledigen, unser Einverständnis mit dem Manifest[2]) zu erklären. In diesem großen historischen Moment ist es notwendig, daß auch die kleinen Nationen Europas sich hören lassen und dabei auch die eigentümliche Lage betonen, in der sie sich dem Kriege und dem Militarismus gegenüber befinden. Zu den kleinen Nationen, für die ich spreche, gehört auch Finnland, und seine Erwähnung bedeutet sogleich einen flammenden Protest gegen die Unterdrückung dieses Volkes durch den russischen Henkerzaren. So wie die kapitalistische und technische Entwicklung die Kleinbetriebe in eine ungünstige Lage gegenüber den Großbetrieben stellt, so hat sie auch schlimme Folgen für die kleinen Nationen, soweit es sich um den Konkurrenzkampf auf dem Gebiete des Militarismus handelt. Es sind in diesem Augenblick Anzeichen vorhanden, daß die Reaktion in den kleinen Ländern die Erfolge der kleinen Balkanstaaten gegen die türkische Großmacht dazu ausnutzen wird, um die militaristische Politik in unseren eigenen Ländern zu fördern. Schon werden Stimmen laut, die sagen: „Jetzt seht Ihr Sozia-

[1]) Rede, gehalten am außerordentlichen internationalen Sozialistenkongreß zu Basel, am 24. und 25. November 1912. Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers aus dem Protokoll abgedruckt.

[2]) Gemeint ist das Friedensmanifest, das der Kongreß ausgehen ließ.

listen, die Ihr immer gesagt habt, daß die militaristische Politik in den kleinen Ländern besonders frevelhaft und töricht sei, weil sie ja niemals Gelegenheit hätten, damit Siege zu erringen, daß das auf dem Balkan doch möglich war. Lernt vom Balkankriege!" Demgegenüber muß hervorgehoben werden, daß der östliche und südöstliche Winkel Europas noch nicht modern gestaltete Zustände hat, und daß die Erfolge der kriegerischen Bauernvölker des Balkans gegenüber der völlig zerrütteten und in Auflösung befindlichen Türkei gar nichts für den Fall sagen wollen, wenn im Westen und Norden Europas die Großmächte etwas gegen die kleinen Völker unternehmen wollten. Wir lassen uns durch die Erfolge der Balkanvölker in unserem Kampfe gegen unseren einheimischen Militarismus nicht irreführen. Die kleinen Staaten sind für die Erhaltung ihrer Selbständigkeit auf den Interessengegensatz der europäischen Großmächte angewiesen. Das ist auch ihr wunder Punkt; denn wenn die Großmächte sich verständigen wollen und sich verständigen können, können sie auch über das Schicksal der kleinen Nationen entscheiden. Die kleinen Länder im Norden und Westen Europas werden daher mittelbar durch den drohenden großen Krieg, gegen den wir protestieren, ernsthaft betroffen.

Der entscheidende Punkt in der internationalen Politik ist gegenwärtig wohl der schroffe Gegensatz zwischen den Regierungen Englands und Deutschlands. Die Belgier und Holländer sind sich darüber klar, daß, wenn der europäische Krieg ausbricht und England und Deutschland sich bekämpfen, ihr Land das Schlachtfeld abgeben müßte. Auch die skandinavischen Völker wissen, daß sie im Kriegsfall von Rußland bedroht sind; denn wenn Rußland einen großen Schlag führen will, muß es den skandinavischen Boden für sich in Anspruch nehmen. Deshalb veranlaßt die Neutralitätsfrage die herrschenden Klassen und Regierungen der Kleinstaaten dazu, uns mit immer höheren militärischen Lasten zu überhäufen. Das Wachstum und der Druck der Militärlasten wird bei uns, wie in den Großstaaten, immer unerträglicher. Wer gemeint hat, daß die Frage, ob stehendes Heer oder Miliz, hier einen Einfluß ausübe, wird durch dasjenige, was in den letzten Jahren in der Schweiz geschehen ist, wohl gründlich desillusioniert sein. Mit stehendem Heer oder Miliz sind die Militärlasten immer mehr emporgeschraubt worden. Was den kleinen Staaten aber ihre Selbständigkeit verbürgt, können nicht 10000 oder 20000 Mann mehr sein, die sie etwa aufbringen, nicht die Dreadnoughts, nicht die kostspielige militärische Verschwendung, die sie den großen Völkern nachmachen, sondern nur der Gedanke, der sich dem Gewissen der Völker einprägen muß, daß eine Schändung der Selbständigkeit historisch gewordener und ökonomisch begründeter kleiner Nationen eine Schändung der Kultur überhaupt ist! Nur in unserem Kulturwert können wir eine Gewähr für unsere Existenz finden.

Deshalb haben wir den Militärforderungen der herrschenden Klassen stets unsere Kulturforderungen gegenübergestellt. Ein Blick auf die freie Schweiz, auf deren Boden wir uns befinden, auf die schöne, humane, soziale Kulturarbeit, die ein kleines Land wie Dänemark leistet, auf die Kunst, die Wissenschaft, die Kultur Belgiens und Hollands beweist uns, daß man kein großes Territorium nötig hat, um ein großes Kulturvolk zu sein!

Wenn wir gegen Militärforderungen ankämpfen, nennt man uns vaterlandslos, beschuldigt uns, unser Land den militärischen Großmächten ausliefern zu wollen. Dann verweisen wir auf die Resolution des Londoner Sozialistenkongresses, in der die proletarische Internationale das Selbstbestimmungsrecht aller Nationen ausgesprochen hat, dann weisen wir auf die Worte Bebels hin, die er vor einigen Jahren im Reichstag gesprochen hat: die herrschenden Klassen sollten nicht meinen, daß das deutsche Proletariat für jeden Krieg zu haben sein werde. Dann weisen wir auf unseren gewaltigen Vorkämpfer in der französischen Kammer, unseren verehrten Jaurès, den großen Friedensapostel, hin, der den Riß, den die Bourgeoisie zwischen den zwei Nationen gegraben hat, mit dem Strome seines breiten sozialen Gefühls ausfüllt! Dann weisen wir unsere Freunde und unsere Feinde darauf hin, daß die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung der nationalen Selbständigkeit kleiner Nationen das Wachstum der Arbeiterinternationale ist.

Das will nicht besagen, daß die einmal gezogenen Grenzen ewig sein werden. Wenn die Völker des Balkans ihre Grenzen verändert haben, so dienten sie damit der ökonomischen Entwicklung Europas. Auch in Zukunft werden noch Grenzen geändert werden, aber wir kleinen Völker und wir Sozialisten haben das größte Interesse daran, daß es nicht geschieht durch Mord und Krieg, sondern durch den Willen der Völker und ihre eigene freie Selbstbestimmung. Mit ihnen protestieren wir gegen den Ausbruch jedes Krieges. Wir sprechen unseren Regierungen und den Regierungen der Großmächte die Forderung aus, daß, wenn die Balkanfrage, was wir nicht wünschen, durch einen internationalen Kongreß entschieden werden soll, auch die Kleinstaaten herangezogen werden sollen. Denn wenn, was die kleinen Völker mit ihrem Blut im Interesse des Fortschrittes erworben haben, vor der Habgier und Eifersucht der großen Mächte gesichert werden soll, müssen die kleinen Völker dabei sein, ihren Brüdern vom Balkan zu helfen.

Wenn ein Weltkrieg ausbricht, wird das Proletariat auch der kleinen Nationen seine Pflicht zu erfüllen wissen. Mit Gut und Blut steht das Proletariat der kleinen Länder der Internationale zur Verfügung in allem, was sie beschließen will, um den Krieg fernzuhalten. Wir sprechen weiter die Erwartung aus, daß, wenn einmal die herrschenden Klassen der großen Staaten die Söhne ihres Proletariats zu den Waffen rufen, um die Habgier und die

Herrschsucht ihrer Regierungen zu kühlen in dem Blute und auf dem Boden der kleinen Völker, daß dann die Proletariersöhne unter dem mächtigen Einfluß ihrer proletarischen Eltern, des Klassenkampfes und der proletarischen Presse es sich dreimal überlegen werden, ehe sie im Dienste dieses kulturfeindlichen Unternehmens uns, ihren Brüdern, ihren Freunden etwas zu Leide tun.

Wir gehen von diesem Kongresse heim, um in unserem Lande zu erklären, daß die Arbeit, welche hier geschaffen worden ist, nicht nur Arbeit für das Proletariat, nicht nur Arbeit für den Völkerfrieden, sondern auch Arbeit war, an der ganz besonders die kleinen Nationen ein Lebensinteresse haben. Wir werden weiter schaffen an der schönen Kulturarbeit, die wir auf uns genommen haben, den Militarismus bekämpfen, Schritt für Schritt, wie wir es bisher getan haben. Wir sind kleine Nationen, aber uns zur Seite steht die große Macht des internationalen Sozialismus. Denn der Sozialismus ist nicht nur der Völkerfriede, nicht nur die Völkerbefreiung, sondern auch die Völkererhaltung!

Dr. Troelstra (Im Haag, Holland).

Jean Jaurès.

Einer der edelsten Vertreter der Friedensidee ist in den Tagen der drückenden Ungewißheit, die nun zur schrecklichen Katastrophe führen muß, jäh gefallen. Jean Jaurès war die Seele aller Bestrebungen, die sich die Erhaltung des Friedens, die Beilegung der unmittelbar drohenden Konflikte wie die Herbeiführung einer dauernden Verständigung zwischen den Nationen zum Ziele setzten. Dem Führer und Wegweiser hat keiner von denen, die je mit ihm zusammentrafen, die persönliche Achtung versagen können. Jeder mußte die Lauterkeit seines Strebens und die Selbstlosigkeit, die ihn bei Erfüllung seiner Pflichten auszeichnete, sofort rückhaltlos anerkennen. Kein Zufall ist es fürwahr, daß die mörderische Kugel, die Jean Jaurès fällte, von hinten kam: die Tat konnte nur von einem Menschen begangen werden, der nie in seinem Leben in Jaurès' leuchtende Augen geschaut hat. In diesen Augen, die so durchbohrend blitzen konnten, in denen oftmals ein gewaltiger, verzehrender Zorn loderte, konnte man in ruhigen Augenblicken lesen wie in der Seele eines Kindes. Wenn Jaurès zürnte und harte Worte gebrauchen mußte, so litt er wohl selbst am meisten darunter. Im Grunde seines Wesens war dieser gewaltige Kämpfer ein seelenguter, vornehmer Mensch. Die Güte und Menschlichkeit aber, die die Grundzüge seines Wesens waren, entsprangen nicht einer Schwäche, sondern sie waren der Ausdruck eines starken und freien Geistes.

Nur ein Freier konnte auf dem Platze stehen, den Jaurès lange unbestritten einnahm, ohne je diktatorischen Anwandlungen zu erliegen. Gewiß hatte er großen Einfluß vor allem auf die sozialistische Partei Frankreichs, deren Einiger er war, aber nie hat er sich auf sein persönliches Ansehen berufen, um irgend etwas von der Partei, deren Führung ihm anvertraut war, zu verlangen. Seinen gewaltigen Einfluß wollte er nur der eigenen unermüdlichen Arbeit verdanken. Und wenn er im freien Austausch der Meinungen nicht die Mehrheit für seine Anschauung fand, so unterzog er sich und wußte zu warten.

Mit dem Namen Jaurès verbinden wir die Vorstellung eines geborenen Redners. Aber wir würden dem verstorbenen Kämpfer bitteres Unrecht tun, wenn wir an ihm bloß die formale Gewandtheit, die Sprachgewalt, kurz das rein Technische oder Aesthetische anerkennen wollten. Er selbst hat das mit vollem Recht abgelehnt. Schon vor zwanzig Jahren, als er am Anfang seiner parlamentarischen Wirksamkeit stand, hat er einem Gegner, der ihn als „rhéteur, fort habile, il est vrai" behandelt hatte, folgendes geantwortet: „Il me semblait, que ce parti socialiste, dont je suis, parfois et à mon tour, l'interprète, n'était pas voué à une œuvre vaine de rhétorique . . . . . En tout cas, dans l'œuvre multiple de propagande, de polémique, de groupement, de combat qu'il poursuit sur tous les points du pays le socialisme ne prend guère le temps d'orner sa parole. C'est dans sa passion qu'est tout le secret de sa rhétorique. (Action socialiste p. 234 ff.) Gewiß war Jaurès der gewaltigste Redner, den die Gegenwart kennt, der es wie kein zweiter verstand zu packen und emporzureißen. Er konnte aber nur darum ein so gewaltiger Redner sein, weil er mit dem ganzen Feuer seiner starken und universell gebildeten Persönlichkeit eine Sache vertrat, die ihm heilig war. Res sacra miser, das war ihm innerstes Erlebnis geworden. Die Sache hat ihn groß gemacht, nicht die glückliche Formung seines Geistes allein, die es ihm ermöglichte, große Gesichtspunkte aufzuzeigen und weite Perspektiven zu eröffnen. In dem Maße als Jaurès mit der Sache verwuchs, verdoppelte sich seine Kraft und vermehrten sich ihm die Ausdrucksmöglichkeiten.

Vom Lehrstuhl der Philosophie fand Jaurès den Weg zum Volke. Der Gelehrte wurde zum Lehrer des Volkes. Er tat den Schritt, den Fichte in den Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten so eindringlich allen nahelegt. Die Achtung, mit der man ihm fast ausnahmslos begegnete, war keine steife, gezwungene Konvention. Sie konnte sich nur einstellen, weil Jaurès selber Respekt hatte vor den schlichten Arbeitern, weil diese bald fühlten, daß er nichts von außen an sie heranbringen, sondern ihre eigenen Kräfte wecken und sich entfalten lassen wollte. Auch hier wollen wir ihn selbst von seinen Erlebnissen sprechen lassen: „Et, s'il m'est permis d'apporter mon témoignage personnel, les ouvriers de Carmaux, ouvriers mi-

neurs, ouvriers verriers, quand ils ont été bien convaincus, jusqu'au fond de leur conscience, de ma bonne foi socialiste, se sont mis à m'interroger, avec une sorte d'ivresse, sur les grands problèmes que résumait pour eux le mot de philosophie: c'est seulement dans l'intimité de la lutte que j'ai pu surprendre vraiment leur âme d'homme, leurs étranges curiosités inassouvies, le fond de mystère et d'universelle rêverie que remuait en eux une aspiration continue vers la justice. Ah! que je plains les chefs de l'Université si, envahis peu à peu par l'esprit de bureaucratie, ils ont perdu le sentiment de ces choses (l. c. p. 258). Und wenn er in der Vorrede zu seinen Etudes socialistes schreibt, daß er nie den Zeitungsartikel als ein flüchtiges Augenblicksprodukt betrachtet habe, sondern daß er aus Respekt vor dem Proletariat, das zur Bildung seiner Meinungen fast nur auf die Zeitungen angewiesen sei, auf diese Artikel immer seine ganze Kraft verwende, so hat er auch das mit Recht von sich schreiben können. Nur so ist die gewaltige Wirkung zu erklären, die Jean Jaurès in seinem Vaterlande und weit darüber hinaus in der sozialistischen Internationale hat ausüben können. Wenn ich mich darauf besinne, wie mir zumute war, als ich zum ersten Male mit Jaurès in nähere Berührung kam, so muß ich unwillkürlich an die Worte Fichtes denken: „Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frei macht. Unter seinem Auge atmen wir freier; wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu sein und zu tun was nicht die Achtung vor uns selbst verbietet."

Mit Francis de Pressensé hatte Jean Jaurès vieles gemeinsam. Beide hatten vor Jahren in der vordersten Reihe der Dreyfusards gestanden und waren auch später miteinander in enger Freundschaft und Kampfgemeinschaft verbunden geblieben. Während Pressensé sich in den letzten Jahren mehr der Liga für Menschenrechte widmete, führte Jaurès einen unermüdlichen Kampf gegen die Revanchepolitik. Beide Kämpfer aber hatten ihren starken Rückhalt in den edelsten Traditionen der französischen Revolution. Ich gestehe frei, daß ich über diese Revolution neben der Geschichte Michelets nichts kenne, was an die Revolutionskapitel in der „Armée nouvelle" von Jaurès heranreicht. Es war das Ziel von Jaurès wie von Pressensé, aus Frankreich das Vorbild einer sozialen und politischen Demokratie zu machen. Ein leuchtendes Beispiel für alle Länder sollte Frankreich werden. Das sollte die „Revanche" sein, dieses Ziel hatten sie fest im Auge, die dritte Republick sollte den Enterbten und Entrechteten Freiheit und Freude bringen. Für Jaurès vor allem war die Demokratie ein Vertrauensakt, kein bequemes Ruhekissen, sondern eine große Aufgabe, die uns immer neue Seiten zeigt.

Es mag sein, daß Jaurès die Möglichkeiten des Parlamentaris-

mus überschätzte. Aber wenn die Syndikalisten unter „Jaurèsisme“ eine lendenlahme opportunistische Parlamentskompromißelei verstehen, so haben sie Jaurès entschieden Unrecht getan. Er war kein Routinier des Parlamentarismus. In der Rede über die Möglichkeiten der Betätigung der Arbeiterklasse im heutigen Staat (1908) findet sich das Wort, daß das Parlament kein Herd ist, von dem neue Kräfte ausgehen, sondern ein Endpunkt. „Nous, vos délégués parlementaires, nous ne sommes que les ingénieurs de la dernière heure chargés d'ajuster au mieux les derniers rouages de la machine pour que la force vive du prolétariat ait le plus clair de son emploi et de son énergie.“

Voll unbeugsamen Wahrheitsmutes war dieser Mann. Und nun mußte gerade er als erstes Opfer einer unerhörten militaristischen Erhitzung und Benebelung fallen. Gewiß wäre es für ihn, der diese Dinge, die sich nun vor uns abspielen, hat heranrücken sehen, schmerzlich gewesen, alles, was uns bevorstehen kann, mitansehen zu müssen. Allein diese starke Seele, die alles so tief erfaßte, wäre nicht erlegen und nicht verzweifelt. Nun dieser Mund verstummt ist und in den Reihen der Kämpfer für den Frieden und für die Gerechtigkeit eine große Lücke klafft, kann uns nur eins zur Not trösten und aufrichten: Seine Wirksamkeit ist so tief gedrungen, daß der Keim nicht mehr ausgerottet werden kann. Sein Feuergeist lebt in vielen Menschenherzen weiter. Noch einmal möchte ich an Fichte erinnern. Ihm hat man auf den Grabstein ein alttestamentliches Wort gesetzt, ein Wort, das vielen ein Leitstern sein kann, und das ganz gewiß auch für Jaurès gilt. Im Buch Daniel steht es und lautet: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Otto Vollenweider.

Englische Eindrücke.

II.

Diesmal möchte ich ein wenig von der sozialen Bewegung reden, wie sie sich in England darstellt.

Diese Aufgabe ist noch schwieriger, als die, welche ich mir in meinem letzten Artikel gestellt hatte. Denn wenn sich auch das kirchliche Leben Englands gegenwärtig in einem Zustand der Gährung und Wandlung befindet, so gilt dies noch viel mehr von seinen sozialen Verhältnissen. Auch englische Beurteiler und zwar gerade solche, deren Lebenswerk mit der sozialen Bewegung verbunden ist, verraten sehr oft eine gewisse Unsicherheit, wenn sie sich über deren gegenwärtigen Stand und nächste Zukunft aussprechen sollen. Ich muß darum noch einmal betonen, daß ich mein

Urteil, trotzdem es auf viel Studium und reiflicher Erwägung beruht, nur als „Eindruck" gebe.

Ich möchte es zunächst in zwei Sätze zusammenfassen. Erstens: es liegen im englischen Leben, und gerade in seiner heutigen gährenden Gestalt, Möglichkeiten einer sozialen Entwicklung, die sonst vielleicht nirgendwo gegeben sind. Zweitens: die soziale Bewegung ist in England auf der einen Seite den andern Völkern vorausgeeilt, auf der andern hinter ihnen zurückgeblieben.

Gewaltige Möglichkeiten schlummern im Schoße dieses Volkes. Denn es sind gewaltige Kräfte und gewaltige Gegensätze darin vereinigt. England ist immer noch das größte Industrieland und Handelsland Europas. In keinem Lande Europas bildet die in Industrie und Handel beschäftigte Arbeiterschaft einen so großen und wichtigen Teil der Gesamtbevölkerung wie in England. Wenn dieser Riese einmal ganz erwachte, dann gehörte England ihm. In keinem Lande der Welt ist die Landwirtschaft gegen Industrie und Handel so stark zurückgetreten; in keinem Lande tritt der Sieg der Stadt über das Dorf so stark und deutlich hervor, wie hier; in keinem hat der Kapitalismus das ganze Antlitz des Landes so völlig verwandelt. Ueber weiten Landschaften lagert der Rauch, der aus Bergwerken und Essen aufsteigt; die großen Städte (und nicht nur sie) verraten schon von weitem, daß sie große Werkstätten sind; die größten werden zu Stadtstädten, so London, Manchester, Liverpool und andere. Auf verhältnismäßig engem Raum drängen sich hier Millionen über Millionen zusammen. Groß-London allein hat doppelt so viele Einwohner als die ganze Schweiz. England ist auch das reichste Land der Erde. Es hat mit beiden Händen die goldenen Früchte der kapitalistischen Entwicklung geerntet, als die andern Völker noch halb im Schlafe lagen. Von der Stelle der City[1]) aus, wo die Bank von England und die Börse nebeneinander stehen, wird noch heute die Welt finanziell beherrscht. „Hier ist der goldene Nabel der Erde", sagte ich mit Anspielung auf ein homerisches Wort zu einem schweizerischen Freund, als wir von der breiten Granittreppe der Börse aus in das ungeheure Treiben hinabschauten, das sich auf dem engen Platz davor und den zu ihm führenden Straßen abspielt. Daß gerade auf diesem Platz die Statue des Herzogs von Wellington, des Siegers über Napoleon, steht, kann wohl einige Verwunderung erregen, bis man sich besinnt, daß der Kampf mit Napoleon auch der Entscheidungskampf um die Herrschaft über das Meer und den Weltmarkt war. Der goldene Strom nun, der sich hier gleichsam staut, hat über das ganze Land hin seinen Reichtum abgelagert. Es ist in diesem Lande unermeßlich viel Geld und Gut vorhanden. Unsere Verhältnisse sind mit den englischen verglichen dürftig. Wohlhabend sein be-

[1]) Die City ist der Mittelpunkt Londons, wo das Geschäftsleben sich ansammelt und auch die wichtigsten öffentlichen Gebäude stehen.

deutet dort etwas anderes als bei uns, es bedeutet nicht bloß ein jährliches Einkommen von 10 000, 12 000, sondern eines von mindestens 25 000, 30 000 Franken; es bedeutet nicht bloß ein Dienstmädchen oder gar zwei zu haben, sondern einen ganzen Stab von männlichen und weiblichen Dienstboten. Und erst reich sein! Dieser Reichtum ist aber trotz allem Jammern über die Aderlässe, die die von Lloyd George eingeleitete Sozialpolitik daran vornimmt, nach dem Befund der Statistik immer noch in raschem Anschwellen begriffen.

Aber England ist auch das Land der Gegensätze. So ganz besonders auch im sozialen Leben. Als wir an jenem Tage von der Treppe der Börse herunterstiegen, fuhren wir nach dem Ostend, dem Armenviertel. Es liegt ganz hart an jenem goldenen Mittelpunkt der Erde, gleichsam nur zwei Schritte davon entfernt. Hier stießen wir auf ein Elend, das wir nicht glauben konnten, wir, die wir doch auch schon viel menschliches Elend gesehen — ein Elend, das das Herz zerriß und die Tränen in die Augen trieb. Hier blickt man aus schmutzigen Gassen in Wohnuugen hinein, die mehr Höhlen für wilde Tiere gleichen; hier starren uns Gesichter entgegen, aus denen die Scheu und der Zorn des gehetzten, oder auch die Stumpfheit des abgehetzten Tieres sprechen; hier brütet eine Atmosphäre des Verbrechens, die uns am hellen Tage etwas wie eine Empfindung der Bangigkeit einflößt. Wir haben das Gefühl, daß wir erst jetzt das Antlitz des Elends in seiner ganzen Furchtbarkeit gesehen zu haben. Wir schlagen uns vor die Stirn und fragen: „Wie ist solches möglich? Hart neben diesen Höhen des Reichtums diese Abgründe der Armut? Kümmern sich denn die Bewohner der Stadt des Reichtums nicht um die Bewohner der Stadt der Armut; werden sie im Glanz des sozialen Himmels nicht von der Qual der sozialen Hölle unter ihnen gestört? Und die Einwohner der città dolente, der „Stadt der Qualen", warum stürmen sie nicht auf jene goldene Stadt los mit Verzweiflungstat, Raub und Brand? Ist eine solche Kluft zwischen ihnen befestigt, daß sie nicht herüber und hinüber können?" Aber die Sache verliert ihre dämonische Rätselhaftigkeit bei weiterem Nachdenken, ohne deshalb weniger furchtbar zu werden. Es ist eben eine Naturordnung, daß die Abgründe neben den Höhen liegen. Unsere Stadtkultur ist eine Tochter des Kapitalismus und beide müssen mit Notwendigkeit solche Zusammenballungen des Reichtums und der Armut, der Herrenschicht und des Proletariates bewirken; beide gehorchen dabei gleichsam nur ihrem natürlichen Schwergewicht. Wenn diese Erscheinung in England besonders auffallend hervortritt, so ist dies nur eine Folge der Tatsache, daß in England die kapitalistische Entwicklung weiter fortgeschritten ist, als in andern Ländern, vielleicht Nordamerika ausgenommen, das aber seine besonderen Verhältnisse hat. Die gleichen Erscheinungen sind ja auch bei uns vorhanden, nur in kleinerem Maßstabe.

Die Bildung von „Sümpfen" (slums) ist eine notwendige Begleiterscheinung der Großstadt, und die moderne Großstadt mit ihrer Wohnungsnot, wie soeben bemerkt wurde, eine Frucht der kapitalistischen Entwicklung. Auch in den andern großen Städten Englands treten diese „Sümpfe" deutlicher hervor als, soweit meine Beobachtungen reichen, auf dem Festland oder in den Vereinigten Staaten. In London sind sie übrigens keineswegs auf das Ostend beschränkt. Sie finden sich auch in der City selbst und elender als selbst Whitechapel sind gewisse Teile von Süd-London, besonders der Bezirk Southwark. Dort sind wir eines Tages durch ein Armenhaus gegangen, worin über tausend dieser gleichsam auf der Gasse aufgelesenen Kinder des Höchsten wohnen. Welch eine Sammlung von Elend: stumpfsinnige Alte, Kinder, von deren Eltern niemand etwas weiß, Frauen, die man mit dem neugeborenen Kind in der Nacht vorher aus dem Straßengraben gehoben, andere Frauen, die das Laster krank gemächt, und daneben Männer, die in der Kraft des Lebens vom Alkohol niedergeworfen wurden, alle, alle vom Elend gestempelt, und dazwischen ein Saal, wo die Kirche diesen Besiegten des Lebens ihren Trost spendet — dieses für mich das Bedrückendste von allem! Wir stiegen zuletzt auf das Dach hinauf und sahen auf das Häusermeer hinaus. Da sagte ich mir, daß wir wohl an dem Orte der Erde stünden, wo am meisten Armut und Jammer beieinander sei . Sofort fügte sich der andere Gedanke an, daß jenseits der Themse wohl der Platz der Erde sei, wo sich am meisten Reichtum und Macht anhäufe. Denn dort dehnte sich die City, dort lag die Bank von England, die Börse, der Königspalast, das Parlamentsgebäude, aber auch die Westminster-Abbey und die St. Paulskirche. Dort dehnte sich in riesigem Halbkreis der „Himmel", hier in ebenso riesigem Halbkreis die „Hölle", zwischen beiden der breite Strom. Welch ein Sinnbild, gewaltig und erschütternd, wie aus Dantes Geist entstiegen!

Müssen solche Zustände nicht zu einer gewaltigen Spannung führen, die zu einem Ausbruch drängt und muß dieser Ausbruch nicht Sozialismus heißen?

Es ist eine Frage, über die schon viel geredet worden ist und die in der Tat Stoff genug zum Nachdenken bietet, warum in England der Sozialismus nicht stärker entwickelt sei. Wenn der Kapitalismus dort so viel früher zur Herrschaft und Reife gelangte, so müßte nach der marxistischen Theorie auch der Sozialismus entsprechend weiter gediehen sein als bei uns. Nun scheint auf den ersten Blick das Gegenteil der Fall zu sein. Man kann freilich sagen, daß zwei Hauptformen des Sozialismus drüben stärker entwickelt seien als bei uns: das Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen. Beide sind von drüben zu uns gekommen und bedeuten drüben bis auf diesen Tag mehr als bei uns. In bezug auf das Genossenschafts-

wesen wird dies keiner bestreiten, der etwas von der Sache versteht, aber es gilt meines Erachtens auch vom Gewerkschaftswesen; denn wenn dieses auch in Deutschland rein zahlenmäßig betrachtet und wohl auch in organisatorischer Beziehung das in England Erreichte überboten hat, so bedeutet der Trade-Unionismus in England doch mehr als in Deutschland die Gewerkschaftsbewegung. Ist darin also England voraus, so steht es dafür deutlich zurück in bezug auf die politische Bewegung. Die ganze Arbeiterpartei (labour party) zählt im Parlament nur ungefähr vierzig Abgeordnete. Davon sind aber wieder nur ein Teil, vielleicht kaum die Hälfte, ausgesprochene Sozialisten. im Sinne etwa der Sozialdemokratie. Der größere Teil der Arbeiterschaft stimmt für die Liberalen oder die Konservativen (Unionisten). Der massenhaft einem Tory stimmende großstädtische Arbeiter mag für uns eine rätselhafte Erscheinung sein, drüben ist er nichts auffallendes. Es wird wohl kaum ein Drittel der Arbeiterschaft ausgesprochen sozialistisch gesinnt sein. Das Wort „Sozialismus" erregt nicht nur bei sonst unbefangenen Leuten der nichtproletarischen Kreise Unbehagen, sondern wirkt sogar auf einen Teil der Arbeiterschaft erschreckend. Welches mögen die Ursachen dieser Sachlage sein? Sie sind mannigfaltig. Einer von ihnen ist vielleicht die im Vergleich zu den Ländern Mittel- und Nordeuropas geringere Schulbildung, die der englische Arbeiter genossen hat. Man mag sodann anführen, daß der jähe Zusammenbruch der chartistischen Bewegung der dreißiger und vierziger Jahre, die ja in manchen Dingen der Sozialdemokratie glich, eine Ernüchterung bewirkt habe, die noch heute nachwirke, während zugleich die an ihre Stelle tretende Gewerkschaftsbewegung dem Arbeiter einen gewissen Anteil an dem Goldstrom des Kapitalismus, sowie ein gewisses Mitbestimmungsrecht im Produktionsprozeß verschafft und damit eine gewisse Zufriedenheit erzeugt habe. Man mag ferner darauf hinweisen, daß die bürgerlichen Parteien, und zwar sowohl die Konservativen wie die Liberalen, eine sehr viel größere Bereitwilligkeit zu sozialen Reformen zeigten, als die unsrigen. In der Tat ist der Unterschied sehr groß. Ich habe die Rede gelesen, die ein konservativer Abgeordneter im Unterhause bei einer Besprechung der Wohnungsfrage hielt. Wenn bei uns ein „freisinniger" oder „liberaler" Nationalrat dergleichen im Parlament sagte, so würden seine Parteigenossen sich wahrscheinlich über ihn verwundern.[1]) Namentlich ist es die gegenwärtige liberale Regierung, die mit einer Kühnheit auf dem Wege der Sozialreform vorschreitet, die bei uns an die Haltung des schweizerischen (und deutschen) Liberalismus Gewöhnten immer wieder Staunen erregt. Mag auch der Beweggrund dieser Haltung nicht bloß Idealismus und soziale Einsicht sein, sondern auch

[1]) Neuerdings hat die konservative Partei ein besonderes Komite für das Studium des sozialen Problems ernannt und dieses ist zu Vorschlägen gelangt, die das bei uns in sozialen Dingen vorhandene Durchschnittsverständnis weit überbieten.

die Notwendigkeit, die Arbeiterschaft bei der eigenen Fahne zu halten, so muß der Arbeiter drüben doch nicht in dem Maße ein politisches Kind sein, wie bei uns, wenn er sich zu einer bürgerlichen Partei hält. Wir sind damit aber auf die Ursache der rätselhaften Erscheinung gestoßen, die mir die wichtigste zu sein scheint. Es ist in England nicht die gleiche Spannung zwischen den Klassen vorhanden wie bei uns. Das gilt trotz jenen Gegensätzen — darum ist eben England das Land der Widersprüche! Man spürt es deutlich, wie ein Element des Fürsorglichen, Patriarchalischen sich über das Volksleben breitet. Das sichtbarste und bedeutsamste Zeichen davon sind die wunderbaren öffentlichen Gärten, die so recht zur Eigenart Englands und besonders der Hauptstadt gehören. Da kannst du im Herzen von London eine gute Stunde lang durch einen einzigen Park gehen, da vier solche hier sich aneinander fügen. Der Geldwert, den dieses Land darstellt, das man so dem Volke freihält, beläuft sich ins Ungeheure, Unschätzbare. Solcher Gärten aber gibt es auch im übrigen London eine ganze Anzahl; einer der größten und schönsten (der Battersea-Park) liegt im ärmsten Stadtteil. Hier dürfen die Kinder neben den Schafherden im Grase spielen; hier schleicht dir nicht, wie es in unserer lieben „freien Schweiz" vorkommt, ein Aufseher nach, um dich anzuschnarchen, wenn du dich nach einer Blume bückst, um sie genauer ansehen zu können. So ist es noch in manch anderer Beziehung: es ist weniger Klassenhärte und daher auch weniger Klassenzorn da, weniger Unmenschlichkeit und daher auch weniger Verbitterung und Verstörung. Die ganze Atmosphäre ist anders. Das scheint mir ein Hauptgrund zu sein, warum drüben der soziale Kampf nicht so weit gediehen ist, wie bei uns.

Aber welches auch die Ursachen seien, die den Sozialismus in England zurückgehalten haben, so wäre jedenfalls nichts falscher, als die Annahme, es werde dort überhaupt nicht zu einer starken sozialistischen Bewegung kommen. Man hat aus jener Tatsache allerlei Hoffnungen auch für den Verlauf der Dinge auf dem Festland geschöpft. Auch hier, schloß man, wird die Sozialdemokratie zusammenbrechen oder sich in eine gemäßigte Reformpartei im Sinne des am weitesten rechts stehenden Revisionismus umgestalten, wenn einmal ein gewisses Maß von Sozialreform geleistet ist. Aber nun stehen wir vor der Tatsache, daß gerade in England sich besonders heftige und großartige Formen des sozialen Kampfes vorbereiten und der Sozialismus schon eine Weile neben dem religiösen das Problem geworden ist, das seine besten und lebendigsten Geister beschäftigt. Die Arbeiterschaft ist in gewaltiger Gährung. Diese Gährung (labour unrest) bildet, neben der Gährung in der Frauenwelt (womens unrest), ein ständiges Verhandlungsthema. Die Lage der Arbeiterschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten eher verschlechtert als verbessert. Während das Volksvermögen sich ungeheuer vermehrt hat, ist es nur wenigen Arbeiterschichten gelungen, einen

nennenswerten Teil davon für sich selbst zu gewinnen. Da gleichzeitig die Kosten der Lebenshaltung ähnlich wie bei uns gestiegen sind, so steht der größere Teil der Arbeiterschaft heute schlechter als vor zehn Jahren. Immer größer wird in ihren Kreisen die Unzufriedenheit über diese Lage. Davon legen die gewaltigen Streikbewegungen der letzten Jahre Zeugnis ab. Sie sind aber vielleicht nur ein Vorspiel dessen, was kommen wird. Die Gewerkschaften schließen sich zu immer gewaltigeren Einheiten zusammen, die eines Tages eine fast unwiderstehliche Kraft sein werden. Der Geist der Unzufriedenheit macht sich in anarchistischen Stimmungen kund. Der französische Syndikalismus gewinnt Anhänger und wird eifrig erörtert. Ruhige Beurteiler sagen uns, daß der Sozialismus nun rasche Fortschritte mache. Es ist auch nicht anzunehmen, daß das liberale Bürgertum allzulange dem von Lloyd George eingeschlagenen Kurse folgen werde. Dann wird es wohl auch in England zu einer Zuspitzung der Lage kommen, die dort noch viel leidenschaftlichere Formen annehmen mag, als bei uns. So ist das Wahrscheinlichste, daß das in der politischen Organisation der Arbeiterschaft rückständige England im nächsten Jahrzehnt die radikalsten und mächtigsten sozialistischen Entwicklungen erleben wird.

Sehen wir in diesem Vorgang mehr die rein wirtschaftlichen Triebkräfte am Werke, so sind daneben geistige Mächte tätig, die nach der gleichen Richtung hin drängen. Man darf überhaupt, wenn man die Eigenart der englischen sozialen Bewegung verstehen will, nicht übersehen, daß darin geistige (der Marxist sagt „ideologische") Kräfte eine viel größere, wenigstens eine unmittelbarer hervortretende Rolle spielen, als auf dem Festland. Hier beherrscht den Sozialismus der Geist von Karl Marx; denn dieser beherrscht die Sozialdemokratie. Marx hat in London sein „Kapital" geschrieben, englische Verhältnisse vornehmlich haben ihm dazu den Stoff geliefert. Aber in London hat gleichzeitig mit Karl Marx Thomas Carlyle gelebt und seine prophetische Stimme erhoben, die in England bei weitem mehr gehört wurde als die von Karl Marx. In England haben sodann, zum Teil von Carlyle beeinflußt, ein Maurice, Kingsley, Robertson, Ludlow, Hughes gewirkt, die leuchtenden Vertreter eines religiösen Sozialismus. Das englische Leben ist von einem starkem Ethos getragen, das vornehmlich ein Erbe des Puritanismus ist. Es steht nicht zufälligerweise vor dem Parlamentshaus die Statue von Oliver Cromwell.

Alle diese Kräfte wirken in der sozialen Bewegung mächtig mit. Sie bewirken im englischen Leben gerade heute eine Art Schmelzprozeß. Welle auf Welle eines neuen Lebens dringt gegen die alten Ordnungen an; eine Reihe von Bewegungen drängt nach einem Ziele hin, das über die bisherigen hinausliegt — und dieses Ziel können wir Sozialismus heißen, wobei das Wort freilich im weitesten und höchsten Sinne genommen wird, den es haben kann.

Es gibt in England weniger politischen Sozialismus, als bei uns, aber dafür, wie mir scheint, eine viel weiter verbreitete Stimmung, die den Ernst des sozialen Problems erkennt und die Notwendigkeit einer gründlichen Aenderung erkennt. Daraus erwächst eine große Art, die sozialen Dinge zu beurteilen, die wir bei uns schmerzlich vermissen. Lloyd George, der berühmte Schatzkanzler, ist der Ausdruck dieses Geistes. Sein Werk ist nur möglich, weil er von ihm getragen ist. Ob die Beweggründe dieses Mannes mehr oder weniger rein sind, ob er den Vorwurf verdient, einer der größten Demagogen aller Zeiten zu sein oder nicht, er hätte nicht tun können, was er getan hat, wenn nicht die Welle eines weit verbreiteten starken sozialen Enthusiasmus ihn trüge. Es ist ganz merkwürdig, wie sein Programm uns als eine Verwirklichung Carlyle'scher Gedanken anmutet. Es sind gewaltige Vorstöße, die diese Sozialreform gemacht hat: das berühmte Budget mit der vermehrten Besteuerung des Besitzes, die Alterspensionen, das Kranken- und Unfallversicherungsgesetz, dazu ein sehr gutes Heimarbeitsgesetz und die Durchsetzung des Minimallohnes für die Bergwerksarbeiter. Es ist mir zweifelhaft, ob diese Art von Sozialreform immer das Rechte getroffen hat, ob sie nicht etwas Gemachtes, Unorganisches an sich hatte, aber sie ist in ihrer Art jedenfalls etwas Großes. Und nun soll es zum Sturm auf das festeste Bollwerk der sozialen Ungerechtigkeit, das Landmonopol der Aristokratie, kommen. So ist hier eine Bewegung erwacht, die nicht so rasch zum Stillstand kommen wird.

Daneben haben sich schon lange die religiösen Kräfte, im engeren Sinne des Wortes, aufgemacht, um die durch die ungeheuren Gegensätze und die ungeheure Not ihnen gestellte Aufgabe zu lösen. England ist der eigentliche Ausgangspunkt der „inneren Mission" (Wichern ist von England her angeregt worden) und bis auf diesen Tag ist es in der Schaffung neuer genialer Methoden der Hilfe und Rettung vorangegangen. Von dort ist die Heilsarmee ausgegangen. Sie hat besonders London mit dem Netz ihrer Anstalten überzogen und tut bei Tag und namentlich bei Nacht ihr Werk. Mit ihr wetteifert die Kirchenarmee (Church Army), die von der Kirche von England organisiert ist und eine unendliche Fülle und Kraft helfender Liebe darstellt. Daneben haben alle einzelnen Kirchen und Kirchgemeinden ihre Abteilung für Liebestätigkeit und soziale Arbeit. Dazu gesellt sich schließlich eine Fülle von Einzelunternehmungen aller Art, deren bekannteste und vielleicht auch großartigste das Werk des Doktor Barnardo, des Vaters der „Niemandskinder" ist. Auf diese Arbeit dürfen diejenigen verweisen, die meinen, ihre „Liebestätigkeit" entziehe die Kirchen dem Gericht und stelle sie ohne weiteres zur Rechten des die Welt richtenden Menschensohnes. Aber gerade auf diese Arbeit verweisen wir, um zu zeigen, wie ungenügend diese Leistung ist. Denn das wird vielleicht nirgends so gewaltig klar, wie in London, daß diese Arbeit an der Rettung der Einzelnen ein Schöpfen ins Faß der Danaiden ist. Täglich werden Tausende

und Abertausende aufgehoben, die die herzlose Maschine unseres gesellschaftlichen Systems halb oder ganz zerbrochen auf den Weg geworfen hat, täglich wirft sie neue Tausende auf den Weg. Was hier wirklich helfen kann, sind umfassende und tiefgreifende gesellschaftliche Umgestaltungen, ist eine Aenderung der ganzen Ordnung. Ich glaube, daß sich diese Empfindung und Ueberzeugung immer mehr durchsetzen wird. In die ungeheure Masse einer solchen modernen Großstadt, die kein einzelner Mensch und keine Organisation überblicken und umspannen kann, muß etwas ganz Großes fahren, eine ganz große Hilfe und Hoffnung.

Diese Wahrheit ist mir bei einem bestimmten Anlaß besonders wuchtig entgegengetreten. Es handelte sich um das Begräbnis eines Arbeiterführers. Harry Orbell, ein Organisator der Dockarbeiter, war im besten Mannesalter gestorben. Wir waren eingeladen, an der Trauerfeier teilzunehmen. Zwei befreundete junge Schweizerpfarrer, die in London weilten, gesellten sich zu uns. In dem flutenden Gedränge vor dem Liverpooler Bahnhof treffen wir mit einigen Führern der Arbeiterpartei, darunter Keir Hardie, Ramsay MacDonald, Arthur Henderson, zusammen und nun geht's (horribile dictu!) im Automobil nach dem Osten. Die Straße, wo der Verstorbene gewohnt hat, liegt in der Gegend der Docks. Große Menschenansammlungen verraten sie uns von weitem. Vor dem Häuschen, aus dem er nun getragen werden soll, angelangt, haben wir Zeit, eine Fülle von Beobachtungen anzustellen. Die Straße hat die Art, die für die Arbeiterquartiere, und in mehr oder weniger verfeinerter Form überhaupt für gewisse Quartiere der englischen Großstädte, bezeichnend ist: in langen Zeilen reihen sich Einfamilienhäuschen aneinander, eins genau wie das andere, alle aus Ziegelstein gebaut, nicht gerade abschreckend häßlich, aber doch öde, ohne Vorgärtchen, ohne Schmuck, ohne Charakter — ein rechtes Bild der proletarischen Massenexistenz. Diese enthüllt sich uns dann auch auf allerlei andere Weise. Es geht bei den Vorbereitungen sehr formlos zu, was uns im übrigen nur angenehm berührt. Die anwesenden Polizisten bemühen sich bloß, die notwendigste Ordnung herzustellen. Nichts von der bei uns üblichen feierlichen Steifheit. Proletarische Frauen mit ihren Kindern auf dem Arm drängen sich jammernd an den Sarg, andere schauen mit erstaunten oder stumpfen Gesichtern zu, der Bedeutung des Vorganges nur halb bewußt und machen diesen gerade dadurch ergreifend. Zerlumpte, barfüßige Kinder tauchen im Gedränge auf. Der Schmuck des Sarges hat auch echt proletarischen Charakter, in zwiefachem Sinn: proletarische Liebe hat ihn gespendet und proletarischer Geschmack ausgewählt. Aber gerade die Dürftigkeit und Geschmacklosigkeit, womit diese Liebe sich äußert, macht sie mir umso ergreifender. Was bedeutet doch ein solches Herz, ein großes, treues, weises Herz, für diese Massen, von denen das Wort gilt, daß sie zerstreut und verirrt sind, wie Schafe, die keinen Hirten haben! Als ein Retter und Heiland

erscheint er ihnen! Formlos setzt sich dann der Zug in Bewegung, unter den Klängen einer Trauermusik. Die breite Hauptstraße, in die er einmündet, und die Fenster der hohen Häuser sind, so weit das Auge schaut, schwarz von Menschen. Alle Londoner Gewerkschaften haben zum Teil zahlreiche Vertretungen mit ihren Fahnen geschickt; über hunderttausend Menschen sollen an der Feier beteiligt gewesen sein. Hier entrollen sich nun neue, ganz ungeahnte Bilder. Diese Gewerkschaftsfahnen, die von zwei Männern an Stangen getragen werden und ein wenig an Kirchenfahnen erinnern, oft auch ganze Gemälde enthalten, sind meistens alt und zerrissen, wie von vielen Schlachten. Aber was uns noch mehr auffällt: auch die Träger selbst sind zum großen Teil zerlumpte Gestalten, Bilder des Elendes. Wir trauen unsern Augen nicht — wie ganz anders treten unsere Arbeiter bei solchen Anlässen auf.[1]) Mit diesen Fahnen und ihren Trägern zieht die ganze furchtbare, erschütternde Leidensgeschichte und Kampfesgeschichte des englischen Proletariates, die uns Marx und Engels, aber auch Carlyle und Kingsley auf unvergänglichen Blättern geschildert haben, an uns vorüber, und nicht nur die des englischen! Während wir diese und andere Beobachtungen anstellen, davon mehr und mehr ergriffen, entwickelt sich die Masse allmählich zum geordneten Zuge. Mehr als eine Stunde lang wandern wir durch die Straßen von Ost-London dem Bow-Friedhof zu. Eine dichte Mauer steht die Masse zu beiden Seiten der Straße und überall sind die Fenster besetzt. Und nun enthüllen sich wieder neue Bilder, unerhörte, unglaubliche! Zerlumpte Männer und Frauen stehen da in Scharen, die Frauen oft elende Kinder auf dem Arm. In zerrissenen Schuhen oder auch ohne Schuhe stehen andere Kinder (und nicht nur Kinder) in dem kalten Regen, der von Zeit zu Zeit fällt. Aber mehr noch als diese Lumpen und diese nackten Füße sagen die Gesichter. Ich habe nie in meinem Leben solches gesehen, hätte nie geglaubt, solches je zu sehen. Ich habe stumpfe, vom Elend oder Laster gezeichnete Gesichter genug gesehen, aber nie, nie hätte ich geglaubt, daß Not und Jammer Menschengestalten, Menschengesichter so prägen könnten. Diese Gestalten, diese Gesichter sind wie aus der tiefsten Hölle des Elends emporgestiegen! Solche Höllen des Elendes gibt es also auf Erden! Ich hatte in Whitechapel geglaubt, nun erst erfahren zu haben, was das Elend sei, sein furchbarstes Antlitz gesehen zu haben, aber ich hatte noch nicht recht gesehen: erst jetzt sehe ich es ganz, als ein Meduſenhaupt, das zu sehen für das Herz fast zu viel wird! Ich hatte mich bisher stets gehütet, die Notwendigkeit einer neuen sozialen Ordnung einzig oder auch nur vorwiegend aus der Tatsache des sozialen Elends abzuleiten und werde dies ja wohl auch künftig nicht tun — aber ich weiß nun, was diese Tatsache bedeutet.

[1]) Um falsche Vorstellungen zu verhüten, bemerke ich, daß es sich hier wohl um besonders schlecht gestellte Arbeiterkategorien handelte.

— Aber wie ja oft tiefstes Dunkel und hellstes Licht, Verzweiflung und Hilfe hart bei einander sind und aus der tiefsten Not die Rettung aufleuchtet, so ist es mir auch auf jenem Zuge ergangen. Denn über diesem Jammer war nun doch ein Licht aufgegangen. Durch diese Straßen zog nun der Sarg eines Führers und Helfers der Aermsten, hochgeehrt wie ein König. Diese wehenden Fahnen, zahllos, endlos neu auftauchend, verkündigten sie nicht einen neuen Tag? Dieses Heer von Proletariern, war es nicht ein Siegeszug, ein Eroberungszug? Ging nicht über diese Welt des Jammers eine helle Sonne auf, ein großes, seliges Hoffnungslicht? War nicht diese Hölle des Elends nun heraufgestiegen an den Tag, um staunend in dieses Licht zu schauen? Noch niemals ist mir die Erlösungsbotschaft, die mit dem Sozialismus zu dem Proletariat gekommen ist, so in ihrer ganzen Größe und rettenden Gewalt erschienen, wie auf diesem Zuge durch die città dolente, die Stadt des Elendes. Nicht Liebestätigkeit, so treu sie sich auch mühen mag, nicht dieses oder jenes vereinzelte soziale Unternehmen, so herrlich es geplant sein mag, kann hier retten, sondern nur ein großes Licht, das von der Höhe her wie die Sonne zu allen kommt, nur ein neues Leben, das wie die Luft des Himmels zu allen dringt und wie der Frühling Freude zu allen trägt!

So ziehen wir zum Friedhof. Auch er ist echt proletarisch. Wieder sammeln sich die Massen an um das offene Grab ihres Führers und Freundes und warten, bis in der Kapelle die Trauerfeier vorüber ist. Ueber die Friedhofmauern ragen die Mietskasernen, die Behausungen des Elends. Auf der Mauer sitzen verlumpte Kinder. Endlich erscheint der Sarg. Ein Pfarrer murmelt einige Gebete. Ist's ein anglikanischer oder ein freikirchlicher? — jedenfalls welch' ein Bild! Werden nun eine Reihe von Arbeiterführern reden? Da erhebt sich Einer. Ben Tillet, der bekannte Führer der Docker, spricht einige Sätze und bricht dann ab, weil er vor Bewegung nicht weiter kann. Armselige Gestalten stürzen sich schluchzend ans Grab, andere stehen stumm und verloren, bis ein Hoch auf den Befreier Sozialismus ertönt und eine Gruppe von jungen Frauen ein Lied der sozialen Hoffnung anstimmt, worauf wir auseinandergehen, tief erschüttert, mächtig gehoben!

(Fortsetzung folgt.) L. Ragaz.

Rundschau.

Zur Aufgabe der Schweiz. Die Schweiz ist nun — durch Gottes Gnade — ein Friedenseiland im Völkersturm geworden und wird dies nach menschlichem Ermessen bleiben. Wir genießen nun auch einmal die Vorteile des Kleinseins. Diese Gunst wird aber, wie jede andere, sofort zur Aufgabe: Wir werden dadurch den Andern, die es schlechter haben, etwas schuldig. Sie sollen sich auf dieses

Eiland flüchten können, wenn sie in Not sind. Wir sind sittlich verpflichtet, in der weitherzigsten Weise gegen alle Fremden zu verfahren, die in diesen Zeiten aus irgend einem annehmbaren Grund bei uns weilen, auch wenn wir dadurch selbst in Not kämen. Wir sind aber auch verpflichtet, wirkliche Neutralität zu halten und zwar nicht nur durch Bewachung der Grenzen, sondern auch durch unsere ganze übrige Haltung. Besonders ist dies die Aufgabe der Presse. Sie bekommt in diesen Zeiten erhöhte Bedeutung, aber damit auch verschärfte Pflichten. Es gehört aber zu dem Bedrückenden, was wir, neben allerlei Erfreulichem, in diesen Tagen an unserem schweizerischen Leben erfahren haben, daß ein großer und einflußreicher Teil unserer Presse diese Pflicht so ungenügend erfüllt und in einem wichtigen Punkte stark versagt. Mit einer Kritiklosigkeit, die alles erlaubte Maß übersteigt, stellt sie sich auf die eine Seite, veröffentlicht sozusagen mit Sperrdruck alles, was von dieser Seite kommt und verschweigt das Andere oder stellt es in den Hintergrund, und die große Zahl von Lesern, die immer noch alles Gedruckte für wahr hält, plappert es nach. Dagegen muß aufs schärfste protestiert werden und es ist zu hoffen, daß die öffentliche Meinung diese Irreführung nicht lange dulden werde. Was nützt uns ein tüchtiges Heer, wenn wir auf jene Weise die Neutralität und Unabhängigkeit preisgeben und alle schweizerischen Ideale dazu? Gewiß dürfen wir auch der Presse die Grenzen nicht zu enge ziehen und vollends die Freiheit privater Meinungsäußerung nicht preisgeben, aber eine solche Haltung der Presse und des Publikums bedeutet eine moralische Preisgabe des Schweizertums und auch politisch eine schwere Gefahr. Wir werden dafür eines Tages vielleicht teuer bezahlen müssen. Aber auch abgesehen davon ist es unedel, wenn wir durch solche einseitige und kurzsichtige Parteinahme einem Teil der Fremden den Aufenthalt in unserem Asyl verbittern. Wir Schweizer können nur eine Partei ergreifen: wir müssen hoffen, daß das ganze System zusammenbreche, das diese Katastrophe erzeugt hat, und daß aus dieser furchtbaren Krise eine Stärkung aller Volksfreiheit hervorgehe. Es ist eine eigentliche Versündigung an der uns deutlich gestellten Aufgabe, wenn wir durch blinde Parteinahme uns in den allgemeinen Hader mischen. Unsere Aufgabe ist doch gerade, zu zeigen, daß auf dem Boden der Freiheit Sprachen, Rassen, Konfessionen friedlich und froh zusammenleben können, sich gegenseitig ergänzend und bereichernd. Damit sollen wir hineinleuchten in den Ozean des Hasses, der uns umbrandet und nicht noch zu seiner Vergrößerung beitragen. Versäumen wir nicht wieder in Kleinheit des Geistes oder irgend einem andern Geist (etwa dem elendesten Erwerbsgeist) eine große Stunde, die unsere Existenz für die Dauer besser sichern könnte, als Säbel und Kanonen.

Eine blinde und unbedachte Parteinahme ist auch darum so völlig verkehrt, weil sie die Schweiz an der richtigen Erfüllung einer großen Aufgabe, vielleicht der allergrößten, die ihr aus der jetzigen

Lage erwächst, hindert: Friedensvermittlerin für Europa zu werden. Oder sollte diese Aufgabe uns nicht gestellt werden können? Ist es ein utopistischer Gedanke, daß eines Tages unser Bundesrat im Auftrag unserer Bundesversammlung mit einem Friedensvorschlag an die Streitenden gelangte? Entspräche eine solche Rolle nicht im höchsten und schönsten Sinn der geschichtlichen Berufung der Schweiz? Sollte unsere Kleinheit dabei ein Hindernis sein und nicht viel eher ein Vorteil? Es kommt in großen wie in kleinen Kämpfen oft nur darauf an, daß überhaupt ein unbefangener Dritter eingreift. Je weniger dieser dabei im Verdacht des Eigeninteresses steht, je weniger er Partei ist, desto besser. Wenn aber nicht Bundesversammlung und Bundesrat diese große Aufgabe übernehmen wollten, dann kann sie auf nicht offizielle Weise aufgenommen werden, sobald der Zeitpunkt dafür gekommen scheint. Es wäre Versäumens einer Pflicht und einer großen Stunde, wenn die Schweiz nicht Ausgangs- und Mittelpunkt eines solchen Feldzuges für den Frieden würde. Das wäre eine Leistung, die sich der Gründung des Roten Kreuzes würdig an die Seite stellte. Aber noch einmal: wenn wir diese große Aufgabe übernehmen sollen, dann müssen wir uns dazu rüsten dadurch, daß wir uns nicht unklug in den Streit mischen, sondern eine Höhe behaupten, die über dem brandenden Meer des Hasses liegt.

Wir haben aber auch eine Aufgabe gegenüber uns selbst. Hier gilt es, dem sozialen Geist, der durch die Tatsache des Krieges einen so starken Stoß erlitten, nun erst recht Siege zu erringen und dazu den Krieg selbst zu benützen. Was sich in dieser Beziehung an Vorschlägen zur Hilfe durch die Gemeinschaft und gegenseitiger Hilfe geregt hat und zur Tat geworden ist, bildet einen hellen Lichtpunkt in all dem Dunkel. Es zeigt sich darin doch, daß die soziale Erweckung der letzten Jahrzehnte nicht umsonst gewesen ist. Wir wollen alle unsere Kraft aufbieten, um diese Aufgabe herzerfreuend und vorbildlich zu lösen. Hier bietet sich besonders den Pfarrern eine große Arbeit an. Sie können durch Organisation der Arbeit und der Hilfe in ihren Gemeinden auf eine Weise das Evangelium anschaulich machen, die mehr wirkt, als sehr viele Predigten. Wenn wir Alle uns darin anstrengen, auch durch persönliche Opfer, so kann keine Not uns besiegen. Es ist wunderbar, wie viele unausgenutzte Möglichkeiten im Menschenwesen vorhanden sind, die die Not zu Tage fördert und die dann bekannt sind, auch wenn die Not vorüber ist. Jetzt ist Gelegenheit, den Kommunismus des Evangeliums zu üben und zu zeigen, daß es nicht eine Redensart ist, wenn man erklärt, die äußeren Güter seien gleichgültig, sondern daß man sich von ihnen trennen kann, wenn der Bruder ihrer bedarf.

So sollten wir versuchen, aus Niederlage Sieg und aus Not Segen zu machen. L. R.

Der internationale Kongress für soziales Christentum ist nun vorläufig dahingefallen. Zu spät! — heißt es hier wieder einmal. Es war so ungeheuer

schwer, die Christen zu einer solchen Tagung zusammenzubringen, die nach allen Seiten auseinanderstrebenden! Wie viel Mühe kostete es z. B., das Friedensthema zu einem Haupttraktandum zu machen! Fast wäre der Kongreß darob in die Brüche gegangen. Nun hat ihn die Geschichte zuschanden gemacht.

Wenn er doch noch einmal zustande kommen sollte, dann muß es ein Kongreß der Buße sein. Dann wird er wohl einen bescheideneren Namen und ein anderes Programm haben müssen. Denn jetzt ist ein Strich durch alles Bisherige gemacht. Wir werden nachher neu beginnen müssen.

Zu spät war's — und doch vielleicht ein nicht ganz vergebliches Bemühen! Vielleicht daß die Aufgabe nur eine andere Form annehmen muß. Der Kongreß wollte die Kräfte der Christenheit, die auf Gerechtigkeit und Frieden hinwirken, zusammenführen und zusammenfassen zu einer Einheit der Geister und zu gemeinsamer Tat. Ist diese Aufgabe dahingefallen? Ist sie nicht erst recht dringlich geworden? Jetzt gilt es erst recht, all die Kräfte des Guten in der ganzen Christenheit aufzurufen und zu sammeln, Verständigung anzubahnen, neu zu bauen. Jetzt gilt es vor allem, einen entschlossenen, zähen Feldzug für den Frieden zu beginnen. Sollte dazu die internationale Organisation, die durch den Kongreß geschaffen wurde oder doch mit ihm im Zusammenhang steht, nicht ein von Gott selbst uns zur Verfügung gestelltes Werkzeug sein?

Genauere Vorschläge zu machen ist hier noch nicht der Ort. Es soll auch daran nicht fehlen. Jedenfalls aber darf uns nicht die Frage beunruhigen, ob wir etwas ausrichten werden. Wir haben unsere Pflicht zu tun. Die Kräfte des Verderbens haben mobilisiert, nun muß auch das Reich Gottes mobilisieren, den letzten Mann und die letzte Frau! Alle die betäubten, überrumpelten, niedergeworfenen, vereinzelten Kräfte der Vernunft und des Gewissens, des Glaubens und der Liebe müssen aufstehen und in den Kampf treten. Sie sind in der Minderheit, aber Gott ist mit ihnen. L. R.

Redaktionelles Nachwort.

Daß dieses Heft sich wieder etwas verspätet, wird jedermann begreifen. Ebenso, daß der Inhalt noch nicht völlig der heutigen Lage entsprechen kann. Wir gedachten zum Mittelpunkt dieses Heftes die heutige Lage der Schweiz, ihre Gefahren und Möglichkeiten, zu machen. Zwei Artikel dieser Art sind ungeschrieben geblieben, als der Sturm losbrach, der so vieles ungültig und wertlos macht, was die Menschen bisher dachten und planten. Keiner von uns würde heute genau so schreiben, wie wir noch vor einigen Wochen geschrieben haben. Immerhin hoffen wir, daß auch diese Beiträge einige aufmerksame Leser finden, denn sie enthalten Wahrheiten, die auch jetzt und künftig gelten.

Aktuell ist außer dem Anfangsartikel und dem über Jaurès die Rede von Troelstra, die wir gerne unmittelbar nach dem Basler Kongreß gebracht hätten, aber damls nicht erhalten konnten. Man wird vielleicht sagen, daß auch sie entwertet sei, weil es der Arbeiterschaft doch nicht gelungen sei, den Weltbrand zu verhindern; aber es ist nicht ausgemacht, daß sie für einen Krieg gegen ein kleines Volk oder gar dessen politische Vernichtung irgendwo zu haben wäre. Jedenfalls ist die Rede des Nachdenkens wert.

Was an Störungen in der Zustellung der Neuen Wege nun etwa vorkommen mag, wollen die Abonnenten freundlich aus den Zeitläuften entschuldigen. Wir wollen gern unser Bestes tun.

Denen unter den Lesern und Freunden, die von der Kriegsgefahr unmittelbar bedroht sind, oder die im Felde stehen, rufen wir in treuestem Gedenken ein „Gott mit Euch!" zu Uns allen schenke Gott ein festes Herz!

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Was dennoch sein wird!

In der letzten Zeit wird der Berg mit dem Tempel des Herrn stehen als der höchste unter den Bergen und über die Hügel erhaben sein. Und Völker werden zu ihm strömen und viele Nationen sich aufmachen und sprechen: „Auf laßt uns zum Berge des Herrn und zum Tempel des Gottes Jakobs hinaufsteigen, damit er uns über seine Wege belehre und wir auf seinen Pfaden wandeln!“ Denn von Zion wird die Lehre ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem. Und er wird zwischen vielen Völkern und starken Nationen in weiter Ferne Recht sprechen; und sie werden ihre Schwerter zu Karsten umschmieden und ihre Spieße zu Winzermessern. Kein Volk wird mehr gegen das andere das Schwert erheben und nicht mehr werden sie den Krieg erlernen. Es wird ein jeder unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum sitzen, ohne daß sie jemand aufschreckt. Denn der Mund des Herrn der Heerscharen hat es geredet. Micha 4, 1—4.

Friede auf Erden!

I. Das Grauen.

(Nachdruck erwünscht.)

Warme Augustsonne leuchtet über die Lande. Die Berge strahlen in stillem Glanz. Die Natur atmet sonntäglichen Frieden. Wir Menschen aber sehen's kaum mehr. Schwerer Alpdruck lastet auf allen Seelen. Wir fühlen unheilvoll nahendes Gewitter. Krieg meldete der Draht. Krieg. Kein Ringen zweier Völker, kein Klassenkampf. Nein, Weltkrieg! Die Erde, die arme mit Pulver und Dynamit gesättigte Erde im Brand! Und kein Löschen mehr! Die Ernte steht vor der Tür. Golden leuchten die Felder. Aber heute ist es der Tod, der Erntefest hält, und in Schwaden werden die Völker hingemäht werden. Man greift sich oft an die Stirn und schüttelt sich und hofft immer noch, man habe

bloß geträumt und könne beim Erwachen den unerträglichen Alpdruck los werden. Aber nein, schon melden die Zeitungen die Zahl der Toten, die da und dort gefallen. Es handelt sich um grausame, blutige Wirklichkeit. Ueber Nacht hat sich das Weltbild geändert. Gleich einer eisernen Riesenwalze rollt ein erbarmungsloses Geschick über Europas blühende Fluren. Wohl wird überall her Begeisterung gemeldet. Jeder schiebt die Schuld auf den Nachbar. Jeder ist der Angegriffene, der nur aus Notwehr handelt. Alle verteidigen nur ihre heiligsten Güter, den Herd, das Vaterland, und alle rufen gleicherweise um Segen im mörderischen Völkerschlachten einen Gott an, den sie sich als einen Gott der Liebe denken.

In unserem Kopf hämmert es. Es ist, um den Verstand zu verlieren. Gestern noch friedlicher Wettkampf. Gestern noch tausendfältig in einander verflochtenes internationales Getriebe, gestern noch internationale Kongresse, internationale Bruderschaft, nützliche Arbeit, stilles Gestalten, emsiges Forschen. Und heute sind alle Bande zerrissen. Nationale Eitelkeit und nationaler Machtdurst haben triumphiert. Es ist nicht auszudenken, daß Millionen friedlicher Menschen nun auf Befehl der großen Verantwortungslosen wie die Bestien der Dschungel keinen andern Gedanken mehr haben, als einander gegenseitig zu zerfleischen, daß die große Mehrzahl der arbeitsfähigen Mannschaft Europas ihr ganzes Denken darauf konzentrieren muß, wie sie am erfolgreichsten morden kann. Und doch wollten im Grunde nur wenige den Krieg. Wohl gibt es künstlich aufgestachelten Haß blinder Volksmassen, wohl gibt es immer solche, die Freude am Mord um des Mordes willen haben; aber die Mehrzahl empfindet das heutige Geschehen nur als ein unabwendbares, fürchterliches Verhängnis. Der Militarismus war auf der höchsten Spitze und die Diplomatie am Rande. Da gab's kein Halten mehr. Und die harmlosen Europäer von gestern sind über Nacht zu blinden, blutgierigen Mordmaschinen geworden. Der Bauer, der vorher mit seinen Gedanken bei der Ernte war, denkt nur noch daran, wie er den Bauer des Nachbarlandes, der ebenso emsig die Erde urbar machte, ermorden könne. Der Fabrikant und Kaufmann, der gestern noch in ausgezeichneten geschäftlichen Verbindungen mit dem Fabrikant und Kaufmann des Nachbarlandes war, zielt heute mit der Flinte auf ihn. Und selbst die große internationale Arbeiterschaft, die den Bruderorganisationen in andern Ländern schon seit Jahren freiwillig große Unterstützungen zuzuwenden pflegte, gehorcht dem nationalen Machtwort und mordet einander gegenseitig auf den Schlachtfeldern. Der Gelehrte, der gestern noch eifrig die Kräfte der Natur erforscht, um nützlich in der Menschheit zu wirken, der Künstler und Dichter, der in stiller Konzentration nach menschheitlichen Zielen suchte, der menschlicher Sehnsucht Gestalt geben wollte; der Lehrer, der seine ganze Glut darauf verwendet, die heranwachsende Jugend zu klaren, frohen

Geisteskämpfern heranzubilden: alle sind über Nacht zu blutgierigen Menschenschlächtern geworden. Und morgen liegen sie still und bleich auf der Erde. Und doch ist das Gestern nicht vergessen. Ungezählte fühlen heute nicht mehr so, wie es die machtgierigen, von nationaler Eitelkeit und Beschränktheit erfüllten Verantwortungslosen wollen. Wir leben längst nicht mehr in einer Zeit, wo alle wertvollen Gefühle mit den Gefühlen der Zufallsgenossen des gleichen historisch-politischen Gebildes zusammenfielen und hier ihr Genüge fanden, wo der Mensch jenseits der Grenzen ein Unbekannter war, den man nicht kannte, und den man als störenden Fremdkörper mit gutem Gewissen hassen konnte. Nein, heute sind durch Eisenbahn, Telegraph, Telephon, Zeitungen, Literatur, internationale Ausstellungen, internationale Organisationen, internationale Finanzwirtschaft die Völker einander viel näher gerückt. Die Distanzen sind kürzer geworden. Persönliche Bekanntschaften, Freundschaften, Liebschaften verbinden massenhaft die Angehörigen verschiedener Völker. Der strebende, aufnehmende Geist lernt nicht nur von den „Vätern", sondern nimmt von überall her seine Nährquellen, lernt ebensowohl bei den großen Deutschen, wie bei den großen Franzosen, Oesterreichern, Italienern, Engländern, Skandinaviern und Russen. Viele, die wohl ihre Heimat, in der sie aufgewachsen sind, vom Herzen lieben, fühlen sich doch ihrer ganzen geistigen Organisation nach als gute Europäer, als Kinder der gemeinsamen Mutter Erde. Alle die stehen schaudernd vor Europas Brudermord. Sie ahnen in ihm Europas Selbstmord. Sie wollten den Frieden, sie wollen ihn heute noch. Kein arbeitendes Volk ist so wahnsinnig, daß es aus bloßer Großmannspolitik alles Entsetzen des Massenmordes will. Kein Volk wollte den Krieg, und alle führen ihn furchtbar durch. Alles atmet unter grauenhaftem Zwang, unter einer Lähmung der ganzen geistigen Persönlichkeit. Tod hinten und Tod vorn. Also warum nicht wenigstens dem Unabwendbaren den Schein des Gewollten geben und Begeisterung simulieren? Nein, der tiefer blickende Mensch kann sich an dem Messen der brutalen Mordgewalt nicht mehr begeistern. Er kann sich nicht begeistern, wenn Millionenheere einander maschinenmäßig abschlachten, wenn alle Kulturgüter zerstört werden, wenn die Arbeit von Generationen vernichtet wird, wenn die Wehrlosen vergewaltigt und ermordet werden, wenn die Bestie im Menschen triumphiert, wenn Not und Seuchen die Uebriggebliebenen verschlingen, wenn die nationalistisch bornierte Prahlerei und Großhanserei die Kulturgüter des Nachbars, die sie nicht mehr verstehen kann, verächtlich zu machen sucht, wenn der Sinn für Gerechtigkeit und die tiefern Gefühle der Sympatie zertreten werden, wenn die Menschheit im häßlichsten Materialismus versinkt, und die brutale Gewalt über eine Sintflut von Blut und Tränen hinweg hohnlachend triumphiert. Nein, unsagbares Grauen ist das Gefühl, mit dem der Mensch, dessen heiligste

Gefühle kulturelle und religöse Werte sind, auf das Dämonenschauspiel hinblickt.

II. Bankrott der Zivilisation und unser Kulturbewusstsein.

Unsere Zivilisation ist bankrott. Darüber ist man sich wohl einig. Viele verzweifeln darüber und hohnlachen auch über alles was Kultur und Religion ist. Auch Kultur und Religion sind bankrott. Nichts sei im Stande gewesen, die Bestie im Menschen zu bändigen. Nein, so verhält es sich nun nicht. Kultur und Religion, das Reich des Herzens, das Reich der verstehenden Seele und der weltumspannenden Liebe haben eben kaum oder nur in schwachen Anfängen existiert. Die Zivilisation, die äußerliche Herrschaft über die Erde und ihre Mittel, der Verstand, die kühle Intelligenz, der Ehrgeiz, die Genußgier, die zeitungsgläubige Vielgeschwätzigkeit, die haben geherrscht. Die haben sich auch auf Anpassung verstanden und das Mäntelchen der Kultur und der Religion umgehängt, wenn's grad Mode war. Aber die Liebe hat gefehlt. Und was wäre Kultur ohne hingebende Liebe? Der technische Verstand schuf Wunder, und der Schwachsinn glaubte, es sei wichtiger zwei Ufer eines Flusses durch Brücken neuester Eisenkonstruktion mit einander zu verbinden, als zwei Völker durch seelische Brücken zu verknüpfen. Die Chemie durchforschte die Elemente und entdeckte die ungeheuerlichsten Sprengstoffe, die dem Menschen helfen könnten, die Natur zu beherrschen; aber da die Chemie der Seele wenig bebaut wurde, kam alles in den Dienst der schwarzen Magie, das heißt des Militarismus und führte so zu unserer Pyrotechnikerzivilisation. Das Gleiche sehen wir beim Fliegen. Die alte Sehnsucht der Menschenseele, das Fliegen, ist erreicht. Die Physik leistet Erstaunliches. Aber man ließ die Flugkraft der Seele brach liegen. Wie wenige suchten den Zusammenhang mit ewigen Liebesmächten, und wo blieb der fliegende Aufsturm der Seele? Und die erste Anwendung der neuen Flugkunst ist das Zerstören, ist das Bombenschmeißen auf Mitmenschen herunter, auf Mitmenschen, die einem gänzlich unbekannt sind, die einem nichts zu leide getan, und unter die man nun Schrecken und Vernichtung säet. Die Wissenschaft arbeitete mit Uebereifer an allem, was ach so interessant, so fabelhaft interessant ist. Wie gering aber blieb das Wissen vom Mitmenschen, vom Menschen des Nachbarlandes? Wie wäre sonst unter unsern europäischen Nationen etwas so Absurdes wie Völkerhaß möglich? Als ob Europa eins von beiden, Deutschland oder Frankreich, überhaupt noch entbehren könnte! Hat unsern Gelehrten die freie Seele und die Liebe gefehlt? Sie waren doch in beständigem selbstverständlichem Gedankenaustausch mit den Gelehrten der Nachbarvölker. Aber sie waren Staatsbeamte und ohnmächtig und kümmerten sich nicht um Politik. Und nun kommt die Politik zu ihnen und zerstört alle ihre Arbeit. Und die Dichter und Künstler?

Gingen leuchtende Ideen ihnen voran? Haben sie das Epos der Liebe gesungen? Waren sie die Propheten, die den Bannkreis der nationalistischen Beschränktheit durchbrachen? Haben sie dem eigenen Volk unerschrocken den unbestechlichen Spiegel vorgehalten? Hat die Glut ihres Herzens nach ewigen Menschheitszielen gesucht? Versuchten sie die Massen mit ihnen zu durchtränken? — Was waren nicht für Namen und Werke berühmt geworden! Aeußerliche Taschenspielerkünste; technische Fingerfertigkeit; dunkle, tiefe simulierende Wortmacherei; gespreizte Eitelkeit, die sich als neueste Neuheit aufspielte, allerlei erotische Weitschweifigkeit und endlich in der bildenden Kunst das auf den Schild erhobene Ideal der Roheit und der Idiotie. Geist, Liebe, Klarheit und Gefühl galten als banal und veraltet. Streberei, finanzielle Routine, Cliquen, Claquen, inhaltsloses Virtuosentum, Stilsensation und Maniriertheit waren an der Tagesordnung. Daneben blühte eine ehrliche Heimatkunst, die es als Sünde wider den Geist betrachtete, wenn der Blick über die Grenzpfähle ins Weite schweifte. Schriftsteller von europäischem Ruf verschmähten es nicht in blindwütigem Chauvinismus zu machen. Kurz, die Seele der Kunst schien verkauft an die Seele der Hochfinanz. Die Werte des Herzens waren höchstens noch Modewerte. Sogar „Innenkultur" konnte Mode werden, und man schwatzte von ihr wie ein Schulbub von den Gefühlen eines Großvaters. So war die herrschende Oberfläche.

Daß es daneben auch heute in allen Ländern ernstes, oft verzweifeltes Ringen um Gestaltung innerer Erregung gab, ist ja freilich wahr. Wahr auch, daß es überall Menschen gibt, in allen Ständen und Klassen, die aufrichtig an sich arbeiteten, die wußten, wenn es in der Menschheit anders werden sollte, man bei sich anfangen mußte, kurz Menschen mit Kultur. Und auch Religion hat ja nur Bedeutung, wenn sie in diesem Sinn zur Kultur geworden. Hat die Alltagsreligion, das Kleben am Formalismus, an religösen äußerlichen Gebräuchen denn die Menschen innerlich weiter gebracht, hat sie nicht vielmehr das eigentliche Wesen der Religion, die unmittelbare Ausstrahlung seelischer Wärme, verschüttet, so daß heute die Wenigsten überhaupt mehr wissen, was Religion ist, was Religion sein könnte! Jene aber, die wissen, daß Religion das Streben nach Zusammenhang mit der weltdurchdringenden, Chaos besiegenden Liebe bedeutet, daß sie da eins wird mit der Kultur, die haben keinen Grund, heute an Kultur und Religion zu verzweifeln. Sie fühlen sich nicht bankrott. Sie haben keinen Augenblick Zivilisation mit Kultur verwechselt. Den hohlen, seichten, schillernden Zauber der Zivilisation erkannten sie schon lange. Wie hätte man nicht an der Zivilisation zweifeln sollen, da man doch sah, wie das höchste Interesse, der größte Wert, der gewaltigste Geldaufwand bei den Kriegsvorbereitungen war, bei der Vorbereitung zur Zerstörung alles dessen, was unsägliche Mühe sonst geschaffen. Die all

dem selbstberäuchernden Zivilisationskehricht Abgewandten haben sich vielleicht getäuscht, aber doch nur darin, daß sie die Macht des international organisierten Kapitals zu groß angeschlagen, daß sie zu sehr geglaubt hatten, der imperialistische Wahnsinn könne gebändigt werden durch die Furcht vor dem ökonomischen Ruin. Die seelische Krisis ist heute im Grunde die nämliche, wie sie zu allen Zeiten existiert hat, wenn sie auch vielleicht heute in besonders entsetzlicher Weise zur Darstellung kommt. Zu allen Zeiten kämpften in der Menschheit die Geister der Finsternis mit den Geistern des Lichts, oft genug in jeder einzelnen Brust. Was soll gelten? Was hat Wert, höchsten Wert in der Menschheit? Auf der einen Seite: Ist es die Körperkraft, die kriegerische Tüchtigkeit, der Krieger, die Mordtechnik, der Mörder, die eiserne Härte, der nackte Wille zur Macht Einzelner oder eines Volkes, der Nationalismus, sind es die Alexander, Cäsar, Tamerlan, Dschingischan, Napoleon? Oder auf der andern Seite: Ist es der Wille zum Geisteswerke, ist es Güte, Forschungs- und Gestaltungskraft? Sind es diejenigen, die sich als Mensch unter Menschen fühlten, die das Sehnen, Leiden, Schaffen, die geistigen Kämpfe in allen Völkern als ihr Heimatland fühlten, sind es die großen Namen der Religion, der Kunst, der Philosophie, der Dichtung?

Was gehen uns heute noch die blutigen Kämpfe um die Hegemonie in Griechenland an! Wie viel aber, was an geistigen Werten erhalten geblieben! Um die Hegemonie kämpfen auch die Neger in Afrika, selbst die Bestien des Urwalds. Aber geistige Werte, wie sie uns Griechenland hinterlassen, wirken als Kulturgut in fernste Zeiten und bleiben wirkend lebendig in andern Völkern, in andern Jahrhunderten, wenn die völkische Gemeinschaft, die nationale Selbständigkeit, in der sie ihren Ursprung nahmen, längst verschwunden und aufgelöst sind. Was verschlägt es, daß das alte Griechenland unterging, daß Römer und Türken dort herrschten. Wirken nicht des Aeschylos ernst tragische Gesinnung, Phidias erhabene Gestaltungskraft übermenschlicher Sehnsucht, Platos feuriges Suchen unverändert durch die Jahrtausende? Haben wir also Grund an der Kultur zu verzweifeln? Vielleicht haben wir das Leben und seine unsagbare Tragik vorher nur zu leicht genommen.

Das Grauen vor der mordgierigen Menschheit war Buddhas Ausgangspunkt. In milder, stoischer Entsagung, das Nichts all des kriegerischen Lärmens und Schreiens lehrend, wandelte er mit unsäglicher Trauer im Herzen über die Erde. Der Menschheit Leid machte er zu dem seinigen. Das Leid und die Erlösung vom Leiden war sein Heiligstes und sein Höchstes. Ein wissendes Lächeln nur hätte er gekannt, wenn man ihm die nationale Ueberhebung, die Macht des wandelbaren, zufälligen Staatsgebildes, dem er angehörte, als sein heiligstes Gut gepredigt hätte. Uns näher noch liegt Christi erhabene Gestalt. Bei ihm wuchs auch alles aus Weh

und Leiden und übermenschlicher Liebe. Aber das Leiden an der Menschheit ist bei ihm noch wärmer und herzlicher, und das Auge blickt gläubiger auf die Erde. Nicht Abkehr vom Leben, sondern Durchdringung der Menschheit und aller Völker mit wissender Liebe: das war seine Religion. Gott ist die Liebe, und wo eine Seele andere Menschenseelen liebend zu verstehen sucht, da ist „Gott", da ist der göttliche Wille zur Liebe, der ihm die Brust füllte, daß er freudig für seine Botschaft in den Tod ging. Er lebte in großen Gedanken. Sein weites Herz fühlte die Not und das Elend der haßerfüllten, liebearmen Menschheit. Sein Wort war in keinem Moment des Lebens einem andern Ziele geweiht, als sein Herz in der Menschheit lebendig werden zu lassen. Alles Warme, Brüderliche in der Menschheit war seine Heimat, sein Vaterland.

Und durch alle Jahrtausende gab es Menschen, die im Ewigen verankerte Liebe fühlten, die als Prediger, Lehrer, Künstler und Forscher ihr Herz und ihr Leben hingaben. In verschiedenster Form und Gestalt. Nicht alle lehrten wie Buddha und Christus das Nichtwiderstreben der Gewalt. Wohl fühlten sie alle das furchtbar Zweischneidige der Gewalttat; aber als letztes Mittel, als Notwehr fühlten sich viele gedrängt sie anzuerkennen, nicht als kulturförderndes, wohl aber als kulturschützendes Mittel. War der alte Grieche Nationalist, so war das nicht nationale Eitelkeit, sondern Selbstbewußtsein des Höhern gegenüber der anstürmenden Barbarei. Wer aber, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, könnte das gleiche sagen, wenn Deutschland und Frankreich gegeneinander zu den Waffen greifen? Könnte man Europa ohne eins von beiden überhaupt noch denken? Der wirkliche Kulturmensch kann hier nur tragisches Grauen fühlen. Aber braucht er deshalb an dem zu verzweifeln, was ihn bis heute innerlich gekräftigt hat? Kommt jetzt nicht vielleicht gerade die Prüfungsstunde für seine Seele? Er ist sich bewußt, daß der Weltbrand auch ihn vernichten kann. Warum nicht? Bleibt er aber am Leben, ist ihm alles Elend nur neuer Antrieb, in Zukunft noch inniger im Sinne seiner tiefsten seelischen Erlebnisse zu wirken.

Und in vielen lebt ja die dunkle, tröstliche Ahnung, daß das Leben auf diesem unserm irren traurigen Erdenstern nur ein kurzes Uebergangsstadium bedeutet, und daß den ewig strebenden Kräften in unbekannten Welträumen noch ferne Ziele und große Aufgaben warten. Auch die heutige Krisis wird die Menschheit überwinden, und zehnfache Arbeit aller willigen Kräfte am Neubau wird nachher nötig sein. Wer eine Idee um ihrer selbst willen liebt, dem müssen alle Dinge zum besten dienen.

III. Ausblicke.

Zwingen wir uns zu nüchternem Blick auf die Lage, so schwindelerregend sie auch sei. Wir haben einen Weltbrand, weil die

unproduktiven Kriegsrüstungen einen Maximalgrad überschritten hatten. Wir haben den nackten imperialistischen Kampf um die Hegemonie auf der Erde. Und nirgends auch nur der Schein, daß große Ideen im Spiel seien, es wäre denn vielleicht die Niederwerfung des russischen Minotauros. Aber sehen wir nicht, wie der Wahnsinn sich häuft: das edle Frankreich, die Trägerin aller freiheitlichen Traditionen, als Bundesgenosse des Henkerzars; das ehrenhafte Deutschland, das man gewohnt war als das Gewissen der Welt zu betrachten, im ersten Anlauf aus „strategischen" Gründen sein Wort brechen und das unglückliche neutrale Belgien mit Krieg überziehen. Bang wartet alles, was noch kommen wird, wer noch in das Morden hineingezogen werde, welche Nachbar- und Brudervölker einander noch abschlachten sollen als Opfer der verantwortungslosen Großmannssucht der herrschenden Kreise. Eins wenigstens kann man ja hoffen: daß das blutige Rußland, das seit Jahrzehnten seine edelsten Söhne und Töchter dem Henker und Sibirien auslieferte, niedergerungen wird, daß fremde Waffengewalt und die siegreiche Revolution im Innern den Zar und seine Großfürsten wegfegen werden. Ein solches Resultat könnte einem fast mit dem Weltenunglück versöhnen, wenn nicht eben alles andere noch wäre. Europas Brudervölker, die einander abschlachten, und in Millionen von Herzen ohne Freudigkeit, selbst ohne Haß, sondern mit unsäglicher Trauer einem unverstandenen Zwang gehorchend. Wie soll das enden? Wenn das Elend zu groß wird, wenn die Verzweiflung übermächtig wird, wenn der Bruder den Bruder im feindlichen Waffenrock erkennt, könnte noch sehr Unerwartetes eintreten, könnten sich die Waffen gegen die Kriegshetzer wenden, könnten die plötzlich einig gewordenen Völker den aufgezwungenen Haß vergessen. Lassen wir das Prophezeien, aber wenn uns der europäische Krieg einen Schritt näher der europäischen sozialen Republik bringt, so war er doch nicht so ganz sinnlos wie es heute den Anschein hat. Und vielleicht lehrt ja die Not der Zeit auch wieder unterscheiden zwischen ächten Lebenswerten und schillerndem Talmi.

Und die Schweiz? Niemand wird von uns Eroberungspolitik erwarten. Freundschaftliche Bande verknüpfen uns mit allen Nachbarländern. Wie Unzählige gibt es unter uns, die vom Besten ihrer persönlichen Entwicklung dem Ausland, Deutschland, Frankreich, Italien verdanken! Daß die Schweiz die Grenzen besetzt, ist so selbstverständlich wie möglich, und es wird kaum jemanden geben, der darüber ein Wort verlieren könnte. In der Schweiz will wohl kaum jemand den Krieg; aber noch weniger will jemand die Schweiz als Kriegsschauplatz fremder Heere. Und vielleicht empfinden es die kriegführenden Staaten selbst als Wohltat, wenn irgendwo ein Flecklein Friede herrscht, wenn irgendwo ein Land ist, das zu allen gegenwärtig in verhängnisvollem Krieg verwickelten Völkern gleich

freundschaftliche Gefühle aufrecht erhält. Ein Symbol der doch im Grunde bestehenden Zusammengehörigkeit. Und ist es nicht gerade die welthistorische Aufgabe der Schweiz, zu zeigen, wie gut und friedlich verschiedene Rassen im gleichen wirtschaftlichen Gebilde neben einander wohnen können? Hoffen wir, daß die Schweiz von heute die Keimzelle des Europa von morgen bildet. Und seien wir auf die sehnlichst erwartete Stunde gefaßt, wo nach aller Zerstörung wieder Friede herrscht, und alles nach Kräften suchen wird, die diesen Frieden dauerhafter und innerlicher gestalten können, um auf seinem Boden den Kampf des Geistes mit geistigen Waffen zu kämpfen. Seien wir dann auch auf unserem Posten!

U. W. Züricher, Ringoldswil.

Krieg und Frömmigkeit.

Krieg und Frömmigkeit — gehören diese Dinge auch zu den „Gegensätzen, die sich berühren?" Es scheint so; in der Nacht leuchten die Sterne, unter den schwarzen Schatten des dreißigjährigen Krieges entstunden die kernhaftesten Kirchenlieder, und die meisten Psalmen heben sich von dem dunkeln Hintergrund irgendwelcher Feindseligkeiten ab. Die Beispiele aus der Geschichte aller Zeiten sind so zahlreich, daß man einen besonders ausgeprägten frommen Sinn als eine stete Begleiterscheinung des Krieges bezeichnen könnte. Die Gegenwart bestätigt offenbar diese Vermutung. In unerwarteter, ja unerhörter Weise haben sich seit Ausbruch des großen Völkerkrieges die Kirchen gefüllt. Was hat das zu bedeuten? Gegensatz oder Begleiterscheinung? Läuft die Frömmigkeit diametral entgegengesetzt oder parallel mit dem Kriegsungetüm?

Es ist ja wohl selbstverständlich, daß ein so einzigartiges Ereignis wie der längst befürchtete europäische Krieg den ganzen Menschen erfassen muß bis in die tiefsten Fasern der Seele, daß auch bisher gleichgültige Menschen zu einigem Nachdenken gezwungen werden und in einer bis dahin unbekannten, ihnen fremden Unruhe es am Ende doch einmal mit den „Tröstungen der Religion" probieren wollen. Skeptischen Naturen ist es eine erwünschte Gelegenheit, diese Stichhaltigkeitsprobe des Christentums etwas genauer zu studieren. Bei den meisten Leuten der großen Menge ist es wohl nicht viel anders als ein von Patriotismus und Glaubensstimmung, von Begeisterung und Ohnmacht gemischtes Gefühl von Feierlichkeit: Es geschieht etwas, da muß ich auch dabei sein! Eine bedenkliche Verwandtschaft von Kriegsbegeisterung und Frömmigkeit.

Tiefer denkende und ernster gestimmte Menschen reden im Sinn des Psalmwortes: „Gott ist ein rechter Richter, der täglich dräut. —

Will man sich nicht bekehren, so hat er sein Schwert gewetzt und seinen Bogen gespannt." Der Krieg — die Zuchtrute in der Hand Gottes, mit der er die Völker straft! Es ist eine vom Alten Testament her uns geläufige Vorstellung. Gewiß, es sind Gerichte Gottes! Wir wollen aber nicht vergessen, daß es Gottes Pädagogik ist, damit zu strafen, womit man gesündigt hat. Die Sünde selbst gebiert die Strafe. Die Menschen haben die Zuchtrute selbst gebunden und Gott in die Hand gedrückt. Menschen haben die Waffen ersonnen und geschmiedet, die nun zerfleischend über Europa herfahren.

Was ist denn eigentlich Krieg? Krieg ist die direkte Kehrseite alles dessen, was sonst als gut und recht gilt, er ist die direkte Umkehr aller nach dem Guten und Göttlichen zielenden Kräfte, er ist eine fortgesetzte Legitimation von Mord, Gewalt, Lüge und Raub. Aus Mitleid wird Schadenfreude, aus Unglück Glück. Man denke nur daran, wie die Telegraphenagenturen, wenn sie keine Siege zu berichten haben, flugs dem Gegner allerhand Uebel wie Seuchen und Verbrechen andichten, um die Leser im eigenen Lager zu befriedigen. Krieg — das frevelhafte Werk einer Partei von Hetzern und Wühlern, die allem Gewissen und idealen Zweck zum Hohn natürliche Bande zerreißen und die widersinnigsten Allianzen stiften, gerade wie es für den Augenblick paßt, ein teuflisches Spielen mit den kostbarsten Gütern der Menschheit. Krieg — ein Rausch, der über die Menschen kommt, und wenn sie erwachen, ist eitel Jammer und Elend. Die Hölle hat ausgetobt.

Und daran soll die Frömmigkeit sich erwärmen, ja bis zur Siedehitze der Begeisterung sich steigern? Nein, hier gibt es kein Mitmachen oder Sich-mitreißen-lassen, sondern nur ein energisches Protestieren, ein kategorisches Ablehnen, tiefe Trauer und Abscheu; das ist das unmittelbare und elementare Gefühl der wirklichen Frömmigkeit dem Krieg gegenüber.

Freilich ist damit nicht ausgeschlossen, daß wir uns durch ausgeprägte Sympathien mit dem einen oder andern der beiden sich bekämpfenden Teile leiten lassen und davon beherrscht die täglich sich abspielenden Ereignisse mit Spannung verfolgen. Aber wir müssen uns hüten, solche Stimmungen in die Frömmigkeit hineinzutragen und beides zu vermischen, als ob Gottes Sache nur auf der einen Seite zu finden sei. Das Reich Gottes hat nichts mit den oft recht niedrigen nationalen Interessen zu tun. Wir wollen froh sein, daß die Neutralität unseres Vaterlandes es uns erleichtert, nicht durch wechselndes Schlachtenglück und direkte Beteiligung am Krieg in den Taumel der Leidenschaften hineingerissen zu werden. Nicht nur die politische Klugheit, sondern eben die Frömmigkeit selbst gebietet uns, die Stimmungen, Leidenschaften zu bemeistern, um dafür um so mehr klare Einsicht und Erkenntnis davon zu bekommen, was etwa die Kriegszeit für Wandlungen mit sich bringt, die dem Reich Gottes den Boden bereiten könnten. Vielleicht noch wichtiger als das, was an der Front in den

tagelangen, möderischen Kämpfen sich abspielt, ist das, was hinter der Front im Herzen jedes einzelnen Volkes sich vollzieht und sich erst vollziehen wird, wenn es draußen ruhiger geworden ist. Es müßte merkwürdig zugehen, wenn hier nicht große und wichtige Wandlungen zu erwarten wären und zwar im Sinne dessen, was nach Gottes Plan kommen soll. Was z. B. Solidarität bedeutet, hat man noch nie in allen Ständen so deutlich mit Händen greifen können, wie jetzt. Was bis dahin vielfach als graue Theorie verlacht wurde, ist plötzlich durch die Not der Zeit oben und unten zur maßgebenden, allein rettenden Losung geworden, so daß alle egoistischen Interessen der Wucherer und Spekulanten und ähnlicher Leute staatlich untersagt oder wenigstens der öffentlichen Verurteilung preisgegen werden. Hier sind vielleicht Ansätze zu etwas Neuem; fromm ist es, demselben alle Aufmerksamkeit zu schenken.

Dabei kann man wohl bei einiger Aufrichtigkeit, wie sie der Frömmigkeit eigen sein sollte, sich selbst auf mancherlei Egoismus ertappen, indem sich derselbe gegen die Wandlungen des Krieges sträubt. Der Krieg wirkt, obschon er selbst eine Ausgeburt grenzenloser Selbstsucht ist, doch wie nichts anderes in der Welt, ausgleichend und nivellierend. In der ungeheuren Massenbewegung moderner Kriegsheere, die wie eine Riesenmaschine von unsichtbaren Hebeln geleitet werden, ist individueller Wille und individuelles Wohl vollständig ausgeschaltet. Wer es an der Fabrikbevölkerung und Arbeiterbewegung nicht einsehen wollte, daß der Einzelne nicht allein verantwortlich gemacht werden kann und daß sein Los von der Gesamtheit abhängig ist, der kann es nun am modernen Krieg studieren, was es heißt, sein eigenes Fühlen und Wollen und Leben der Gesamtheit zum Opfer bringen und in derselben aufgehen lassen. Es gibt kaum etwas in der Natur oder in der Geschichte der Menschen, das so gewaltig als ein unentrinnbares Verhängnis nach allen Seiten eingreift wie moderne Mobilmachung und Kriegführung:

Wo bleibt da die individuelle Frömmigkeit, sofern man darunter nicht nur ein dumpfes Gefühl, sondern eine klare Willensäußerung, eine bestimmte Tat versteht. Der Einzelne *kann* den Willen Gottes gar nicht tun, er kann nicht fromm leben, er kann höchstens noch fromm leiden und sterben. Wer sich das Los des Einzelnen in diesen Kriegszeiten vergegenwärtigt, kommt dann am Ende doch zu der Einsicht, daß es in der Tat nicht genügt, das Christentum in der Pflege individueller Frömmigkeit aufgehen zu lassen, ja daß es höchste Zeit ist, Christi Geist eben dort zur Geltung zu bringen, wo jene geheimen Hebel des Mechanismus im Krieg und im Frieden sich befinden, d. h. im Namen des Christentums auf soziale Gerechtigkeit und politischen Frieden zu dringen in der festen Ueberzeugung, daß dies auch wesentliche Stücke des Reiches Gottes sind, und daß dasselbe jedenfalls nicht irgendwo vor einem Bollwerk, heiße es Geldherrschaft oder Waffengewalt, Halt machen darf. Diese Art Frömmigkeit ist es, welche wir

in der Gegenwart ganz besonders brauchen und die wir besonders pflegen sollten, neben all dem bloß persönlich verstandenen und anwendbaren Erbauungschristentum.

Damit hängt nun auch die vorwärtsschauende, hoffende Frömmigkeit aufs engste zusammen. Wir haben oben von Wandlungen gesprochen, die der Krieg mit sich bringt. Genauer besehen sind es ja zunächst nur Zerstörungen, die der Krieg anrichtet, endlose Zerstörungen an Fleiß und Arbeit, an Gut und Blut der Menschen. Was alles mit in den Zusammenbruch hinein gerissen wird, wissen wir nicht, eben so wenig, was dann Neues an dessen Stelle treten wird. Eines ist sicher, daß der Krieg, der mit so viel Lüge und Heuchelei inszeniert und geführt wird, nun vor aller Welt — eine bittere Ironie — dazu verhilft, die Heuchelei der sogenannten christlichen Völker, zu entlarven und ihnen die Maske der Humanität vom Gesicht zu reißen.

Man schämt sich ordentlich für die vor dem Islam und dem Heidentum bloßgestellte Christenheit. Ist nicht dieses Gericht, das über uns ergeht, ein wuchtiger Appell an das Gewissen der verschiedenen Kirchen, ganz anders als bisher ohne Ehrgeiz und Menschenfurcht vor allen Dingen zu trachten nach dem Reich Gottes und sich nicht zu verkaufen an die Mächte der Welt. Wir glauben, es werde auch eine neue geläuterte, gesäuberte Christenheit erstehen; das Gericht wird die Menschen zwingen, die ganze Gesellschaft auf besseren, gerechteren Grundlagen aufzubauen und sie so dem Ziel näher führen. Aus den Ruinen muß neues Leben erblühen.

Es ist bei allem Grauenhaften doch eine große Zeit und wir wollen uns freuen, in derselben leben zu dürfen. Dieser Ton der Freude über das, was kommen soll, darf in unserer Frömmigkeit auch nicht fehlen.

L. Stückelberger.

Gott und die Völker.

Schwere Zeiten bringen schwere Aufgaben mit sich. Aber in diesen schweren Aufgaben, die ernst, gebieterisch an uns herantreten, liegt etwas Hebendes, ein kräftiger, männlicher Trost. Läßt die heutige Stunde solche Aufgaben zu, gewährt sie uns diesen Trost? Man kann die Frage aufwerfen, man kann denen, die sie verneinen, nicht einmal zürnen. Die ganze Lage ist noch so unklar, so unsicher. Können wir etwas anderes tun, als die ersten Gebote der Solidarität erfüllen, die unmittelbare Not lindern helfen?

Vom allerhöchsten Gesichtspunkt ausgehend, zweifeln wir nicht, daß sich aus der furchtbaren Zerstörung heraus etwas Neues bildet. Wenn sich die dämonischen Kräfte ausgetobt haben, hoffen wir, neue Ansatzpunkte zu finden für ein neues Wirken, hoffen wir, daß Gott uns neue Möglichkeiten eröffnen werde, in seinem Dienste

zu arbeiten. Aber wie weit wird diese Selbstzersetzung einer Welt gehen, die für Gott nicht mehr Raum läßt? Wird sie ein entscheidendes Selbstgericht dieser Welt werden, eine definitive Abrechnung, nach der man energisch einen Neuanfang machen kann? Müssen wir nicht auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die dämonischen Kräfte, die jetzt die Stunde regieren, noch weiter bestehen werden, daß sie noch lange nicht den Höhepunkt erreicht haben, der zugleich Beginn des Zerfalls ist? Bange, schwere Fragen. Wer auf eine deutliche Antwort wartet, bis er sich neuen Aufgaben erschließt und sie energisch in Angriff nimmt, der kann lange warten.

Zu diesen rein menschlichen, aber menschlich recht verständlichen Rücksichten kommt noch etwas anderes. Etwas, das zunächst den Gedanken an das eigene Tun zu lähmen scheint. Gott redet. Gott redet im Sturm, weil wir es verlernt haben, ihn anders zu vernehmen. Aber soll der Mensch nicht schweigen, wenn Gott so redet? Es scheint fast ein Gebot der Ehrfurcht zu sein, zu schweigen, damit Gott desto mächtiger reden könne. Je tiefer unser ganzes religiöses Leben und Empfinden ist, desto weniger werden wir uns auch diesem Sehnen verschließen können, Gott reden und walten zu lassen, bis wir klarer sehen, was er von uns verlangt, vor was für Entscheidungen er uns stellt, gegen welche Feinde er uns führt.

Damit ist auch gesagt, von welchem Gesichtspunkte aus wir unsere Aufgaben ins Auge fassen. Die Stunde steht für die Völker im Zeichen der Buße, der Selbstbesinnung. Die heutige Menschheit braucht sich nicht zu schämen, daß sie sich schämt. Nur das Fehlen des Schamgefühles ist eine Schmach, bei allen, ohne Unterschied, beim Besiegten wie beim Sieger, bei denen, die am Boden liegen, wie bei denen, die auf sie treten. Die Stunde ist noch nicht gekommen, die einzelnen Verantwortlichkeiten genauer abzuwägen und zu bestimmen; aber die Stunde ist schon da, den Gedanken an die ungeheure Kollektivschuld der Menschheit aufrichtig ins Auge zu fassen und sich persönlich als Mitschuldigen zu bekennen. Wer Gott in diesen Tagen erlebt, wird kaum der ganzen Schwere dieses Gedankens ausweichen können. Es ist sehr leicht zu sagen, daß Gott alles, was jetzt geschieht, gewollt hat, und darin einen Trost zu suchen. Ganz anders schwer und unbequem ist die Frage, ob dies alles nötig und Gottes Willen gewesen wäre, wenn wir uns nicht so jämmerlich von ihm abgewandt hätten. Erst diese Frage führt uns zum Brennpunkt.

An diesem Gefühl der Buße soll alles weitere orientiert sein. Aber gerade wenn man heute durch diese furchtbaren Erschütterungen wieder zum tieferen religiösen Empfinden gelangt, macht man auch die Erfahrung, daß diese aufrichtige Stimmung nicht erdrückend, sondern befreiend wirkt. Alle sentimentalen, schwächlichen Entartun-

gen der christlichen Buße sollen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß im Christentum dem „Werde" das „Stirb" vorangeht. So wird auch unser Wiederanfang um so kräftiger und kühner sein, je tiefer wir in uns gehen und die ungeheuren Verirrungen und Verschuldungen der Menschheit als die unsern empfinden. Die christliche Paradoxie erlaubt uns, gerade aus dem überwältigenden Gefühl, daß Gott nun zu reden, zu walten und zu bestimmen hat, die fruchtbarsten Anregungen für unser Denken und unser Tun zu schöpfen.

Gottes Kritik ist darum die schärfste, weil sie die fruchtbarste am meisten neuschaffende ist. Er vernichtet nicht, ohne mit neuem Leben zu erfüllen. Seine Gerichte sind Neubildungen. In dem Maß als uns durch Gottes Gericht eine Welt in Trümmer zerschlagen wird, in dem Maß fließt uns auch die Gewißheit zu, daß es eine neue geben kann, in dem Maß wächst auch unser Wille, daran zu arbeiten und gegen alles zu kämpfen, was sie unmöglich macht. Darum verlieren wir weniger als je den Mut zum Vorwärts; darum sind wir weniger als je geneigt, unsere Hoffnungen aufzugeben. Und damit ergeben sich aus der Tiefe der aufrichtigen Bußstimmung neue Aufgaben, neue Ziele, denen nicht nur die äußere Lage, sondern der eigene Wille, reiner zu wirken, die Arbeit noch tiefer zu begründen, etwas Neues verleiht.

Die ganze Zeit bringt es mit sich, daß wir nicht an unsern höchsten Zielen festhalten können, ohne schwere Kämpfe zu bestehen. Kampfperioden verlangen Kämpfe, gerade wenn man die veräußerlichte Auffassung des Kampfes überwinden möchte. Solche Erschütterungen und Umwälzungen schaffen nicht nur aus der Zersetzung heraus Neues, sondern bilden auch einen Boden für die schwersten Rückfälle und Entartungen. Wir sehen es um so deutlicher, je näher wir Gott zu stehen trachten. Je aufrichtiger der Wille ist, die heutigen Erschütterungen als göttliches Gericht zu erleben, aus tiefster Selbstbesinnung heraus, und die ganze zukünftige Arbeit an einem reinen, hohen Begriff von Gott zu orientieren, desto mehr sieht man sich in die Kampfstellung getrieben gegen alles, was Gott mit der Welt, über die er Gericht hält, verquickt und kompromittiert. Je tiefer die Einsicht in die Gottlosigkeit und Schmach unserer Kultur ist, je leidenschaftlicher der Wille ist, sich in Gottes Dienst zu stellen zum Bau einer neuen Welt, desto gebieterischer wird auch die Pflicht, sich gegen alles zu wenden, was aus anderen Stimmungen herausschafft als aufrichtige Selbstkritik und Buße. Wenn Gott eine Welt des Blutes und des Schmutzes von sich schüttelt, so soll er nicht selber mit ihrem Blut und ihrem Schmutz besudelt werden. Gott überläßt die Völker dem Geist des Wahnsinns, damit sie sehen, wozu sie der Wahnsinn führt. Nur sollen sie sich nicht auf ihn berufen bei dem, was in Selbstverblendung und arroganter Ueberhebung geschieht. Unsere einzige Hoffnung ist, daß er, der so un-

endlich hoch erhaben ist über die Welt, uns einmal aus allem herausreißen kann, an dem wir jetzt zu Grunde gehen, aus Kriegswahnsinn, Machttaumel und rohem Nationalegoismus. Aber was wird aus dieser Hoffnung, wenn man Gottes Machtbereich in die Grenzen einer Nation bannt, wenn man sein Walten in dem Sieg des einen, in dem Zermalmen des andern erblickt — von welcher Seite es geschehe, in welcher Sprache es gesagt werde? Was wird aus dem Gottesreich, wenn wir in brutale, bornierte Nationalreligion zurückfallen? Was bleibt uns heute, wenn uns die einzige Kraft entrissen wird, die groß genug ist, nicht durch Sieg und Niederlage, nicht durch Sturz und Triumph den Krieg zu beenden, sondern durch die Ueberwindung der Gegensätze zwischen den Völkern, durch die Vernichtung des Krieges selber? Wir bestreiten nicht, daß jedes Volk das Recht hat, sein Leben und dessen kräftige Entfaltung zu dem göttlichen Willen in Beziehung zu bringen. Aber ist damit das Recht gegeben, in der Vernichtung dessen, was angeblich der inneren Entfaltung des Volkslebens im Wege steht, oder in den Angriffen, die man gegen andere Völker führt, Gottes Hand zu sehen? Gott hat seine Art, mit dem Leben, dem Steigen und Fallen der Völker in Beziehung zu treten; er kann in der Niederlage sehr nahe und im äußeren Sieg sehr ferne sein, namentlich wenn der Sieg der Arroganz und Selbstüberhebung Vorschub leistet. Es gibt darum keine so unstatthafte Abgrenzung seiner Wirkungssphäre wie das Verfahren der Kriegstheologie, die als schlimmste aller naseweisen Theologien so genau weiß, mit wem er gehen wird, wessen Sieg sein Sieg ist, wen er demütigt, und wen er erhebt, und die so unendlich plump das Maß des göttlichen Waltens an der Größe der äußeren Waffenerfolge mißt. Sie verkennt das Tiefste und Feinste am göttlichen Walten, die wunderbare Art, wie Gott auf seine Weise, unabhängig von unseren plumpen Maßstäben zu den Seelen der Völker wie zu denen der Einzelnen in Beziehung tritt, sie zu heben und lenken weiß. Man kann sich angesichts gewisser Aeußerungen der letzten Zeit fragen, ob die Kriegstheologie nicht gottloser ist, als der Atheismus. Schlimmer, als Gott zu ignorieren, ist es, sich bei allen Roheiten und, menschlich gesprochen, „notwendigen" Uebertretungen aller göttlichen Gebote auf Gott zu berufen.

Diese Anschauungsweise macht sich in der letzten Zeit breit, daß man im Namen des Evangeliums dagegen Stellung nehmen muß. Den Völkern ziemen jetzt Gedanken der Buße, nicht die Vorstellung, daß sie als Vollstrecker des göttlichen Willens „Gerichte" an einander vollziehen.

Es gibt wohl kein schlimmeres und traurigeres Zeichen für den Tiefstand des religösen Empfindens unserer Kultur, als die Art, wie sich aus der Blässe des abstrakten Gedankens, aus dem blutarmen Ideal so plötzlich eine persönliche, lebendige Gottheit ent-

wickelt hat, eine Gottheit freilich, die nur darum nicht mehr abstrakt und blutarm ist, weil sie auf einmal blutdürstig geworden ist. Dem fernen Gott kommt man aber nicht nahe, wenn man sich um einen Kriegsgott schart. Und wir, die wir an den lebendigen Gott glauben und nur von ihm etwas erwarten, können darin nur einen Rückfall in religiöse Barbarei erblicken. Den fernen, uns abstrakt, „ideal" gewordenen Gott können wir nur durch den nahen, lebendigen, persönlichen Gott verdrängen, der aber nicht ein Gott des Krieges ist, sondern für den der Krieg die Entfaltung der widergöttlichen Kraft bedeutet.

Wir schätzen unsere Neutralität hoch ein. Wo in der Schweiz ein weiter Blick, ein klares Urteil und Sinn für unsere besonderen Aufgaben vorhanden sind, sieht man in ihr ein teures, hohes Gut, das man treu bewahren und sorgfältig hüten muß. Nicht wegen der Vorteile, die sie uns bringt, nicht aus Angst vor den Gefahren, die sich einstellen, wenn man einseitig Partei ergreift, sondern weil wir in ihr die Grundlage einer Gesinnung erblicken, die in der Zukunft, gerecht und wahr, mit warmer Sympathie für das Edle, was in jeder Nation vorhanden und mit gerechter Kritik dessen, was nach den höchsten Werten bemessen, zu verabscheuen ist, ein nicht wertloses Verbindungsmoment bedeuten kann. Gewiß ein schwacher Schimmer in der Nacht, die uns umhüllt. Aber ist es unstatthaft, diesen schwachen Schimmer zu brauchen, um sich zum Glauben an den Lichtstrahl zu erheben, der allein die Nacht verscheuchen kann? Gibt es nicht eine erhabene, göttliche Neutralität, die nicht zuwartet, sondern schafft, sich nicht zu verteidigen braucht, sondern auf die Ueberwindung der nationalen Gegensätze arbeitet. Sie ist nicht etwas Schwächliches, Passives, sie ist nicht die Machtlosigkeit inmitten der Mächte, sie ist die höchste Macht, die sich die letzte Instanz vorbehält und auf ihre Art richtet, hebt und stürzt. Sie kann an Siegern und Besiegten ihre furchtbaren Strafgerichte vollziehen; und etwas kann sie, zu dem sie allein im Stande ist, sie kann alles sammeln und aufrichten, was in jedem Volk Hohes und Reines vorhanden ist, was fähig ist, nicht den Gegner zu überwinden, sondern die eigenen rohen Machtinstinkte zu ertöten. Das ist die schaffende Neutralität Gottes. Diese Neutralität Gottes ist unser Halt, unser Glaube, unsere Hoffnung. Sie allein gibt uns den Maßstab der Beurteilung, die Orientierung. Sie treibt uns vorwärts. Sie läßt uns an einen ganz anderen Ausgang glauben, als die äußere Ueberwindung eines Gegners durch den andern. Wenn der Glaube an sie uns weite Perspektiven öffnet, können wir nicht mehr Gottes Walten mit dem Sieg oder Fall *eines* Volkes, *einer* Partei unzertrennbar verknüpfen. Wenn ihre Größe und Reinheit es uns angetan hat, kommt uns alle Kriegstheologie, von welcher Seite sie kommen möge, als Lästerung vor, als Lästerung Gottes, der allein größer ist als jedes einzelne Volk,

weil er größer ist als alle. Erst der Glaube an Gottes volle Größe und Erhabenheit über alle Kräfte, Völker, Strömungen, die im heutigen Kampfe engagiert sind, erlaubt uns, die Zukunft ruhig und zuversichtlich ins Auge zu fassen. Darum werden wir diesen Glauben nie aufgeben. Nicht daß Gott dazu unser bedürfte, sondern weil wir noch mehr leiden und noch tiefer sinken würden, wenn wir ihm untreu würden. Er ist der letzte Halt einer im Blut ertrinkenden Menschheit.

J. Matthieu.

Etwas, was zu tun ist.

Wenn man versucht, sich irgendwie mit den jetzigen Ereignissen auseinanderzusetzen, so kommt man doch immer wieder — wie Erlösung suchend — zu dem Glaubensschluß: hier muß ein gewaltiges Ende und ein großer Anfang sein. Es kann gar nicht anders sein, solche Zeiten können unmöglich ohne ungeheure Wirkungen über uns dahingehen. Könnten sie es, dann müßte es tot und traurig um die Menschheit bestellt sein! Wir haben wohl früher bisweilen fast resignieren wollen, wenn wir die Willensbewegungen der Menschen wie einen trägen Strom in alten Bahnen dahinfließen sahen, und nur so selten ein lebendiges Strömen und Aufwallen; wenn wir die so mannigfaltig verschlungenen und verketteten kleinen und großen Interessen überall fühlten, die mit zäher Festigkeit am Althergebrachten hingen, von dem wir doch loszukommen hofften. Wie soll da einmal Leben hineinkommen, wie sollen solche Verbindungen sich lösen?

Nun ist uns der Kleinglaube von einem Sturmwind hinweggefegt worden. Leben, unheimliches Leben ist da, und mit unerbittlicher Gewalt werden da Interessenverflechtungen aller Art zerrissen, die wir so fest meinten, werden alte „Werte" in Nichts zerblasen. Das erkennen wir jetzt: was uns mächtig erschien, kann durch große Erschütterungen zunichte werden. Heute sind es Erschütterungen furchtbarer Art, Stürme, die zunächst nichts als Vernichtung zu bringen scheinen, die uns lehren müssen, daß nichts unbesiegbar und allmächtig ist von derartigen Mächten. Dürfen wir daraus nicht die Hoffnung schöpfen, daß es auch andern Erschütterungen, Stürmen, die aus anderem Geiste wehen, gelingen muß, Bollwerke niederzureißen, die wir für uneinnehmbar halten?

Solche Hoffnungen brauchen wir jetzt! Denn, so gänzlich ungewiß der Ausgang dieser Ereignisse auch noch ist, so unabsehbar ihre Folgen, so scheint doch wenig dafür zu sprechen, daß uns diese Zeit direkt unseren Zielen näher bringen kann. Die großen wirtschaftlichen Depressionen, die keinem Lande erspart werden, die furchtbare Not, die dem Volke überall droht, dies alles wird eher die feindlichen

Tendenzen stärken. Durch Ausschaltung und Vernichtung der kleineren minder leistungsfähigen wirtschaftlichen Existenzen wird ein Anwachsen der großen Monopolmächte bedingt sein, denen dann die Not der Massen, die vor allem Arbeit und Verdienst suchen müssen, ihre Herrschaft stärken und neue Abhängigkeiten schaffen wird. Ganz abgesehen davon, ob nicht der Militarismus mit erneuter Macht aus diesem Krieg hervorgehen, ob nicht heißer als je der chauvinistische Nationalismus auf allen Seiten die Menschen wieder gegeneinanderhetzen muß? Wir wissen das alles nicht; aber Eines dürfen wir doch glauben: daß, wenn auch dies alles und noch Schlimmeres eintreten mag, doch auf der andern Seite *zu viel Leben* ist, das sich dagegen wehrt, daß, wenn auch die feindlichen Mächte noch so sehr triumphieren, es doch ein Ende mit ihnen haben muß, wenn nur bei uns das Neue, der Anfang, wirklich lebt.

Den neuen Geist, von dem wir glauben, daß er sich allen Gewalten zum Trotz durchringen wird, ihn gilt es nicht nur zu pflegen, es gilt, ihn doch gleichzeitig in Formen zu gießen, in denen er sich wirksam erweisen kann gegen die Feinde, die sich ja auch mit sehr realen Mächten umgeben.

Gerade das Suchen nach solchen Formen, nach einer äußeren Wirkungsmöglichkeit sozialistischen Geistes ist es wohl, was uns mit treibender, fast ungeduldiger Unruhe erfüllt, mit dem Fragen nach dem, was zu tun sei, zu dem uns die große Verantwortung jeden Tag aufs neue treibt. Es will uns einfach nicht genügen, heute nur Not lindern zu helfen, so bitter nötig das auch ist, wir müssen weiter, tiefer in Zukunftsarbeit hinein, wir fühlen zu deutlich, daß wir gerufen werden, Wege zu bahnen für das, was kommen soll. Da wird freilich einem Jeden sein Stückchen Zukunftsarbeit nur unbedeutend und armselig erscheinen; aber sollten wir da nicht aus der Begeisterung der kriegerischen Armeen das eine lernen, daß jedes kleine Glied sich unentbehrlich dünkt und dünken muß, das einer „großen Sache" dient. Dürfen wir, die wir von unserer Sache nicht betrogen sind, die wir wirklich von einer unendlich großen gemeinsamen Aufgabe reden können, dürfen wir da nicht auch die unscheinbarste Kleinarbeit in diesem Lichte als wichtig und unentbehrlich ansehen? Die Hingabe an Großes kann von uns Menschen vielleicht gar nicht anders ertragen werden, als in der Umsetzung unserer Kräfte in solche kleine Bewegung.

Nur in diesem Sinne wage ich es hier auch, Oftgeschriebenes nochmals zu wiederholen, und auf eine Betätigung für unser Streben hinzuweisen, auf eine äußere Form, in welcher sich der sozialistische Geist zur Macht entfalten kann und welche von ihm ihr Leben empfangen muß. Ich meine die Form *genossenschaftlicher Organisation*.

Es ist hier schon oft gesagt worden, welche Ziele der Genossenschaftsbewegung gesteckt sind. Wir sahen und sehen in ihr den An-

fang zu einer Wirtschaftsform, welche die kapitalistische abzulösen berufen ist, indem sie durch organische Umgestaltung der Beziehungen zwischen Konsum und Produktion diese letztere auf die Organisation des Konsums aufbaut, allmählich die Gesamtheit der Konsumenten zu Besitzern der Produktionsmittel macht, und dieselben gleichzeitig durch stetiges Anwachsen der Organisation zur Verwaltung und Leitung solcher gesellschaftlichen Produktion, zum Leben in solcher Wirtschaftsgemeinschaft, erzieht.

Die wirtschaftliche und vor allem die tiefe ethische Bedeutung dieser Bewegung wird uns jetzt erst recht klar, gerade jetzt, wo wir mit Schmerz erkennen, daß sie heute noch so weit von ihrem Ziele entfernt ist, daß sie heute noch nicht als Macht der Ordnung und des Friedens, als Arbeitgeberin großer Massen, auftreten kann, noch nicht sich anschicken kann, das Erbe der erschütterten, kapitalistischen Ordnung anzutreten. Dabei wollen wir keinen Augenblick die gegenwärtige große Bedeutung der Konsumgenossenschaft verkleinern oder verkennen. Wir wollen froh sein, daß wir sie haben. Der in ruhigen Zeiten vielleicht oft geschmähte oder belächelte genossenschaftliche „Kramladen" zeigt nun seine Wichtigkeit. Hätte er nicht Brot und Mehl heute in seiner Verwaltung, es stünde noch weit schlimmer.

Aber Brot und Mehl ist nicht das einzige, was wir brauchen und was genossenschaftlich hergestellt und verteilt werden muß, damit ohne schwere Störung die alte Wirtschaftsordnung durch eine neue abgelöst werden kann. Solche Ablösung können wir uns ja fast nur als eine ganz allmähliche vorstellen, und unsere Genossenschaften müßten heute ganz anders umfassend sein, sie müßten vor allem eine große Menge freiverfügbarer, durch kapitalistische Zinspflicht unbelastete Produktionsmittel, vor allem auch Boden, haben, um heute und bald ihre Herrschaft antreten zu können.

Sie können es noch nicht, weil bisher in ihren Mitgliedern noch der alte Geist des Privatinteresses lebte und vom sozialistischen Wollen noch wenig zu spüren war. Deshalb war man zufrieden, wenn die Warenvermittlung gut vonstatten ging, man triumphierte bereits bei jedem neuen kleinen Produktionsbetrieb, vor allem aber lobte man, wenn alljährlich eine ansehnliche Summe zurück in die eigenen Taschen fließen konnte. Was die Rochedaler groß machte, heute macht es uns einflußlos! Wir haben uns damit beruhigt, daß die Bewegung dennoch von Jahr zu Jahr erfreulich wuchs, wir hofften, daß allmählich eine immer bessere Erkenntnis der Mitglieder uns schneller weiterführen werde, wir rechneten mit Zeiten friedlicher Entwicklung.

Nun müssen wir freilich sehen, daß von den Genossenschaften mehr verlangt wird; es wird jetzt nicht mehr langsam vorangehen dürfen, sonst werden wir überholt. Jetzt muß ein anderer Geist einziehen, ein Geist voll treibender Kraft, der mit dem

alten Eigennutz aufräumt, und dem es dann gelingen muß und wird, die Bewegung mit ganz andern Schritten vorwärts zu bringen.

Der Geist wird viel aufzuräumen haben! Man höre nur die begründeten und unbegründeten Klagen und Nörgeleien der jetzt so bedrückten Hausfrauen, die beim kleinsten Anlaß ihre eigene Organisation im Stiche lassen, man sehe, wie wenig verbunden heute noch meist Mitgliedschaft und Leitung der Vereine sind, wie sie so oft noch viel mehr den Eindruck von Geschäftsinhabern und Kunden statt von einem einzigen Ganzen erwecken, in dem Haupt und Glieder fest verbunden sind. Es wird viel, viel Kleinarbeit geben; persönliche unermüdliche Aufklärung, vielleicht Einführung einer Hausagitation, Einrichtung von kleinen Versammlungen in allen Kreisen, kurz eine ganz intensive Genossenschaftspropaganda. Es wird gewiß eine Arbeit sein, die nicht immer auf die Höhen der Genossenschaftsideen führen, sich oft um kleinliche Dinge drehen wird, aber die doch Großes herbeiführen wird und die jetzt, gerade jetzt, getan werden muß. Jetzt werden wir doch in den Herzen der Hausfrauen neben allem Mißmut und aller Sorge ganz gewiß ein Suchen und Fragen finden, wie es denn besser werden könne; und was in uns an Zukunftshoffen lebt, das lebt auch in vielen von ihnen. Es gilt nur, es zu wecken und ihm den Weg zu weisen.

Wollten sich doch jetzt viele der guten Kräfte, die sich regen und nach Betätigung sehnen, hierhin wenden! Mit bloßer Nützlichkeitsbetrachtung kommen wir in der Genossenschaft, und kommen wir gerade jetzt nicht mehr aus, wir brauchen mehr, wir brauchen Glauben und Begeisterung, religiösen Sozialismus. Und heute arbeiten wir weniger denn je allein; heute ist ein Größeres am Werk, dem wir helfen und dienen dürfen. D. Staudinger.

Ueber die Ursache des Krieges.

Ueber die Ursache der Katastrophe des Abendlandes nachzudenken, wird für lange Zeit eine der Hauptaufgaben sein, die unserem Geschlechte gestellt sind. Es ist nicht nur eine theoretische, sondern eine sehr praktische Aufgabe; denn nur in dem Maße, als wir die Gründe des Zusammenbruchs erkennen, werden wir imstande sein, einen haltbaren Neubau zu beginnen. Eine volle Klarheit über dieses ungeheure Ereignis werden freilich erst ferne Jahrhunderte bekommen und auch sie vielleicht nicht. Die Tatsache ist jedenfalls viel zu groß, als daß irgend ein Mensch, und wäre er ein Riesengeist, ihren ganzen Sinn zu erfassen vermöchte, jetzt oder in Zukunft. Doch kann jeder von uns einen größeren oder kleineren Beitrag zu dieser Arbeit leisten,

und angefaßt muß die Aufgabe ja werden; jeder Verzug wäre verhängnisvoll. Denn nicht nur der Neubau unserer Kultur überhaupt, sondern schon der Friede, der kommen muß, wenn wir nicht endgültig untergehen sollen, hängt von dem Maße des Lichtes ab, das im Laufe der nächsten Jahre in das furchtbare, von den Geistern des Wahns und der Lüge beherrschte Dunkel fällt. Nur ein Spatenstich an dieser Arbeit wollen die folgenden Ausführungen sein, eine Fortsetzung der in dem Artikel „Das Gericht" begonnenen Betrachtung, eine Anregung zu einer möglichst auf die Wurzel dringenden Beurteilung der gewaltigen Tatsache, vor die wir gestellt sind.

Welches ist die Ursache des Krieges?

Beginnen wir an der Oberfläche, indem wir bei den politischen Zusammenhängen einsetzen. Welche politischen Ursachen haben zu dem Kriege geführt? Was für Ziele erstreben die beteiligten Völker? Wer trägt die Hauptschuld? Wer hat angefangen? Das sind die Fragen, die jetzt auf der Oberfläche der Tagesdiskussion leidenschaftlich erörtert werden. Auch sie ermangeln eines tiefern Interesses nicht. Unsere Einsicht in den wahren Sinn dieses Kampfes wird ohne Zweifel gemehrt werden, wenn wir wissen, wer ihn entfesselt hat. Es stehen uns hier vielleicht Ueberraschungen bevor; die Dinge mögen sich uns in einigen Jahren in sehr veränderter Beleuchtung darbieten, und die Folge könnte viel Ernüchterung und Empörung sein. Jedenfalls ist es allzunaive Selbstgerechtigkeit, wenn nun irgend ein Volk die Schuld einfach von sich ab auf andere wälzt. Davor sollte es schon vom religiösen Gewissen gewarnt werden. Auch werden wir nicht so kindisch sein, die Losungen zu glauben, die die Kämpfer selbst ausgeben, um sich selbst ein gutes Gewissen zu machen und sich vor den Andern in ein gutes Licht zu setzen. Das ist einfach Strategie. Wir werden uns vielmehr an die politischen Tatsachen selbst halten. Und da möchte ich nun den Satz wagen, daß, rein politisch betrachtet (wohlverstanden!), alle am Kampf beteiligten Völker gute bis sehr gute Gründe zu haben scheinen. Es scheint, daß Oesterreich das Gefühl hatte, es müsse, wenn es nicht langsamer Auflösung verfallen solle, sich in einem Entscheidungskampf Luft schaffen. Rußland durfte die politische Vernichtung Serbiens und den Verlust seines Einflusses auf dem Balkan und weiterhin nicht zugeben, wenn es nicht den Bankrott seiner Politik erklären wollte. Deutschland mußte zu Oesterreich stehen, weil es mit ihm die gleichen weltpolitischen Interessen besitzt und mit seiner Niederlage die Vormauer gegen das Slaventum und überhaupt sein einziger zuverlässiger Bundesgenosse gefallen wäre; es konnte sich veranlaßt sehen, im Gefühl seiner überlegenen Kraft und Rüstung zu einem entscheidenden Schlag auszuholen und die ihm nach seiner Meinung gebührende, aber vielbestrittene Weltmachtstellung mit gewaltigem Ruck an sich zu reißen. Frankreich durfte seinen langjährigen Bundesgenossen nicht im Stiche lassen, aus Ritterlichkeit nicht, aber auch darum nicht, weil es sonst auf dem Festland der deutschen

Uebermacht fast wehrlos ausgeliefert gewesen wäre. England endlich durfte das befreundete und verbündete Frankreich in seiner Todesnot nicht verraten; es durfte die Verletzung eines Staatsvertrages (zu Gunsten der belgischen Neutralität), für dessen Aufrechterhaltung es sein Wort verpfändet, nicht dulden, ohne verächtlich zu werden, und zu alledem sah es durch eine deutsche Herrschaft über Europa seine Weltmachtstellung und sogar seine Unabhängigkeit tötlich bedroht — sicher mit Recht. Was man auch in letzter Instanz über all diese Gründe denken möge, sie sind, vom rein politischen Standpunkt aus betrachtet, nicht unedel, sie sind, wenn sie richtig sind, sehr wichtig. Jedenfalls meint, wie uns die Lektüre ihrer Presse zeigt, jedes der kämpfenden Völker aufrichtig eine heilige Sache zu vertreten. Wir dürfen also in diesem Sinne wohl sagen: es ist eine aus lauter guten Gründen zusammengesetzte Kette, die die Völker Europas ins Verderben zieht.

Gerade darum aber darf uns dieser politische Standpunkt nicht genügen; wir müssen tiefer dringen. Höchst wahrscheinlich sind die angeführten Gründe gar nicht die entscheidenden gewesen. Sie liegen wohl bloß auf der Oberfläche. Es sind wohl weniger die bewußten als die unbewußten Gründe, die den Ausschlag gegeben haben, und es wird sich zuletzt weniger um viele Gründe, als vielmehr um einen handeln, einen allen Kämpfern gemeinsamen. Was für einer könnte es denn sein?

Wir könnten versuchen, nach dem Schema der ökonomischen (oder „geschichtsmaterialistischen") Betrachtungsweise zunächst die wirtschaftlichen Ursachen aufzusuchen. Wir könnten dann erklären, der Kampf sei vor allem ein Streit um den Weltmarkt. So pflegt man besonders den Gegensatz zwischen Deutschland und England aufzufassen. Man könnte darauf hinweisen, daß lange wirtschaftliche Bedrückung durch Oesterreich Serbien zu glühendem Haß gereizt habe, könnte zeigen, wie der Raubtierhunger des Großkapitals nach Kolonien und Ausbeutungsgelegenheiten die Regierungen und die öffentliche Meinung bis zu dem Punkt getrieben habe, wo wir jetzt angelangt sind. Dann wäre es also der Kapitalismus, den wir als wahren Urheber dieses Unheils vor uns sähen, dieses System des wirtschaftlichen Kampfes Aller gegen Alle, das nun zum politischen geführt hätte.

Auch diese Auffassung hat vieles für sich, wie von selbst einleuchtet. Sie enthält ohne Zweifel einen Teil der Wahrheit. Wir sind der Ursache jedenfalls näher gekommen.

Aber ob diese Erklärung völlig genügt? Es steht ihr eine starke Tatsache unbewältigt gegenüber: die Tatsache, daß die Völker größtenteils mit ungeheurer Begeisterung in den Krieg gegangen sind, die Völker, die doch schwerlich Lust gehabt hätten, für den Kapitalismus ihr Blut zu verspritzen. Wenn wir also auch annehmen wollten, der Kapitalismus habe den Krieg herbeigeführt, so ist klar, daß er dies gar nicht zu tun vermocht hätte, wenn er nicht eine andere Macht hätte aufbieten können, die stärker war als er. Wie heißt diese Macht?

Sie heißt: Nationalismus! Dieser ist über die Völker gekommen, wie ein ungeheurer Rausch. Nicht plötzlich ist er gekommen. Seit Jahren sahen wir, wie diese nationalistische Welle höher und höher stieg. Gefördert und gehegt auch von Männern, die zu Besserem berufen gewesen wären, erfaßte der Chauvinismus besonders die sogenannten gebildeten Kreise, die „Intellektuellen", und begeisterte die Jugend. Die Jugendbewegung diente zum großen Teil seinen Zielen. Die ungeheure Gefahr, die hier drohte, war uns schon lange klar. Wir haben diesen Geist darum bekämpft bis aufs Messer, ihn gehaßt mit inbrünstigem Hasse. Denn es ist im Grunde der Geist des Egoismus, der Geist der Selbstbespiegelung, der Berauschung an den Vorzügen des eigenen Volkes, der Erhebung über andere, des heimlichen Zornes über ihre Vorteile und des heißen Gelüstens, sie ihnen zu rauben. Der Nationalismus (der sich selbst Patriotismus nennt) ist ja nicht zu verwechseln mit jener demütigen und freudigen Liebe zum eigenen Volk und Land, die durchaus berechtigt und heilig ist. Er ist vielmehr die krankhafte Entartung dieses Gefühls; er ist Wucherung, ist Rausch. Dieser Rausch stammt, wie jeder Rausch dieser Art[1]) aus Leere, aus dem Gefühl eines Mangels, einer Minderwertigkeit, einer ungestillten Gier und ist darum bei bisher verkürzten Völkern am leichtesten zu erregen. Er ist im übrigen, wie schon angedeutet wurde, eine Aeußerung jener egoistischen Selbstvergötterung, die dem nicht durch den Geist wiedergeborenen natürlichen Menschen eignet. Aber dieser natürliche Hang hätte nie zu dem heutigen Nationalismus führen können, wenn er nicht gefüttert worden wäre mit dem Ideal, d. h. dem Schein des Ideals. Man hat ihm eingeredet, daß er etwas Großes, ja das Allergrößte sei, man hat ihm den Mantel des Heldentums umgetan, man hat ihn mit der Religion in die engste Verbindung gebracht. Es war besonders das Wesen des polytheistischen Heidentums, daß es Gott und Volk untrennbar verband. Gott war der Gott dieses bestimmten Volkes; der Gott stand und fiel mit dem Volk und das Volk mit ihm; der Gott war stolz auf sein Volk und dieses stolz auf seinen Gott. Der Krieg war sein höchster Dienst.[2]) Es ist darum bezeichnend, daß dieser Nationalismus heute ganz die gleiche Form annimmt. Er wird, wenn er hoch aufflammt, religiös; er sammelt sich um den Schlachtengott, der der Gott gerade dieses Volkes ist, und erhält damit noch gewaltigere Kraft. Er ist Religion. Dieser Rausch steigt aus den tiefsten (nicht den heiligsten!) Quellen. Seine Macht hat der Basler Friedenskongreß verkannt. Und nun haben wir die Tragödie erlebt, daß es gelungen ist, auch die Sozialdemokratie in diesen Rausch zu versetzen, so daß die Welt nun zusieht, wie auf furchtbaren Schlachtfeldern die Genossen einander das Bajonett ins Herz stoßen.

---

[1]) Vgl. den Aufsatz über den Kampf gegen die Genußsucht, Nr. 2, 1914.

[2]) Vgl. dazu den Aufsatz: „Christentum und Vaterland", Nr. 9, 1911.

Daß ich diesen Rausch nicht als eine göttliche, sondern als eine dämonische Sache betrachte, habe ich schon deutlich genug gesagt. Selbstvergötterung scheint mir, wenn ein Volk sie übt, nicht edler, als wenn sie der einzelne Mensch pflegt. Was würden wir sagen, wenn eine Familie der Welt versicherte, was für Tugenden und Vorzüge sie habe, wie sie geradezu die Familie der Familie, die „Volksfamilie" sei? Wir würden lachen. Aber wenn ein ganzes Volk das tut, wird es dann schöner? Was sagen wir dazu, wenn ein Volk behauptet, es sei das eigentliche „Menschheitsvolk"? Es ist gut und schön, an seiner Familie Freude zu haben, aber es ist töricht, sie sich selbst und der Welt vorzurühmen. So gibt es für einen Menschen, der auf einen menschlichen und geistigen Standpunkt gelangt ist, nichts Törichteres und Häßlicheres als das Schauspiel dieses Patriotismus, der sich im Taumel des Eigenlobes um sich selbst dreht und noch dazu Gott, den Gott aller Menschen und Völker, für seine Selbstüberhebung in Anspruch nimmt. Dieser „Patriotismus" ist zum Fluch und Verhängnis der Welt geworden. Es ist die vergötterte Selbstsucht, die sich zum Himmel erhebt und die im Abgrund enden muß.

Sind wir nun zum Ziel gelangt? Haben wir die Ursache gefunden?

Immer noch nicht ganz. Wir müssen nun noch die Verbindungen bedenken, die dieser Nationalismus eingeht und die ihm seine ganze Macht verleihen, und werden vielleicht entdecken, daß auch er noch nicht die letzte und völlige Gestalt der Ursache, die wir suchen, darstellt.

Wir haben schon angedeutet, daß der Nationalismus natürlicherweise den Machthunger in sich trägt. Er will um sich greifen, sich sättigen, niederschlagen, erobern, will, wenn möglich, die Welt gewinnen. Es wohnt in ihm der dämonische Unendlichkeitsdrang der natürlichen Leidenschaft. Auf diesem Weg gelangen wir zum Imperialismus. Das ist die Erscheinung, die die letzte Epoche so stark gekennzeichnet hat. Der Geist des Imperium Romanum ist auferstanden. Mit religiöser Glut wollen die großen Völker Weltmacht. Diese erringen sie durch Gewalt und List. Wir sind an diese Sache gewöhnt und betrachten sie darum als selbstverständlich; aber sie müßte eigentlich durchaus nicht sein. Man kann als ein kleines Volk ein bedeutendes und gesegnetes Leben führen und ein großes Volk kann blühen und arbeiten, kann das Größte tun, ohne andere zu verdrängen, ohne das größte Heer oder die größte Flotte zu haben. Aber daran haben die Menschen nicht mehr geglaubt. Sie haben kein Vertrauen mehr zum Geiste gehabt. Was Darwin mit großer, heute widerlegter Einseitigkeit als das Gesetz der Naturentwicklung hinstellte, der Kampf ums Dasein im Sinne gegenseitiger Vergewaltigung und Verdrängung, das wurde als die selbstverständliche Regel der Politik ausgegeben. Die „Realpolitik" war Trumpf; als „real" aber galt Macht und Gewalt; geistige, sittliche Mächte konnten höchstens als „Imponderabilien" eine

Armenhäuslerrolle spielen. Diese Weisheit hat uns ganz beherrscht, zu unserem Fluch.

Hier aber müssen wir offenbar noch einmal zum Kapitalismus zurücklenken. Was ist er anders als Imperialismus in rein wirtschaftlicher Form? Er ist Imperialismus des einzelnen Unternehmens, das zum Imperialismus des Trust führt, der seinerseits zum Welttrust drängt. Was aber ist das Ziel dieser Wirtschaftsordnung? Profit! — Geld, Geld, und noch einmal Geld. Der Mammon erhebt hier sein Haupt, der Mammonismus, der ja mehr ist als bloß Kapitalismus, der aber im Kapitalismus eine besonders gewaltige Verkörperung erfahren hat.

Damit aber ist gesagt, daß wir in den geschilderten Vorgängen Entwicklungen zur Gottlosigkeit hin vor uns haben, wobei wir freilich das Wort „Gottlosigkeit", wie das Wort „Gott" nicht im Sinne der gewöhnlichen Religiosität meinen, sondern im Sinn der Propheten und Jesu Christi. Wir haben Entwicklungen vor uns, die vom Geiste abführen zum Stoff, von der Persönlichkeit zum Geld, von der Menschlichkeit zur Tierheit, vom Glauben an das Recht und das Gute zum Glauben an die gepanzerte Faust und an den Dreadnought; wir haben eine Entgöttlichung und Entmenschlichung, eine Entseelung der Welt.

Gerade aus dieser zuletzt betonten Tatsache erklärt sich auch wieder der Rausch, in den die Völker versetzt worden sind. Es war ihnen durch die geschilderten Entwicklungen der höhere Lebensgehalt geraubt worden. Sie hatten keine wahrhaft großen, sättigenden Ideale mehr. Das gilt besonders von den sogenannten Gebildeten, den „Intellektuellen". Die geistige Oede, die in diesen Kreisen herrschte, war erschreckend. Darum sind aber gerade diese dem Nationalismus am stärksten verfallen. Hier wird er oft zu einer tobenden Leidenschaft. Es ist, als ob alles, was hier an latentem Idealismus vorhanden war, nun in diesem nationalistischen Taumel ausgebrochen sei, als ob die Tatkraft, die ein rein intellektualistisches, nicht an höheren Idealen orientiertes Bildungssystem nicht richtig zu entwickeln wußte, sich nun in die rohe Barbarei geworfen hätte. Wenn aber sogar die sozialistischen Führer und Massen sich von dem Taumel hinreißen ließen, so ist dies nur ein Beweis mehr dafür, daß der Sozialismus, so wie er an sie gebracht worden war, nicht völlig genügte. Darüber wird noch mehr zu reden sein.

Und der Militarismus? Er ist die eiserne Faust, die der geschilderte Geist emporstreckt und auf die Welt niedersausen läßt. In ihm fließen alle die dargestellten Entwicklungen zusammen. Er ist ein Kind des Kapitalismus. Diese Herkunft verrät sich schon in der ganzen Art der heutigen Kriegsführung. Was ist diese anders als eine ungeheure Maschine, eine Höllenmaschine, die mit blinder Wucht sich vorwärts wälzt, unerbittlich, seelenlos und zermalmend? Was sind diese Kanonen, diese Kriegsschiffe anders als riesige Maschinen? Es gehört dazu aber auch der nationalistische Taumel, die ideale Verklä-

rung, der religiöse Nimbus. Dabei ist die Seele des Militarismus die Gewalt und Roheit. Aber in dieser Verbindung von seinen unsittlichen und gottlosen Wesen mit seinem idealen Schein, ja religiösen Glanz ist er die furchtbarste Gestalt der Macht, die die Ursache des Krieges ist.

Nun sind die einzelnen Völker verschwunden mit ihrer größeren oder kleineren Schuld, nun sind verschwunden die Potentaten und Diplomaten mit ihrer, wenn auch noch so großen, Verantwortlichkeit, nun verschwinden auch die Zeitungsschreiber und Rüstungsindustriellen mit ihrer offenen oder heimlichen Kriegstreiberei: wir haben es mit einem Geist zu tun, einem Geist, der mächtig geworden ist über die Völker, und der nicht von den Völkern hätte Besitz ergreifen können, wenn er nicht auch die einzelnen Menschen mehr oder weniger beherrscht hätte. Gewiß gibt es Völker und Einzelne, in denen er sich stärker entfaltet hat, die ihm ihre Seele verkauft, ihn zu ihrer Seele haben werden lassen, während er bei andern sich mit besseren Geistern in die Herrschaft zu teilen hatte, aber es ist vielleicht gut, wenn wir davon, wenigstens von Zeit zu Zeit, ganz absehen, damit wir uns nicht zu sehr ins Einzelne verlieren, vielleicht zu leidenschaftlich Partei nehmen und ob lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen. Es ist dieser Geist, gegen den wir zu kämpfen haben mit jeder Faser des Guten und Göttlichen, die in uns ist; wenn wir dann genötigt sind, uns in diesen Kampf gegen dieses oder jenes Volk zu wenden, dann geschieht es doch nicht eigentlich gegen das Volk, sondern gegen diesen Geist, von dem es mehr oder weniger besessen ist. Die Völker kann man dabei alle lieben und ihnen das Beste wünschen. „Sie sind alle unschuldig", sagten wir zuerst, und dann: „Sie sind alle schuldig". Nun verbinden wir beide Sätze und sagen: Sie sind alle schuldig, aber weniger durch ihre einzelnen politischen Handlungen, als durch den ganzen Geist, dem sie dienten, jedes auf seine Weise, das eine mehr, das andere weniger, alle aber zu viel. Die politischen Gründe, die sie anführen, sind alle gut, aber diese ganze Politik, vielleicht sollten wir sagen, die Politik, ist falsch. Sie ist, von höherer Warte gesehen, Trug. Wer wird im Ernste leugnen können, daß, grundsätzlich gesprochen, jedes der kämpfenden Völker ohne Krieg viel besser weggekommen wäre, als mit ihm, die Sieger eingeschlossen? Wer wird leugnen können, daß es für sie alle einen andern, sehr wohl gangbaren, besseren Weg gegeben hätte? Wie bald können sich politische Konstellationen ändern! Wie leicht kann man sich in politischen Ueberlegungen verrechnen! Davon hat unser Geschlecht viele Beispiele gesehen. Wir haben erlebt, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland allein, dann einer zwischen Frankreich und England, dann einer zwischen England und Rußland unvermeidlich schien. Das alles ist vorübergegangen und nun sind England, Frankreich und Rußland Verbündete. So trügerisch ist das Wellenspiel der Politik. Von einem höheren Standpunkt gesehen sind alle jene politischen Begrün-

dungen gefährliche Kinderei. Anders gesagt: die Ursachen dieses Krieges sind im letzten Grunde nicht sowohl politische, als allgemein menschliche und untermenschliche, nämlich tierische und dämonische. Dieser Krieg ist weniger von den Potentaten und Diplomaten gemacht, als aus den unerlösten Tiefen des Menschenwesens und dazu aus der Hölle emporgestiegen.

Bevor wir aber zum Abschluß dieser Gedankengänge gelangen, wollen wir versuchen, die Wahrheit, der wir auf der Spur zu sein glauben, noch von einer andern Seite her zu fassen.

Gegen den Geist, den wir zu schildern versuchten, hat sich Widerspruch erhoben. Gegenbewegungen waren da. Eine solche war der Sozialismus, im Besonderen die Sozialdemokratie. Sie war von einem ernstlichen Friedenswillen beseelt; daran ist kein Zweifel. Dieser war auf dem Basler Kongreß deutlich und für alle Liebhaber des Krieges drohend genug hervorgetreten. Dieser Friedenswille war freilich nicht tief genug begründet, wie Manche von uns schon damals nicht übersahen, aber er hätte sich vertiefen, hätte durch eine religiöse Friedensbewegung ergänzt werden können, er hätte mit jedem neuen Kongreß der Internationale, jedem sozialdemokratischen Wahlsieg neue Kraft bekommen. Auch sonst gab es ja noch Strömungen, die sich gegen den wachsenden Militarismus wandten. Sein Thron geriet dann und wann ins Wanken. Dieses Gefühl steigerte die Leidenschaft der mit diesem System äußerlich oder innerlich Verbundenen. Dazu sah sich die Herrenklasse, die einen großen Teil von Europa regiert und alles, was mit ihr zusammenhängt, seit Jahren durch die steigende demokratische Flut in die Enge gedrängt. Alle die Kreise, die die sozialistische und demokratische Bewegung nicht verstehen konnten, darunter besonders die sogenannten Intellektuellen, die, wie wir gesehen, zum großen Teil selbst keine anderen Ideale hatten, als die nationalistischen, vielleicht durch Nietzsche aufgehöhten, gerieten in eine gewisse verbissene Verzweiflung. Die Frage, ob nicht durch einen frisch-fröhlichen Krieg der Sozialdemokratie und anderem modernen Unsinn mit einem Schlag ein Ende bereitet werden könnte, hat sich gewiß in Vielen eingestellt, und sei's auch nur in Form einer dumpfen Empfindung. Eine ganze zurückgedrängte Welt geriet zuletzt auf diesen Weg. Die Angst vor der Sozialdemokratie, der Haß gegen sie ist in mehr als einem Lande eine halb verborgene, aber deswegen nicht weniger starke Quelle gewesen, die den Strom des Militarismus nährte. Und so kommen wir zu dem Satze, daß eine der tieferen Ursachen dieses Krieges der Kampf gegen die Sozialdemokratie gewesen sei. Natürlich soll damit nicht behauptet sein, daß dieser Beweggrund bewußt und unmittelbar mitgewirkt habe, als die Herren der Erde die Wagschalen hielten, worin Krieg und Friede lag, aber Entschlüsse kommen ja nicht bloß durch die Gründe zustande, die im letzten Augenblick gewirkt, sondern viel mehr durch die, so lange vorher den Willen gestaltet hatten und die unbewußten spielen dabei meistens eine größere Rolle als die bewußten.

Wenn sich die Sache so verhält — und ich bin fest davon überzeugt, daß das der Fall ist — dann ist es eine furchtbare Ironie, wenn ein großer Teil der festländischen Sozialdemokraten sich nicht bloß gezwungen und widerwillig, sondern begeistert an einem Kampf beteiligt, zu dessen tieferem Sinn ihre eigene Niederwerfung gehört. Es spricht sehr viel dafür, daß der Besiegte nicht der russische Zarismus, dieser Popanz, sondern die europäische Demokratie, diese wirkliche Macht, sein wird. Ihre Gegner haben den Sinn dieser Vorgänge mit richtigem Empfinden erkannt. Es geht ein leiser Jubel durch ihre Kreise: „Die Sozialdemokratie ist nicht mehr!“ und dieser Jubel zeigt deutlich, was im Hintergrund ihres Bewußtseins gearbeitet hat. Daß nun die fanatischen Gegner der Sozialdemokratie, die offenen und die versteckten, von ihrer Haltung so erbaut sind, während ihre besten Freunde trauern, ist ein Zeichen, das Böses ahnen läßt; gerade wie der Schuß, der in entscheidungsvoller Stunde Jaurès traf, mehr bedeutete als die Meisten wissen.[1])

Wir sähen aus alledem, daß eine Hauptursache des Krieges der Widerstand einer alten Welt war, die sich bedroht fühlte.

Die zweite Gegenbewegung war *ein erwachendes Christentum*. Daß ein solches das Reich des Krieges bis auf den Grund erschüttert und zuletzt zerstört hätte, steht uns fest. Umgekehrt ist klar, daß das offizielle Christentum jenem Geist, der Krieg erzeugen muß, eine starke Stütze war. Es hat ihm sozusagen seine Seele geliehen und ihm damit eine Kraft gegeben, die er sonst nie gehabt hätte. Mir scheint ganz gewiß: wäre das, was wir an religiöser Kraft hatten, entschlossen gegen jene Mächte gestanden, hätten nur die Kirchen und führenden Theologen (die oft den Thronen *sehr* nahe stehen) ihren ganzen Einfluß gegen den Krieg in die Wagschale geworfen, die Weltkatastrophe wäre unterblieben. Statt dessen haben Viele von den Berufenen geschwiegen oder zu schwach geredet, haben diese Sache für eine Nebensache betrachtet, haben verhängnisvoll tiefsinnige Theorien von der „Eigengesetzlichkeit der Welt“ gemacht, die man nicht antasten dürfe, ja, Einige sind soweit gegangen, das Ideal des Völkerfriedens zu verspotten und für Dreadnoughts und starke Regimenter zu schwärmen. Wenn nun die Welt an ihrer „Eigengesetzlichkeit“ zu Grunde zu gehen droht, so trägt das militaristische Christentum einen guten Teil der Schuld. Wir haben uns aus irgend einem schwer erklärbaren „Instinkt“ heraus gegen die neu aufleuchtende Wahrheit des Gottesreiches gesträubt. Alle religiösen, kirchlichen Feldzüge für die Friedenssache wurden von diesem Geist aufs Schwerste gehemmt — wovon Vieles zu sagen wäre. So ist eine gewisse Art von *Religion*, die dem Gottesreiche entgegentrat, ohne es zu wollen eine starke Ursache der Katastrophe geworden. Die mit dem Weltgeist verbundene Religion — manchmal sich in der Form des Staatskirchentums darstellend — hat zum Krieg

[1]) Daß der Triumph über die Sozialdemokratie nach unserer Meinung nicht das *letzte* Wort ist, braucht kaum gesagt zu werden.

getrieben, während das Gottesreich zum Frieden treibt. Vielleicht stürzt sie auch mit dem Weltreich zusammen. Oder sollen wir sagen: eine geheimnisvolle Macht des Bösen ist dazwischengefahren, als ein erwachendes Christentum jenen Geist bedrohte?

Fassen wir zusammen! Das ist nach unserer Meinung die eigentliche Ursache der Katastrophe: ein gewaltiger Ausbruch des, manchmal religiös maskierten, Weltgeistes. Oder sollen wir diesen Geist anders nennen? Kein Name trifft ihn ganz und es ist vielleicht besser, wenn wir ihm noch keinen geben, damit wir ihn noch besser erkennen. Denn wir meinen nicht, ihn ganz erkannt zu haben.

Damit wir ihn aber in seiner ganzen Furchtbarkeit erkennen, will ich allem, was ich gesagt habe, noch eine andere Wendung geben, die sich zwar von selbst versteht, auch schon ausgesprochen worden ist, aber vielleicht doch noch besonders hervorgehoben werden muß. All diese Geister, dieser Geist, der letzten Endes die Katastrophe herbeigeführt hat, er wohnt nicht im Luftraum, sondern in uns selbst. Wir haben ihm gedient, wir Alle, die Einen mehr in dieser, die Andern mehr in jener Form, die Einen mehr, die Andern weniger, aber so, daß Keiner unschuldig ist. Es ist, wie bemerkt, nur eine andere Wendung alles dessen, was wir ausgeführt haben, wenn wir sagen: die Ursache des Krieges sind wir, wir Alle, bist Du, bin ich!

Oder ist etwa Gott daran schuld? Ist er die Ursache? Ja und nein! Es ist uns gewiß, daß der wirkliche Gott keinen Krieg will, daß Krieg Sünde und Gottlosigkeit ist, aber es könnte sein, daß Gott, der ja immer auch mit dem menschlichen Willen rechnet, diesen Krieg mußte kommen lassen, damit darin eine morsch gewordene Kultur zusammenstürze. In diesem Sinne kann man, muß man ihn wohl Gericht nennen, Gericht über Welt, Christentum, jeden von uns. Es ist die krasse Enthüllung und damit, wie wir hoffen, Zusammenbruch der Welt, die nicht auf Gott ruht.

Ich habe mit diesem Versuch, wie ich zu Beginn betont, nur eine Anregung zu einer möglichst auf den Grund gehenden Behandlung der uns gestellten Aufgabe, die Ursachen der Katastrophe zu finden, geben wollen. Andere mögen sie wieder anders auffassen und vielleicht mehr in die Tiefe und in die Breite verfolgen, mich vielleicht widerlegen. Wir werden auf diese Weise der Wahrheit näher kommen.[1]) Auf alle Fälle ist unendlich wichtig, daß die Nebel der Leidenschaft und Lüge verteilt werden, die jetzt noch den Meisten die Wahrheit verhüllen, daß wir aus dem Rausch herauskommen und nüchtern werden. Dann können wir dem Krieg an seine Lebenswurzeln gehen und beginnen, eine Kultur zu bauen, die mehr ist, als Kultur und die nicht mehr stürzt, ein Haus auf den Fels gebaut. Welches nach unserer Meinung dieser Fels ist, sollte nun klar sein, nicht wahr?

L. Ragaz.

[1]) Ich behalte mir selbst vor, darauf wieder zurückzukommen.

Englische Eindrücke.[1]

III.

Ich wollte zum Schluß des letzten Artikels noch auf den religiösen Sozialismus in England zu sprechen kommen, da aber der Artikel zu lang geworden wäre, entschloß ich mich, dem Gegenstand einen eigenen zu widmen. Wichtig genug ist er ja. Freilich ist in den letzten Jahren darüber mancherlei geschrieben worden, auch in den Neuen Wegen (vgl. z. B. Jahrgang 1913, Nr. 9 und 10). Ich werde mich also darauf beschränken, das hervorzuheben, was weniger bekannt ist, und über das Bekannte einige Gedanken auszusprechen, die vielleicht einen gewissen Wert haben könnten.

England, das in der sozialen Entwicklung dem Festland um mindestens ein halbes Jahrhundert vorausgeeilt, hat auch zuerst eine Bewegung gesehen, die Religion (d. h. Christentum) und Sozialismus zu verbinden strebte. Als im Sommer des Jahres 1848 London am Vorabend einer sozialen Revolution zu stehen schien, da stand Charles Kingsley, der Pfarrer von Eversley, in einer Arbeiterversammlung auf und erklärte bebend und, nach seiner Weise, stotternd: „Ich bin ein Pfarrer der Kirche von England und ein — Chartist" (was so viel sagen wollte als bei uns „Sozialdemokrat"). Kingsley selbst war ein Schüler von Frederick Denison Maurice, Pfarrer von Lincolns Inn Fields in London. Dieser Mann, der ein treuer Sohn der Kirche von England war, diese aber in einem weiten und großen Sinn verstand, muß durch seine Predigten und seine Schriften, aber mehr noch durch seine geweihte Persönlichkeit einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt haben. Ein Mann von der Bedeutung Kingsleys redet immer nur in der tiefsten Verehrung von ihm als seinem „Meister". Von ihm ist jene scheinbar rasch wieder erloschene, aber glänzende und äußerst wirksame Bewegung ausgegangen, die als erste dieser Art mit dem Namen „christlicher Sozialismus" bezeichnet wurde. Zu ihm gehört seinem ganzen Wesen und Wirken nach auch der herrliche Frederick Robertson, der Prediger von Brighton. Kingsley und Robertson aber sind nicht nur unter dem Einfluß von Maurice, sondern ebensosehr, Robertson sogar noch viel mehr, unter dem von Thomas Carlyle gestanden, dessen gewaltige Stimme in England nicht ungehört geblieben war.[2] An ihn hat sich dann ein John

[1] Trotzdem der Weltkrieg alles Interesse in Anspruch nimmt, habe ich mich auf Wunsch meiner Freunde entschlossen, diese „englischen Eindrücke", die ich vor dem Ausbruch des Krieges niedergeschrieben habe, zu veröffentlichen. Sie mögen vielleicht gerade jetzt den Wert haben, daß sie die vielen Vorurteile zerstreuen helfen, die bei uns über England und englisches Wesen noch so vielfach herrschen.

[2] Ich halte Carlyles sozial-politische Schriften, besonders „Chartismus" und „Einst und Jetzt", immer noch für die umfassendste und tiefste Orientierung über den Sinn der sozialen Frage. Trotzdem die moderne Arbeiterbewegung darin nicht zu ihrem Rechte kommt und das Carlylesche Ideal nicht ohne weiteres brauchbar ist, scheint mir Carlyle doch im höchsten Grade „aktuell" zu sein.

Ruskin angeschlossen, der wieder auf andere Weise, aber im gleichen Geiste, dem Evangelium des Mammons das Evangelium der Arbeit als eines Gottesdienstes entgegenstellte. Unter dem Einfluß dieser und verwandter Geister (von denen wohl besonders auch William Morris zu nennen wäre und vielleicht auch der schottische Prediger Thomas Chalmers) hat sich in England eine Denkweise ausgebildet, die man ethischen und religiösen Sozialismus nennen könnte. Es ist nicht Sozialismus im Sinne des kommunistischen Manifestes und des Erfurter Programms, aber es ist die Ueberzeugung, daß unser wirtschaftliches System auf falschen Grundlagen ruhe und darum umgebildet werden müsse. Diese Denkweise beherrscht eine große Zahl der feinsten und edelsten Geister Englands und beeinflußt mehr oder weniger alle Kreise, in denen ein höheres geistiges Leben zuhause ist. Daraus erklärt sich zum Teil die Tatsache, daß in England das soziale Denken der bürgerlichen Kreise auf einer so viel höheren Stufe steht, als bei uns, und die Beschränktheit und Philisterei in diesen Dingen, die bei uns die Herrschaft hat, dort ganz entschieden als Zeichen geistigen Plebejertums erscheint. Die sozialistische Gesellschaft der Fabier, die sich aus den hochgebildeten Kreisen zusammensetzt und der Leute wie Bernhard Shaw und das Ehepaar Webb angehören, ist nur ein Ausdruck dieses Geistes.

Aber aus dieser allgemeinen Atmosphäre erheben sich doch auch wieder entschiedenere und leidenschaftlichere Bewegungen des religiösen Sozialismus. Das von Maurice und Kingsley angefachte Feuer ist in der Kirche von England wieder aufgelodert. Durch Männer wie Westcott, Barnett, Scott Holland, Carlyle, Gore und Andere ist eine mächtige Strömung entstanden, die ihr Werk mit großer Entschlossenheit wieder aufnimmt und zwar auf Grund der seither so stark veränderten Sachlage. Man weiß, welch ein flammender Enthusiasmus hier an Stellen aufgebrochen ist, wo man es am wenigsten erwartet hätte. Auf dem letzten pananglikanischen Kongreß ist einer der geistigen Führer der Kirche von England nach dem andern mit einem leidenschaftlichen Bekenntnis gegen den Kapitalismus und für den Sozialismus hervorgetreten. Es hat sich eine hochkirchliche Gemeinschaft gebildet, die ausdrücklich auf sozialistischem Boden steht und die eine Zeitlang allen Ernstes im Sinne hatte, sich der sozialistischen Internationale anzuschließen. (Gemeint ist die Church Socialist League). Die Manifeste dieser Gruppe verkündigten einen Sozialismus, der auch Kautsky und Rosa Luxemburg radikal genug gewesen wäre. Die verschrieenen „Religiös-Sozialen“ wären in der großen Mehrzahl nie so weit gegangen in der bestimmten Formulierung ihres sozialen Ideals. Etwas zurückhaltender ist die auch auf dem Boden der Kirche von England stehende Christlich-soziale Vereinigung (Christian Social Union), aber auch sie hat zum Programm die Umgestaltung unserer Gesellschaftsordnung im Sinne der christlichen Grundsätze. Daß es auch ihr an Enthusiasmus nicht fehlt, beweist die Liturgie, die wir vor einiger Zeit unseren Lesern bekannt gemacht haben. Dieser Geist durchdringt

einen großen Teil der anglikanischen Geistlichkeit. Man kann in der Westminister-Abbey und in St. Paul aus dem Munde von hohen kirchlichen Würdenträgern Predigten hören, die man auf die Lippen eines deutschen Hofpredigers oder Generalsuperintendenten verlegen muß, um des ganzen Unterschieds zwischen englischen und festländischen Zuständen inne zu werden. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Pfarrer und Bischöfe der englischen Kirche in Arbeiterversammlungen auftreten, wo für Lohnerhöhungen und ähnliche Dinge demonstriert wird.

Aber diese Bewegung ist keineswegs auf die Staatskirche beschränkt. Die Staatskirche ist zwar vorangegangen und diese Tatsache ist nicht ohne Bedeutung. Das Freikirchentum, als die protestantischere Form des Christentums, ist dafür auch individualistischer, mehr auf die Rettung der einzelnen Seele bedacht, als auf die Erlösung des Ganzen. Aber die Freikirchen sind nachgekommen. Auch sie weisen glänzende Vertreter des neuen Geistes auf: einen Rhondda Williams, W. E. Orchard, vor allem den vor kurzem so plötzlich dahingegangenen Silvester Horne, der am Basler Kongreß die englische Predigt hätte halten sollen. Auch Campbell am City Temple ist immer noch Sozialist, wenn wohl auch ein bischen Salonsozialist. Den Freikirchen gehört Lloyd George an, wie denn die ganze jetzige Regierung sich auf die Dissenter stützt; aus den Freikirchen stammen die meisten der religiös gestimmten Arbeiterführer, aus den Freikirchen die Bruderschaftsbewegung. Fast jede dieser Kirchen hat eine besondere soziale Vereinigung oder Abteilung für soziale Arbeit. Sie halten sich dem neuen Geist offen und wenn sie auch nicht immer kräftig aufzutreten wagen, so fühlen sie doch den Ernst des religiös-sozialen Problems. Es will doch etwas bedeuten, wenn der Vorsitzende der jährlichen Konferenz der Freikirchen dieses Frühjahr in seiner Eröffnungsrede u. a. erklärte:

Die Stimme der Massen verlangt heute Befreiung von den Uebeln, worunter sie leiden. „Unser ganzes wirtschaftliches System, sagen sie uns, legt den Arbeitern Lasten und Bedrückungen auf, die durch die bessere Bildung, die sie empfangen haben, nicht erleichtert, sondern vielmehr stark erschwert werden. Zu lange Arbeitszeit, ungesunde Arbeitsbedingungen, einförmiges Tagewerk, ungenügende, oft allem Schamgefühl Hohn sprechende Wohnungszustände, sinkende Löhne bei steigenden Lebensmittelpreisen und vor allem der Hoffnungslosigkeit des Ausblicks in die Zukunft machen die Lage unerträglich." Dann fügen sie hinzu: „Und Ihr seid dafür zum größten Teil verantwortlich. Unsere Leiden sind die ökonomische Auswirkung Eurer Lehren von der Freiheit des Individuums. Freiheit der Vertragsschließung, Freiheit, auf dem billigsten Markt zu kaufen, unbeschränkte Freiheit des Wettbewerbs und des Besitzes haben zu der Ausbeutung der Vielen durch die Wenigen und der Knechtschaft des Arbeiters geführt. Habt Ihr keine Botschaft für die Opfer des heutigen auf den ausbeuterischen Wettbewerb gegründeten Systems?" .... Wenn wir, die Folgen wirtschaftlicher Gesetze nicht beachtend, eine Freiheit genossen haben, deren Andere durch die gleichen Gesetze beraubt worden sind, so verlangt nun die Freiheit, womit uns Christus frei macht, daß wir denen, die im Gefängnis sitzen, die Türe öffnen, sogar dann, wenn wir zu ihnen sagen müßten: „Wenn hohe Dividenden meinen Bruder zum Straucheln bringen, so will ich, solange die Welt steht, keine hohen Dividenden mehr haben."

Das klingt anders als die bei uns bei solchen Anlässen üblichen

Redensarten von der Zunahme des materiellen Sinnes und der Gefahr der Veräußerlichung des religiösen Lebens (von dem doch sehr wünschenswert wäre, daß es sich mehr äußerte) oder des Dilettierens in Sozialpolitik. — Die gleiche Versammlung hat auch eine Resolution für das Existenzminimum (living wage) und gegen den Krieg angenommen. Ein Redner faßte die Aufgabe der Kirche in der Behandlung der sozialen Fragen in folgende Sätze:

„Ihre Aufgabe soll sein: 1. die sozialen Verhältnisse in vollkommene Uebereinstimmung mit dem Geiste Christi zu bringen; 2. jedem Menschen in einer durch brüderliche Liebe verbundenen Gesellschaft eine volle und freudige Entfaltung seiner Persönlichkeit zu ermöglichen; 3. zu diesem Zwecke den Opfern der heutigen Zustände ihren vollen Anteil an den Gütern der Kultur zu verschaffen; 4. den heute bevorrechteten und herrschenden Klassen als Ersatz für alles, was in ihren Vorrechten ungerecht und schädlich ist, Gerechtigkeit zu bringen."

Diese Darstellung darf natürlich nicht so mißverstanden werden, als ob diese Gesinnung in der Staatskirche wie bei den Dissentern die durchaus herrschende sei. Selbstverständlich gibt es auch in England geistliche Philister, Leute mit sieben Brettern vor dem Kopf, satte oder streberische Priester, individualistische Aristokraten, denen diese sozialen Dinge zu grob, Inneres-Leben-Männer, denen sie zu äußerlich, Theologen, denen sie zu praktisch sind. Ich habe in London einer freikirchlichen Versammlung beigewohnt, wo man sich alle Mühe gab, für die heutigen Freikirchen eine Aufgabe zu suchen, wo aber auch nicht mit einem Wort die soziale Frage berührt wurde. Natürlich — die behäbigen Mittelstandsleute, die da unten in den Bänken saßen, hätten daran wohl keine Freude gehabt. Einer dieser etwas gar schwärzlichen Herren fand aber sichtlich Beifall bei der wohlbeleibten und wohlgeputzten Dame neben mir, als er betonte, daß es nicht auf die äußerlichen Dinge ankomme, sondern auf den Glauben und die Vergebung der Sünden. Auch in der Staatskirche gibt es Leute genug, die ihre Frömmigkeit vor allem durch Schimpfen auf Lloyd George bekunden und denen ein Keir Hardie, dieser vollkommene Edelmann und ernste Jünger Jesu, ein Greuel ist. Aber so verbreitet diese Art auch in England ist, wie überall, sie ist überlebt und darf sich nicht mehr recht hervorwagen. Gewisse Redensarten, die bei uns immer noch Eindruck machen, können drüben nur noch bei Urteilslosen Erfolg haben. Nebenbei gesagt: auch drüben denkt kein Mensch daran, das innere Leben, die letzten und tiefsten Wahrheiten des Christentums irgendwie preiszugeben; im Gegenteil: religiöses und soziales Erwachen, Bewegung nach außen und Bewegung nach innen gehen Hand in Hand.

Wenn sich die Religion so zum Sozialismus verhält, wie verhält sich dann der Sozialismus zur Religion? Diese Frage ist viel schwieriger zu beantworten. Man weiß zwar, daß drüben die sozialistische Arbeiterschaft durchaus nicht ohne weiteres kirchen- oder religionsfeindlich ist, wie die festländische Sozialdemokratie. Es gibt zwar auch in England eine von Deutschland beeinflußte Gruppe von

Sozialisten, die sich bemüht, die abgestandenen religiösen Phrasen, an die wir durch die sozialdemokratische Literatur zweiten und dritten Ranges gewöhnt sind, an den Mann zu bringen und die Männer wie Keir Hardie, Ramsay Macdonald, Philipp Snowden, Arthur Henderson am liebsten vor ein Ketzergericht schleppten, aber sie haben keinen ernstlichen Erfolg.

Die Ursachen dieser Abweichung von der Haltung der festländischen sozialistischen Arbeiterschaft sind nun zum großen Teil schon berührt. Man ist der Arbeiterschaft und überhaupt dem sozialen Problem in England von Seiten der religiösen Kreise anders begegnet als bei uns. Dazu kommen allerdings noch zwei weitere Umstände, die aber damit zusammenhängen. Einmal ist das Christentum in Englands Volksleben eine viel stärkere Macht als bei uns. Sodann hat es auch eine volkstümlichere Gestalt. Es hat drüben kein Staatskirchentum gegeben, das eine Art geistlicher Polizei und ein selbstverständlicher Bundesgenosse des Kapitalismus und Militarismus, sowie aller reaktionären Bestrebungen gewesen wäre. Hierin zeigt sich der Segen des Freikirchentums. Dieses ist eben so stark gewesen, daß die Staatskirche nicht mehr das werden konnte, was sie auf dem Festlande meistens gewesen ist. Der laienhafte und demokratische Charakter des Dissentertums erlaubte auch dem Arbeiter und Arbeiterführer eine Teilnahme am Leben der Gemeinden, die sogar bei uns in der Schweiz ausgeschlossen war und ist. Eine Reihe von Arbeiterführern sind Laienprediger (local preachers) gewesen oder sind das noch. — Alle diese Gründe erklären die verhältnismäßig freundliche Haltung auch des sozialistischen Teils der englischen Arbeiterschaft gegen Kirche und Religion genugsam.

Freilich würde man sich auch täuschen, wenn man annähme, daß der englische Arbeiter im Durchschnitt ein fleißiger Kirchgänger sei. Eher geht er wohl noch in irgend eine Erweckungsversammlung und lauscht einem religiösen Freiluftredner, woran es in England nicht fehlt. Ein Mißtrauen gegen die Kirchen ist weit verbreitet und Aeußerungen der Kritik an den Kirchen, besonders an ihrer sozialen Haltung, sind in diesen Kreisen des Beifalls gewiß. Aber antireligiös ist diese Haltung doch nicht, das Auftreten des Pfarrers am Begräbnis Orbells erregte nicht Aufsehen oder Widerspruch. Diese Arbeiterschaft ist bereit, eine religiöse Botschaft zu hören, sobald diese mit einer sozialen verbunden ist. Sie stößt sich nicht an Bibellesung, Gebet und am Singen von Kirchenliedern. Leute, die es wissen müssen, glauben an einen religiösen Enthusiasmus, der mit dem neu erwachenden sozialen sich verbinden und die Gestalt des englischen religiösen Lebens verändern werde. Die dahin gehenden Hoffnungen und Bestrebungen finden einen bedeutsamen Ausdruck und ein wertvolles Organ in jener religiösen Maifeier (labour Week), die das Browning Settlement seit einer Reihe von Jahren veranstaltet und die nun auch bei uns allgemein bekannt geworden ist. Hier sprechen in der ersten Maiwoche Abend für Abend die besten Führer der sozialistischen Arbeiterbewegung Englands zu

einer großen Schar von sozialistischen Arbeitern von der Verbindung zwischen Christus und der Arbeiterbewegung. Der Leiter des Settlements, Herbert Stead, ist in seinem Enthusiasmus für diese Einigung von Christus und Arbeiterschaft, seiner Liebes- und Glaubenskraft, seiner Zähigkeit und Hingebung, eine der stärksten Kräfte, die dieses neue Leben schaffen helfen. Es hat hier wirklich etwas stattgefunden, das wir eine Ausgießung des Geistes nennen dürfen. Diese Bewegung wird wohl sicherlich weiter greifen. Wir müßten kleingläubig sein, wenn wir nicht das Vertrauen haben könnten, daß sich hier große Dinge vorbereiten.[1])

So strebt der Sozialismus der Religion zu wie die Religion dem Sozialismus.

Nachdem ich die allgemeine Sachlage, wie sie mir erschienen ist, zu kennzeichnen versucht habe, möchte ich gern noch auf einige besondere Formen zu sprechen kommen, worin die religiös-soziale Bewegung sich darstellt und die ihr zugleich als Mittel dienen. Ich kann damit sowohl das soeben Ausgeführte noch vertiefen als auch dem im ersten Aufsatz über die Lage der Kirchen Gesagte eine Ergänzung hinzufügen. Es wurde dort der Eindruck ausgesprochen, daß die Kirchen, sowohl die anglikanische als die Freikirchen, sich in einer Krise befänden, die einem Neuen entgegendränge. Ob dieses Neue sich schon in einzelnen Neubildungen, neuen Methoden, neuen Gemeinschaftsformen ankündigt?

Nicht eigentlich neu kann man die Settlemente nennen; denn sie haben zum Teil schon eine ziemliche Geschichte hinter sich, wenn man auch bei uns erst in der neuesten Zeit etwas Genaueres über sie erfahren hat. Was ist ein Settlement? Es ist eine Ansiedelung und zwar im eigenen Lande, unter den Mitmenschen, die in der gleichen Stadt wohnen, eine Ansiedelung der Reichen im Lande der Armen, wobei unter Reichtum und Armut allerdings nicht bloß ihre materielle Form zu verstehen ist. Es liegt dem Unternehmen der Gedanke zugrunde, der auch bei uns geäußert worden ist, daß die oberen Stände die Zustände der Zuluneger besser kennen, als die des proletarischen Volkes, das mit ihnen in der gleichen Stadt wohnt. Von dem Vorwurf, der in dieser Erkenntnis liegt, ergriffen, machen sich Angehörige der sog. höheren Stände auf, um sich in diesem fremden Lande niederzulassen, und zwar nicht aus Neugierde, zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen, sondern aus einem sittlichen Beweggrunde: um den Abgrund, der zwischen den beiden Völkern klafft, zu überbrücken, und zwar durch persönliches Einstehen, durch Kameradschaft und Ritterschaft. Diesen Beweggrund hat der ernste junge Mann kurz und schmerzlich ausgesprochen, der uns das Mansfield-Settlement im äußersten Osten Londons gezeigt hatte. Als wir

[1]) Es ist sehr zu wünschen, daß sich ein Verleger finde, der eine Auswahl der an dieser „Arbeiterwoche" gehaltenen Reden zu veröffentlichen bereit wäre. Sie könnte großen Nutzen stiften. An einem Uebersetzer würde es nicht fehlen.

auf dem Dache des Hauses standen und auf das einförmige Häusermeer zu unseren Füßen hinunterschauten, wo so viel ihm nur zu wohl bekanntes Elend wohnt, da bemerkte ich, die Klassentrennung sei in England offenbar noch nicht so weit fortgeschritten wie bei uns; „Es gibt bei uns immer mehr zwei Völker", antwortete er, „die Reichen und die Armen". — Und wie fassen nun die Settlemente die Aufgabe an, diese zwei Völker zu einander in Beziehung zu setzen? Ueben sie wohl etwa Liebestätigkeit in großem Stil? Sie üben solche auch, aber nur nebenbei; ihr eigentliches Werk ist ein anderes: sie wollen den Bewohnern der Armenviertel „gute Nachbarn" sein. Sie wollen ihnen die höhere Kultur bringen, die ihnen selbst zugefallen ist, und zwar ohne Hochmut; denn sie wollen vor allem auch lernen, von den „Armen" lernen. Sie laden also die „Armen" zu sich ein, bieten ihnen eine Fülle von Gelegenheiten zu geistiger Ausbildung, edler Geselligkeit und Freude. Hier sitzen im behaglich ausgestatteten Salon Arbeiter, Leute von der Straße, Einsame und Schiffbrüchige aller Art mit den feinsten und edelsten Vertretern der heutigen Kultur in traulichem aber stets gehaltvollem Gespräch zusammen; hier werden Vorträge aller Art gehört; hier wird debattiert; wird aus der Bibliothek ein wertvolles Buch geholt; hier wird auch gespielt, getanzt, kurz, die Insassen bieten den Nachbarn alles an, was sie haben, vor allem auch sich selbst. Sie gehen aber auch selbst zu ihren Nachbarn ins Haus und knüpfen so freundschaftliche Beziehungen an. So weitet sich ein Settlement zu einer kleinen Welt aus. Es wird für eine ganze Gegend ein kultureller Mittelpunkt, ähnlich wie es in alten Zeiten etwa ein Kloster war. Wie die Mönchsorden in Charakter und Methoden verschieden waren, so auch diese neuen Orden. Wie diese Klöster tun die Settlemente Pionierarbeit. Sie wollen durch ihre unmittelbare Berührung mit dem leidenden Volk genau innewerden, welches seine eigentlichen Leiden sind, und welches die wahre Hilfe für es wäre. Es sind von den Settlements tatsächlich höchst wertvolle Anregungen zu sozialen Reformen ausgegangen und vor allem ist durch sie die soziale Einsicht der geistig führenden Kreise des englischen Volkes mächtig gehoben worden. England und Nordamerika sind von einem ganzen Netz dieser Kolonien überzogen. Es scheint, daß diese Art von Wirksamkeit sowohl dem angelsächsischen Individualismus als auch seinem Kolonisationsdrang und Kolonisationsgenie besonders gut entspricht — wieder ein Beispiel dafür, wie natürliche Gaben für das Reich Gottes wertvoll werden können.

Aber wie komme ich dazu, diese Arbeit eine religiös-soziale zu nennen? Aus verschiedenen Gründen. Einmal darum, weil dieser Gedanke aus einem religiösen Enthusiasmus und einem religiösen Verpflichtungsgefühl hervorgegangen ist. Ein Mann aus dem Kreis der Oxforder Bewegung, Kanonikus Barnett, hat als Leiter des Toynbee-Settlements der Bewegung einen besonders starken Anstoß gegeben. Religiöse Begeisterung hat die Bewegung auch weiterhin getragen und

trägt sie auch bis auf diesen Tag. Sie ist aber religiös-sozial auch aus dem Grunde, weil sie etwas von franziskanischem Geiste atmet, ich meine von dem Geiste, dessen stärkstes Verlangen es ist, das Los der geringsten der Brüder zu teilen. Zwar darf man sich das Leben der Bewohner dieser Settlemente nicht allzu asketisch denken. Sie leben im Ganzen recht behaglich, sind auch in Bezug auf ihre Arbeitsleistung ziemlich frei. Sie wollen eben den Armen Zugang zu einer andern Welt als der der Armut verschaffen. Man mag darum eher von einem sozialen Rittertum sprechen. Es ist der Versuch einer geistigen Gütergemeinschaft auf dem Boden der christlichen Brüderlichkeit — im Ganzen sicherlich ein herrlicher Versuch. Ich muß gestehen, daß ich wenig Orte kenne, wo ich als Jünger Jesu — soweit ich ein solcher bin — so gerne weilte, meine Seele so frei fühlte, wie in einem solchen Settlement mitten im Lande der Armut und Not. Die Tage und Nächte, wo mir dies Glück zu Teil wurde, gehören zu meinen schönsten.

Trotzdem möchte ich von diesem Versuch sagen, daß er vielleicht seine Zeit gehabt hat. Die Aufgabe des Settlements war, Pionierdienste zu leisten. Gewiß ist diese Aufgabe noch nicht völlig gelöst. Es stellen sich neue Aufgaben, wie das Browning-Settlement zeigt, das eigentlich erst jetzt auf die Höhe seiner Wirksamkeit gelangt. Aber abgesehen davon scheint mir auch hier zu gelten, daß die Entwicklung, gerade auch durch die Arbeit der Settlemente, in ein anderes Stadium getreten ist. Die Zeit der individuellen Unternehmungen ist vorbei, nun muß eine Bewegung kommen, die die ganze Gesellschaft ergreift, eine große Flut, die überall hindringt, in jedes Winkelchen des Volkslebens.

Aus diesem Gefühl ist die Bruderschaftsbewegung entsprungen; jedenfalls verdankt sie ihm einen großen Teil ihrer Kraft. — Von der Bruderschaftsbewegung ist in dieser Zeitschrift so ausführlich und sachkundig geredet worden (vgl. Neue Wege, Jahrgang 1911, Nr. 7 und 8), daß ich mich hier erst recht auf einige persönliche Bemerkungen beschränken darf.

Die Bruderschaftsbewegung ist nun unzweifelhaft eine religiös-soziale Bewegung im genauesten Sinn des Wortes. Sie will religiösen und sozialen Enthusiasmus zu einer Einheit verbinden und damit eine Erneuerung der menschlichen Gemeinschaft und einen völligen Sieg Christi auf allen Gebieten des Lebens herbeiführen. Sie steht auf dem Boden eines undogmatischen, aber tatkräftigen und praktischen Christentums und zugleich auf dem Boden eines ebenso undogmatischen, vielleicht auch etwas zu unbestimmten, aber dafür lebenswarmen und persönlichen Sozialismus. Ihre Anhänger sucht sie vorwiegend im arbeitenden Volke und im untern Mittelstand, und zwar bei Männern und Frauen. Die große Losung, die sie ausgibt, ist das Reich Gottes auf Erden. Ohne sich feindlich gegen die Kirchen zu wenden, ist sie doch ihrem Kern nach laienhaft. Man kann sie, trotzdem die Staats-

kirche die Wellen dieses neuen Lebens auch in ihre Kanäle leitet, doch wohl den besten Beitrag nennen, den der Geist des Freikirchentums bis jetzt an die soziale Erwecklung geliefert hat. Sie zeigt, daß das lebendige Verlangen der Zeit über die vorhandenen kirchlichen Gemeinschaftsformen hinausgeht und neue Bahnen sucht; sie ist eine Weissagung dessen, was vielleicht einmal in noch mächtigeren Formen kommen wird. Ich gestehe, daß ich freudig aufgehorcht habe, als ich zuerst von dieser Bewegung vernahm. Sie schien mir in mancher Beziehung die Erfüllung dessen zu sein, was mir als das Ideal einer kommenden religiösen Gemeinschaft vor Augen stand.

Hat sich mir dieser Eindruck bestätigt? Ich gestehe, daß ich hierin eher eine gewisse Enttäuschung erlebt habe. Jener Enthusiasmus, von dem die Berichte aus der ersten Zeit der Bewegung redeten, ist mir nicht recht fühlbar geworden. Vielleicht daß ich es nicht besonders gut getroffen habe — wie ich denn überhaupt in Bezug auf das Kennenlernen dieser mir so wichtigen Sache nicht sonderliches Glück hatte —; vielleicht auch, daß wir Festländer und Theologen zu viel *Gedanken* erwarten, wo doch das *Leben* die Hauptsache ist. Immerhin hat es mir doch großen Eindruck gemacht, einen solchen großen Raum voll von vorwiegend dem Arbeiterstande oder den niederen Beamtenklassen angehörenden Männern zu sehen, die nach der Melodie der Marseillaise schwungvolle religiös-soziale Lieder sangen und begeistert antworteten, wenn von sozialer Gerechtigkeit, von der Friedenssache, von der Verbindung der Sache Christi mit der Sache des Volkes die Rede war. Es war das doch „ein neues Lied" und eine Verheißung. Auch hatte ich das Glück, einige Führer der Sache kennen zu lernen, und muß gestehen: eine solche wirklich brüderliche Herzlichkeit, eine solche kindliche Lauterkeit des Wollens, einen solchen glühenden Enthusiasmus und bergeversetzenden Glauben habe ich noch nicht leicht angetroffen. Gebt uns ein wenig von diesem reinen Feuer und es wird in unsern Kirchen bald anders werden! Im Herbst soll Kanada „erobert" werden; in England soll die Botschaft an *jeden* Mann ohne Ausnahme herangebracht werden; das Festland wird als zu gewinnendes beständig im Auge behalten; da und dort hat man ja schon Fuß gefaßt.[1]) Wo so viel Kraft ist, muß auch eine starke Quelle der Kraft sein und auch eine große Wirkung eintreten.

Aber es muß eine wichtige Aufgabe sein, diese Kraftquelle offen zu halten, zu der Ausbreitung die Sammlung zu fügen. Diesem Zwecke dient besonders die mit den Bruderschaften in enger Verbindung stehenden *Erwachsenenschule* (adult school). Hier findet sich ein kleinerer Kreis von Männern oder Frauen, zwanzig bis dreißig an der Zahl, zu gemeinsamer religiöser Fortbildung und Vertiefung zusammen. Das Mittel hiefür sind gewöhnlich Bibelbesprechungen. Leiter ist ein Pfarrer oder Laie, der eine genügende geistige Ueberlegenheit besitzt.

[1]) Durch *diese* Pläne wird der Krieg nun wohl einen dicken Strich machen.

Hier können Menschen sich im Innersten näher kommen; hier kann der Arbeiter seine Zweifel aussprechen oder seinen Glauben den schwankenden Gefährten mitteilen; hier ist eine Werkstätte der Laienfrömmigkeit, eine Keimzelle wahrer religiöser Gemeinschaft. Diese Erwachsenenschulen bilden stille Brunnstuben, aus denen sich wohl eines Tages ein Strom neuen Gotteslebens ins englische Volk ergießen mag. Einige in einer solchen Schule verbrachte Stunden gehören zu meinen besten englischen Erinnerungen.

Nachdem ich mich mit einigen besonders bedeutsamen Formen beschäftigt, worin das englische religiös-soziale Streben sich darstellt, möchte ich zum Schlusse noch einmal auf den ganzen Geist und Charakter des religiösen Sozialismus in England zu sprechen kommen. Er unterscheidet sich in einigen Punkten von dem festländischen, namentlich dem schweizerischen.

Er hat zunächst einmal bei allem Enthusiasmus etwas Gesundes und Praktisches. Er hat nicht Angst, daß er seine Innerlichkeit verliere, wenn er sich auf praktische Aufgaben einlasse. In den letzten Wochen des Juni sind in Swanwick in Mittelengland Vertreter aller religiös-sozialen und religiös-sozialistischen Vereinigungen von England, Anglikaner, Römisch-Katholiken, Freikirchler aller Art zu einer eingehenden Besprechung der Landfrage zusammengekommen. Daß sie als realistische Engländer da bloß schöne Reden gehalten hätten, ist nicht anzunehmen, und wenn man ihnen Dilettantismus vorgeworfen hätte, dann hätten sie wohl erwidert: „Kann man eine Sache kennen lernen, ohne zunächst einmal anzufangen?“ Die ganze Bewegung hat sodann auch eine umfassende, weitherzige Art; sie hält sich frei von allem sektenhaften und methodistischen Wesen (im üblen Sinn des Wortes), sie liebt freie Luft und Sonnenschein. Darin kann sie uns Vorbild sein; sie steht damit in wohltuendem Gegensatz zu gewissen künstlichen Schwierigkeiten, die bei uns die gute Sache bedrohen. Da ist auch kein unfruchtbares Theoretisieren und Theologisieren, wie es die Gefahr der deutschen Art bildet, sondern ein frisches Anfassen, eine erquickliche Verbindung von Glauben und gesundem Menschenverstand.

Auf der andern Seite mag die Bewegung, wie sie sich bei uns darstellt, auch ihre Vorzüge haben, wie die englische die Fehler ihrer Tugenden hat. Es fehlt dieser vielleicht da und dort an einer genügend tiefgehenden und radikalen Problemstellung. Man versucht vielleicht zu rasch, Aufgaben mit dem Willen zu lösen, die vielleicht noch innerlich durchdacht, durchlebt werden müssen. Man vergegenwärtigt sich vielleicht etwas zu wenig die Größe der Gegensätze, die heute aufeinanderstoßen. Es ist mir aufgefallen, wie wenig grundsätzlich das Kirchenproblem angefaßt wird.[1]) In diesen Punkten

[1]) Immerhin lese ich soeben in einem führenden religiösen Blatte: „Wir werden uns früher oder später mit dem in dem Wort „Kirche“ enthaltenen Problem

sind wir vielleicht einen Schritt weiter; wir haben vielleicht die Probleme schärfer herausgearbeitet; haben die Verbindung von Religiös und Sozial mehr in die Tiefe verfolgt, wenigstens soweit gedankenmäßige Erfassung in Betracht kommt. Doch sage ich dies ohne festländische Selbstüberhebung. Es ist vielleicht ein Irrtum, jedenfalls aber nicht ein dem Hochmut entsprungener.

Ich komme auf die zuletzt angedeuteten Gedanken in meinem Schlußaufsatz wieder zurück und knüpfe daran bloß noch eine Frage, die ihre völlige Beantwortung ebenfalls erst das nächste Mal finden soll: Haben wir Ursache, diese ganze englische Bewegung zu beneiden und uns im Vergleich damit arm vorzukommen? In mancher Hinsicht ohne Zweifel. England hat mehr gegenwärtigen Besitz als wir. Seine Lage ist freundlicher. Es bestehen dort noch nicht die furchtbaren Spannungen, die unser Leben zerreißen. Manches ist drüben gerade darum möglich, weil diese Gegensätze nicht vorhanden sind. Der ethische und religiöse Sozialismus hätte einen schwereren Stand, wenn drüben eine Sozialdemokratie wäre, die sich zu Kirche und Christentum ähnlich wie die festländische stellte, oder auch ein mächtiges Bauerntum! Oder sollen wir umgekehrt sagen, man habe drüben keine solche Sozialdemokratie und keinen so ausgeprägten Klassenkampf, weil die Religion sich zu dem sozialen Problem anders gestellt habe als bei uns?

Wie sich dies auch verhalte, so möchte ich sagen: daß wir die schwerere Lage haben, bedeutet für uns auch die Möglichkeit noch größeren Gewinnes. Unser Kampf ist größer, aber vielleicht auch der Sieg desto schöner. Wir müssen desto tiefer graben, desto schärfer Fragestellungen finden, unsere Hoffnung desto höher stellen. Was die Engländer haben, ist mehr als wir besitzen, aber vielleicht steht uns mehr in Aussicht. Das ist in der Tat mein Eindruck: die Engländer haben mehr Gegenwart, wir vielleicht mehr Zukunft.

Doch davon ist das nächste Mal mehr zu sagen.

(Schluß folgt.) L. Ragaz.

---

gründlich zu befassen haben. Es ist das anfechtbarste der Worte, die in unserem heutigen religiösen Leben eine Rolle spielen und es wird das Sturmzentrum der Zukunft sein. Hat Jesus Christus eine Kirche gründen wollen und wenn Ja, steht das, was er wollte in irgend einer lebendigen Beziehung zu den Institutionen, die heute sich diesen Titel anmaßen? Haben wir nicht unsere Zeit dazu verwendet, „die Kirche" zu fördern, während wir uns hätten mühen müssen, das Reich Gottes auf Erden zu bauen." So schreibt ein Pfarrer! Schade, daß man ihm nicht zur Abkanzelung einen unserer großen Kirchentheologen schicken kann!

Auch von Dr. Forsyth, dem Leiter des Predigerseminars der Kongregationalisten, habe ich eine Predigt gehört, die dieses Problem sehr tief und tapfer anfaßte und die mich aber freudig überraschte, weil ich diesen Ton sonst kaum gehört hatte.

Rundschau.

(Redaktionelle Erklärungen.)

I. Die Stellung der Neuen Wege. Auf welche Seite stellen wir uns in dem Kampf, der Europa zerfleischt? Unsere Stellung ist sehr einfach und durch unsere höchsten Ziele klar vorgeschrieben: wir stellen uns nicht von vornherein auf eine Seite, sondern suchen einen Standpunkt zu behaupten, der über dem Streite der Völker liegt. Es kommt uns nicht so sehr darauf an, wie viel Recht oder Unrecht die einzelnen Kämpfer haben. Zwar suchen wir auch darüber uns ein Urteil zu bilden und zwar eins, das wir nicht bloß aus unserem Leibblatt schöpfen, sondern aus einem möglichst umfassenden, die Standpunkte, Ueberzeugungen und Gefühle aller kämpfenden Völker umschließenden Material gewinnen möchten. Aber wir betrachten in letzter Instanz den ganzen Krieg, unangesehen die größere oder kleinere Schuld oder Unschuld der einzelnen Völker, von einem prinzipiellen Gesichtspunkt aus. Er ist aus einem Grund erwachsen und muß daher aus einem Gesichtspunkt beurteilt werden. Welches dieser Gesichtspunkt ist, hat schon das letzte Heft zu zeigen versucht. Von ihm aus wünschen wir keinem Volk völligen Sieg und keinem völlige Niederlage. Wir schätzen und lieben nicht nur unser Volk und daneben vielleicht noch ein anderes, sondern alle Völker ohne Ausnahme, bemühen uns jedenfalls ernstlich, es zu tun. Darin hoffen wir, dem Gott treu zu sein, der sie geschaffen hat und der aller Menschen Vater ist. Wir wiederholen das Bekenntnis, daß für uns jedes „Vaterland" ein Gedanke Gottes ist. Darum erscheint uns der Gedanke an die politische oder sonstige Vernichtung eines Volkes grauenvoll und undenkbar. In dem Friedensschluß, der diesem Kampfe folgt, soll nach unserer Meinung kein Volk in seinem bisherigen Bestand angetastet werden. Es soll daraus nicht neuer endloser Haß hervorgehen, sondern eine neue Aera, eine des Friedens und der Verständigung. Das ist unsere Stellung. Es ist die Neutralität der Schweiz, auf religiösen Boden verpflanzt. Sie bedeutet nicht, daß wir uns kein Urteil über die Erscheinungen, die der Krieg zeitigt, erlauben wollen. Im Gegenteil: mit großer Freiheit werden wir Wahrheiten sagen, die die Kämpfenden selbst sich nicht sagen können und wollen, und die sie vielleicht nicht gerne hören, unbekümmert darum, ob es uns nütze oder schade. Aber wir werden es nicht nur nach einer, sondern nach allen Seiten hin tun, soweit es uns nötig scheint. Mit einem Wort: wir vertreten, so gut wir's vermögen und verstehen, in diesem Kampf der Weltreiche auch ein Reich, aber das Reich, das über ihnen allen liegt, das gegen sie alle und für sie alle ist. Das scheint uns der beste Dienst, den wir ihnen an unserem bescheidenen Teile tun können. Wir können ihn tun, nicht etwa weil wir besser wären als die andern, sondern weil wir als Angehörige eines unbeteiligten Volkes in eine Lage gestellt sind,

die uns leichter macht als Andern, uns über dem Sturm der nationalen Leidenschaften und den Nebeln der nationalen Verblendung zu halten.

II. Eine wohlgemeinte Warnung. Wir fühlen uns genötigt, unsern deutschen Freunden zu sagen, daß die Vorgänge in Belgien nach unserer Meinung ihre ernsteste Aufmerksamkeit, vielleicht mehr als ihnen selbst bewußt ist, in Anspruch nehmen müssen. Es besteht die Gefahr, daß durch sie ein tiefer Schatten auf den deutschen Namen fällt. Hat schon die Verletzung der belgischen Neutralität, die auch nach unserer Ueberzeugung ein schweres Unrecht war, sogar in der deutschen Schweiz, wo man in der Mehrheit auf Seiten Deutschlands steht, der deutschen Sache stark geschadet, so hat, was seither geschehen ist und was nun in dem Schicksal der Stadt Löwen seinen Gipfel erreicht hat, geradezu einen Umschwung der Stimmung, wenn auch noch nicht einen endgültigen, erzeugt. Wie es erst in andern neutralen Ländern gewirkt hat, brauchen wir nicht zu sagen. Es ist höchste Zeit, daß diejenigen Deutschen, die über die Ehre ihres Vaterlandes wachen, gegen dieses sogenannte Kriegsrecht, das in Wirklichkeit Unrecht, Lüge, Greuel ist, ihre Stimme erheben. Deutschland könnte sonst Schaden nehmen an seiner Seele und eine Saat des Hasses und des Fluches säen, die durch hundert Siege nicht mehr gut gemacht würde. Schon hat ein Mann wie Martin Rade seinen Einspruch erhoben, aber es müssen ihm Viele folgen, wenn es helfen soll. Es könnte aber sein, daß man draußen im Reich wohl von den von den Belgiern begangenen Taten hörte und darunter (wie wir anzunehmen alle Ursache haben!) sehr viel Falsches, aber zu wenig von denen der Deutschen. Wir führen darum ein Beispiel an, das aus einer deutschen Quelle stammt:

„In einem deutschen Soldatenbriefe, den die „Frankfurter Zeitung" abdruckt, und dem sie „schlichtes deutsches Heldentum von bester Soldatenart" und „etwas von dem rührenden Hauche des Volksliedes" nachrühmt, lesen wir: „Schau, wie schaut es jetzt hier aus! Jede Ortschaft, jede Stadt, die wir bis jetzt noch antrafen, wurde in Brand gesteckt, beziehungsweise in Brand geschossen. Traurig schaut es hier aus! Sehr gemein sind hier die Ortseinwohner; sie schießen, wenn Kolonnen einrücken, durchs Fenster, aber dafür wird jetzt geholfen . . ." (Zitiert aus den „Basler Nachrichten" Nr. 408). Wenn wir auch annehmen wollen, daß es nicht überall so zugegangen sei, wie da, wo dieser Soldat dabei war, so zeigt doch sein Brief und seine Behandlung durch eine der ersten und besten deutschen Zeitungen, was für ein Geist sich des deutschen Volkes zu bemächtigen droht. Davon könnten wir noch andere, wahrhaft furchtbare Proben geben. Wir ziehen aber vor die Aeußerung eines Mannes wiederzugeben, den ein großer Teil der Deutschen zu ihren Besten

zählt und gewiß in mancher Hinsicht mit Recht. Gottfried Traub schreibt in einer Andacht der „Hilfe" (Nr. 35) folgendes:

Er erzählt, wie er in Belgien die deutschen Krieger gesehen habe und fährt dann fort:

„Ihre Stärke heißt Herzensbegeisterung, ihre Kraft heißt Zorn. Und diese brennende Glut ist ihr heiliger Geist. (Von der Red. gesperrt). Weib und Kind, Haus und Land zu schützen vor drohender Flut, das ist ihr einziger heißer Wille. Der Mann, mit dem ich rede, hat Kinderaugen. Gerade er hat Dutzende von Feinden getötet, hat belgisches Volk an die Mauer gestellt und erbarmungslos zusammengeschossen. (Von der Red. gesperrt). Sie hatten ihn betrogen und seine Kameraden meuchlings überfallen. Ich fasse die Hand, die Blut vergossen, sie trägt einen Ring. Ich besehe mir dies Gesicht und taste nach der Seele, die dahinter liegt. Ich höre kein übermütiges Wort."

Und weiter in Lob und Preis!

Was sollen wir zu so etwas sagen? Tränen vergießen wir, mag es unmännlich erscheinen, wem es will, tiefe Wunden sind solche Dinge unserem Gemüt. Als Freunde wahren deutschen Wesens, und mit Deutschland eng Verbundene; als solche, die das deutsche Volk auf der Bahn edler, freier Menschlichkeit möchten vorangehen sehen und nicht auf der Bahn barbarischer Roheit, erheben wir unsere warnende Stimme. Sie stammt aus einem treuen Herzen und wir hoffen, daß sie auch in diesen leidenschaftlich erregten Tagen richtig verstanden werde. Es droht hier Deutschland eine größere Gefahr als von seinen äußeren Feinden her. Hier gilt es, deutsche, christliche, menschliche Kultur zu schützen. Wozu wollen wir denn Jünger Jesu sein, wenn wir nicht versuchen wollten, über Wut und Haß, über dem Gesetze: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" und Schlimmerem zu stehen?

Zwei Friedensstimmen. In der Basler „National-Zeitung" (Nr. 283) spricht sich Redaktor Gisi über die Rolle der Schweiz in der gegenwärtigen Lage ganz ähnlich aus, wie unser letzter Rundschauartikel: auch er glaubt, daß sie eines Tages Friedensvermittlerin werden könne und sich darauf durch ihre ganze Haltung vorbereiten solle.

Aus Norwegen ist von unbekannter Seite in englischer Sprache folgender Ruf an uns ergangen: „Was für ein Verbrechen, was für eine Todsünde ist das christliche Europa im Begriffe zu begehen?

Warum tun sich nicht die christlichen Kirchen von Europa, warum nicht alle, die Christus folgen wollen, mit den Sozialdemokraten und allen Friedensfreunden zusammen, um das kommende Feuer zu löschen? Sie können es, wenn sie's nur wollen, mit Gottes Hilfe.

Ich beschwöre Sie, diese Worte in die Tat umzusetzen. Sie sind vor dem Angesicht des allmächtigen Gottes geschrieben, der uns erlöst hat durch Jesus Christus und dem wir am Tage des Gerichtes Rechenschaft ablegen müssen. Die Gebete der Jünger Christi sind mit Ihnen."

Dieser aus tiefster Seele kommende Schrei ist an Männer verschiedener Völker ergangen. Möge jeder, der die Worte liest, sie als an sich gerichtet betrachten!

Büchertisch.

Das sittliche Ziel der Jugendarbeit. Vortrag bei der dritten Jahresversammlung des Bundes Deutscher Jugendvereine zu Jena vom 5. bis 8. Mai 1912. Von

Pfarrer Lic. Fuchs, Büsselsheim a. M. Preis 50 Pfennige. Protestantischer Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg.

In dieser Broschüre hat der Verfasser seinen Vortrag gänzlich umgearbeitet und erweitert, wobei auch manche Gedanken der Diskussion berücksichtigt wurden. Er redet gegenüber einer unhaltbaren Autorität früherer Zeiten einer freiwilligen Selbstbetätigung der Jugend in allen edeln Bestrebungen das Wort. Es ist vor allem aus die Innerlichkeit des Individuums zu bilden und zu pflegen. Die Kraft des Willens, die Freude an allem Schönen in Hinsicht des späteren Familien- und gesellschaftlichen Lebens muß von früh auf geweckt werden. Als Mittel und Weg dient das von Classen in Hamburg praktisch organisierte Gemeinschaftsleben. England und Amerika zeigen dem Verfasser leuchtende Beispiele lebendigen Miterlebens des Volkes am Staatswesen. Damit kommt der Autor auf die Sozialdemokratie. Er will ihr und ihren Bestrebungen weder die jungen Leute zuführen, noch abspenstig machen. Tüchtige Männer und Frauen mit aufgeschlossenen Sinnen und Aufopferungsfähigkeit für die Gemeinschaft will er heranziehen; gehen sie dann später zur Sozialdemokratie über, wohlan, so werden sie auch dort dem Wohl des Volksganzen dienen.

Was die Kirche betrifft, so müsse es immer eine Sammlung der Jugend unter den Gesichtspunkten rein religiöser Gemeinschaft geben. Aber die Jünglingsvereine erreichten nur einen bestimmten Kreis der Jugend. Darum solle auch die andere allgemeine Arbeit getan werden, die die Jugend zum eigenen Erleben ihrer Kraft und ihres Empfindens führe, dann werde in ihr auch jene tiefe, gewaltige Ehrfurcht erwachen, die in der menschlichen Innerlichkeit das Wirken dessen schaut, der diese Innerlichkeit schuf und sie werde erfüllt mit solch herrlichem Streben zur wunderbaren Höhe des Guten.

Die Broschüre ist etwas allgemein gehalten. Trotzdem empfehlen wir sie um ihrer Gedanken willen.

Albert Maag.

Prof. Wurster, Tübingen: **Abstinenz als Standespflicht des Pfarrers.** Hamburg-Ohlsdorf 1913. Verlag: Verein abstinenter Pfarrer. Broschüre.

Ein warmer Appell an den Pfarrerstand, sich der Sache der Abstinenz anzunehmen und sie selber energisch zu vertreten. Wir haben hier einen tiefen Blick in die Not des Alkoholismus, eine ernste Mahnung an die Pfarrer, hier voranzugehen. Nicht nur für Deutschland gelten die Schlußworte: „Es ist Zeit, etwas zu tun; das Wirksamste, was wir tun können, ist, selbst abstinent zu werden und andere dazu ermuntern. Wo es Volksseelsorge gibt, ist der Pfarrstand unter den Erstberufenen. Soll er versagen?"

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieses Heft ist größtenteils der religiösen Verarbeitung des Erlebnisses gewidmet, das jetzt die Gedanken völlig in Anspruch nimmt. Wir beanspruchen nicht, damit das Tiefste zu sagen, was darüber gesagt werden kann, aber wir sagen das, was uns jetzt nötig scheint und was schon jetzt gesagt werden kann. Unser Ziel ist, der Wahrheit und damit dem Frieden und dem neuen Werden und Bauen, das kommen muß, zu dienen. Das ist's, was man in den Neuen Wegen fordern kann, andere Zeitschriften haben wieder andere Aufgaben.

Besonders freut uns, daß wir mit dem Aufsatz: „Friede auf Erden" einem bekannten bildenden Künstler und Schriftsteller das Wort geben dürfen, der den theologischen und religiösen Kreisen ferne steht. Die Gemeinschaft des Geistes, die ihn trotz den Unterschieden der Denk- und Ausdrucksweise mit uns verbindet, ist auch eine Verheißung für die Zukunft.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Mache dich auf und werde Licht; denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Denn siehe: Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint über dir. Und die Völker werden in deinem Lichte wandeln und die Könige in dem Glanze, der über dir aufgeht. Jesaja 60.

Ueber dem Hasse.

Schlimmer sogar als die Greuel des Schlachtfeldes dünkt uns jener geistige Kampf, der den Kampf der Waffen begleitet und der ein Kampf des Hasses ist. Wie ein brandendes Meer wogt dieser Völkerhaß ringsum und will auch die Seele der nicht unmittelbar am blutigen Kriege Beteiligten in seine Strudel ziehen. Es ist furchtbar! Die Regierungen und die Völker machen die gegnerischen Regierungen und Völker schlecht; sie decken gegenseitig ihre Sünden auf, neueste und uralte; sie fluchen einander, toben gegen einander. Auch die Männer und Frauen, die man geistige Führer der Völker zu nennen pflegt, erweisen sich zum großen Teil als Nicht-Führer, als solche, die sich von der Tagesmeinung führen lassen und diese durch das Gewicht ihrer auf irgend einem andern Gebiete erworbenen Autorität verstärken. Statt die internationalen Verbindungen, die ja zum guten Teil mit Politik nichts zu tun haben und die nach dem Kriege doch wieder aufgenommen werden müssen, festzuhalten, auch zum Heil des eigenen Volkes, ergehen sie sich in Demonstrationen, die lächerlich wirken; statt etwas von der vielgerühmten Objektivität der Wissenschaft nun auch auf die Beurteilung der menschlichen Dinge zu übertragen, überbieten sie die „Ungebildeten" an kurzsichtiger Leidenschaft; statt der Auseinandersetzung der Völker Adel zu verleihen, werden sie Feldherrn in dem Krieg des Hasses und der Beschimpfung. Ein elendes Schauspiel — das zwar offenbar zu dem ganzen Zusammenbruch

unserer Zivilisation gehört, aber doch das Herz mehr als vieles andere krank macht.

Das alles nennt sich Patriotismus. Einer will den Andern darin überbieten. Und nun kommen Leute, die zu Hütern der Ideale bestellt sind, und erklären, das sei nun die Losung: Wir müßten nun vor allem Patrioten sein. Wer dem Gottesreich dienen wolle, müsse zuerst der eigenen Nation dienen. Die menschheitlichen Ideale hätten Schiffbruch gelitten; also — solle man sie aufgeben. „Trachtet am ersten nach dem Wohlergehen Eures Volkes und das Reich Gottes soll euch hinzugefügt werden."

Es gehört zu der Verwirrung der Geister, daß gerade solche Stimmen nun laut werden. Sie behaupten ungefähr das Verkehrteste, was jetzt gesagt werden kann. Denn es liegt auf der Hand, daß es gerade dieser „Patriotismus" gewesen ist, der die Welt ins Unheil gestürzt hat. Genauer gesagt: der Nationalismus hat sich als eine der Hauptursachen des Weltbrandes erwiesen. Daß dieser nicht mit Vaterlandsliebe zu verwechseln ist, haben wir in diesen Blättern so oft und so gründlich gezeigt, daß wir es nicht nochmals zu zeigen brauchen. Wenn jemand uns Antipatriotismus vorwirft, in dem Sinne, daß wir den Zusammenhang mit dem Vaterland und die Arbeit für es vernachlässigt, gering geschätzt oder verächtlich gemacht hätten, so spricht er mit oder ohne Absicht die Unwahrheit. Im Gegenteil: wir haben die Erlösung der wahren, heiligen, sich im Dienen vollendenden Vaterlandsliebe vom Patriotismus der eitlen Selbstbespiegelung und des Hochmuts gegen andere Vaterländer, der im Grunde bloß Egoismus ist, gepredigt. Wir kehren nur das übliche Verhältnis um: nicht werden nach unserer Ansicht die Völker wahrhaft groß dadurch, daß sie zuerst sich selbst dienen, sondern dadurch, daß sie in den Dienst der sittlichen Idee treten, die zugleich die menschheitliche ist. Es gilt für die Völker die gleiche Ordnung wie für die Einzelnen: „Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden." Und was die neu gefundene Formel betrifft, daß man zuerst dem eigenen Volk dienen müsse, wenn man dem Gottesreich dienen wolle, so haben wir bisher im Neuen Testament gelesen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches zufallen." Wir gedenken bei dieser Lesart zu bleiben.

Damit schwimmen wir gegen den Strom. Das wissen wir genau. Wer meint, das sei die rechte Theologie, jeweilen die Laune und Lust, oder auch den Rausch der Welt in eine theologische Formel zu übersetzen und damit zu weihen, der mag nun Nationalist sein. Wir aber meinen, es sei gerade jetzt die von Gott gestellte Aufgabe, den Nationalismus als furchtbaren Wahn zu bekämpfen. Er hat die Welt in den Abgrund gestürzt, er soll es nicht noch einmal tun. Das ist, was uns die Katastrophe predigt. Jetzt erst recht verkünden wir den Internationalismus.

Dabei stellt sich etwas Merkwürdiges heraus, das aber nur bestätigt, was vorher über dies richtige Verhältnis von Vaterland und Menschheit gesagt worden ist: Während der Nationalismus dazu führt, daß die Völker einander schlecht machen, werden wir durch unsern Internationalismus dazu geführt, sie gut zu machen. Das heißt: wir fühlen uns gedrängt, ihr Gutes und Bestes zu erkennen; wir glauben an das Gute in ihnen. Sie sind uns alle wirkliche oder mögliche Träger einer göttlichen Mission. Wo wir von einer solchen nichts sehen können, halten wir sie im Glauben trotzdem fest. Wir helfen, soweit wir können, mit, daß sie dazu gelangen, Träger einer geschichtlichen Aufgabe zu sein. Wir glauben bei den noch jugendlich rohen Völkern an einen Aufstieg zu größerer Reife und Kultur, wir glauben bei den kulturmüden, scheinbar alternden an eine Erneuerungsfähigkeit. Wir glauben, daß Gott sie liebt und schützt und wir sind bereit, für sie einzutreten, wie für das eigene Volk — alles nach dem Maße der Kraft und Gelegenheit.

Das ist eine der Zukunftsaufgaben, die uns das wüste Schauspiel der Gegenwart stellt. Zu ihr flüchten wir aus dem Meer des Hasses. Wir werden dafür arbeiten, daß die Völker lernen, einander zu verstehen, zu achten und zu lieben. Damit zerstören wir eine der stärksten Wurzeln des Krieges. Denn das ist gewiß: die Völker können nur so lange Krieg führen, als sie sich gegenseitig für schlecht halten und sie machen sich unwillkürlich schlecht, um überhaupt zur Kriegsstimmung zu gelangen. Für Menschen, die auf jene Höhe wahrhaft menschlichen Denkens gelangt sind, die wir im Auge haben, ist der Krieg unerträglich. Sie können ihn noch äußerlich mitmachen, aber er tötet beinahe ihre Seele. Das wissen wir von vielen Edlen, die im heutigen Krieg sind.

Dieses Heft soll fast ganz dieser Aufgabe gewidmet sein. Es zerfällt in zwei Hauptabteilungen. Die erste versucht an einigen Beispielen zu zeigen, wie viel Großes und Herrliches in den Völkern ist, die sich gegenseitig zerfleischen. Der Versuch ist mangelhaft, aber er mag als Versuch doch einen Wert haben. Wir bringen sodann solche Stimmen aus den für uns wichtigsten kämpfenden Völkern, welche über dem Hasse sind, Stimmen, die auf das letzte, über den Volkstümern liegende Ziel hinweisen, zu dem dieser Völkerkampf führen soll, Stimmen, die an Stelle des Schimpfens über die andern Völker die Selbstkritik setzen. Es sind Stimmen des wahren Menschheitsvolkes, das in allen Völkern seine Bürger hat und dessen Imperium die Welt erlösen wird.[1])

Das Heft ist also gewissermaßen eine Ergänzung des letzten. Es fügt zum Nein das Ja. Wir mußten das letzte Mal einem gewissen religiös-nationalistischen Wahn entgegentreten und haben damit

[1]) Inzwischen ist noch eine dritte Abteilung dazu gekommen: Auseinandersetzungen. Sie paßt schließlich trotz ihres Schwerterklanges doch ganz wohl in dieses Heft.

einigen Zorn erregt. Aus dem gleichen Geiste heraus rufen wir jetzt: „Heil allen Völkern!“ L. Ragaz.

Heil den Völkern!

1. Deutsches Wesen.

Im gegenwärtigen Krieg kämpfen nicht nur Millionenheere gegeneinander, sondern tatsächlich ganze Völker, es ist ein Krieg, in welchem die Volksseele bis in die Tiefen mit in Schwingung geraten ist, wie das in demselben Maße seit den großen Kämpfen vor hundert Jahren nicht mehr, und damals wohl nur in Deutschland, in ähnlicher Weise der Fall war. Damals war es selbstverständlich, denn Deutschland, bis ins Innerste verwundet und gedemütigt, kämpfte um seine Existenz. Heute tritt es als Rivale der großen Weltmächte mit wohlgepanzerter Faust in die Arena, um sich das Erbe eines Jahrhunderts, die Weltmachtstellung zu wahren. Nicht die Existenz, sondern die ungeheure, friedlich fortgeschrittene Expansionskraft wird angefochten und in Frage gestellt, und wiederum geht nur ein Gedanke nicht nur durch alle Gaue, sondern durch alle Schichten des Volkes bis in die äußersten Reihen der Sozialdemokratie. Der Sturm bricht los, das Volk steht auf — so einig, wie noch nie und mit einer Entschlossenheit, die ihresgleichen sucht.

Diese Tatsache beruht bei genauerem Zusehen auf zwei scheinbar total entgegengesetzten Eigenschaften des deutschen Volkes. Wir sehen jetzt in diesen riesenhaften Schlachten vor allem die eine Seite, die Sebastian Frank in seiner Weltchronik also bezeichnet: „Die Deutschen sind ein freisam rachgierig, in den Kriegen gleich ein unüberwindlich und sieghaft Volk, das allen Völkern ein Schrecken ist, dem auch kein Abenteuer und Muthwill zu viel ist, das alle Spiele wagt.“ Es ist der furor teutonicus, der den stürmischen Angriff für die beste Verteidigung hält, der ungebrochene, derbe Wille zur Selbstbehauptung auch im Frieden. Wir sehen ein Volk von Kriegern, dessen tollkühne und todesmutige Führer voranstürmen und den Weg mit ihrem Blut bezeichnen, beseelt von einem heroischen Glauben an „den Gott, der Eisen wachsen ließ“ und der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem speertragenden Wotan der alten Germanen hat. Nun sind es aber nicht mehr die alten Germanen, sondern — und das ist die andere Seite — es ist ein Volk von Denkern, das einen Goethe und Beethoven hervorgebracht hat und an deren Geist sich bildet und erbaut, das in dem sittlichen Idealismus eines Kant und Fichte auch innerlich stark geworden ist, das die friedliche Natur um sie her mit den Augen eines Ludwig Richter und Hans Thoma betrachten

und lieben gelernt hat und mit Andacht alten Sagen und Märchen lauscht, mit anderen Worten ein Volk, das über den Reichtum einer weichen, tiefen Innerlichkeit verfügt, ein Volk, dem das Wort seines Genius nicht ganz fremd geblieben ist:

„Zierlich denken, süß erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern."

Jene derbe Art, sich nach außen zu behaupten, und diese gemütvolle Innerlichkeit finden sich wohl auch bei anderen Völkern als gelegentliche Erscheinungen. Das eigentümliche am deutschen Wesen aber ist es, daß beide Mächte, Mars und Musen, einen intimen Bund geschlossen haben und zwar nicht erst seit Körners: „Leyer und Schwert". Es ist jedenfalls nicht zufällig, wenn Cajetan von Luther sagte: „Mit dieser Bestie mag ich nichts mehr zu tun haben, denn sie hat tiefe Augen und wunderbare Gedanken im Kopf". Es ist auch nicht zufällig, daß dieser urwüchsige Deutsche im Rittergewand sich daran machte, die Bibel zu übersetzen. Der streitbare Recke ist zugleich der Bahnbrecher der Innerlichkeit in der Religion. Daß dieses bewußte Innenleben sich auch von einer stählernen Kraft gesichert sieht, verschafft ihm eine gewisse unverdorbene, ehrliche Ausprägung; Kraftbewußtsein und Aufrichtigkeit gehen Hand in Hand, gerade so wie Furcht und Lüge, Schwäche und Schein. Aeußere Kraft und innere Treue stützen sich gegenseitig; peinliche Gewissenhaftigkeit und prompte Ordnung wirken wiederum stärkend auf das Volksganze. So hängt hier das Aeußere und Innere aufs engste zusammen.

Bei diesem Umstand ist es leicht begreiflich, daß, wenn etwas auf die harte Schale drückt, auch der weiche Kern in Mitleidenschaft gezogen wird. Eine Erschütterung an des Reiches Grenzen durchbebt das Volk bis ins Innerste. Und je höher der innere Wert geschätzt wird, desto ungestümer die Wucht nach Außen, darum so viele Kriegsfreiwillige aus den Kreisen der Intellektuellen und Gebildeten, und die einmütige Begeisterung in dem schweren Kampf der Gegenwart! Es ist wohl überflüssig beizufügen, daß diese Art Kriegstüchtigkeit, auch wo sie schroff und hart auftritt, nichts zu tun hat mit der gewohnheitsmäßen, sinnlosen Brandschatzung zügelloser Horden. Es steckt, sofern der Krieg die Menschen nicht in Raserei versetzt hat, hinter all dem mannhaften, unbeugsamen Trotz viel ebenso unverdorbene Gutmütigkeit und menschliches Fühlen; auch in dieser Beziehung eine eigentümliche Verschmelzung von Aeußerem und Innerem!

Das deutsche Volk ist sich aber der hohen Güter seiner Geisteskultur nicht nur mit Stolz bewußt, sondern nimmt daran auch persönlich Anteil. Die Popularisierung der Wissenschaften und Künste, ja sogar der Philosophie ist wohl nirgends so weit fortgeschritten als in deutschen Landen. Die Werke der Großen sind bis zu einem hohen Grade Allgemeingut der Menge, ja wir können

ruhig sagen, zum Teil zum Allgemeingut der zivilisierten Menschheit geworden, womit aber freilich noch lange nicht gesagt ist, daß diese deutsche Kultur auch wirklich „Menschheitskultur" sei. Vielleicht ist sie es da, wo sie es am wenigsten sein wollte, am meisten gewesen, d. h. da, wo der Deutsche am tiefsten innerlich und darum eben allgemein menschlich und nicht nationalistisch empfunden hat. Die wirklich universellen Führer sind die einsamen Größen wie Beethoven; was machte es aus ob seine Eroica Napoleon gegolten hat oder nachträglich auf Bismark umgetauft wird? Es ist ein unsterbliches Werk, das der ganzen Menschheit angehört. Deutschland ist das Geburtsland vieler solcher Schöpfungen gewesen. Die jüngste Vergangenheit und Gegenwart ist in dieser Beziehung nicht so fruchtbar gewesen. Deutschland hatte in Bismark zwar einen staatsmännischen Genius, aber der künstlerische ist bis dahin ausgeblieben.

Es frägt sich, ob dies nicht in der neueren Entwicklung Deutschlands begründet liegt. Es scheint, daß in seiner Kultur eine Verschiebung des Schwergewichts von innen nach außen stattgefunden habe, die man zwar begreifen, aber auch bedauern kann.

Eine deutsche Nation hat es längst gegeben, ein deutsches Reich gibt es erst seit gut vier Dezennien. Dieses Reich ist nach außen hin noch nicht zur Ruhe gekommen, es ist kommerziell und industriell in einer stetigen Ausdehnung begriffen, und der notwendige innere Ausbau hat ungeheure Kräfte in Anspruch genommen, wobei Heer und Flotte die Hauptrolle spielen. Mit dieser mächtigen nationalen Expansion konnte bis dahin die Innenkultur unmöglich Schritt halten. Blutandrang nach außen hat immer einen kleinen Blutmangel in den innern Organen zur Folge. Diese naturgemäße Wirkung kann wohl auch für das moderne Deutschtum verhängnisvoll sein. Gewisse Eigenschaften, die deutsches Wesen uns lieb und wertvoll machen, können wie jede gute Eigenschaft in ihr Zerrbild sich verwandeln, so zum Beispiel die kecke, furchtlose und darum imponierende Selbstachtung in ein abstoßendes, anspruchsvolles Auftreten; die altgermanische Treue in der Heeresfolge in eine blinde Unterwürfigkeit. Wir glauben, daß der stark ausgeprägte militärische Geist zu dieser Verschiebung und Wandlung viel beigetragen habe. Er hat nicht nur im Heer den Drill eingeführt, sondern das vom kategorischen Imperativ inspirierte strikte Kommando auch in das bürgerliche Leben hinübergenommen, und das kann mit der Zeit nicht ohne Schädigung des individuellen Charakters und des persönlichen Lebens bleiben. Wir fürchten, die prompte Ordnungsliebe münde in einer schablonenhaften Bureaukratie und die peinliche Gewissenhaftigkeit in einer noch peinlicheren Pedanterie und Reglementiersucht. Es ist vollständig zuzugeben, daß alle diese Erscheinungen äußerlich zur Stärkung des Volkes dienen, es ist nicht zu leugnen, daß die nationale Schlagfertigkeit und Leistungsfähigkeit eine außerordentliche Höhe erreicht haben,

ja daß nicht nur die Wehrkraft, sondern auch der Wohlstand sich bedeutend vermehrt haben; sowohl die Summe der Sparkasseneinlagen pro Kopf der Bevölkerung als auch das gesamte Nationalvermögen ist beträchtlich größer als in den umliegenden Staaten. Es ist aber eine große Frage, ob das nicht alles auf Kosten der persönlichen Vertiefung und der von uns allen hochgehaltenen und viel gepriesenen Innerlichkeit geschehen ist.

Sogar die Geistesbildung selbst kommt in dem Zeichen der nach Außen gerichteten Interessen in ein gefährliches Fahrwasser. Es besteht die Gefahr, daß das eigene tiefe Empfinden durch oberflächliche Vielwisserei verdrängt wird, daß die Quantität des Wissens die Qualität der Bildung ersetzen muß; in der Kunst, und zwar nicht nur in der für die breite Oeffentlichkeit bestimmten Architektur dominiert das sensationnelle, herausfordernde Monströse; mehr als der natürliche Ausdruck gibt der beabsichtigte Eindruck unwillkürlich den Ausschlag, auch ein Richard Wagner ist davon vielleicht nicht ganz frei zu sprechen.

Es ist nicht zu verwundern, wenn dann schließlich auch im gesellschaftlichen Leben jene Verschiebung von innen nach außen sich unangenehm bemerkbar macht und der ursprüngliche, schlichte, warme Herzenston überschrien wird von einer gewissen Renommier- und Repräsentationssucht.

Wir erwähnen das alles nicht etwa, um der vorhandenen Antipathie gegen deutsches Wesen neue Nahrung zuzuführen, im Gegenteil aus aufrichtiger Sympathie für das Ewige und Unvergängliche an der deutschen Kultur, aus dem tiefsten Interesse, daß dieselbe uns erhalten bleibe. Es hat jedes Individuum und so auch jedes Volk seine Schattenseiten; es gehört aber mit zur deutschen Ehrlichkeit, daß tiefblickende Männer und geistige Führer der deutschen Nation selbst diese Gefahren sehen und eingestehen und darum nach Vertiefung und nach Verinnerlichung trachten; sie geben aber wohl weniger gern zu, daß diese Schattenseiten neben viel Gutem in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem gewaltigen Aufschwung des deutschen Reiches und seinem Militarismus stehen[1]). Und darauf kommt es uns vor allen Dingen an.

Es legt sich uns angesichts der gegenwärtigen, gewaltigen Ereignisse die Frage doppelt schwer aufs Gemüt, ob denn nun das Schwergewicht deutscher Kultur noch mehr nach außen verlegt werden soll als es in den letzten Jahrzehnten schon der Fall war. Immer deutlicher stellt es sich heraus, daß der gegenwärtige Krieg, ob er nun beabsichtigt oder aufgezwungen sei, sich zu einem

[1]) Die inzwischen veröffentlichte Erklärung der deutschen Gelehrten behauptet umgekehrt, die deutsche Kultur beruhe auf dem Militarismus. Das ist der verhängnisvolle Irrtum.

heroischen Kampf um die Vorherrschaft in Europa und in letzter Linie um die Weltherrschaft gestaltet. Selbstverständlich wünschen wir, daß Deutschland unangetastet bleibe, trotzdem besteht die Frage, ob nicht bei der schrankenlosen Erreichung jenes Zieles der Weltherrschaft vielleicht gerade der beste Kern, der ursprüngliche Gehalt deutschen Wesens verloren gehe. Die Antwort auf diese Frage gibt ein Deutscher, Langbehn, der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" mit den Worten: „Der Deutsche ist zur Weltherrschaft nur berechtigt und befähigt, wenn und insofern er in jeder Lage und unter allen Umständen das deutsche Prinzip des Individualismus hochhält. Auf der Achtung fremden Rechtes und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes beruht die deutsche, auf dem Gegenteil die römische Weltherrschaft; darum ist jene besser als diese. Deutschlands Weltherrschaft kann nur eine innerliche sein. Es soll den Chor der Völker führen, aber zur Harmonie." Eine Weltherrschaft aber im Sinne des Imperialismus stößt nicht nur in der äußeren Politik auf hartnäckigen Widerstand, sondern hindert auch das Heranreifen einer echten, für die Menschheit wertvollen Geisteskultur. Imperialismus und seine Hauptstütze, der Militarismus, bedeutet den sicheren Tod derselben. Schon mehr als ein Volk ist daran innerlich und dann auch äußerlich zu Grunde gegangen. Es erfüllt sich auch im Großen das Wort: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren," oder „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert fallen." Tatsächlich ist es so gekommen, daß wir heute nicht Waffen haben wegen des Krieges, sondern den Krieg wegen der Waffen, und damit die Zerstörung der Kultur.

Darum hoffen wir im Interesse der wahren Kultur, daß der gegenwärtige Krieg nicht eine Stärkung der Weltmachtpolitik mit sich bringe weder für Deutschland noch für ein anderes Volk, weil ja unwillkürlich ein Volk das andere zur Expansion zwingt. Wir schließen daher mit dem inhaltschweren Wort des schon oben zitierten Deutschen: „Es ist der Augenblick gekommen, eine Schwenkung zu machen — auf geistigem Gebiet. Bis jetzt hat Jena die Deutschen sittlich mehr gefördert als Sedan; vom Unglück lernt, wer überhaupt lernen kann, mehr als vom Glück; möge auch in diesem Fall ein geistiger und sittlicher Befreiungskampf die baldige Besserung bringen." L. Stückelberger.

2. Frankreich.

Völker sind Gedanken Gottes. Die Geschichte eines Volkes ist die Entwicklung eines feinen, reinen göttlichen Gedankens, im Kampf mit allem, was ihn trüben und entstellen kann. Gerade vom allerhöchsten Gesichtspunkt aus hat jedes Volk sein Recht auf Dasein, das Recht, sich des ihm anvertrauten Heiligtums zu freuen, es vor

Entstellung und Vernichtung zu bewahren, mag sie von außen, mag sie von innen drohen.

Und die Menschheit sollte sich an dieser Mannigfaltigkeit der göttlichen Gedanken freuen. Der gegenwärtige Krieg ist darum so tragisch und verhängnisvoll, weil die Völker dies verkennen. Mit unglaublicher Roheit waltet der Nationalegoismus in der reichen, zarten Welt der Gedanken Gottes. Gott soll um die Mannigfaltigkeit seiner Gedanken gebracht, die Welt soll ärmer werden. Statt daß fruchtbare, zukunftsfrohe Gottesgedanken sich stützen, fördern, anregen, weitertreiben, soll ein Gedanke den andern zurückdrängen, herrschen. Gott hat die Welt reich gemacht, die Völker wollen sie verarmen lassen. Sie meinen, nicht mehr neben einander bestehen zu können. Darum die Pflicht, sich bewußt zu bleiben, was wir an dieser Mannigfaltigkeit der göttlichen Gedanken haben; darum die Pflicht, auch den Kämpfenden zuzurufen: „Bedenket, was auf dem Spiel steht, auf welcher Seite Ihr auch kämpft, welche Partei Ihr auch ergriffen habt; bedenket, daß Gottes Reichtum nicht angetastet werden darf! Jedes Volk, jedes jetzt streitende Volk in seinem idealen Charakter, hat vor Gott das Recht auf Dasein, die Pflicht zum Dasein."

Auch Frankreich, von dem wir in diesem Abschnitt zu reden haben, ist ein Gedanke Gottes. Nicht mehr als andere Völker, aber auch nicht weniger als sie. Auch bei der Beurteilung Frankreichs muß man sich auf den höchsten Standpunkt stellen, wenn man über plumpe Vorurteile und bequeme Schablonen erhaben sein will. Was uns Frankreich bietet: einen solchen Gegensatz zwischen Aeußerem und Innerem, einen solchen Kampf zwischen allem, was am Marke eines Volkes frißt und dem heroischen Streben nach Selbsterhaltung, Behauptung des anvertrauten Heiligtums, kann nur vom höchsten Gesichtspunkt aus bewertet und verstanden werden. Ein feiner, zarter Gedanke Gottes, in steter Gefahr der Verrohung und Entstellung könnte man Frankreichs Geschichte betiteln.

Und es hat seine besonderen Gründe, wenn wir uns entschieden auf diesen Standpunkt stellen. Das Recht, auch für das in diesem scheußlichen Weltverheerungskrieg um sein Leben kämpfende Frankreich, so gut wie für jede andere Nation, einzustehen und laut zu sagen, was nicht nur für Frankreich, sondern für die Welt hier auf dem Spiel steht, wird man uns schwerlich verwehren. Kein hochherziger Gegner wird es uns versagen. Aber auch bei dem, der sich nicht ohne Gegenwehr und Bedenken bei den nun so verbreiteten und bei unserer Denkfaulheit und Geistesarmut so gedankenlos nachgeplapperten Schlagwörtern: „Dekadenz, ausgespielte Rolle, Ueberkultur, Zerfall" beruhigt, — auch für den ist es nicht leicht einzusehen, wie viel hier wirklich auf dem Spiel steht, was verloren geht, wenn Frankreich gebrochen wird, seine weltgeschichtliche Bedeutung einbüßt.

Man muß zunächst bedenken, daß der scheinbar so offene, redselige Franzose, der nicht davor zurückscheut, die schlimmsten politischen

Skandale der breiten Oeffentlichkeit preiszugeben, in andern Punkten ganz merkwürdig reserviert ist. Das Volk, das dem Fremden scheinbar ein offenes, buntes Schaufenster darbietet, tut sein Innerstes nicht ins Schaufenster.

„Lieber als jede Blume
Ist mir am stillen Fluß
Die kleine, feine Blume,
Die man erst suchen muß."

Was der französische Dichter von seiner Lieblingsblume sagt, gilt von der Seele des französischen Volkes. Man findet sie so selten, weil man sie so selten sucht. Und man sucht sie wenig, weil es dem Franzosen gar nicht so schrecklich darum zu tun ist, daß man sie suche, weil er sie vielleicht noch verbergen möchte. Die Gesamtbilanz vieler sonst scharfer Beurteiler über die Seele Frankreichs ist darum so oft schief und irreführend, weil man bei den einzelnen Posten etwas außer Acht läßt. Nämlich das, wovon man in Frankreich nicht redet, und anderswo vielleicht mit großem Pathos reden würde. Die Franzosen sind die großen Künstler der Selbstverständlichkeit. Das Selbstverständliche wäre darum das erste, was in Betracht käme, was es hier zu enträtseln und herauszukriegen gäbe. Warum geben sich so viele Franzosen die größte Mühe, gerade das Feinste und Vornehmste in ihrem Charakter und ihren Taten zu verbergen? Warum werden sie lieber einen sehr schlechten Witz oder eine zynische Bemerkung machen, als sich auf einer selbstlosen Tat, einer ganz heroischen Absicht ertappen zu lassen?

Darum versagen hier oberflächliche Beobachtungsmethoden. Und die beliebte Unterscheidung zwischen dem Land, das der Reisende sieht, und dem, das er nicht sieht, ist hier ganz besonders wichtig. Man kann durch Frankreich ziehen, dort leben und an Frankreich vorbeigehen. An einem zarten, intimen und doch wieder heroischen Frankreich. Am Frankreich der selbstlosen, intensiven Arbeit, des reinen und feinen Familienlebens. Am Frankreich, das zum Frankreich der politischen Welt, der Boulevards, und der dem Fremden sich aufdrängenden Literatur sich so verhält, wie der Diamant zu den Schlacken, in denen man ihn findet. Und hier kommt noch ein Umstand in Betracht, der viel zu wenig beachtet und gewürdigt wird, obschon er erst den Schlüssel zu sehr vielen auffallenden Rätseln des modernen Frankreichs, seinen Krisen und seiner Bedeutung geben kann. Ich meine die außerordentliche Unabhängigkeit des französischen Geistes, oder auf alle Fälle der wahrhaft schöpferischen Kräfte dieses Geistes, von allem, was wir unter dem Namen „das Offizielle" zusammenfassen können. Ich glaube, daß das Geistesleben hier freier ist als anderswo, daß es viel weniger mit dem ganzen politischen und sozialen Betrieb verwoben ist. Es gibt natürlich in Frankreich wie anderswo eine offizielle Staatsweisheit, eine Politik und Wissenschaft, die bei der offiziellen Anerkennung und der Besetzung der Stellen in erster

Linie in Betracht kommt. Man kann sich aber fragen, ob es anderswo ein so intensives, freies, ganz aus den eigenen Reserven lebendes Geistesleben gibt, für das das offizielle keinen Wert, keine Anziehungskraft besitzt, und das sich in den wahrhaft vornehm empfindenden Kreisen einer solchen Anerkennung erfreut. Mehr als sonstwo sind hier die Ketzer wichtiger als die Kirche, mich dünkt, sie werden hier auch mehr geachtet und anerkannt. Das Werden gilt hier mehr als das Sein. Ich glaube sogar, daß es dem Geistesleben hier nur wohl ist, wenn es sich in einem gewissen Gegensatz zum offiziell bestehenden befindet. Es lebt von der Spannung. Der französische Geist braucht den Trotz, den Widerspruch, wie gewisse Vögel den Orkan brauchen, um fliegen zu können.

Wir haben hier nicht von den Folgen zu reden, die sich hieraus für das öffentliche Leben ergeben. Klar ist es ohne weiteres, daß sie für eine ruhige, gedeihliche, harmonische Entwicklung verhängnisvoll sein können. Aber ebenso klar ist es, daß das Geistesleben und damit die Reserve an Schöpferkraft hier viel freier vom äußern Rahmen ist, als anderswo. Und jedenfalls ergibt sich daraus, daß es eine außerordentlich plumpe Verkennung der Lebensbedingungen und der Eigenart Frankreichs ist, wenn man die äußere Lage, das, was vor allem auffällt, als einzigen Gradmesser der geistigen Kraft und der Ersatzreserven des Volkes braucht. Es ist falsch und ungerecht, die — allerdings oft sehr korrupte — Politik, ihre Fehler, ihre Exzesse als einzigen, wesentlichen Ausdruck des französischen Charakters zu betrachten. Wer für psychologische und kulturelle Rätsel großen Stils Sinn hat, den möchten wir fragen: „Woher kommt es, daß dieses Frankreich, das seit einem halben Jahrhundert angeblich am Rande des Abgrundes steht, in einem fort auf den verschiedensten Gebieten, auf dem sozialen, dem philosophischen, dem religiösen und dem ästhetischen, der Welt Impulse, Anregungen erteilt? Warum hat die Entwicklung der französischen Kunst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gerade in Deutschland die eifrigste und selbstloseste Bewunderung erregt, so daß sie in gleicher Weise die Bewunderten wie die Bewunderer ehrte? Warum fiel gerade auf deutschem Boden das große Wort einer französischen Kunstentwicklung, die selber das höchste Kunstwerk sei? Und warum wurde von erstklassigen Denkern dem Franzosen Bergson die größte Achtung gezollt, bevor der verhängnisvolle Krieg losbrach, der die beiden Kulturen zum Kampfe trieb, die auf gegenseitige Förderung und Ergänzung angewiesen sind, und deren Bund Europas Heil wäre? Warum ist es gerade Frankreich, das im Augenblick, da wir das klägliche Fiasko der offiziellen Sozialdemokratie konstatieren, in einem echt französischen Gebilde, im Syndikalismus, uns die Waffen gibt, mit denen die Kämpfe der Zukunft wieder aufgenommen und geführt werden müssen, den rücksichtslosen, ungeschwächten Widerspruch zur heutigen Wirtschaftsordnung und den vollen, unmittelbaren Einsatz der ganzen Persönlichkeit? Warum werden wir so

seltsam berührt, wir Religös-Soziale, wenn wir mit der kleinen, aber entschlossenen Schar der französischen Gesinnungsgenossen zusammenkommen? Ist da nicht etwas besonders Lebendiges, Kühnes, ein flottes, „Trotz allem und alledem", ein stetes Hoffen und Wagen, gegen alle Hoffnung, gegen eine erdrückende Umgebung?

Man wolle diese Rätsel lösen, bevor man so zuversichtlich von einer Tragik der Ueberkultur, von der unaufhaltsamen Dekadenz, von der abgelaufenen Uhr, der ausgespielten Rolle rede; wobei natürlich die eigene Weisheit sich pompös in „Gottes allweisen Ratschluß" zu hüllen versteht. Wir wollen hier nicht ein Dogma durch ein anderes ersetzen. Eine falsche, plumpe, mit großer Zuversicht vorgetragene Ansicht kann nicht durch eine andere, mit noch mehr Zuversicht ausgesprochene Ansicht verdrängt werden. Dem Dogma „der Dekadenz Frankreichs" stellen wir nicht das Dogma der „Ewigen Jugend Frankreichs" gegenüber. Wir lieben Frankreich, aber wir lieben und schätzen auch andere Völker und Kulturen. Auch ich glaube zu wissen, an welchen Schäden und Lastern Frankreich krankt, und welche Krebsübel am Mark dieses großen Volkes fressen, von der politischen Korruption bis zum Alkoholismus und zur künstlichen Einschränkung der Geburten. Wie anderswo hebt sich in Frankreich das, was wir hier als das ideale Wesen des Volkes darstellen, von einem düstern Hintergrund ab. Was wir achten und schätzen, muß im Kampf mit den Fehlern und Schwächen des Nationalcharakters errungen werden. Wir wollen nur der einseitigen, gewöhnlich auf ganz falscher Psychologie und mangelhafter Kenntnis beruhenden abschätzigen Beurteilung gegenüber feststellen: Es gibt auch hier keine naturnotwendige Entwicklung; es gibt hier Kampf, Ringen, Weiterwirken. Es kann, menschlich gesprochen, sein, daß dieser Gedanke Gottes erstickt wird, aber es wäre umsomehr zu bedauern, als er schwerlich zu Ende gedacht worden ist, und wir nicht wissen, womit man ihn ersetzen könnte.

Und der Inhalt dieses Gedankens, wenn man ihn einmal ohne einseitige Verhimmelung mit scharfem Blick für die Schattenseiten der Franzosen, bei voller Anerkennung anderer Werte, anderer Nationen, aber frei von dogmatischer Kritik ins Auge faßt. Er ist schwer zu definieren, auf einen klaren Ausdruck zu bringen, wie alles Leben. Und weil das Leben hier so besonders lebendig ist, spottet es erst recht der Rubrik, der Kategorie und festen begrifflichen Umgrenzung. Zum allerfeinsten in Frankreich gehört dieses unbeschreibliche Gefühl, man dürfe stets etwas Neues, Unerwartetes erwarten. Frankreich ist das Land der großen Ueberraschungen. Freunde und Gegner haben es oft erfahren, werden es noch erfahren. Ein außerordentlich bewegliches, sensibles Leben schafft weiter, rafft sich auf, wo man es nicht erwartet, versagt, wo man es nicht dachte, aber bringt Neues, neue Probleme, neue Fragen, neue Möglichkeiten; neue Formen.

Mit dieser bestimmten Klausel wolle man die folgenden Bemerkungen verstehen.

Verweilen wir nicht lang bei dem, was jedem, der nicht mit verbundenen Augen durch Frankreich zieht, auffallen muß. Daß die Franzosen sich durch die formellen Gaben der einfachen Vornehmheit auszeichnen, daß es schwer ist, ihnen in der Fähigkeit, die richtige, einfache, prägnante Form zu finden, gleichzukommen, wird ziemlich allgemein zugegeben. Wie sonnt man sich dort an der einfachen, vornehmen Natürlichkeit, die wie eine zur Natur gewordene zweite, höhere Natur ist und alle plumpe, pedantische Steifheit, alle gewollte Korrektheit ebenso tief unter sich läßt wie alle erkünstelte, vornehm sein wollende Art. Auch da diese Gabe der Selbstverständlichkeit, wobei nicht zu vergessen ist, daß das Selbstverständliche hier die Frucht der Arbeit einer ganzen Rasse an der feinen, völligen Durchgeistigung der Natur ist.

Aber was bergen diese formellen Vorzüge in sich, sind sie die Form für eine große, vornehme Seele? Ist die ritterliche, generöse Art der Franzosen der Ausdruck, den sich eine ritterliche Seele geschaffen hat? Wie steht es mit dieser Seele?

Diese Seele, um irgendwo einzusetzen und dabei zugleich einen Punkt zu berühren, der selten in seiner Bedeutung gewürdigt wird — diese Seele faßt Eigenschaften in sich, die sich scheinbar ausschließen, die aber hier vereinigt sind und dem Leben eine außergewöhnliche Spannung und Beweglichkeit verleihen, ohne die große Geschlossenheit unmöglich zu machen.

Was Nietzsche mit so feiner Ironie von den viel mehr als zwei Seelen, die in der Brust der Deutschen wohnen, sagt, das gilt auch vom Franzosen. Da wir aber hier nicht wissenschaftliche Psychologie treiben, begnügen wir uns mit zwei Seelen, oder mit zwei Trieben, die dieser rätselhaften Seele innewohnen.

Ich meine den revolutionären Zug, der mit heroischer Leidenschaft aufräumt, stürzt, alte Werte wegfegt, auf allen Gebieten: Religion, Politik, Kunst stürmisch vorgeht, um neu schaffen zu können. Und daneben einen andern Zug, der schwerer zu bezeichnen ist, den wir aber vorläufig die Gabe der Selbstbegrenzung nennen können. Der eine Zug geht in die Weite, stürzend, aufräumend bis zu den letzten Konsequenzen; der andere treibt wieder nach innen zu, drängt zu plastischem Gestalten, zur klaren Form, zum geschlossenen, organischen Werk. Auf der seltsamen Wechselwirkung dieser beiden Triebe, auf der Spannung, die sie erzeugen, und der Geschlossenheit, zu der sie sich schließlich vereinigen, beruht die Größe und Originalität, beruht der Menschheitswert des französischen Geistes. Wie sie bei einzelnen, seltenen, aber typischen Vertretern des französischen Geistes vorhanden sind, so leben sie auch in dem großen Leben des ganzen Volkes, in seinen Schöpfungen, und verleihen ihnen ihre Zauberkraft, ihre ewige Jugend.

Der revolutionäre Zug hat die Welt so oft beunruhigt — zum größten Segen für die Welt — daß wir nicht lang darauf einzugehen

brauchen. Was von den politischen und sozialen Revolutionen Frankreichs für eine befreiende, aufräumende Kraft ausgegangen ist, braucht nur angedeutet zu werden Wie oft hat dieses für Wahrheit, Recht und Freiheit so tieffühlende und sich begeisternde Volk den Kampf gegen Tyrannei, Schematismus, politische und soziale Roheit eröffnet, die Völker erst gelehrt, frei sein zu wollen! Und wie oft hat es dabei seine ganze Begeisterung, seine ganze Kraft eingesetzt! Wo gibt es, um nur ein paar prägnante Beispiele anzuführen, ein ähnliches Gebilde wie die so charakteristisch französische „Ligue des droits de l'homme", diese permanente Sprechstunde für alle Rechtsverletzungen, dieser stete Appell an ein treues, zartes, sittliches Gefühl, mag der Verletzte noch so schwach, der Beleidiger noch so stark und offiziell anerkannt sein. Und als ganz Europa sich durch sein Schweigen — oder durch noch mehr — an der Blutschuld gegen die Armenier beteiligte, wurde in der französischen Kammer Protest erhoben. Man lese darüber die Reden Jaurès', wenn man von dieser heroischen, mit dem zu Boden getretenen so tief mitleidenden, von Empörung gegen rohe Gewalt zitternden Seele des französischen Volkes etwas erleben will.

Es sei auch bemerkt, daß diese revolutionäre Kraft sich keineswegs auf das politische Gebiet beschränkt, sondern mit ihrem Sturmwind auch noch andere Domänen befreit. Was von der französischen Revolution gilt, daß sie eine neue Aera eröffnet, könnte man von Kunst und Weltanschauung mit Fug und Recht behaupten. Descartes und Bergson, Balzac, Flaubert, Delacroix, Manet und Rodin sind auf ihre Art nicht weniger revolutionär als die Vertreter der Menschenrechte und die großen Sozialphilosophen des XIX. Jahrhunderts. Mehr als einmal haben diese Revolutionen die Welt befreit, sie in Spannung versetzt, da wo die Spannung allein sie vor Erstarrung retten konnte. Dank ihrem großen Zug, dank der Fähigkeit des französischen Geistes, aus scheinbar sehr begrenzten nationalen Angelegenheiten durch die radikale Wucht des Vordringens und das Einfühlungsvermögen eine Sache der Menschheit zu machen, sind Frankreichs Revolutionen Weltrevolutionen geworden. Man wolle 1789, 1830, 1848, den Sozialismus der Mitte des letzten Jahrhunderts und den Syndikalismus aus der Weltgeschichte streichen und sich dann fragen, wo wir mit unseren politischen und sozialen Zuständen, wo wir mit unserer sozialistischen Arbeiterbewegung stünden.

Dieser Geist, der das Weite sucht und dessen revolutionäre Feldzüge nicht scheitern, weil der große Zug von warmer Begeisterung getragen wird, dieser Geist ist auch der strengsten Konzentration fähig. Er ist äußerst sensibel, reagiert auf die feinsten Reize, flammt auf bei scheinbar kaum genügender Begründung, aber er hat die Gabe der strengen Selbstbeschränkung, des großen geschlossenen Auftretens. Er kann auch über sich selber Herr sein. Nicht etwa bei allen großen Vertretern des französischen Geistes, nicht bei allen Bewegungen, nicht einmal zu allen Zeiten. Es gibt in Frankreich, wie anderswo, Leicht-

sinn, kindische Selbstüberschätzung, Eitelkeit, unfruchtbaren doktrinären Revolutionarismus und läppische Uebertreibungen. Man braucht nur die Revolutionsgeschichte zu studieren, man wird neben den großen Leitmotiven dies alles in Hülle und Fülle finden. Aber als Ganzes genommen, besitzt das Volk, besitzt der französische Charakter diese Gabe.

Er kann sich in wilder Leidenschaft hingeben, hinreißen lassen, mit der revolutionären Phantasie alles überfliegen und mit dem revolutionären Willen noch so weit vordringen, es kommt doch ein Punkt, da er mit der Kritik einsetzt, und sich wieder nach innen begibt. Das gleiche Volk bringt Robespierre und Taine — Pascal, Molière und St. Simon, Fourier, hervor. Der kühnste Glaube an die Fähigkeit der menschlichen Natur, schier Unmögliches zu leisten, und die schärfste Kritik dieser Natur und ihrer Klüfte. Es hat Selbstironie, Selbstkritik, Selbstbegrenzung. Und damit hat es ein starkes Gegengewicht gegen maßlose Ausschreitungen der revolutionären Impulse. Wie eine kaum sichtbare Warnungstafel: „Geh nicht weiter, sonst wirst Du grob, unfein." Daher neben dem vorwärts treibenden Zug das große, klare, anschauliche Gestalten. Der klassische Stil neben der Revolution. Daher bei so vielen Erzeugnissen des französischen Geistes dieser vornehme, würdige Abschluß. Calvin, Pascal und Corneille sind Franzosen wie Mirabeau und Proudhon. Daher diese so außerordentlich feine Selbstironie, die dem großen Werk den letzten Stempel aufdrückt und wie ein stilles Zeugnis ist, daß man noch über dem Meisterwerk steht, noch drüber hinaus will. Die großen Schöpfungen des französischen Geistes sind wie eine dieser wunderbaren Ile de France-Landschaften. Der Klarheit und Schärfe der Linien gibt der weite, verschleierte Horizont zugleich einen schönen harmonischen Abschluß und einen Zug ins Weite.

Auf dem Zusammenwirken dieser beiden Triebe und Eigenschaften beruht die außerordentliche Plastizität, Klarheit der französischen Schöpfungen. Die religiöse Leidenschaft, der revolutionäre Gedanke, die kühne Künstlerphantasie, der gewagte literarische und philosophische Versuch finden eine große, natürliche, plastische Form, die sie glaubhaft macht und ihnen den erneuernden, bahnbrechenden Einfluß, den hohen erzieherischen Wert sichert. Man denke nur an St. Simon, Fourier und Proudhon und auf einem anderen Gebiet an Balzac, Bergson, Delacroix, Rodin und Manet.

Aber man kann noch weiter gehen. Das ganze Leben, die ganze Haltung hat etwas von diesem Charakter großer Lebendigkeit, starker Leidenschaft, die sich selber ein Gegengewicht schafft und darum nicht zu etwas Unfeinem, Maßlosen oder Arrogantem wird. Das Volk der großen revolutionären Impulse, das Volk, das sich manchmal auch so kindisch in Eitelkeit spiegelt, so kindisch oberflächlich sein kann, hat auch die schärfsten und feinsten Satieren alles aufgeblasenen, arroganten Wesens verfaßt. Régnier, Molière und Pascal stecken jetzt noch tief in der Seele des feinen Franzosen. Und feine Franzosen finden sich nicht nur bei den Gebildeten, sondern auf der Straße, bei den Zeitungs-

trägern, Kellnern, oft in der dunkeln Tiefe. Was in Titel, Gebärde, Haltung, Rede nicht zum Wesen paßt, was die Grenzen übersteigt, wirkt auf den Franzosen wie die plumpste Komödie. Das sich Breitmachen, das arrogante, selbstsichere Auftreten, das Sporrenklirren und Säbelrasseln ist ihm zuwider. Die auch ihm nicht fremde Selbstgefälligkeit hat eher etwas naives als etwas plumpes und steifes. „Encombrant" gehört zu den schlimmsten Schimpfwörtern seines Katalogs. Und auf einer gewissen Stufe gilt es für selbstverständlich, daß der große, vornehme Zug alles durchdringen soll, bis zur Haltung, zur Aussprache und zur Gebärde; wie die Wucht der Gothik noch in den letzten Verzierungen vibriert.

Diese Größe, dieser kostbare, gegen eigene Auswüchse und Entstellungen schwer kämpfende Besitz, ist nun wie der geistige, ideale Besitz eines jeden Volkes durch einen Weltkrieg gefährdet. Zu den inneren Kämpfen und Krisen ist noch die Gefahr von außen hinzugekommen. Wie bei jeder der kämpfenden Nationen steht für Frankreich nun die geistige Existenz auf dem Spiel. S t e h t. Wir reden nicht von einer vergangenen Herrlichkeit, die man kunstgeschichtlichen Studien und sozialpsychologischen Dissertationen überlassen kann. Wir reden von einem noch sehr lebendigen Besitz, nicht nur der französischen Rasse, sondern der Menschheit. Was wir von jeder der an diesem unseligen Krieg beteiligten Kulturen und Rassen hoffen, daß der große, ewige, heilige Menschheitswert, der in ihnen steckt, sich nach einer welthistorischen Abrechnung mit den dämonischen Kräften, deren Walten nun alles andere zu verdrängen scheint, reiner, stärker entwickle; das hoffen wir auch für Frankreich. Wir wollen hier so wenig wie anderswo beschönigen, vertuschen, Laster und nationale Schwächen übersehen. Wir wollen Wahrheit, und wollen die Wahrheit nicht entweihen, indem wir auf Kosten anderer Kulturen, anderer Rassen und ihrer besonderen, eigenartigen Vorzüge und Werte hier übertreiben und loben, was zu tadeln ist. Wir stellen fest, daß Frankreich, wie jedes andere Volk, sein Bestes sich selber abzuringen hat. Wir wollen auch keine Propheten sein. Wir wissen nichts davon, daß nach dem Krieg die französische Kultur auf eine stärkere materielle, politische Macht gestützt, eine politische Weltrolle spielen wird. Aber wir überlassen es auch anderen, in Gottes Ratschuß zu lesen, daß Frankreich nun „seine letzte Schlacht kämpft" und daß die Stunde seiner Ablösung durch andere Rassen geschlagen hat. Wir wollen hier keine Propheten sein, nach keiner Seite hin. Wir sind bescheidene Realisten. Wir halten uns an das, was wir wissen und erlebt haben. Darum sagen wir: „Hier lebt etwas Lebendiges", hier lebt Sehnsucht und damit Wille, Kampfeswille gegen sich selber.

Dieser Kampf des französischen Volkes um seine Heiligtümer, um seinen reinen Geist, gehört zu den ergreifendsten Kämpfen der letzten Jahrzehnte. Die von Dekadenz und Ueberkultur reden, mögen

etwas genauer studieren, mit welchem gesunden Sinn für die realen Grundlagen des Lebens, für Einfachheit und Wahrheit, dieses „dekadente" Volk immer wieder sich selbst zu reformieren versucht hat, und wie es dabei nicht vor dem schwersten Kampfe zurückschreckte, dem Kampf gegen die eigene Eitelkeit und Aufgeblasenheit; dem Kampf gegen Demagogie und Schmeichelsucht, gegen alle Fäulnis des eigenen Körpers. Was ist Bergson anderes als eine Rückkehr zu den unmittelbaren tiefen Quellen des Lebens, anderes als eine Absage an alles erkünstelte, unnatürliche Empfinden. Was ist Rodin anderes als ein großes Stück durchgeistigter Natur? Wo lebt in der modernen Kunst die Natur so groß, wahr, so genial in ihrem innern ewigen Wesen erfaßt, frei von Zubehör, frei von Beiwerk, frei von Erkünstelung und Andichtung.

Und wo lebt der sozialistische Gedanke so frei und kühn, so sehr aller Halbheit, aller Kompromisse bar, seiner natürlichen, revolutionäre Kraft bewußt, wie im syndikalistischen Ideal. Auch dort hat er nicht vermocht, sich dem Strom zu widersetzen. Aber er rühmt sich dort auf alle Fälle weniger seines Abfalls als anderswo und macht aus dem Kompromiß keinen Ehrentitel. Frei von äußeren Formen, äußerst intensiv, mit einer Fülle von Gedanken und Anregungen, taucht nun neuerdings das religiöse Problem, die Frage der höheren Bestimmung des Menschen wieder auf. Man denke nur an Romain Rolland und seinen Jean-Christophe.

In Frankreich liegen noch ungeahnte Reserven an Schöpferkraft, an geistiger Energie und revolutionärem Wollen. Und da darf man einen Punkt nicht außer Betracht lassen. Von Frankreich, seinem Volk, seiner Kultur gehen sehr starke Impulse und Gegenströmungen aus, gegen den Geist, von dem wir nun alles höhere zu ertrotzen haben, den Geist brutaler Gewalt, den militaristischen Geist, mit allen seinen Konsequenzen und Auswüchsen. Es wäre kindisch zu behaupten, daß Frankreich das einzige Bollwerk ist, das dem Vordringen der großen Koalitionen des Nationalismus, Imperalismus und Kapitalismus Widerstand geleistet hat. Auch es hat sich von ihnen blenden lassen. Es wird sich vielleicht auch in Zukunft von ihnen hinreißen lassen. Aber es dünkt mich ungerecht und borniert, wenn man übersieht, wie stark der Widerstand hier gewesen ist, und wie sehr er noch ungebrochen ist. Es lebt in dieser lebendigen Rasse, die wohl mehr als andere die ganze Sehnsucht, Größe und Tragik der Revolution an sich erfahren hat und sich zur Vorkämpferin der Revolution gemacht hat, ein ganz unbeugsamer Wille zur Freiheit. Zur Freiheit von allem, was den Menschengeist einengt, ihm eine Disziplin aufhalst, gegen die das intimste, feinste und zarteste in ihm sich aufbäumen muß. Daher der Protest gegen Kasernengeist und Militärdiktatur. Der Mensch wird hier nicht leicht Werkzeug, darum auch nicht Werkzeug

des Militarismus. Es lebt in ihm zuviel Trotz, zuviel aufschäumendes Freiheitsgefühl und zuviel Sinn dafür, daß die höchsten Werte nicht mit den Waffen zu erringen und zu verbreiten sind. Jaurès' Geist ist mit Jaurès nicht verschwunden. Der Mensch läßt sich hier nicht durch einen politischen Organismus seiner Individualität berauben, „zweckmäßig" erziehen. Das allgemeinmenschliche sprengt die Fesseln der politischen Organisation.

Frankreich ist vulkanischer Boden. Wir haben hier eine Entfesselung von Leidenschaften, oft einen Kampf, ein Toben und Stürmen, wie man es in dieser Intensität und Wucht schwerlich anderswo kennt. Aber wenn man die Geschichte liest, dann fragt man sich, ob die einzige Gegenwehr gegen Erstarrung, gegen das Ueberwiegen der massiven Form, der mechanischen Einengung des Lebens ob der Protest gegen den militärischen Geist, auch in der Geisteswelt, nicht in der großen revolutionären Leidenschaft, dem Trotz, der Fähigkeit sich aufzubäumen und sich für den kühnsten revolutionären Gedanken aufzuopfern, liegt. Darum glauben wir nicht, daß die Rolle des Volkes ausgespielt ist, das wegen seiner Sensibilität, seines stürmischen Temperaments nie zur Ruhe kommt und dessen große Leidenschaften in ihrem wilden Kampf, mögen sie auch den Eindruck des ungestümen Auftretens erwecken, doch von einem Willen zeugen, die Welt vor jeder Knechtschaft und Erstarrung zu bewahren. Menschlich gesprochen kann der Vulkan ersterben, aber damit würde auch die Welt starr und still, wie ein Lavagebiet. Wie jedes Volk, in dem eine lebendige, edle Seele wohnt, belebt Frankreich die Welt auf seine Art. Andere Nationen haben andere Vorzüge, prägen andere Werte, sind auf ihrem bestimmten, eigenen Gebiet Frankreich überlegen. Aber auch in Frankreich steckt dieses geheimnisvolle, undefinierbar Etwas, das jedem Volk seine Eigenart und damit der Menschheit Mannigfaltigkeit und Leben verleiht. Darum wäre ein vernichtender Schlag, ein Stoß, von dem sich Frankreich nicht zu erholen vermöchte, eine unsagbare Einbuße nicht nur für Frankreich und seine Freunde, sondern für die Welt überhaupt. Wir würden es nur zu rasch an der Verminderung der Freiheit, an der Abnahme des spontanen, frischen Geisteslebens, am Wachsen auch des geistigen Militarismus spüren.

Darum wenden wir hier auch auf Frankreich die Betrachtungsweise an, die uns bei allen Nationen angezeigt scheint. Wie ein Fluch lasten heute auf den Völkern und ihrer gegenseitigen Beurteilung Nationalhochmut und die brutalste Einseitigkeit. Gott hat die Welt reich gemacht, und die Menschen wollen sie arm machen. In *seinen* Gedanken hat er Platz für eine lebendige Mannigfaltigkeit, aber in ihrer ärmlichen Beschränktheit haben sie nicht Raum für Gottes weitherzige große Welt. Man verkennt allgemein, was gerade der heutige Krieg mit seinem namenlosen Elend und seiner Aussichtslosigkeit so deutlich zeigt. Nämlich, daß es keiner Nation

gelingen kann, eine wahre Menschheitskultur zu begründen und zu fördern, solange sie sich nicht völlig losreißt von dem, was wir jetzt Kultur nennen. Man vergißt aber auch, daß in jedem Volk etwas Großes liegt, das von ihm selber und von den andern Völkern hoch zu achten ist, und das nach der endgültigen Absage an diese Kultur der Roheit und Gewalt neuer Expansion fähig ist. Daher jetzt auf allen Seiten Verkennung und Haß.

Darum haben wir die Pflicht, eine Beurteilung zu fördern, die nicht der herrlichen Weite und Lebendigkeit der Welt Gottes Eintrag tut. Darum sprach ich hier von einem der lebendigsten und reinsten Gedanken Gottes, dessen Verstümmelung eine schwere, unheilbare Selbstverstümmelung unserer Welt wäre. J. Matthieu.

3. Was wir von England lernen können.[1])

(Englische Eindrücke. IV.)

In einem letzten Artikel möchte ich versuchen, noch einige allgemeine Betrachtungen anzustellen, die sich an das bisher Gesagte anschließen und wohl auch geeignet sind, es richtig abzuschließen.

Ich gehe dabei von einer Fragestellung aus, die sich nun fast von selbst aufdrängt, die mir aber auch erleichtert, aus der Fülle dessen, was sich nun noch zudrängt, eine Auswahl zu treffen: Was können wir von England lernen?

Die Antwort, die ich zuerst gebe, mag etwas paradox klingen: wir können von England lernen, größer und freier zu werden.

Das ist in der Tat ein Eindruck, der sich dem Schweizer, und ich glaube dem Festländer überhaupt, bald aufdrängen muß, wenn er

[1]) Dieses letzte Stück meiner „englischen Eindrücke" ist genau in der vorhandenen Form in der zweiten Hälfte des Juli geschrieben worden. Es sollte ein Teil eines der Lage und den Aufgaben der Schweiz gewidmeten Heftes sein. Diesem Zwecke sollte die Kritik schweizerischer Zustände dienen, die in dem Artikel enthalten ist, die aber in dem Hefte eine positive Ergänzung gefunden hätte. Nun mag, unter völlig veränderten Umständen, der Aufsatz dem Zwecke dienen, der gerade dieses Heft beherrscht: zu zeigen, wie viel Gutes und Großes in jedem der Völker ist, die sich heute zerfleischen.

Man wird mir zwar vielleicht die Frage entgegenhalten, ob nicht die Teilnahme Englands am europäischen Krieg meinem im Großen und Ganzen so günstigen Urteil über England Unrecht gebe. Darauf antworte ich, daß ich alles in meinen Aufsätzen Gesagte auch jetzt noch vollständig aufrecht erhalte. Wie ich schon in meinem Aufsatz „Ueber die Ursache des Krieges" angedeutet habe, sind es sehr ehrenhafte politische Gründe, die England in diesen Krieg getrieben haben. Das möchte ich gegenüber dem üblichen, durch die Unkenntnis englischer Dinge und viel Uebelwollem erzeugten Vorurteil betonen. Wenn es nicht den Tolstoischen Standpunkt einnehmen wollte, der freilich der höchste ist, so konnte es nicht anders. Es ist wie die andern Völker in die gewaltige Tragödie hineingezogen worden, und aus dem gleichen Grunde, aber es ist dadurch so wenig wie sie ein irgendwie verächtliches Volk geworden. Wie sie muß es den Weg der Buße gehen, aber wir dürfen auch von ihm das Größte und Beste erwarten.

nach England kommt: es ist eine größere und freiere Welt als die unsrige. Was die Größe betrifft, so hat dies nicht nur den selbstverständlichen Sinn, daß ein Weltreich, wie das englische, einen weiteren Horizont besitzt, als ein Land wie die Schweiz und daß die Dinge dort ein anderes Kaliber zeigen als bei uns; es soll vielmehr sagen, daß auch das geistige Leben einen größeren Stil hat. Das wird ja zum Teil mit der äußeren Größe zusammenhängen und man mag das Wort anführen: „Im kleinen Kreis verengert sich der Sinn, Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." Der Engländer ist gewohnt, bei seinen materiellen und geistigen Unternehmungen stets die ganze Welt ins Auge zu fassen; er denkt von Natur ökumenisch; er bekommt damit eine gewisse Weitsichtigkeit; seine Maßstäbe werden größer; die Kleinlichkeit findet keinen rechten Nährboden. Es vollzieht sich damit ein doppelter Vorgang. Der Einzelne bekommt eine große Bedeutung; es ist ihm eine fast unbegrenzte Wirksamkeit eröffnet. Wenn er der Mann dazu ist, so mag er von London aus ein Stück Weltregierung in die Hand bekommen. So vernimmt ein junger Klerk (Kommis) von den Greueln, die im belgischen Kongo geschehen. Er sagt sich: „Das muß anders werden!" Er geht ans Werk; er gründet eine Gesellschaft, die sich über die ganze Welt ausbreitet; er rüttelt die öffentliche Meinung auf; er gewinnt die bedeutendsten Männer und Frauen Englands für sich; er beunruhigt die Politiker — und eines Tages hat er seinen Willen in der Hauptsache durchgesetzt; der Londoner Kommis hat ein Werk getan, das Könige und Minister nicht zu tun vermochten und das unmöglich schien. Dieser Kommis Morel — das ist sein Name — ist aber nicht eine Ausnahme, sondern ein Typus. Es ist der Typus des conqueror (Eroberer) auf dem Gebiete des geistigen Lebens, der drüben so häufig auftritt und der auch wieder beweist, wie gewisse auf dem Boden des natürlichen Lebens gewachsene Eigenschaften dem Reiche Gottes dienstbar werden können. Aber wenn so dem Einzelnen gleichsam unbegrenzte Möglichkeiten geboten werden, so tritt doch wieder alles Kleinmenschliche, das, was wir mit wunderlichem Sprachgebrauch das „Persönliche" zu nennen pflegen, mehr zurück. Man hat nicht Zeit, es wichtig zu nehmen, man hat Besseres zu tun, als sich um die Warze auf dem Gesicht seines Nächsten zu bekümmern. Es sind die Sachen, auf die es ankommt, nicht der „persönliche" Krimskrams. Man spürt, wie das englische Leben weit mehr als das unsrige von Sachen beherrscht ist; es heben sich bestimmte politische, soziale, sittliche, religiöse Kämpfe und Bestrebungen mit einer gewissen plastischen Deutlichkeit hervor, sodaß der menschliche Kleinkram dagegen zurücktreten muß. So entsteht jener scheinbare Widerspruch, daß der Engländer (wie der Amerikaner) auf der einen Seite viel „persönlicher" ist als wir und daß in diesem Sinne ein Kultus der „Persönlichkeit" getrieben wird, den wir bei uns mit Recht nicht ertrügen und auf der andern Seite doch die Sache viel mehr gilt als bei uns. Es ist bei uns genau umgekehrt: wir dulden kein

starkes Hervortreten der „Persönlichkeit“ und auf den ersten Blick könnte man wohl meinen, das geschehe, damit die Sache desto reiner hervortreten könne; aber wenn wir dann sehen müssen, wie der Geist der „persönlichen“ Eifersüchtelei, Empfindlichkeit und Gehässigkeit, wie törichtes oder verleumderisches Geschwätz die sachlichen Bestrebungen wie ein giftiges Schlingkraut umspinnen, so daß man von der Sache zuletzt kaum mehr etwas sieht, so werden wir diese Art, das „Persönliche“ niederzuhalten, schwerlich mehr einer besonderen Sachlichkeit des Denkens zuschreiben, sondern — nun, sagen wir: etwas ganz Anderem; dann werden wir auch die englische Art mit andern Augen ansehen. Dann wünschten wir, daß wir einige Hunderte von denen, die bei uns in Kirche, Schule und Staat das Wort führen, aus unserer muffigen Atmosphäre herausnehmen und für einige Zeit in jene freiere Luft unter jenen weiteren Horizont versetzen könnten. Eine solche Luftkur würde Vieles an unseren Zuständen bessern. Erst wenn wir drüben einmal recht aufgeatmet haben, erfahren wir so recht, was für eine Stickluft wir manchmal in unserer heimatlichen Engigkeit atmen. Wie wohltuend sticht gegen unser heimisches Philistertum schon die Art ab, wie der Engländer den Gegner seiner Ansichten behandelt. Bei uns gilt ein solcher meistens noch als ein mehr oder weniger dummer oder schlechter Mensch. Von der Freiheit, die darin besteht, daß man den Andern sein eigenes Gesicht haben und seinen eigenen Weg gehen läßt, ist gerade in unserer „freien Schweiz“ besonders wenig vorhanden. Weil wir in einem kleinen Hause beieinander wohnen, meint jeder das Recht zu haben, den Andern beaufsichtigen zu dürfen und eine Abweichung von unseren Wegen beantworten wir mit der Entrüstung des Philisters und Schulmeisters. Gerade diese Freiheit aber, die sehr viel mehr wert ist als alle „Volksrechte“, ist in der angelsächsischen Welt besonders stark ausgebildet. Es liegt dort den Menschen viel ferner, sich darüber zu entrüsten, daß der liebe Mitmensch einen anderen Gang hat als wir selbst; es lebt dort eine gewisse Freude an jeder kräftigen Eigenart, auch wenn sie einem selbst nicht bequem ist. Ein Anarchist wie Fürst Krapotkin, dem schweizerischer Polizei- und Philistergeist den Aufenthalt auf unserem Boden verunmöglicht hat, genießt dort in allen Kreisen, auch kirchlichen, die höchste Verehrung.

Das ist der prachtvolle und unschätzbare *Individualismus*, der sich auf angelsächsischem Boden entwickelt hat. Er mag zu allerlei Auswüchsen führen, mag zu einer Sucht nach dem Originellen und Auffallenden werden, aber er trägt eine herrliche Frucht, deren Wert alle diese Auswüchse bei weitem aufwiegt: die Achtung vor der Individualität und Persönlichkeit des Anderen wie vor der eigenen. Daraus entspringt die *ritterliche Art*, wie man *im öffentlichen Leben* den Gegner behandelt. Dies tritt besonders auch in der Stellungnahme zur sozialen Bewegung hervor. Man wundert sich nicht, daß ein Pfarrer oder Bischof, ein Schriftsteller oder Philanthrop Sozialist wird und es fällt niemanden ein, ihm deswegen sein Ver-

trauen zu entziehen oder ihn als gefallenen Engel zu betrachten. Als Harry Orbell gestorben war, da war es ein konservativer Lord, der in einer Londoner Stadtverordnetensitzung eine Gedächtnisrede auf ihn hielt und beantragte, daß sich der Rat zu seinen Ehren erhebe. So verbreitet sich ein Geist der Freiheit über das englische Leben, den man einatmet wie frische Meerluft. Er zeigt sich unter anderm auch in der Abwesenheit aller polizeilichen Bevormundung. Wenn man eine zeitlang drüben geweilt hat, wird man es mit Entzücken inne: das ist ein Land, über dem kein Polizeistock schwebt! Selbstverständlich gibt es drüben auch eine Einrichtung, die Polizei heißt, aber die Polizei ist nicht das Argusauge, das ausspäht, wo es den Bürger bei irgend einem Versehen ertappen könnte, sondern die Freundin und Beraterin des Publikums. Das Sinnbild dafür ist der Polizeimann, der an den Straßenkreuzungen steht und mit dem Wink seiner Hand den brausenden Strom des Wagen- und Menschenverkehrs regelt. Die Freundlichkeit und Gutmütigkeit dieser Londoner Polizeimänner ist einfach fabelhaft, ein rechtes psychologisches Wunder. So zeigt auch das Militär eine andere Haltung als bei uns. Es ist bezeichnend, daß Soldat und Offizier, wenn sie ausgehen, keine Waffe tragen dürfen; mit einem leichten Stöckchen kommen sie daher. Das Auftreten ist viel weniger als anderwärts vom Streben nach Schneidigkeit beherrscht. Eine Wachtparade, der wir beiwohnten, bot ein ganz anderes Schauspiel, als etwa eine, wie man sie in Deutschland sieht; der Regimentshund, der von einem knabenhaften Soldaten mitgeführt wurde, die zum Teil phantastische Tracht, die Musik, die Haltung der Mannschaft, alles war viel menschlicher, poetischer, viel weniger maschinenhaft als bei uns. Ich zweifle nicht daran, daß auch in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz die Behandlung des Soldaten eine viel freiere, viel mehr von der Achtung getragene sein wird. England ist eben, wie die Vereinigten Staaten, keine militarisierte Nation. Der Engländer ist, wie der Amerikaner, persönlich ein sehr tapferer Mensch, in moralischer wie in physischer Hinsicht, aber ein gewisser Antimilitarismus liegt der Mehrheit dieser Völker im Blute, sie hassen insbesondere jedes militaristische System. — Das Gleiche gilt endlich von dem Verhalten der Beamten gegen das Publikum. Von der Grobheit und Unfreundlichkeit des Tones, der bei uns immer mehr Sitte zu werden scheint, keine Spur. Der Engländer ließe sich auch nicht gefallen, was wir „freie Schweizer" uns von vielen unserer Post-, Telegraph-, Eisenbahn- und Trambeamten gefallen lassen. Auch nicht ein unhöfliches Wort habe ich bei all den vielen Anlässen, die mich mit Beamten in Berührung brachten, gehört. Und so ist überhaupt der allgemeine Verkehrston von einer sehr viel größeren Höflichkeit und Feinheit als bei uns, bis zum allerärmsten Volk herunter. Das ist Freiheit. Dieser Freiheitssinn erklärt auch Vorgänge, die bei uns unverständlich wären, z. B. das Verhalten der Regierung gegen die widersetzlichen irischen Offiziere und die Rebellion der Ulsterleute. Der Staat ist drüben

eben nicht eine unpersönliche Maschinerie, die von den Bürgern unbedingte Unterwerfung fordert, sondern die Organisation, wodurch ein freies Volk seinem Freiheitswillen Ausdruck verschafft. Diese Auffassung mag Uebel im Gefolge haben, aber es bleibt doch eine große und herrliche Sache um diese englische Freiheit.

Woher stammt diese Freiheit, woher dieser ganze Geist? Wir kommen damit auf eine zu Anfang dieser Betrachtungen entstandene Frage zurück. Ist dieser Geist im letzten Grunde aus der Tatsache zu erklären, daß der Engländer Bürger eines Weltreiches ist? In diesem Falle hätte es keinen Sinn, uns Schweizern den englischen Spiegel vorzuhalten; denn wenn der Engländer durch seine Zugehörigkeit zu einem Weltreich groß und frei würde, müßten wir wohl durch die Zugehörigkeit zu einem Kleinstaat klein und unfrei werden. Geht es aber an, auf solche Weise den Geist aus der Umwelt zu erklären? Wie, wenn die umgekehrte Behauptung richtig wäre, daß es eben dieser Geist sei, der das englische Weltreich geschaffen, daß also nicht das Imperium den Geist erzeugt hätte, sondern der Geist das Imperium? Das ist in der Tat meine Ansicht. Wir müssen tiefer graben, wenn wir zu den wahren Quellen des Größten am englischen Leben gelangen wollen. Führen wir daher den Gedankengang, den wir bisher verfolgt, noch einen Schritt weiter.

Was mir am englischen (wie am amerikanischen) Kulturleben immer wieder stark aufgefallen ist, das ist die Tatsache, daß darin viel mehr Ethos liegt als im unsrigen, d. h. daß es viel mehr von starken sittlichen Kräften durchflutet ist. Das mag als eine auffallende Behauptung erscheinen; sind wir doch gewohnt, mit einem gewissen Hochmut auf den „Krämergeist" und die Dollarmacherei der Engländer und Amerikaner und besonders auf die politische Korruption, die bei diesen sich breit macht, hinzuweisen. Aber dieser Hochmut stammt, wie der meiste von dieser Art, einfach aus der Unwissenheit. Was Krämergeist und Dollarjagd betrifft, so stehen wir hinter Engländern Amerikanern nur insofern zurück, als wir weniger tatkräftig sind und weniger Möglichkeiten haben, und in Bezug auf die politische Korruption ist nicht zu vergessen, daß sie für ein Land wie die Vereinigten Staaten nicht das Gleiche bedeutet, was sie bei uns bedeutete, und daß starke Kräfte an ihrer Bekämpfung tätig sind. Auf alle Fälle aber steht mir fest, daß in diesen Völkern eine sittliche Kraft vorhanden ist, die uns fehlt. Wenn ein neues sittliches Ideal auftaucht, ein sittlicher Kampf nötig wird, dann erwacht in ihnen ein Enthusiasmus, der bei uns für solche Dinge nicht zu haben ist, und dieser Enthusiasmus ist kein Strohfeuer, sondern setzt sich in tatkräftiges und ausdauerndes Handeln um. Wenn irgend ein großes Weltunrecht geschieht und wir uns nach Abhilfe umsehen, dann müssen wir uns zuerst nach England oder Nordamerika wenden. Die realpolitischen, ethischen, religiösen Theorien, womit wir alles zu rechtfertigen wissen, können dort keine rechten Wurzeln schlagen. Die sittliche Forderung ist viel selbstverständlicher.

Ein ethischer Energismus ist recht eigentlich die Seele ihres Geisteslebens. Er ist wie ein unterirdisches Feuer, das von Zeit zu Zeit in mächtigen Flammen ausbricht. Dieser Geist ist es auch, aus dem letztlich der Freiheitssinn und die Größe des Denkens stammen, die wir am englischen Kulturleben so hoch schätzen.

Und woher stammt nun dieser Geist selbst? Nun sagen wir unser letztes Wort: er strömt aus religiösen Tiefen! Und zwar ist es im Besonderen der Geist des Kalvinismus, der dieses Größte gewirkt hat, was die englische Welt uns zeigt. Aus seinem gewaltigen sittlichen Ernst ist er entstammt. Es ist der Geist des Kalvinismus, der mit solch ungeheurer Wucht darauf drängt, daß die Welt geheiligt werde und in all ihren Ordnungen die Ehre Gottes ausdrücke; es ist der Kalvinismus, der den Einzelnen hoch erhebt, indem er ihn zum Gegenstand des ewigen göttlichen Erwählungsratschlusses macht und der zugleich allen menschlichen Hochmut demütigt unter die Herrlichkeit Gottes; es ist der Kalvinismus, der jeden Einzelnen nötigt, all sein Leben mit strengem Ernst unter das Gesetz Gottes allein zu stellen und den Glanz und Flitter der Welt, Ehre, Vergnügen, unter Umständen auch Kunst und Literatur, gering zu achten. Der Kalvinismus ist, in einem gewissen Gegensatz zu dem etwas mehr ästhetisch-quietistisch gestimmten Luthertum, religiöser Energismus. Der heilige und lebendige Gott fordert, daß die Welt seinem Gesetz allein gehorche. Aus dieser Quelle stammt das Beste der Kraft Englands; denn die englische Reformation ist überwiegend durch den Kalvinismus bestimmt. Und hier sollen nun die Dissenter endgültig zu dem Rechte gelangen, das ihnen der erste Aufsatz nicht gegeben zu haben scheint. Die Kraft, aus der das heutige England geboren wurde, ist der Puritanismus, die Reformation des siebzehnten Jahrhunderts, zu der sich noch die methodistische Erweckung des achtzehnten gesellte. Wenn das englische Weltreich einen Mann als eigentlichen Gründer verehren wollte, so müßte es Oliver Cromwell sein, jener Mann, in dem der Gedanke eines Gottesstaates, der auf Freiheit ruht, in ewig denkwürdiger Weise Gestalt gewonnen hat. Diese gewaltigen Bewegungen des siebzehnten (und achtzehnten) Jahrhunderts haben in das angelsächsische Leben jenen Feuerstrom des sittlichen Enthusiasmus ergossen, der auch heute noch nicht erloschen ist.

Diese Tatsachen sind es, die den Unterschied zwischen der englischen Lage und der unsrigen vor allem erklären. England hat in einer noch nicht so weit abliegenden Zeit große, volksaufwühlende religiöse Bewegungen gehabt, während die letzte ganz große religiöse Erhebung des Festlandes vierhundert Jahre zurückliegt. Darum ist der Boden drüben gleichsam noch wärmer als bei uns. Die Religion ist viel mehr eine öffentliche, allgemein anerkannte Macht. Es gibt viel mehr religiöse Gemeinsamkeit. Gemeinsames Beten, Singen, Gottesdienstfeiern ist noch in einem ganz andern Maß möglich als bei uns; religiöse Sitte ungleich verbreiteter. Auch der Ton, womit religiöse

Dinge dort in unkirchlichen und antireligiösen Kreisen verhandelt werden, ist anders als bei uns. Die freisinnige oder freidenkerische Phrase, die bei uns immer noch so hohen Kurs hat, macht dort keinen Eindruck. Es ist mehr Tiefe da. Die religiöse Verhandlung hat einen größeren Stil. Es herrscht nicht so stark der Geist eines verbissenen Dogmatismus hüben und drüben. Und was mehr ist als das alles: ich habe das Gefühl gehabt, daß Christus dort eine stärkere Macht und Wirklichkeit sei als bei uns. —

Es ist aber beinahe selbstverständlich, daß dieses Licht auch seinen Schatten hat. Nicht das freilich kann die Frage sein, ob es nicht auch drüben Schatten genug gebe. Daß dies der Fall ist, braucht ja nicht besonders nachgewiesen zu werden. Ich möchte vielmehr bloß zeigen, was für Mängel gerade mit den großen Vorzügen des englischen Wesens zusammenhängen.

Da ist es einmal der Energismus der Engländer, der zu Fehlern und Entartungen führen kann. Man will wirken, wirken, wirken um jeden Preis. Dabei kann es geschehen, daß man das Ziel des Wirkens aus dem Auge verliert und wirkt bloß um des Wirkens willen; jedenfalls liegt die Gefahr nahe, daß man in eine gewisse Rastlosigkeit und Fieberhaftigkeit des Arbeitens hineinkommt, die zu einer tiefen Besinnung keine Zeit läßt. Wenn diese Art allgemein wird, stellt sich natürlich der Geist der Konkurrenz ein. Es will Einer dem Andern zuvorkommen, eine Gemeinschaft die andere überbieten. Wer das nicht mitmachen kann, ist verloren, wer zu Boden fällt, über den geht die Jagd weg. Auch bei uns breitet sich ja vom Geschäftsleben her dieser Geist bedenklich aus, aber drüben ist er zur Herrschaft gelangt. Es muß dort noch viel schwerer sein, in Stille und Vertiefung, ohne Reklame und großen Apparat sein Werk zu tun und seinen Weg zu gehen. Wo aber Konkurrenz und Reklame herrschen, da ist die Gefahr überall groß, daß man die Arbeit auf den Schein hin tut. Der religiöse Betrieb, wie er drüben üblich ist, hat mir in der Tat vielfach den Eindruck gemacht, daß er dieser Gefahr noch mehr erliege, als der unsrige. Mit alledem sind wir auf dem Weg der Anbetung des Erfolges gewiesen. Diese spielt drüben in der Tat eine große Rolle, eine noch größere als bei uns. Nicht Erfolg haben ist dort noch mehr als bei uns ein Todesurteil, Erfolg haben noch mehr als bei uns eine Rechtfertigung auch sehr minderwertiger Dinge; der Erfolg jedenfalls der Maßstab, mit dem Menschen und Sachen gemessen werden. Man muß irgend etwas anfangen, sei es was es wolle, wenn man nur einiges Aufsehen erregt und ein Stück Macht wird! Daher so viel Unsinn aufgebracht wird, einfach nur, weil man irgend etwas Neues beginnen, irgend einen „Bluff" schaffen muß. Das alles, das sei nochmals gesagt, greift ja auch bei uns reißend um sich, aber es spielt in England (um von Nordamerika zu schweigen) eine noch viel größere Rolle. Dadurch wird man aber durch die Entartung des gleichen Geistes, der frei machte, wieder unfrei. Denn es gibt keine schlimmere

Knechtschaft als die Anbetung des Erfolges; es gibt wenige Wege, auf denen man so sicher seine Seele verliert, wie auf diesem. Und was ist auf dem Gebiete des geistigen Lebens (im geschäftlichen ist es anders) das Ende der Jagd nach dem Erfolg? Erfolglosigkeit im tieferen Sinne — Unfruchtbarkeit.

Diese Entartung einer großen Tugend kann aber auch in einer feineren Form auftreten. Es ist mir immer wieder aufgefallen, wie der Engländer, auch der edelste und frömmste, leicht geneigt ist, etwas machen zu wollen, wo man nach unserer Meinung werden lassen muß. Ihre Tatkraft verführt sie dazu, Entwicklungen, die nach unserer Meinung ausreifen müssen und nur von Gott gewirkt werden können, selbst herbeiführen zu wollen. Sie halten in diesem Sinn nichts für unmöglich; sie glauben, daß es nur an unserem Eifer fehle, wenn die Dinge nicht gingen, wie sie gehen sollten; sie lächeln und geben uns höflich (ausnahmsweise auch unhöflich) zu verstehen, daß wir kleingläubig seien, wenn wir vor überstürzten Erzwingenwollen von Entwicklungen warnen, die wir vielleicht noch heißer ersehnen als sie und an die wir vielleicht weit mehr Herzblut wenden. Damit hängt zusammen, daß sie leicht die Organisation überschätzen. Weil sie dazu noch Meister im Organisieren sind, so ist dieses ihnen eine Lust. Ist dann eine Organisation da, so meinen sie leicht, auch die Sache, für die die Organisation ein Ausdruck sein soll, sei da. Das scheint mir, um ein uns besonders nahe liegendes Beispiel zu nennen, ein Fehler zu sein, den auch der ausgezeichnete John Mott begeht. Ohne unsere geistige Lage zu kennen und ohne sich ernstlich Mühe zu geben, sie kennen zu lernen, fährt er mit seiner Conqueror = Tatkraft unter uns, gründet seine Sektionen des studentischen Weltbundes, seine Bibelkränzchen und so fort, und stürmt weiter in der Gewißheit, nun wieder eine neue Universität für Christus erobert zu haben, während tatsächlich alles so ziemlich beim Alten bleibt, so lange der Geist sich nicht einstellt. Aber so ist es eben: wir sagen: „Zuerst muß der Geist da sein, dann kommt die Form von selbst"; sie aber: „Schafft eine Form, der Geist versteht sich von selbst"; wir lassen gelegentlich den Geist in Formlosigkeit zerfahren, verlieren ob lauter Geistigkeit den Geist oder verachten die Form so stark, daß wir — beständig über die Form miteinander streiten, sie aber verfallen der Gefahr, ob der Freude an der Organisation die Frage zu vergessen, ob auch der Geist da sei, der die Organisation beleben könne; wir kommen ob dem Theoretisieren nicht zum Handeln, sie kommen ob dem Handeln nicht zu genügender Herausarbeitung und Prüfung der Wahrheit, von der das Handeln getragen sein muß. Immer wieder habe ich mir sagen müssen, daß sie drüben ob lauter Tatkraft und Enthusiasmus die Frage nach dem Geist im soeben geschilderten Sinne etwas vernachläßigen und habe den schon im letzten Aufsatz geäußerten Eindruck gehabt, daß wir in der theoretischen Verarbeitung der Probleme vielfach schärfer und tiefer seien.

Damit ist auch schon eine abschließende Antwort auf die Frage, was wir von England lernen können, vorbereitet. Ich möchte sie so zu fassen versuchen: Wir können von England sehr viel lernen, aber wir sollen es nicht nachahmen. Ich gestehe wenigstens, daß ich nicht von einer einzigen Einrichtung und Arbeitsmethode, die ich drüben angetroffen, hätte sagen mögen: „Die möchtest du gerade so wie sie ist, nach der Schweiz verpflanzen." Nehmen wir die Settlemente: wir haben keine so riesigen Städte wie England, keine solchen „slums", keinen solchen Abgrund zwischen der Welt der Reichen und der Armen, als daß diese Form für uns einen Sinn hätte. Nehmen wir die Bruderschaften: hier ist umgekehrt bei uns der Gegensatz zwischen der bürgerlichen Welt und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft zu groß, dazu das religiöse Erbe, von dem wir zehren, zu klein, als daß eine solche die Klassen überbrückende religiös-soziale Gemeinschaft schon möglich wäre. Nehmen wir die Erwachsenenschulen: bei uns gäbe es daraus zunächst nur wieder eine neue Art von Bibelkränzchen. Alle diese Dinge mögen uns eine höchst wertvolle Anregung zu selbständigen Schöpfungen sein, einfach übernehmen würde ich keine.

Damit verbinde ich einen zweiten Gesichtspunkt: Vieles, was uns im englischen Leben mit Recht großartig erscheint, ist doch nur darum notwendig geworden, weil es England an Vielem fehlt, was wir haben. Die vielgestaltige und geniale Liebestätigkeit hat zur Kehrseite, daß bis vor kurzem keine durchgreifende und umfassende soziale Reformtätigkeit vorhanden war. Nun hat diese eingesetzt und seitdem ist auch jene individuelle Liebesarbeit etwas in den Hintergrund getreten. Sie tritt vor etwas Größerem zurück. Es wäre daher ganz falsch, wenn wir, die wir in dieser Hinsicht voraus sind, uns durch das Geniale und Große gewisser englischer Arbeitsmethoden von unserem Weg ableiten ließen, während man drüben gerade in diesen Weg einzulenken beginnt. Lernen können wir freilich auch davon; denn selbstverständlich macht die Sozialreform die Liebestätigkeit noch lange nicht unnötig; aber wir dürfen uns dadurch nicht irre machen lassen.

Wir dürfen uns also ganz fröhlich sagen, daß England zwar Vieles vor uns voraus hat, wir aber auch Vieles vor ihm. Das braucht unsern Eifer, von ihm zu lernen, unsere Bewunderung und Liebe nicht zu mindern, aber es bewahrt uns vor Nachahmung und vor Verkennung der Sachlage. Es gilt dies sogar von dem Höchsten, was wir an dem englischen Wesen angetroffen haben: seiner sittlichen und religiösen Kraft. Es ist auch hier nicht nur Gewinn auf Englands Seite. Die Ausführungen, die ich vorhin gegeben, zeigen, daß auch England, so gut wie wir, eine Erneuerung, einen Zufluß frischen Lebens und neuer Kraft nötig hat, und welchen Sinn es hat, wenn ich sage: England hat mehr Gegenwart, wir vielleicht mehr Zukunft, es mehr Erbe, wir mehr Verheißung.

Diese Empfindung ist denn auch die Summe meiner Eindrücke gewesen. Ich habe seit vielen Jahren England und englisches Wesen

geliebt, dafür vielleicht sogar etwas geschwärmt. Seit vielen Jahren sehnte ich mich darum auch, einmal den englischen Boden selbst zu betreten und die englische Wirklichkeit in der Nähe zu schauen. Als nun durch die Güte unbekannter Freunde dieser Wunsch endlich Wirklichkeit werden konnte, aber erst zu einer Zeit, wo das Auge kritischer und der Enthusiasmus zur ruhigen Sympathie geworden war, da fürchtete ich, etwas verlieren zu müssen, wenn ich in der nüchternen Alltäglichkeit sehen werde, was bisher durch den Glanz der Ferne verklärt war. Und wie ist es mir nun ergangen? Habe ich eine Enttäuschung erlebt? Nein, dies nicht. Meine Bewunderung und Liebe für England ist geblieben; es ist vieles und groß und herrlich, vieles Große und Herrliche auch noch weiterhin von dort zu erwarten — aber bei uns auf dem Festland ist auch etwas Rechtes da und Großes in Aussicht!

Damit schließe ich diese Betrachtungen. Sie sind, wie es zu gehen pflegt, viel ausführlicher geworden, als sie geplant waren, und bilden doch nur einen Ausschnitt aus der Fülle dessen, was zu sagen gewesen wäre. Es mag auch wohl sein, daß Anderes die Leser mehr interessiert hätte, als das, was ich gerade ausgewählt habe, aber es dünkte mich unter dem Gesichtspunkt, der die Arbeit der Neuen Wege beherrscht, das Wichtigste zu sein. Ich wünschte selbst, daß ich dieses und jenes besser herausgearbeitet hätte. Aber es findet sich wohl auch sonst noch Gelegenheit, von diesen Dingen zu reden. Das englische Leben ist ein weites Meer. Ich habe da und dort seine Wasser befahren, habe da und dort seine Tiefen zu erforschen versucht, habe mich auch manchmal bloß an der Küste gehalten und hoffe nun, daß ich diesem oder jenem Lust gemacht habe, selbst hinauszufahren, sei es auch nur durch das Mittel der geistigen Berührung, und daß Andern ein Stück Welt gezeigt worden sei, das ihnen etwas zu sagen hatte.

L. Ragaz.

4. Ein Russe über sein Volk.

Dostojewsky sagt in seinen „Brüdern Karamasoff" über das russische Volk:

„Rußland wird der Herr erretten, wie er es schon oftmals errettet hat! Vom einfachen Volke wird die Rettung ausgehen, von seinem Glauben und von seiner Demut! Bewahrt Euch den Glauben an Euer Volk! Und der ist kein Wahn! Mein ganzes Leben hindurch rührte mich die wundervolle und wahrhaftige Würde unseres großen Volkes! Selber habe ich sie erschaut, selber kann ich Zeugnis ablegen von ihr, ich sah und staunte! Ich erschaute sie ungeachtet des Schmutzes seiner Sünden und des niedrigen Ansehens unseres Volkes! Nicht knechtisch ist es ja gesinnt, und das nach zweihundertjähriger Knechtschaft! Frei in Haltung und Tat ist der Russe, aber ohne daß er dabei jemanden herausfordert. Und nicht rachsüchtig ist unser Volk und auch nicht neiderfüllt!

„Du bist angesehen, Du bist reich, Du bist gescheit und begabt: — und möge es nur so sein, segne Dich Gott! Ich ehre Dich, aber ich weiß, daß auch ich ein Mensch bin... Dadurch aber, daß ich Dir neidlos Ehre erweise, gerade dadurch beweise ich aber auch vor Dir meine Würde, meine menschliche Würde!" In Wahrheit, wenn sie auch nicht so sprechen (denn sie verstehen noch nicht, solches auszudrücken), so verhalten sie sich doch so; ich selber habe es gesehen, ich selber habe es erlebt. Und glaubt mir: je ärmer und niedriger ein Mensch ist in unserem Rußland, umso mehr lebt auch in ihm von dieser herrlichen Gerechtigkeit! Denn die Reichen unter ihnen sind Wucherer und Halsabschneider, und in ihrer Mehrzahl bereits verdorben, und viel, sehr viel fällt dabei auch unserem Mangel an Eifer und Achtsamkeit zur Last! Es wird aber der Herr die Seinen erretten, denn groß ist Rußland durch seine Demut! Ich träume davon, unsere Zukunft zu erschauen, und es ist mir, als sähe ich sie schon deutlich voraus: denn es wird dahin kommen, daß sogar der allerverdorbenste Geldsack bei uns sich schließlich noch vor dem Armen seines Reichtums schämen wird: der Arme aber, wenn er diese seine Demut erschaut, sie verstehen und mit Freude und Freundlichkeit antworten wird auf diese gottwohlgefällige Scham! Glaubt mir, daß es schließlich dazu kommen wird: alles weist ja darauf hin!" [1])

Stimmen von der Höhe.

1. Aus Deutschland.

Herr Pfarrer Theodor Palmer im Heinrichsbad bei Herisau, ein Deutscher, hat am 9. August folgende Predigt gehalten: [2])

> „Es wird aber dazu kommen, daß ihr höret von Kriegen und Kriegsgerüchten; sehet zu, lasset euch nicht erschrecken. Denn so muß es kommen, aber das ist noch nicht das Ende. Es wird sich erheben Volk wider Volk, und Reich wider Reich, und es wird Hungersnöte geben und Erdbeben hin und wider. Alles das aber ist der Anfang der Wehen. Matthäus 24, 6—8.

Jetzt stehen wir bereits mitten drin in alle dem, was wir am letzten Sonntag noch als eine furchtbare Möglichkeit betrachten konnten. Fast das ganze Europa in Waffen — drei Großmächte stehen gegen zwei im Felde, und das Aufeinander-Wüten, das Zerstören, Vernichten und Morden hat bereits seinen Anfang genommen. Wir wandeln umher wie in einem Traume und können es in Augenblicken gar nicht fassen, daß so ein Wahnsinn denkbar, geschweige denn wirklich sein soll. Dann aber müssen wir wieder an die Wirklichkeit glauben — sogar wir in diesem stillen Erdenwinkel, der den anderen, die etwa von draußen kommen, wie eine Art Paradies vorkommen will. Ja, es ist so: der Weltbrand ist aufgelodert und nun

---

[1]) Zitiert aus „Ethische Kultur", Nr. 18.

[2]) Sie ist mit zwei andern bei Friedrich Reinhardt in Basel erschienen. Die Sammlung trägt den Titel: „Hebet Eure Häupter auf!" Diese drei Predigten gehören zum allerbesten, was wir über die Weltkatastrophe gelesen haben.

muß das Schicksal seinen Lauf nehmen — wohin? Das weiß kein Mensch. Wir wissen nur, daß der Krieg für jede Partei — er darf ausfallen, wie er will — ein namenloses Unglück bedeutet, und daß wir auf Dinge gefaßt sein müssen, wie sie nur auf den dunkelsten Blättern der Weltgeschichte verzeichnet stehen. Gefaßt sein müssen — ja, und deshalb wollen wir uns darauf gefaßt machen. Jetzt müssen wir nicht bloß unsere äußere Lebenshaltung auf das Kommende einstellen, sondern vor allem im Geist uns damit auseinandersetzen, damit es uns nicht ungerüstet und wehrlos überfalle. Und dabei soll das verlesene Textwort uns seine Hilfe leisten — dieses Heilandswort, in dem Er uns als ein Prophet entgegentritt.

Ein Prophet steht zu dem großen Lenker aller Geschicke allemal in einem besondern Verhältnis. Er ist Knecht, der, von Gott berufen, für Gott eine besondere Aufgabe zu erfüllen hat. Ein Prophetenleben hat seinen Zweck niemals in sich selbst und darf niemals eigenen Interessen dienen. Er steht unter dem Zeichen einer absoluten Abhängigkeit, die wiederum mit einer besonderen Absicht des lebendigen Gottes zusammenhängt. Der Prophet vertritt allemal die Sache dieses Gottes unter den Menschen. Aber damit genießt er auch das Vorrecht: mehr von dem geheimnisvollen Zusammenhang aller Dinge zu wissen wie die anderen. Ihm werden Blicke erschlossen, die den anderen verschlossen bleiben, ihm werden Ereignisse enthüllt, die als etwas Zukünftiges einstweilen noch tief im Schoß der Zeiten ruhen. Ja — bei Amos heißt es einmal: „Der Herr, Herr tut nichts, er offenbare denn zuvor sein Geheimnis den Propheten!“ Wie hat sich das namentlich bei dem Heiland erfüllt, der mehr als Knecht, nämlich Sohn war. Wenn Er selbst sagt: „der Sohn kann nichts von Ihm selber tun, sondern was Er sieht den Vater tun“ — so betont er nicht nur seine völlige Abhängigkeit, sondern auch Sein besonderes Vermögen, Seine besondere Vollmacht. Er kann sehen, was der Vater tut; Er hat einen Einblick in dessen Absichten und Gedanken, Ihm wird das Geheimnis des göttlichen Waltens, so weit es nötig ist, enthüllt. Oft zu Seiner Freude, oft zu Seinem Schmerz! Wie mag's in Ihm gejubelt haben, wenn der Vater das große Ziel Seiner Heilandsarbeit wie in einzelnen Lichtbildern vor Ihm aufleuchten ließ: eine Herde unter einem Hirten, eine mit dem Vater versöhnte und zu einer Einheit zusammengeschlossene Welt, ein Reich Gottes, da Sein hoher Name verklärt ist und Sein heiliger Wille zu restloser Geltung kommt wie im Himmel, also auch auf Erden! Aber wie mag's auch in Ihm geweint und geklagt haben, wenn Er etwas von den Katastropen schauen mußte, die zuvor in der Natur und Menschenwelt sich vollziehen werden! „Als Er nahe hinzukam, sah Er die Stadt an und weinte über sie und sprach: wenn doch auch du erkenneteſt zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet, aber nun ist's vor deinen Augen verborgen! Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten, und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen!“ Das waren gewiß unendlich schwere Stunden, wenn diese Greuel der Verwüstung blitzartig vor Seine Seele traten. Und ich kann mir's nicht anders denken, als daß auch unser heutiges Textwort unter inneren Schmerzen gesprochen worden ist! Da handelt sich's ja nicht bloß um das Schicksal einer Stadt und eines Volkes, sondern um Katastrophen, an denen die Natur- und Völkerwelt gleichermaßen Anteil hat: um Krieg und Kriegsgeschrei, um Erdbeben und Hungersnot, um Gehaßt-, Verfolgt- und Getötetwerden, um eine allgemeine Verwirrung und Verführung der Geister. Was hätte Er wohl darum gegeben, wenn Er dergleichen hätte abwenden können! Aber Er sah da ein Verhängnis sich abspielen, dem gegenüber Er ohnmächtig war — etwas Anabwendbares, dem Seine Hand oder Sein Mund nicht Einhalt gebieten konnte. Und die Geschichte hat Ihm Recht gegeben! Wieviel von dem damals Erschauten ist bereits in Erfüllung gegangen!

Man schämt sich ja, daß man's sagen muß, aber wo ist ein Zeitalter, das von Krieg und Kriegsgeschrei wäre ganz verschont geblieben? Die letzte Periode des Friedens in deutschen Landen ist wohl eine der längsten gewesen, die eine Weltmacht hat genießen dürfen! Dazu Hungersnöte, Seuchen und Epidemien und ungezählte Umwälzungen im Leben der Natur — sie haben sich im Lauf der Zeit

ständig wiederholt! Aber ist es nicht, als sei das „Volk wider Volk und Reich wider Reich“ erst unserer Gegenwart vorbehalten? Hat schon einmal ganz Europa gegeneinander gewütet? Hat schon einmal ein einziges Steinchen eine solche Lawine ins Rollen gebracht? oder ein einziges Fünkchen eine solche Flamme entzündet? Man hat's ja kommen sehen, man hat sich darüber von Thron zu Thron, von Kabinet zu Kabinet in aller Deutlichkeit ausgesprochen, und doch hat man das Furchtbare nicht im Keim ersticken noch den Ausbruch in letzter Stunde verhindern können! Ob diese Zeit dem Heiland damals vor der Seele stand? Jedenfalls dürfen wir dankbar sein, daß wir uns sagen dürfen: solche Zeiten haben Seinen Geist schon in Seinen Erdentagen beschäftigt. Und wie mögen sie Ihn jetzt erst beschäftigen, wo sie tatsächlich gekommen sind! In welchem Sinne wohl? Ich denke dafür dürfen wir Seinen Worten doch wohl auch Anhaltspunkte entnehmen.

Geliebte, ich bitte zu beachten, daß Jesus damals mit Seinen Jüngern gesprochen hat, nicht etwa mit dem ganzen Volke. Und zwar mit seinen Jüngern gleichsam unter vier Augen. „Da Er auf dem Oelberg saß, traten die Jünger zu Ihm besonders“, heißt es in unserem Kapitel. Es handelt sich, wenn ich so sagen darf, um einen Privatissimum, das Er dem engsten Kreis der Seinigen las; als wollte Er ihnen sagen: in den Zeiten, davon wir jetzt miteinander reden, fällt euch eine besondere Aufgabe zu. Wie ihr euch alsdann verhaltet, das ist von entscheidender Wichtigkeit. Das Jüngertum bedeutet ja allemal ein Hinausgehobensein aus der großen Masse. Die große Masse, soweit sie nicht in den Tag hineinlebt, läßt sich leiten von dem, was vor Augen liegt, und denkt an die eigenen Interessen, die ihr die nächsten und die wichtigsten sind. Aber der Jünger-Standpunkt muß sich darüber erheben. Wer in der Gemeinschaft mit dem Heiland steht, der muß Interessen vertreten, die nicht von dieser Welt sind, der muß dem verborgenen Sinn dienen, der allem Geschehen zu Grunde liegt. Jetzt handelt sich's nicht in erster Linie um unsere Person oder Familie, noch um unser persönliches Schicksal, noch um das Schicksal unseres engeren Vaterlandes, jetzt handelt sich's um das Ganze und um die Frage: was hat dies Ganze für einen tieferen Sinn und wie kann dieser Sinn seine Erfüllung finden? Meine Brüder und Schwestern, ob uns das schon voll und klar zum Bewußtsein gekommen ist? Ob wir bereits erkannt haben, daß uns aus unserer Zugehörigkeit zu dem himmlischen Meister jetzt eine besondere Aufgabe erwächst? Daß man im Himmel mit Spannung nach der Haltung ausschaut, die wir angesichts der entstandenen großen und entscheidungsreichen Zeit einnehmen werden? O wenn man sie doch jetzt alle vereinigen könnte, die in Deutschland und in der Schweiz, in Rußland und Oesterreich, in England und Frankreich den Namen Jesu mit ganzem Ernst als den ihres Herrn und Meisters bekennen! Vereinigen könnte, um ihnen zuzurufen: gedenket der großen Aufgabe, die uns jetzt gestellt ist, daß wir in dem großen Gewirre nicht mitten drin stehen dürfen, um davon verschlungen zu werden, sondern daß wir darüber stehen müssen, um auf das Ganze im Sinne des Reiches Gottes einen Einfluß zu gewinnen. Wenn irgendwann, so sind jetzt Allianzen nötig, Allianzen des Geistes, die den Allianzen der Waffen gebieten, daß sie nicht allmächtig schalten und walten können! Allianzen, die so zu ihrem himmlischen Herrn aufblicken, wie die streitenden Heere zu ihren Heerführern! Was hat uns jetzt Jesus Christus zu sagen? Wunderbar und seltsam im höchsten Grade!! Er sagt hier: „es muß so kommen“. Kann man das begreifen? „Es muß“. Ja, warum denn in aller Welt? Jesus weiß doch nichts von einem blind waltenden Geschick, dem wir unerbittlich unterworfen sind. „Allah hat's gewollt“, so sagt der Mohammedaner, aber so kann doch ein Jünger Jesu nicht sprechen. Wir können doch nicht Gott selbst als den Urheber der gegenwärtigen Situation in Anspruch nehmen, können doch nicht sagen: Gott hat es so gewollt, daß die Welt in Haß und Mord gegeneinander entbrennt? Gott und Krieg in einem Atemzug zu nennen — das kommt einem ja wie die reinste Blasphemie vor! Was Gott will, das ist ein für allemal festgelegt: wie schon im Gesetz des alten Bundes „du sollst nicht töten“, so erst recht auf den Tafeln des neuen Bundes. Seit sich der Himmel über der Erde aufgetan und der Engelchor das „Friede auf Erden“ gesungen hat, kann nichts gewisser sein, als daß unser Gott der Gott des

Friedens ist. Der Gott des Friedens, der Rechenschaft fordern wird über jeden frevelhaften Friedensbruch und der es jetzt wie einen Faustschlag ins Angesicht empfinden mag, daß nicht bloß gesittete Kulturvölker, sondern christliche Nationen gegeneinander das Schwert ziehen! Aber muß Er dergleichen nicht geschehen lassen? Ist Er's nicht Seinem Vaternamen schuldig, daß Er die Freiheit Seiner Menschenkinder wie im Guten so im Bösen respektiert? Und ist Er's nicht Seiner Gerechtigkeit schuldig, daß auch im Leben der Völker die Verkehrtheit und Verblendung, die Eifersucht und die Machtgier sich bis in die äußersten Konsequenzen auswirken darf? Aber ich darf nicht wiederholen, was uns bereits am vergangenen Sonntag beschäftigt hat! Indessen: fällt nicht auch aus dem Zusammenhange unseres Textworts ein Licht auf jenes furchtbare „es muß"? „Alles das, heißt es dort, ist der Anfang der Wehen." Was sind Wehen? Wir können antworten: schmerzhafte Zustände, die einen Höhegrad erreichen können, der schier einer Unerträglichkeit gleichkommt. Aber diese Antwort besagt noch nicht alles. Wir müssen hinzufügen: Wehen sind die Begleiterscheinungen des Geburtsaktes, der einem neuen Menschenleben zum Dasein hilft. Die Wehen müssen sein, aber sie tragen ihren Zweck niemals in sich selbst, sondern sind in jedem Fall Mittel zum Zweck, nämlich zum Werden eines neuen Menschen. Ist das nicht etwas Großes? Und etwas Großes, das Jesus den Vergleich hier zur Anwendung bringt? Gott sei Dank: Krieg und Kriegsgeschrei, Hungersnot und Erdbeben, Naturkatastrophen aller Art, wenn sie sein müssen, so müssen sie nicht um ihrer selbst willen sein, so müssen sie lediglich eine Geburt einleiten helfen. Sie dienen im Grunde nicht dem Sterben nnd Verderben, sondern dem Leben und Fortschreiten, sie dienen dem großen Ziel und Ende, welches der Heiland in diesem ganzen Zusammenhange im Auge hat: dem Reich Gottes. Geliebte, glauben wir an dieses Ziel und Ende? Glauben wir dem Heiland, wenn er sagt: „siehe, ich mache alles neu?" Sind wir mit dem Petrus einverstanden, wenn er sagt: „wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, auf welcher Gerechtigkeit wohnt?" Ob wir dann nicht auch die Notwendigkeit jener schmerzlichen und scheinbar unerträglichen Dinge ein wenig begreifen? In dem Sinne, daß sie vieles Alte, vieles Morsche und Ungesunde, vieles Hemmende und Ungerechte zerbrechen und zugleich Neues, Gesundes, Gerechtes anbahnen und verbreiten müssen. Ganz gewiß: das Reich Gottes kommt nicht so von ungefähr, kann nicht so von ungefähr kommen; dafür läuft es dem, was nun einmal geworden ist, zu schnurstracks zuwider. Ohne Umwälzungen geht es nicht, weder ohne Umwälzung in den Herzen noch ohne Umwälzung in den Verhältnissen und Zuständen. Ueberall muß sich das Licht dem Finstern entgegenstemmen, überall müssen es Stürme sein, die den Frühling heraufführen. Aber wirklich — den Frühling, das Neue, das große Vorwärts, das Keimen, Wachsen und Reifen. Ein beglückender Gedanke! Geliebte, ein Gedanke, der uns auch verstehen läßt, warum der Heiland sagt: „sehet zu, laßt euch nicht erschrecken". Nicht, als sollten wir unbewegt bleiben angesichts der Greuel der Verwüstung, die wir auch jetzt wieder erleben werden, auch nicht, als dürfte kein Bangen um unser und unseres Volkes Schicksal durch unsere Seele gehen. Aber alles Bangen und alle Gemütsbewegungen sollen im Banne gehalten werden von einer heiligen Ruhe, die gewissermaßen unantastbar ist, von einem Vertrauen, welches das Ungewisse als gewiß und das Zukünftige als gegenwärtig nimmt. Wir sehen, was vor Augen ist, wir leiden mit an der großen Weltnot, wir beugen uns unter das Unvermeidliche, aber wir bleiben dabei nicht stehen. Wir blicken hinter die Erscheinungen, wo der Vater thront und sein Regiment entfaltet, wo die Gedanken Gottes arbeiten und wo — wenn ich so sagen darf, die eigentliche Weltgeschichte gemacht wird. Hier, meine Brüder und Schwestern, in dieser Gotteswerkstatt sind wir jetzt zuhause, nicht bloß hoffend, nicht bloß wartend, nein, vor allen Dingen mitarbeitend. Wir sind jetzt Priester in diesem Heiligtum, Priester, die betende Hände aufheben, Priester, die alle Tage das Opfer ihrer Hingabe an die Sache Gottes und seiner Gesalbten bringen. Ach, daß jetzt nichts versäumt und nichts verkehrt gemacht wird! Es geht jetzt nicht in erster Linie um unser Geschick, auch nicht um den Vorteil und Sieg irgend eines Landes, es geht um das Größte was es

gibt, um das Reich Gottes und sein Fortschreiten. Es geht um das Kindlein, um dessentwillen die Welt jetzt in Wehen liegt! — Glauben wir noch, daß die Waffen allein zu reden haben, glauben wir noch, das die Majoritäten und all die Tausend Aeußerlichkeiten die Entscheidung haben? Die Entscheidung liegt ganz wo anders. Sie liegt bei Gott und deshalb bei dem Glauben, der Ihn und sein Sein hohes Regiment festhält! Auf drum, wer sich Jünger Jesu nennt, der kämpfe jetzt den Kampf des Glaubens, der kämpfe mit der sieghaften Waffe des Gebets, der lege alle Inbrunst, deren er fähig ist, in die Bitte: Dein Reich komme und dein Wille geschehe im Himmel also auch auf Erden!

Der bekannte Leipziger Pfarrer Gottfried Naumann erklärt in einer Predigt:

„Der jetzige Krieg ist ein Beweis des völligen Bankerotts des Christentums in der Volkserziehung. Wer darin nicht mitgeht, daß er in dem Kriege etwas Widergöttliches sieht, der scheidet sich von Jesus. Wir wollen Gott bitten, daß er uns lasse Jesus nicht verloren gehen, und wir wollen fest bleiben in dem Glauben, daß Gottes Kraft doch stärker ist als alle Bosheit, die jetzt riesengroß in die Höhe wächst, und daß sie sich dennoch durchsetzen wird. Wir werden es noch erleben, daß dieser Krieg eine bessere Welt herbeiführen wird, als die jetzige ist. Er wird zu einer Versöhnung der jetzt sich bekämpfenden Völker führen, die der Größe der Kämpfe entsprechen wird. Wir wollen uns davor hüten, bei der Nachricht von den furchtbaren Greueln, die da draußen verübt werden, uns auf den Standpunkt derjenigen niederziehen zu lassen, die sie begehen, und zu sprechen: Gleiches werde mit Gleichem vergolten! Mit aller Macht der Volksstimmung wollen wir uns z. B. dagegen wenden, daß solche Stimmen laut werden, die da sagen: hören die Franzosen nicht auf, Dum-Dum-Geschosse zu verwenden, so wollen wir sie ebenfalls gebrauchen. Das wäre ein Verrat an unserm Deutschtum und würde unser Gewissen beflecken. Wenn es die anderen tun, — wir wollen unsere Hände rein halten."

Ein junger Pfarrer schreibt:

„Wir gehen mit aller Kraft vor. Wir wissen alle, daß wir siegen müssen, damit bald Friede werde. Und alle von uns, auch die, die anfangs darauf gebrannt haben, an den Feind zu kommen, sehnen sich nach Frieden. Auch unsere Offiziere. Und das freut mich. Kriegsbegeisterung ist auch bei uns nicht, so sehr wir alle auch von dem Gedanken erfüllt sind, daß wir siegen müssen. Wir tun unsere Pflicht; aber es sind schwere Opfer, die wir damit bringen, seelische zu allermeist. Es dürften wenige sein, denen das Morden Freude macht.

Ich habe lange gebraucht, bis ich mich mit diesem Kriege innerlich abgefunden habe. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß wir in den sogenannten Kulturstaaten noch einmal zur Waffe greifen müßten. Ich hatte immer gemeint, wir seien schon weiter, der Abscheu vor einem Kriege sei schon so verbreitet unter den Völkern, daß keine Regierung es mehr wagen dürfe, den Krieg zu entfachen. Und nun ist's doch anders gekommen. Noch bei meiner Abreise, am 1. August, glaubte ich nicht recht daran. Und nun habe ich schon alle Gefahren und auch allen Jammer des Krieges erlebt.

Wenn ich nicht den festen Glauben hätte, daß auch dieser Krieg dem Reiche Gottes dient, wäre das schwer zu tragen. Aber ich glaube, die Menschen raffen sich nun, nachdem sie noch einmal durch diese Hölle gegangen sind, auf und lernen, an das Brudesreich auf Erden glauben und dafür kämpfen. Bei meinem Abschied von daheim hörte ich noch von einer Pfarrkonferenz, in der eine ganze Anzahl Pfarrer für den Krieg an sich als für etwas Unabänderliches und göttlich Notwendiges eingetreten waren. Ich hoffe, daß dieser Krieg nun auch für unsere Kirche zum Bußruf wird. Daß vielen die Augen aufgehen auch unter den Pfarrern und auch sie glauben lernen. Wenn ich aus diesem Kriege gesund heimkehren darf, dann kenne ich meine Aufgabe. Was ich jetzt erlebe, wird mich stark machen, rücksichtslos aus eigener Ueberzeugung dafür einzutreten. Nur dann sind die Opfer, die hier gebracht werden, nicht umsonst, wenn sie dem Reiche Gottes dienen. Sollte ich selbst das schwerste

Opfer bringen müssen, dann geschieht es auch in diesem Glauben. Ich glaube, daß alles, was ich erlebe von einem heiligen, göttlichen Willen so gefügt ist."

Ein Cand. theol. schreibt:

„Gebe Gott, daß bald Schluß ist! Wenn ich unter den Heimkehrenden bin, so soll meine ganze Kraft der Aufgabe gewidmet sein, aus diesem Kriege geistiges Kapital zu schlagen, so weit es nur geht, zum Besten der Menschheit wie der Christenheit, die 2000 Jahre lang ihr Christentum umsonst gehabt hat. Mit meinem ganzen Menschen will ich eintreten in die allgemeine Friedensbewegung."

Ein anderer Cand. theol. schreibt:

„Ich habe am 20. und 25. August zwei große Schlachten mitgemacht. Seitdem leide ich seelisch bis zur völligen physischen wie psychischen Ermattung. Meine Seele findet nirgends in der Welt mehr Ruhe. Nur die Natur, die sich herrlich und anmutig um uns ausbreitet, mit Früchten reich gesegnet, ist mir ein Gruß von Gott. Ich suche meinen Halt in einem Reiche, das über der Welt liegt. Wie voller Bestialität ist das Leben der Völker untereinander! Das eine wird dieser Krieg hoffentlich zeigen: wie viel Tierheit noch in der Menschheit steckt. Diese Erkenntnis muß dann einen guten Schritt weiter zu wirklichem Menschentum führen, — oder es geht zu Ende. Und was wir für Deutschland erringen, muß der Menschheit zu gute kommen."

2. Aus England.

Der bekannte Dr. W. E. Orchard, Pfarrer zu St. Paul in Enfield (bei London), schreibt im „Christian Commonwealth" (26. August):

„Das furchtbare Schauspiel einer Christenheit, die in einen Krieg versenkt wird, der ein Weltkrieg zu werden droht und dann mehr als eine Erfüllung der Weissagung von der Schlacht von Armageddon bedeutete, ist auf so plötzliche und unglaubliche Weise über uns gekommen, daß Wenige von uns schon in der Lage sind, darüber ein klares, geschweige denn ein christliches Urteil zu haben. Der erste Trost, zu dem manche von uns geflüchtet sind, ist die beinahe allgemeine Ueberzeugung unserer Landsleute, daß wir im Rechte sind. Wenn wir uns erinnern, welch eine scharfe Scheidung der Geister der südafrikanische Krieg bei uns herbeiführte und nun sehen, wie so Viele, die gegen jenen Krieg die heftigste Opposition machten, für den jetzigen von ganzem Herzen eintreten, und wenn Persönlichkeiten, die an der neueren internationalen Friedensbewegung einen hervorragenden Anteil genommen, zugestehen, daß unter den gegenwärtigen Umständen für uns kein anderer Weg möglich war, so sind wir in Versuchung, dies als Beweis dafür zu nehmen, daß wir im Rechte seien. Aber es gibt einen strengeren Beweis, den wir, auch wenn wir zugeben, daß kein anderer Weg möglich schien als wie die Dinge sich nun gestaltet haben, doch weiter zurück und weiter in die Tiefe führen müssen, bis wir überhaupt imstande sind, ein Urteil auszusprechen. Und je weiter wir zurück und je weiter wir in die Tiefe gehen, desto mehr werden wir zu der Empfindung gelangen, daß in Bezug auf diese Sache nicht nur kein einziges Volk Europas, sondern auch nur sehr wenig Einzelne ihre Hände in Unschuld waschen dürfen. Wenn der Haß, dem wir erlauben, sich in unserem eigenen Herzen anzusammeln, sich stets in die körperliche Tat umsetzen dürfte, wie oft würden wir unseren Feind anfallen! Aber wir müssen uns klar machen, daß der Haß früher oder später seinen Ausdruck findet und daß der heutige Kriegszustand bloß deswegen möglich ist, weil so viel Haß vorhanden ist, der bei irgend einem Anlaß und an irgend einem Gegenstand sich entzünden kann. Christenmenschen sollten in diesen Zeiten ebensogut für sich selbst als für Andere Buße tun. Wenn es wahr ist, daß wir nicht mit dem deutschen Volk Krieg führen, sondern daß der Krieg den Zweck hat, dieses selbst und das übrige Europa vom Albdruck des Militarismus und einer Politik, für die

Macht Recht ist, zu befreien, so dürfen wir darob nicht vergessen, daß der Militarismus, auch wenn er über unser Volk und seine Politik nicht so viel Macht hat, trotzdem auch an unseren Gedanken und Beschlüssen Anteil hat. Es gibt auch unter uns Leute, die sich nach Krieg gesehnt haben, ohne viel zu fragen, mit wem. Mit der Philosophie, die nach allgemeinem Zugeständnis dem deutschen Militarismus zu Grunde liegt, ist auch bei uns in manchen Kreisen gespielt worden und wir müssen bedenken, daß wir schließlich die Idee, daß Macht Recht sei, durch den Appell an die Macht zu besiegen trachten. An diejenigen unter uns, die des Glaubens sind, daß neues Leben weder bei den Einzelnen noch bei ganzen Völkern entspringen könne ohne den reinigenden Schmerz der Buße, ergeht die dringende Aufforderung, zu erkennen, daß es unsere Sünden und Ungerechtigkeiten sind, die diese Dinge über uns gebracht haben.

Andere wieder mag das Problem auf andere Weise drücken. Es mag ihren Glauben bedrücken. „Wo ist nun," mögen sie fragen, „das Reich Christi, von dem wir glaubten, daß es sich in unserer Mitte entfalte? Wo ist Gott, wenn er erlaubt, daß solche Dinge geschehen? Was sind Christentum und Kirche wert, wenn sie nicht imstande sind, eine derartige Katastrophe zu verhindern?" Wir antworten: weder das Schauen der Propheten noch die Botschaft Jesu, noch die Offenbarung Johannis haben das Kommen des Reiches auf dem Wege friedlichen Fortschritts und steigender Zivilisation erwartet. Sie alle stimmen in der Anschauung überein, daß das Reich nicht wohl kommen könne, bevor gewisse ihm feindliche Mächte sich in Wut und Grauen ausgewirkt hätten. Wir sehen nun plötzlich ein, daß die ganze Art der Bibel, diese Dinge aufzufassen, voll tiefster Wahrheit ist und allein uns den Schlüssel zu der heutigen Lage gibt. Es könnte wohl sein, daß dies gerade der Weg ist, auf dem das Reich Gottes kommt und daß allein auf diese Weise die Grundlagen klar gelegt werden können, auf welche die Gottesstadt gebaut werden muß.

Oder ist nicht diese Katastrophe, so furchtbar sie ist, ganz offenkundig ein Hervortreten (im Originale: eine Apokalypse) Gottes? Wir sind alle in diesen letzten Zeiten in eine tatsächliche Gottlosigkeit geraten, dadurch, daß wir glaubten, daß, weil die Dinge sich entwickeln, die Entwicklung sich selbst erkläre, und weil die Dinge einer gewissen Gesetzmäßigkeit gehorchen, wir nicht nötig hätten, unsern Blick über diese Gesetzmäßigkeit hinaus zu richten. Da wird plötzlich etwas zurückgezogen und das ganze Ding geht in Stücke. Was zurückgezogen wurde, ist eine hemmende Hand. Gewisse Mächte sind während der letzten Jahrzehnte groß geworden, gegen die sittlicher Ernst und religiöser Glaube umsonst ankämpften: der Glaube an die Macht, das Vertrauen auf politische Künste, der Appell an die Selbstsucht. Wir werden künftig nicht mehr nötig haben, uns in fast hoffnungslosem Ringen mit ihnen zu verzehren; das Gericht über sie ist da. Wenn dieser furchtbare Krieg vorüber ist, wird es weniger Säbelraßler in Europa geben, werden weniger Leute den Mut haben, zu behaupten, daß starke Kriegsrüstungen die beste Bürgschaft des Friedens seien, werden weniger Verfechter der Lehre auftreten, daß Macht der einzige Faktor sei, womit man zu rechnen habe. Es gibt gewisse Arten von Abfall von Gott, die er nur durch sein richtendes Lachen besiegen kann; es gibt Sünden, die nur in ihrem eigenen Höllenfeuer verbrennt werden können.

Inzwischen wollen wir bedenken, daß in allen Völkern Europas Christen vorhanden sind, die nicht im Sinne haben, durch diese Dinge ihre Hoffnungen oder Freundschaften zerstören zu lassen. Wenn dieser Krieg vorüber ist, wird die christliche Kirche eine andere Gestalt annehmen müssen. Der alte Kompromiß zwischen Staat und Kirche ist in Stücke gegangen; das Amalgam der Lehre Jesu mit den Mächten und Theorien dieser Welt, das wir Christentum genannt haben, ist über Nacht zu nichte geworden. Nun steht ein großes Werk vor uns. Wenn wir darüber trauern, daß wir nach so manchen großen Hoffnungen, gerade in dem Augenblick, wo sie sich zu erfüllen schienen, wieder von vorn beginnen müssen, so wollen wir doch auch nicht vergessen, welch eine Verheißung darin liegt. Es ist ein unendlicher Gewinn, wenn wir dadurch zu dem Glauben getrieben werden, daß das Reich Gottes etwas ist, das wir als Gabe annehmen müssen. Einige von uns sind schon lange im Zweifel gewesen, ob man nicht gewisse Dinge, die mit dem Kommen des

Reiches gleichgesetzt wurden, auf Wegen verwirklichen wollte, die mit der Haltung Christi wenig übereinstimmten, und mit einer verhängnisvollen Mißachtung seines Geistes. Wenn die Völker Europas dadurch zu Gott und zu den Grundlagen zurückgetrieben werden, dann kommen wir endlich auf den rechten Weg und wir mögen unsere Häupter erheben in der Gewißheit, daß unsere Erlösung naht."

Der ebenfalls wohlbekannte Pfarrer T. Rhondda Williams in Brighton sagt in einer Predigt vom 23. August über den „Sinn des Krieges":

„Wir haben (sc. in diesem Krieg) eine unmittelbare Aufgabe, aber ich glaube, daß wir diese Aufgabe um so besser lösen, als wir zu den tieferen und fundamentaleren Tatsachen, um die es sich dabei handelt, vordringen.

Was die unmittelbare Aufgabe betrifft, so lasset mich sofort sagen, daß ich vollkommen mit denen übereinstimme, die der Ansicht sind, daß wir alle Kraft daran setzen müssen, dem militärischen Ehrgeiz Deutschlands Halt zu gebieten und seine militärische Macht zu zerbrechen. Nur meine ich, daß wir dies im rechten Geiste tun müssen und daß wir davon schließlich keinen Gewinn haben, wenn wir nicht verstehen, daß der Sinn des Krieges über dieses Ziel unermeßlich weit hinausgeht. Wenn wir diesen Krieg durchführen mit dem Gedanken, daß aller Tadel für seinen Ausbruch bloß den deutschen Kaiser und seine Ratgeber treffe und daß alles gut sein werde, sobald wir den deutschen Militarismus zerbrochen hätten — wenn wir, sage ich, den Krieg mit solchen Gedanken durchführen, dann werden wir auch, wenn wir diese unmittelbare Aufgabe erfolgreich lösen sollten, erfahren, daß damit noch lange nicht alles gut ist, sondern daß all die Uebel, an denen wir bisher gelitten, Europa und die Welt abermals befallen werden. Die Hoffnung, dieser Krieg werde das Mittel zu einer großen Erlösung sein, ruht einzig und allein auf der wachsenden Einsicht, daß er nicht das Werk eines Mannes oder einer Partei ist. Wir sind unfähig, darüber ein richtiges Urteil zu gewinnen, bis wir einsehen, daß der deutsche Kaiser nur ein extremer Ausdruck eines Geistes ist, der in allen Völkern Europas lebt — eines Geistes, der auch in England im Zunehmen war und sich von Europa aus über den Osten verbreitete. Wenn eine Gesellschaft von Männern zusammenkommt, um zu hohen Einsätzen dem Spiel zu fröhnen und nun an einer bestimmten Stelle der Partie Einer von ihnen ungebärdig und zuletzt gewalttätig wird, und nach den Andern zu schlagen beginnt, dann ist es zweifellos ihre Pflicht, ihn zurückzuhalten und zu überwältigen, aber sie dürfen nicht anfangen zu behaupten, daß sie an seiner Verrücktheit nicht verantwortlich seien. Das Spiel, das sie trieben, war die erregende Ursache und der Anlaß für seine Verrücktheit; sie müssen alle die Verantwortlichkeit dafür auf sich nehmen. Wenn sie dies nicht tun, so werden sie sich nicht veranlaßt sehen, das Spiel aufzugeben, sobald sie ihn zur Ruhe gebracht haben; sie werden weiter spielen, bis ein Anderer einen ähnlichen Wutausbruch hat und die gleiche Katastrophe ist wieder da. Das, meine Freunde, ist heute die Lage Europas. Das entsetzliche Unheil, das über uns gekommen ist, ist darum über uns gekommen, weil die Völker Europas, oder vielmehr ihre Regierungen, eine Art von Politik verfolgt haben, von welcher der Krieg eine notwendige Frucht und der deutsche Kaiser nur eine extreme Verkörperung ist. Es mag sein, daß, wenn er in Wien seinen ganzen Einfluß eingesetzt und die Konferenz, zu der Sir Edward Grey ihn einlud, angenommen hätte, der Krieg für diesmal vorübergegangen und das Unheil hintangehalten worden wäre, aber das wäre bloß für kurze Zeit geschehen, wenn die Völker nicht ihre bisherige Politik aufgegeben hätten. Wir sind jahrelang am Rande dieses Kraters gestanden. Das Unheil war als Erfolg der europäischen Politik so unausbleiblich, als Aepfel als Früchte eines Apfelbaumes unausbleiblich sind. Ich glaube, daß die britische Regierung zurzeit der letzten Unterhandlungen ihr Möglichstes tat, um den Frieden zu erhalten, aber die Frucht des Baumes, den die Völker Europas gepflegt hatten, war überreif. Das Weißbuch zeigt, daß Sir Edward Grey die stärksten Anstrengungen machte, aber es bleibt die Tatsache bestehen, daß diese Anstrengungen zu spät kamen . . .

Dieser Krieg ist weit mehr, als ein Beweis für das Fiasko der Bündnis-

politik. Er ist das Fiasko einer bestimmten Art von Zivilisation. Und das ist die Wahrheit, von der ich wünsche, daß jedermann sie erfasse. Nicht in dem Sinne, daß wir weniger entschieden und energisch versuchen sollen, Deutschland zu besiegen. Nun, da wir darin sind, müssen wir die Sache durchführen, soweit wir dazu imstande sind; da wir A gesagt haben, müssen wir auch B sagen. Das ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas in Bezug auf einen Krieg sage, und ich sage es nicht darum, weil ich dächte, wir seien im Recht und unsere sogenannten Feinde im Unrecht. Ich glaube allerdings, daß wir, soweit Belgien in Betracht kommt, die Sache des Rechtes gegen sie führen. Aber auch wenn der Einbruch in Belgien nicht geschehen wäre, hätten wir uns an dem Kriege beteiligen müssen und in Bezug auf die Umstände, die zu dem Kriege geführt haben, sind wir Alle schuldg. Laßt uns um Himmelswillen keine krankhafte Selbstgerechtigkeit unterhalten — wir sind dazu nur zu sehr geneigt. Aber ich möchte mich in diesem Augenblick trotzdem keiner Friedensaktion anschließen. Ich kann nicht sagen, daß ich den Krieg jetzt schon beendigt zu sehen wünschte. Wenn er jetzt beendigt würde, dann bekämen wir einen Flickwerkfrieden, bei dem unser ganzer Militarismus unangetastet bliebe und eine spätere Wiederholung des Unheils unausbleiblich wäre. Nein, da wir nun im Kriege sind, wünsche ich, daß der Krieg weitergehe, zunächst einmal, bis der deutsche Militarismus vollständig zerbrochen ist, sodann aber, bis die Völker Europas erkennen, was in Wirklichkeit in diesem Armageddon zusammenbricht und sie deutlich einsehen, was die letzte Ursache des Krieges ist: daß wir nämlich versucht haben, etwas zu tun, das in sich unmöglich ist, nämlich eine christliche Zivilisation auf einen unchristlichen Grund zu bauen, daß wir versucht haben, eine menschliche Zivilisation auf einen tierischeu Grund zu bauen, daß wir versucht haben, ein dauerndes Gebäude wissenschaftlicher, künstlerischer und religiöser Kultur über einem Pulvermagazin zu errichten, das die Unvorsichtigkeit eines Narren jeden Augenblick in Brand setzen konnte. Ich wünsche, daß der Krieg vorwärts gehe, bis allerwärts die Menschen sagen: „Das darf nicht wieder geschehen! Es ist zu furchtbar, zu grausig, zu unsinnig, als daß wir es auch nur als künftige Möglichkeit ertragen könnten." Ich wünsche, daß es vorwärts gehe, bis das Volk in Deutschland und Rußland und allerwärts sich erhebt und dafür sorgt, das es keine Kaiser und Zaren mehr gibt und mit ihnen allen Militärdespotismus und alle bevorrechteten Kasten wegfegt — denn dies ist die Wurzel des Unheils —; ich wünsche, daß es vorwärts gehe, bis die Völker erklären, daß sie keine Geheimdiplomatie mehr haben wollen, sondern einen offenen und von jedermann kontrollierbaren Verkehr der Nationen; ich wünsche, daß der Krieg vorwärts gehe, bis die Geburt einer wirklichen Demokratie möglich wird . . .

Ich hoffe, der Gedanke, daß dieser Krieg ein Krieg gegen den Krieg sei, werde alle Herzen ergreifen. Ihn auf alle Weise zu fördern, ist der größte Dienst, den wir der Menschheit tun können. Wir müssen den Krieg mit aller Macht bekämpfen. Wir müssen für seine Opfer sorgen, aber wir müssen unendlich mehr tun. Wir müssen Christus ganz anders als bisher Treue schwören. Wir haben uns „christliche" Völker genannt, ohne wirklich das Christentum zur Grundlage unserer nationalen und internationalen Politik zu machen. Ob das Christentum sich bewähren wird, darüber mag streiten, wer Lust dazu hat, sicher ist, daß die Zivilisation, die wir versucht haben, sich n i c h t bewährt hat. Laßt uns von unserem grausigen Zusammenbruch umkehren und sehen, ob nicht Christus unsere Rettung ist, ob die Grundwahrheiten des Christentums nicht schließlich der beste Grund sind, auf den wir bauen können . . . .

Diese schreckliche Katastrophe ist vielleicht das Werk des großen Gottes selbst, der uns damit das Geheimnis einer neuen Zivilisation lehren will. Wenn der Töpfer mit der Form des Gefässes, das seine Hand formt, unzufrieden ist, zerschlägt er das ganze Ding und führt es zur Gestaltlosigkeit zurück, indem er das, was daran von Symmetrie und Zweckmäßigkeit vorhanden war, hinopfert, damit der Ton bildsam genug werde, um zu etwas Besserem und Schönerem gestaltet zu werden. Vielleicht sieht der große Töpfer, daß alle unsere Anläufe zu einer internationalen Einheit gelähmt wurden durch unsere kriegerischen Wettrüstungen, durch Furcht,

Mißtrauen und Eifersucht in den Herzen der Menschen, durch den gierigen Ehrgeiz gewisser Kreise, und zerschlägt darum das Ding, damit wir zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. So etwas ist wirklich mein Glaube, und wenn ich diesen nicht hätte, dann gäbe es für mich keinen Friedensbogen am Himmel mehr. Ich glaube nicht, daß die Welt Gottes Händen entglitten ist. Wenn wir nur bereit sind, Weisheit zu lernen, dann wird aus diesem Streit und Weh eine umfassendere und wahrere Bruderschaft entstehen, eine edlere und schönere Zivilisation. Der Tag des Herrn ist über die Völker gekommen, wie ein Dieb in der Nacht; die Himmel, zu denen die meisten von uns aufgeschaut haben, vergehen mit gewaltigem Krachen; die Elemente unseres gesellschaftlichen Gebäudes lösen sich auf in heißer Glut; ein Teil dieser Erde und der Werke, die darin sind, werden im Feuer verbrannt. „Die Ihr sehet, daß dies alles dergestalt vergeht, was für Menschen sollet Ihr sein in heiligem Leben und Furcht Gottes, erwartend und ernstlich herbeisehnend die Ankunft des Tages des Herrn."

Wir schauen nach seiner Verheißung aus nach „dem neuen Himmel und der neuen Erde, worin Gerechtigkeit wohnt."

Der Vorsteher der Mansfield Kollege in Oxford, W. B. Selbie, der zugleich Vorsitzender der kongregationalistischen Vereinigung von England und Wales ist, sagt in einer Predigt über „Krieg und Glaube" vom 13. September:

„. . . . Glauben an Gott, den Vater, bedeutet Bruderschaft der Menschen. Wir sind freilich die alte nationalistische Vorstellung von Gott nicht ganz los, aber ich denke, die meisten von uns glauben, daß Gott nicht bloß der Gott Israels ist, noch der Gott Deutschlands, noch der Gott Großbrittaniens, sondern daß er der Gott der ganzen Erde ist, der Vater der ganzen Menschheit, und daß alle Menschen Brüder sind. Ich gebe Euch zu, daß es in diesem Augenblick sehr schwer ist, dies zu glauben. Die Dinge haben sich tatsächlich so gestaltet, daß es für den Durchschnittsmenschen fast unmöglich ist, es zu erkennen und gelten zu lassen. Aber ich möchte betonen, daß gerade hier der Glaube einsetzen muß. Oder wollt Ihr wirklich in Folge von dem, was jetzt geschieht, Euren Glauben an die Bruderschaft der Menschen verlieren? Das bedeutete, Euren Glauben an Gott — jedenfalls den christlichen Gott — verlieren. Was wir mit aller Macht festhalten müssen, ist gerade dieser Glaube. Jeder von uns muß für die Zeit arbeiten, wo es wieder möglich sein wird, darauf zu bestehen, daß alle Menschen als Kinder Gottes Brüder sind und als solche behandelt werden sollen."

3. Aus Frankreich.

Romain Rolland, der Verfasser des „Jean-Christophe", schreibt im „Journal de Genève", (22.—23. Sept., Supplement) u. a.:

„Der hervorstechendste Zug in diesem ungeheuren Epos, das Niedagewesene, ist die einheitliche Kriegsstimmung in jedem der kriegführenden Völker. Es ist wie eine Seuche mörderischer Raserei die, vor zehn Jahren in Tokio ausgebrochen, nun wie eine große Woge sich ausbreitet und den ganzen Erdball überflutet. Dieser Seuche hat nicht Einer widerstanden. Da ist kein freier Gedanke mehr, der sich hätte außer dem Bereich dieser Geißel halten können. Es ist, als ob über diesem Schlachtgewühl der Völker, aus dem Europa, wie immer der Ausgang sei, verstümmelt hervorgehen wird, eine Art dämonischer Ironie walte. Nicht nur daß die Rasseleidenschaften blindlings Millionen von Menschen wie Ameisenvölker gegen einander werfen, so daß auch die neutralen Länder unter dem gefahrbringenden Hauch erschauern; auch der Verstand, der Glaube, die Dichtkunst, die Wissenschaft, alle Geisteskräfte werden mobilisiert und leisten in jedem Staat Heeresfolge. Es gibt in der Elite jedes Landes auch nicht einen, der nicht die Meinung verträte und mit aufrichtiger Ueberzeugung verträte, daß die Sache seines Volkes die Sache

Gottes, die Sache der Freiheit und die Sache des menschlichen Fortschrittes sei. Ich selbst vertrete diese Meinung auch.

Aber die zwei sittlichen Mächte, deren Schwäche durch diese Kriegsseuche am meisten offenbar geworden ist, sind das Christentum und der Sozialismus. Diese zwei rivalisierenden Apostel des religiösen und des sozialen Internationalismus haben sich plötzlich als die glühendsten Nationalisten gezeigt. Hervé verlangt für die Fahne von Austerlitz zu sterben. Die reinen Hüter der reinen Lehre, die deutschen Sozialisten, bewilligen im Reichstag die Kriegskredite, unterstellen sich dem Befehl des preußischen Ministeriums, das sich ihrer Zeitungen bedient, um seine Lügen bis in die Kasernen zu verbreiten und das sie als Geheimagenten aussendet, um den Versuch zu machen, das italienische Volk irrezuführen. Man hat einen Augenblick für die Ehre ihrer Sache geglaubt, zwei oder drei von ihnen hätten sich standrechtlich erschießen lassen, weil sie sich geweigert hätten, die Waffen gegen ihre Brüder zu ergreifen. Sie protestieren entrüstet dagegen: alle ziehen aus mit der Waffe in der Hand. Nein, Liebknecht ist nicht für die Sache des Sozialismus gestorben. Der Abgeordnete Frank, der erste Vorkämpfer der französisch-deutschen Vereinigung, ist für die Sache des Militarismus unter den französischen Kugeln gefallen. Denn diese Männer, die nicht den Mut haben, für ihren eigenen Glauben zu sterben, haben den Mut für den Glauben anderer zu sterben.

Und die Vertreter des Friedefürsten, Priester, Pfarrer, Bischöfe — zu Tausenden stürzen sie sich ins Kampfgewühl, um mit dem Gewehr in der Hand die Worte der Schrift: „Du sollst nicht töten" und „liebet euch untereinander!" in die Tat umzusetzen. Jede Siegesnachricht der deutschen, der österreichischen, der russischen Armee dankt dem himmlischen Marschall — unserm alten Gott, unserm Gott, wie Wilhelm II. oder Arthur Meyer sagt. Denn jeder hat seinen eigenen. Und jeder dieser alten oder jungen Götter hat seine Priester, um ihn zu verteidigen und den Gott der andern zu zertrümmern.

Zwanzigtausend französische Priester sind im Felde. Die Jesuiten bieten der deutschen Armee ihre Dienste an. Kardinäle geben kriegerische Hirtenbriefe aus. Man sieht die serbisch-ungarischen Bischöfe ihre Gläubigen auffordern, gegen ihre großserbischen Brüder zu Felde zu ziehen. Und die Zeitungen geben, ohne daß sie sich darüber zu verwundern scheinen, die Szene wieder, wo die italienischen Sozialisten auf dem Bahnhof zu Pisa den einrückenden Seminaristen zujauchzen und sie alle miteinander die Marseillaise singen. — So stark ist der Wirbelsturm, der sie alle mit fort reißt. So schwach sind die Menschen, die er auf seinem Wege findet — ich, wie die andern . . .

Ihr Christen, die ihr das Bedürfnis habt euch darüber zu trösten, daß ihr dem Befehle eures Herrn untreu geworden seid, weist darauf hin, daß der Krieg den Opfersinn stärke. Und es ist wahr, diesen Vorzug hat er, aus den Herzen auch der Mittelmäßigsten das Beste des Rassengeistes herauszulocken. Er verbrennt in seinem Glutstrom die Schlacken und den Schmutz; er härtet das Metall der Seele; aus einem geizigen Bauern, einem ängstlichen Bürgersmann kann er morgen einen Helden von Valmy machen. Aber gibt es nicht eine bessere Verwendung für die Aufopferungsfähigkeit eines Volkes als die Vernichtung anderer Völker? Und kann man, ihr Christen, sich nur opfern indem man seinen Nächsten mitopfert? Ich weiß es ja wohl, ihr armen Leute, daß viele unter euch lieber euer eigenes Blut hergebt, als dasjenige der andern zu vergießen . . . Aber was ist das im Grunde genommen für eine Schwachheit! Gesteht es nur, ihr die ihr nicht vor den Kugeln und den Schrapnells zittert, ihr zittert vor dem Urteil jenes blutigen Götzen, den ihr höher stellt als das Tabernakel Jesu: des eifersüchtigen Rassenhasses. Ihr Christen von heute, ihr wäret nicht fähig gewesen den Göttern des imperialistischen Roms das Opfer zu verweigern. Euer Papst, Pius X., ist, wie man sich erzählt, aus Schmerz über den Ausbruch dieses Krieges gestorben. Da handelte es sich nicht ums Sterben. Der vatikanische Jupiter, der seinen Blitzstrahl gegen harmlose Priester schleuderte, die sich von dem edlen Wahngebilde des Modernismus anziehen ließen, was hat er getan gegen die Fürsten, gegen diese verbrecherischen Führer, deren maßloser Ehrgeiz Elend und Tod über die Welt gebracht hat? Gott möge dem neuen Priester,

der soeben Petri Stuhl bestiegen hat, die Worte und die Taten eingeben, die die Kirche von diesem Stillschweigen reinwaschen!

Und ihr, ihr Sozialisten, die ihr behauptet die Freiheit gegen die Tyrannei zu verteidigen — die Franzosen gegen den Kaiser, die Deutschen gegen den Zaren — handelt es sich darum, einen Despotismus gegen einen andern Despotismus zu verteidigen? Bekämpft sie alle beide und schließt euch zusammen!

Unter uns westlichen Völkern gab es keinerlei Grund zu einem Kriege. Trotz allem was uns immer wiederholt wird durch eine Presse, die vergiftet wird durch eine kleine Gruppe von Leuten, die ein Interesse daran haben, diese Gefühle des Hasses zu nähren: französische Brüder, englische Brüder, deutsche Brüder, wir hassen uns nicht! Ich kenne euch, ich kenne uns. Unsere Völker verlangten nichts Anderes als Friede und Freiheit. Für Einen, der im Mittelpunkt der Kämpfe stünde und von den Höhen der Schweizer Berge seinen Blick in alle feindlichen Lager werfen könnte, müßte die Tragik darin liegen, daß jedes einzelne Volk wirklich in seinen teuersten Gütern bedroht ist, in seiner Unabhängigkeit, seiner Ehre und seinem Leben. Aber wer hat diese Geißel über sie geschwungen? Wer hat sie in diese Notwendigkeit hinein gedrängt, den Feind zu zermalmen oder zu sterben? Wer anders als ihr Staat, d. h. (nach meiner Auffassung) die drei großen Schuldigen, die drei Raubadler, die drei Kaiserreiche, die verschlagene Politik des Hauses Oesterreich, der unersättliche Zarismus, das brutale Preußen! Der schlimmste Feind ist nicht jenseits der Grenzen; er ist in jeder Nation, und keine Nation hat den Mut, ihn zu bekämpfen. Es ist das hundertköpfige Ungeheuer, das sich Imperialismus nennt, dieser aus Hochmut und Herrschsucht geborene Wille, der alles zu verschlingen oder zu unterwerfen oder zu zerbrechen strebt, der keine freie Größe duldet außer sich selbst. Der gefährlichste für uns Westeuropäer, der, dessen drohend erhobene Hand Europa gezwungen hat, sich bewaffnet gegen ihn zu vereinigen, ist der preußische Imperialismus, der Ausdruck eines Militär- und Feudalkastensystems, einer Geißel, nicht nur für die übrige Welt, sondern auch für Deutschland, dessen Denkweise es systematisch vergiftet hat. Ihn muß man zuerst zerstören. Aber er ist nicht der einzige. Der Zarismus muß auch dran kommen. Jedes Volk hat mehr oder weniger seinen Imperialismus; welche Form er auch angenommen habe, die militaristische, kapitalistische, feudale, republikanische, soziale, intellektuelle, so ist er der Vampyr, der Europa das beste Blut aussaugt. Gegen ihn laßt uns, freie Männer aller Länder, die Losung Voltaires aufnehmen, sobald der Krieg zu Ende ist!

Die neutralen Länder spielen eine zu bescheidene Rolle. Sie neigen zu der Meinung, daß gegen die entfesselte Gewalt ihr Urteil nicht aufkommen könne. Und diese Niedergeschlagenheit herrscht bei den meisten der freier Denkenden auch der übrigen Nationen. Das ist ein Mangel an Mut und Klarheit. Die Macht der Meinungen ist gegenwärtig ungeheuer groß. Es gibt keine einzige Regierung heute, wie despotisch und siegreich sie auch sein möge, die heute nicht vor der öffentlichen Meinung zitterte und um sie zu werben suchte. Nichts hat das besser gezeigt als die Anstrengungen der beiden Parteien, Minister, Kanzler, Herrscher — und des Kaisers, der sogar zum Journalisten wird — ihre Verbrechen zu rechtfertigen und diejenigen der Gegner beim unsichtbaren Gerichtshof des Menschengeschlechtes einzuklagen. Möge dieser Gerichtshof endlich sichtbar werden! Wagel, ihn zu bilden. Ihr kennt eure moralische Macht nicht, o ihr Kleingläubigen! . . . Und wenn auch eine Gefahr dabei wäre, könnt ihr euch dieser nicht aussetzen, für die Ehre der Menschheit? Was wäre das Leben wert, wenn ihr, um es zu retten, allen Stolz zu leben verlöret! . . .

Et propter vitam vivendi perdere causas . . .[1])

Aber wir haben eine andere Aufgabe, wir alle, Künstler und Schriftsteller, Priester und Denker aller Länder. Auch jetzt wo der Krieg entfesselt ist, bedeutet es ein Verbrechen für den geistig hochstehendan Menschen, die Unantastbarkeit seiner Gedanken preiszugeben. Es ist beschämend, ihn den Leidenschaften einer kindischen

[1]) Ist im vorausgehenden Satz übersetzt. Die Red.

und widernatürlichen Rassenpolitik dienen zu sehen, die, da sie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus unsinnig ist (da kein Land eine ganz reine Rasse besitzt) nichts anderes kann, als wie Renan es in seinem schönen Briefe an Strauß ausführt, zu zoologischen Kämpfen führen, zu Ausrottungskämpfen ähnlich jenen, die sich die verschiedenen Nagetiere oder Fleischfresser liefern. Das wäre das Ende jener fruchtbaren Mischung, die sich aus zahlreichen Bestandteilen zusammensetzt, von denen jedes in seiner Art notwendig ist, eine Mischung, die „Menschheit" genannt wird.[1]) Die Menschheit ist eine Symphonie großer Gesamtheitsseelen. Wer nicht imstande ist, die Menschheit zu verstehen und zu lieben, ohne einen Teil ihrer Bestandteile zu zerstören, zeigt, daß er ein Barbar ist und daß er von der Harmonie denselben Begriff hat wie jener andere von der Ordnung in Warschau.

Geistige Führer Europas, wir haben zwei Heimstätten: unser irdisches Vaterland und das andere, das Reich Gottes. Vom einen sind wir Gäste, vom andern sind wir Bauleute. Geben wir dem erstern unsere Leiber und unsere Herzenstreue! Aber nichts von dem was wir lieben, Familie, Freunde, Vaterland, nichts hat ein Recht auf unsern Geist. Der Geist ist das Licht. Unsere Pflicht ist es, das Licht über den Sturmwind hinaufzuheben und die Wolken beiseite zu schieben, die es zu verdüstern drohen. Unsere Pflicht ist es, die Umfassungsmauern der Stadt, in der sich die brüderlichen und freien Seelen der ganzen Welt vereinigen sollen, weiter und höher zu bauen, so daß sie über die Ungerechtigkeit und den Haß der Nationen hinausragen.

Auseinandersetzungen.

1. Briefwechsel von Karl Barth und Martin Rade.

Safenwil, 31. August 1914.

Hochverehrter Herr Professor!

Ich habe es mir lange überlegt, nun muß ich es Ihnen doch sagen, wie sehr mir die letzten drei Nummern der „Christlichen Welt" (22 bis 34) eine Enttäuschung, ein „Aergernis" sind. Es fällt mir so schwer, Ihnen das zu schreiben und noch viel schwerer muß es Ihnen fallen, mir zuzuhören. Aber ich habe das Gefühl, es ginge innerlich etwas entzwei zwischen Marburg und mir, wenn ich jetzt schweigen würde. Und Sie hatten doch immer wie wenige die Fähigkeit, auch ganz andere Gesinnungen und Stimmungen als Ihre eignen und die gerade um Sie herrschenden zu begreifen. Das kann trotz Allem nicht so ganz anders geworden sein. Und ich habe den Mut, Ihnen zu schreiben, weil ich weiß, daß ich nicht der Einzige bin diesseits des Rheins, der so denkt.

Wir verstehen Sie nicht, wir können und wollen Sie nicht verstehen in Ihrer bisher eingenommenen Haltung dem Krieg gegenüber. Bitte werfen Sie mir jetzt nicht gleich dazwischen, daß ich als Schweizer für und über den Krieg nicht reden könne.

[1]) Brief vom 15. September 1871, veröffentlicht in der Reforme intellectuelle et morale.

Sie machen sich die Abwehr unsrer Einwände immer wieder viel zu leicht mit dieser Feststellung (auch Sp. 774!). Ueber alles Politische sage ich kein Wort, ich maße mir kein Urteil darüber an, es dürfte bei der Kompliziertheit der Dinge überhaupt jetzt noch nicht möglich sein, darüber zu urteilen. Aber ich vermisse schon die letztere Einsicht, die doch für Sie so gut gilt wie für uns. Alles was Sie in der „Christlichen Welt" jetzt sagen, geht von der stillschweigenden oder ausdrücklichen Voraussetzung aus, daß Deutschland Recht hat in diesem Kriege. Ich trete nicht ein auf diese Frage. Die Geschichte wird darüber entscheiden. Aber das verwundert mich, daß die „Christliche Welt" — eine *religiöse*, christliche Zeitschrift und von der *geistigen Kultur* der „Christlichen Welt" — diese populäre Voraussetzung einfach mitmacht (Volles Vertrauen Sp. 767, Glaube an die gute Sache Sp. 770, Anklage gegen England und Rußland Sp. 782), wo es doch vom Standpunkt des Glaubens wie der Bildung aus, nur *Schweigen* geben dürfte, weil diese Dinge noch sub judice sind. Und das führt mich nun sofort zu dem Hauptanstoß, den ich, den wir jetzt an der „Christlichen Welt" nehmen. Sie haben jene Voraussetzung nötig als Grundlage dessen, was Sie (Sp. 788) „fromme Kriegsfertigkeit" nennen. Und das ist nun noch schlimmer als jene Voraussetzung. Das ist mir das Allertraurigste in dieser traurigen Zeit, zu sehen, wie jetzt in ganz Deutschland Vaterlandsliebe, Kriegslust und christliches Glauben in ein hoffnungsloses Durcheinander geraten und wie nun auch die „Christliche Welt" prinzipiell tut wie ganz Deutschland tut. Das ist die Enttäuschung für uns, von der ich Ihnen sagen *muß*: daß wir sehen müssen, wie die „Christliche Welt" in diesem entscheidenden Augenblick aufhört, *christlich* zu sein, sondern sich einfach *dieser* Welt gleichstellt. Das was in diesem Augenblick das vom christlichen Standpunkt aus einzig Mögliche wäre, der unbedingte Protest gegen den Krieg überhaupt und gegen all das Menschliche, was ihn herbeigeführt hat, das wollen Sie gerade jetzt (wann hat es einen Sinn, wenn nicht jetzt? möchte ich fragen) nicht hören, sondern Sie wollen das „Rein-Religiöse" (Sp. 786) in den Vordergrund stellen, das nach den bisherigen Proben nichts Anderes bedeutet als das Deutsch-Religiöse. Dieser Zusammenbruch vor der „harten Realität" ists, der uns weh tut, wir hatten von der „Christlichen Welt" anderes erwartet. Es versteht sich von selbst, daß Deutschland den Krieg, den es nun, mit Recht oder Unrecht, einmal hat, auch führen muß, mit Verteidigung und Angriff, mit 42 cm-Geschützen und Neutralitätsverletzungen, mit Massenfüsilierung und Städtezerstörungen. A la guerre, comme à la guerre. Aber warum lassen Sie bei dieser ganzen weltlichen, sündigen Notwendigkeit Gott nicht aus dem Spiele? Meinetwegen durch völliges Schweigen, wenn der „harten Realitäten" wegen das Protestieren

nicht angeht; Schweigen mit allen religiösen Beziehungen auf das, was die Deutschen jetzt tun müssen, wäre auch ein Protest. Aber nicht Gott in der Weise in die Sache hineinziehen, als ob die Deutschen mitsamt ihren großen Kanonen sich jetzt als seine Mandatare fühlen dürften, als ob sie in diesem Augenblick mit gutem Gewissen schießen und brennen dürften. Das nicht! Und gerade das, das gute Gewissen predigen Sie jetzt, jetzt wo das schlechte Gewissen das christlich allein Mögliche wäre gegenüber der nun einmal vorhandenen weltlichen sündigen Notwendigkeit. Wie soll es mit den Menschen vorwärts gehen, wenn man ihnen jetzt — in diesem furchtbaren Ausbruch menschlicher Schuld — für ihr Tun noch den Trost des guten Gewissens spendet? Gibt es im gegenwärtigen Augenblick, wenn man nicht das Schweigen dem Reden vorziehen will, etwas anderes zu sagen als „Buße"? Ja! sagen Sie, es gibt etwas anderes, und lassen die Engel im Himmel sich über die deutsche Mobilisation freuen, lassen die deutschen Frauen ihr Kriegsgebet mit Trommelschlag beten, lassen Fritz Philippi von einem heiligen Krieg reden (beides übrigens poetisch ganz wundervolle Stücke, religiös um so bedenklicher!), machen selber den Paulus zum Advokaten der Vaterlandsreligion, feiern das Zusammenknicken der deutschen Sozialdemokraten am 4. August als etwas „Wundervolles"!! (Sp. 787) und drucken — dies für mich das Gravierendste — die Lutherschrift über den Krieg ab, die mich, ich muß es Ihnen gestehen, in diesem Zusammenhang, angewendet auf diesen Macht- und Rassenkampf, in ihrer Mischung von Naivität und Sophisterei einfach anwidert. „Fromme Kriegsfertigkeit — ist das das Wort, das die „Christliche Welt" in dieser großen Stunde zu sagen hat? „Gottes Wille aus dem Wirklichen erkennen" wollen Sie. Das möchten auch wir. Aber in der Art, wie wir es tun, offenbart sich der ganze ernste religiöse Gegensatz, der zwischen Ihnen Allen und uns besteht und neben dem mir Alles das, was Sie z. B. mit D. Kaftan verhandeln, bedeutungslos erscheint. Wir sagen: Hominum confusione et Dei providentia mundus regitur, wehren uns gegen die confusio solange es geht, fügen uns ihr in bitterer Beschämung, wenn es nicht mehr geht, und glauben dann, daß Gott providentia trotz uns zustande bringt, was er haben will. Sie gehen religiös von dem neusten Testament aus, daß der Christ heute unter ganz anderen Bedingungen lebe als zur Zeit der Apostel (Sp. 770), folgern daraus ohne Zaudern die Pflicht, sich als Deutsche mit Ehren zu behaupten, und gehen dann ohne weitere Umstände dazu über, „ein festes Herz" zu bekommen. — Ich will mir das Schlagwort von den „zwei Religionen" nicht aneignen, aber noch nie ist mir so klar gewesen wie jetzt, wie recht Luther hatte, als er unserm Zwingli das Wort vom „andern Geist" sagte. Das hat nun offenbar so sein sollen, daß dieser Gegensatz einmal zu offenem und unver-

söhnlichem Ausdruck gekommen ist. Gerade weil Sie so unmittelbar und unter starkem Druck geschrieben haben. Ich habe nun nur die eine Angst, die ich schon andeutete, daß sie diesen Gegensatz wieder auf einen politischen, schweizerisch-reichsdeutschen, reduzieren. Sie haben uns das nun schon oft so gemacht und beharren offenbar dabei, hier, auf der Oberfläche, den Kern des Problemes zu suchen. Ich habe aber die Hoffnung, daß gerade die Wucht der gegenwärtigen Tatsachen dazu dienen wird, auch Ihnen eine andere Orientierung wenigstens näher zu legen, als es bis daher der Fall war.

Karl Barth.

Marburg, den 5. September 1914.

Lieber Freund,

Unter den vielen Briefen, die mir die „Christliche Welt" während des Krieges eingetragen hat, ist der Ihre der einzige, den ich öffentlich beantworten möchte. Einmal wegen seiner prinzipiellen, im guten Sinne des Worts dogmatischen Haltung: ich möchte Sie um Erlaubnis bitten, Ihren Brief mit meiner Antwort in der „Zeitschrift für Theologie und Kirche" veröffentlichen zu dürfen; dorthin wird auch nach Ihrem Empfinden die Auseinandersetzung am besten gehören. Aber ich wage es doch, mit einem Vorläufer meiner durchgearbeiteten Antwort auch an die „Neuen Wege" heranzutreten, weil Sie (zweitens) in Ihrem Briefe des öftern versichern, daß Sie nicht nur persönlich zu mir sprächen, sondern im Sinne einer Schar von „Wir". Damit können Sie nur die entschiedenen Religiös-Sozialen der Schweiz meinen, und wenn ich zunächst denen mit meiner Antwort dienen möchte, so ist ja das Gewiesene, daß ich um die Gastfreundschaft der „Neuen Wege" bitte[1]).

Die innere Lage, in welcher der Krieg uns traf, war für die Religiös-Sozialen der Schweiz und für mich eine sehr verwandte. Fühlte ich schon immer mich in meiner Gesinnung Ihrem Kreise sehr nahe stehend, so ging ich eben mit Semesterschluß ernstlich an den ehrenvollen Antrag heran, den ich ihm verdanke. Ich sollte ja auf unserm Internationalen Kongreß in Basel über „Christentum und Frieden" reden. Zusammen mit einem Engländer und einem Franzosen! Meine kurzen Leitsätze dafür hatte ich längst in eine erste Form gebracht, die ich hierher setzen darf — in allen drei Sprachen, zum symbolischen Ausdruck dessen, was uns bewegte, und weil ich auch für die fremdsprachige Form schon gesorgt hatte —:

---

[1]) Die wir natürlich von Herzen gerne gewähren. Die Red.

1. Weltpolitik, d. i. das wechselsweise Verhalten zwischen den Staaten und Völkern, ist keine unmittelbare Auswirkung religiösen Geistes und entzieht sich daher mehr oder weniger der Einwirkung des Christentums.
2. Das Christentum (als Gesinnung und Kirche) hat seinem Wesen nach den Beruf, rückhaltlos und restlos seine Kraft für eine solche Gestaltung der Weltpolitik einzusetzen, daß zum mindesten den christlichen Völkern Friede, Vertrauen und Bündnis zum selbstverständlichen Zustand wird.

1° La Politique Universelle („Weltpolitik"), qui consiste dans les relations des Etats et des peuples, n'est pas un résultat direct de l'esprit religieux; dès lors, elle échappe plus ou moins à l'influence du christianisme.

2° En raison de son essence (de sa nature), le christianisme (comme mentalité et comme église), est appelé à mettre en oeuvre sa puissance, sans arrière pensée, pour une telle formation de la „Weltpolitik", de façon qu'au moins les peuples chrétiens, en arrivent à un état satisfaisant de paix, de confiance et d'union.

1st World politics, that is the relations between states and peoples, is not directly affected by the religious spirit and therefore is withdrawn more or less from the influence of christianity.

2d Christianity (as a faith and as a church) has by its very nature, the task to exert its influence without reserve for such worldwide political conditions that, at least among christian peoples, peace, mutual confidence and cooperation may be everywhere taken for granted.

Aus meinem ersten Satze ist deutlich, daß ich keineswegs mit einem Aufhören der Kriege rechnete, aus dem zweiten, daß ich ein den Krieg ausschließendes Verhältnis zwischen den christlichen Völkern, unter die ich Rußland kaum rechnete, für möglich hielt und forderte. So traf mich der Ausbruch des Krieges mit Frankreich und mit England schwer. Ich habe meinem Schmerz über diesen „Bankerott der Christenheit" in No. 38 der „Christlichen Welt" Worte gegeben.

Auch in No. 32 ff. äußerte ich mich kritisch gegen den kommenden und gekommenen Krieg, viel zu kritisch für empfindliche deutsche Patrioten (vgl. Schian in einem viel nachgedruckten Artikel der „Preußischen Kirchenzeitung", No. 33) — und kritisch genug für einige Schweizer Freunde, die Ihnen und mir nahe stehen, und die mir ausdrücklich Ihr Verständnis bezeugt haben.

Wenn nun Sie gleichwohl so bedingungslos unzufrieden mit mir sind, so werde ich Ihre Beschwerden gewiß nicht damit erledigen wollen, daß ich sage: Sie sind eben Schweizer und ich Deutscher. Diese Wendung ist in der „Christlichen Welt" gegenüber den Religiös-Sozialen jeweilen vorgekommen, aber wenn ich mich recht erinnere und soweit ich selbst dabei beteiligt bin, nur in Beziehung auf die Sozialdemokratie. Und da hatte jene Ueberlegung doch ihr starkes Recht. Sie hatten — auf Grund Ihrer schweizerischen Staats- und Gesellschaftsverfassung — eine sehr andere Sozialdemokratie als wir. Darüber hätte der Basler Kongreß sicher die lebhafteste Aussprache gebracht, und ich versprach mir davon gute Frucht für uns Deutsche. Inzwischen hat die Weltgeschichte gerade an diesem Punkt die Lage merkwürdig geändert, die Religiös-Sozialen haben im Zusammenbruch der so-

zialistischen Internationale den schwersten Stoß erlitten, den Sie von der politischen Seite her erfahren konnten. Es ist das, was wir da vor uns haben, geradezu eine Parallele zu dem, was ich als „Bankerott der Christenheit" beklage. Wir Deutschen haben an unserer Sozialdemokratie national die glücklichste Enttäuschung erlebt: das Gefühl fürs Große hat im Augenblick des Existenzkampfes unseres Volkes über alle Prinzipien, über alle Dogmatik gesiegt. Es bedeutet das bei uns in Deutschland mehr, als wenn auch die belgischen und französischen Sozialdemokraten sich für den Krieg erklärt haben, weil unsere Sozialdemokraten wissenschaftlich-marxistisch geschulter, weil sie prinzipieller gewöhnt sind als die französischen und belgischen Genossen.

Nun beginnt in der Beurteilung dieses „Zusammenknickens" unserer deutschen Sozialdemokratie schon die Differenz in Ihrer und meiner Beurteilung der Vorgänge. Da Sie im übrigen auf die Tatsachen nicht eingehen, brauche ich diesen auch nicht nachzugehen. Ich brauche also weder von Löwen noch von Reims, weder von der Neutralität Belgiens noch von dem österreichischen Ultimatum an Serbien, ich brauche von der großen Schuldfrage nicht zu reden. Was die Schuldfrage betrifft, so würde ich auch so lange als der Krieg währt mich auf keine Erörterung dieser Frage mehr einlassen: ich bin froh, daß ich vor dem Fallen des letzten Würfels gesagt habe, was ich sagen mußte, aber seitdem sehe ich zu derlei Auseinandersetzung für mich keinen Raum. Und wenn Ihre Brüder z. B. in dem mir so wohlwollenden Semeur vaudois ganz wie selbstverständlich von l'invasion et l'occupation barbare des Allemands schreiben, als ob Franzosen, Russen und Engländer nur irgendwie kultivierter oder moralischer den Krieg führten — so halten Sie sich ja dabei nicht auf, denn Sie wissen: à la guerre comme à la guerre!

Aber eben weil Sie in all diesen Stücken Welt Welt sein lassen, erwarten Sie von mir ein Gleiches: Ablehnung des Krieges überhaupt, dieses Krieges insbesondere. Und wenn ich — aus äußeren oder inneren Gründen — nicht offen protestieren konnte, dann ziemte mir als Christen ein ebenso deutliches Schweigen. Zum Schweigen habe ich mich nun auch bekannt (No. 34). Aber freilich nicht zu diesem. Alles Schreiben, alles Reden und Schwätzen kam mir in jenem Momente so nichtig vor. Insbesondere das reflektierende Wesen, das sich in der „Christlichen Welt", das sich unter uns Theologen so breit macht. Geradezu ein Grauen faßte mich an, als ich unter den neuen Lebensbedingungen der Kriegszeit meinen Manuscriptenvorrat durchsah. Unmöglich alles. Vanitatum vanitas!

Das war aber etwas ganz anderes als jener religiöse Abscheu vor dem Kriege, den Sie forderten. Ich hatte durchaus das Gefühl, daß ich, daß die „Christliche Welt" in dieser Zeit sehr

viel zu sagen hätte, sagen müßte. Einiges davon habe ich inzwischen auf meine Weise gesagt, aber ich könnte davon noch viel mehr geben: das Herz ist mir voll, und nur äußere Gründe halten zurück, wenn die Feder nicht ganz anders davon übergeht.

Aber was ich in der „Christlichen Welt" sage, auch wohl andere sagen lasse, ist Ihnen ein Aergernis. Und hier wird nun die Sache zwischen uns beiden sehr ernst. Werden wir uns verstehen können?

Nicht daß Sie Schweizer sind, erschwert Ihnen das Verständnis. Aber daß Sie neutral sind, daß Sie mit Ihrem Volk und Staat an diesem Kriege keinen Anteil haben.

Das vergönnt Ihnen zwar einen Vorzug. Sie können ruhig abwägen, wo wir dazu gar nicht mehr im Stande sind. Sie können gleichzeitig deutsche und französische Zeitungen lesen und sich mit relativer Sicherheit ein objektives Urteil über allerhand Vorgänge bilden. Aber Eines entgeht Ihnen: das Erlebnis. Wie schon ich das Erlebnis dieses Krieges nicht so habe wie der Soldat, der mit an die Front ging, oder auch mancher andre, der wichtigen Ereignissen näher war als ich. Eins habe ich doch voraus vor Ihnen: die Erfahrung, wie dieser Krieg über die Seele meines Volkes kam. Ich bin — infolge eines sonderbaren Zusammentreffens — damals persönlich in sehr kritischer Stimmung gewesen gegenüber dieser Volksseele: No. 33, Seite 782 finden Sie Andeutungen davon. Um so schwerer wiegt mein Zeugnis. Unvergeßlich und heute wieder fast unbegreiflich, wie ein friedegewohntes und friedensfrohes Volk plötzlich hingerissen wird in diese unerhörte neue Wirklichkeit: Krieg. Wie erst das ferne Donnergrollen noch kaum vernommen, nicht geglaubt wird. Wie dann eine alle Nerven packende Spannung jedermann ergreift. Wie das Bewußtsein alle bewegt: wir wollen keinen Krieg, aber wenn es sein muß, wollen wir ihn auf uns nehmen. Wie einmütiges Vertrauen zu Kaiser und Kanzler die Gemüter erfüllt und inmitten der immer unerträglicheren Spannung eine große Ruhe gibt: die dort oben machen keinen Krieg, sie werden an Entgegenkommen und Friedfertigkeit das Aeußerste leisten. Aber dazu schon fast die Besorgnis: doch nur das Aeußerste! Es gibt eine Grenze des Nachgebens — und wenn der Krieg einmal kommen soll, dann lieber heute als morgen! Und die Erleichterung dann, als eine Entscheidung da war. Das Wachstum der Entschlossenheit, als zum einen Feind der zweite kam und zum zweiten der dritte. Dieses „gute Gewissen", das in der allgemeinen Friedensbereitschaft selbstverständlich beschlossen war. Diese Zuversicht zur eigenen Widerstandsfähigkeit. Und nun der Beginn des Widerstandes selbst. Das einhellige Laufen zu den Waffen. Die ruhige, klare, von keinem moralischen Mißton getrübte Mobilisierung. Die Ordnung, die Alkoholfreiheit, die Sicherheit des Betriebes und der Leitung. (Freuen sich die Engel im Himmel denn nicht über alles,

was gut ist in der Welt?) Und hinter dieser Erscheinung einer herrlichen Solidität im Großen und Ganzen die tausend und abertausend Züge der Hingabe und Opferbereitschaft von all den einzelnen, bis — in ungeahntem Maße — in die Reihen der Sozialdemokratie hinein. Mit Ueberschwang vielleicht bei der akademischen Schicht, nüchterner, aber auch um so rührender beim schlichten Volk.

Gewiß, unser Volk hat den Krieg damals schon nicht anders empfunden, denn als ein Unglück. Aber eben als ein so großes ungeheures, daß ihm alles andre Denken und Fühlen verging über dem Einen: Gott.

Und Sie verlangen, wir sollten bei dem Erleben dieses Krieges Gott außerm Spiele lassen. Das ist unmöglich. Für eine so überwältigende Sache gibt es nur Einen möglichen Grund und Urheber: Gott.

In seiner Kriegspredigt sagt Schädelin — und Sie stimmen ihm zu —: „Eines wird nie gelingen, den Krieg aus dem Herzen Gottes herzuleiten." Ob wir das fertig bringen, den Krieg aus Gottes Herzen „herzuleiten", so daß wir das ganz begreifen, das weiß ich nicht. Aber wie wir diesen Krieg erfuhren und erfahren, ist es für uns Gottlosigkeit und Wahnsinn, zu leugnen, daß für den Krieg überhaupt und für diesen Krieg zuletzt jener die Verantwortung übernimmt: Gott!

So hat das deutsche Volk damals empfunden, und so ist ihm, denke ich, gemeinhin gepredigt worden. Nicht von dem „deutschen Gott" wie Sie es auffassen. Gewiß, so mag auch einmal geredet worden sein: von Dichtern, Zeitungsschreibern, von Offizieren auch und selbst vom Kaiser. Aber Sie dürfen sich da nicht zu sehr an Worte halten. Unsere deutsche Gottesvorstellung ist nicht so kindisch, wie Sie meinen. Wir denken alle, vom Kaiser bis zum schlichtesten Bäuerlein, daß Gott seine Hand im Spiele hat bei diesem Kriegsgeschick: nicht nur daß er es zuläßt, etliches Gute daraus erwachsen läßt, duldet — nein, so einen schwächlichen Gott können wir jetzt gar nicht vorstellen. Vielmehr: Er spricht, so geschiehts, Er gebeut und so stehts da.

Und diesen Gott soll ich Lutheraner gegen unsere reformierten Freunde verteidigen? Ist denn nicht mehr Gott für Sie Actus purus? Und ist Prädestination für Sie so ganz ein leerer Wahn geworden? — Ferner, wir Lutheraner sind jetzt die Schwertträger! Zwingli und der Calvinismus die ewig Friedfertigen? Davon heute kein Wort weiter. Nur Luthers und seines „seligen Kriegerstandes" muß ich noch einen Augenblick gedenken. Naiv, ja, ist Luther der Politiker. Aber fromm und reich immer wieder sein Bestreben, dem schlichten Christen in seinen nötigen Berufsgeschäften den Trost eines guten Gewissens zu geben. Dazu die Ansätze zu einer ethischen Theorie des Untertanengehorsams eben in jener von Ihnen verachteten Schrift für seine Zeit so verächtlich nicht.

Aber lassen wir diese Historia heute bei Seite. Ich komme in der „Zeitung für Theologie und Kirche" darauf zurück. Nur vorbereiten will ich Sie darauf, daß ich auch Ernst Moritz Arndts „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" demnächst in der „Christlichen Welt" abdrucken werde als die einzig würdige Fortsetzung zu jener Lutherschrift. Was werden Sie dazu sagen?

Nun, Jesus hat doch mit diesem „deutschen" Gott nichts zu schaffen?

Gemach! Wir sind durch die Religionsgeschichte nachgerade so weit gebracht, daß wir Religion, daß wir Gott auch da finden, wo Jesus Christus uns noch nicht begegnet. Mir als alten Ritschlianer ist das schwerer geworden als Euch Jüngeren; aber vor dem „Wirklichen" habe ich mich gebeugt. Deshalb bleibt mir Jesus die Offenbarung Gottes, und der Deus revelatus meine Zuflucht vorm Deus absconditus. Ich könnte den Deus absconditus nicht vertragen, wenn ich den Deus revelatus, wenn ich Jesus nicht hätte. Aber wenn nun in der Erschütterung eines solchen Kriegserlebnisses, das ein ganzes Volk auf die Knie wirft, Gott noch andere Züge trägt als Jesus, wenn er über uns kommt als die reine Macht, von der wir zunächst nichts spüren als unsere absolute Abhängigkeit — weshalb wollen Sie diese Frömmigkeit schelten? National — das wäre sie doch nur, wenn wir wirklich in jenen naiven Paganismus oder Henotheismus uns verlören, der uns im Ernst völlig fremd ist. Alttestamentlich — nun das wäre noch keine Schande. Einmal erleben wir auch an unsern Juden jetzt eine merkwürdige religiöse Belebung, der unseren gleich zu achten. Sodann: ist nicht das Alte Testament auch Bibel? und sogar der Bibel größerer Teil? Und haben wir nicht alle Ursache, davor stillzustehen, wenn ein Volk wie das deutsche vom Geist der Psalmen und Propheten etwas verspürt? Aber nun gehöre ich doch zu denen, die daran arbeiten, daß die fromme Ergriffenheit in den Hafen des Neuen Testaments einläuft. Baumgarten, der den Religiös-Sozialen bestverdächtige, wie Sie aus seiner Monatsschrift ersehen können, auch[1]). Dennoch: wer wagt da Vorschriften zu machen und nur zu kritisieren, wenn eine Volksseele erzittert, weil sie Gottes Walten spürt!

Da lassen Sie nur dann jeden in seiner Weise an diesem Erfahrnis teilnehmen! Und wenn er Traub heißt, auch in seiner Weise. In solcher Zeit muß mehr noch als sonst ein jeglicher seines Glaubens leben! Aus diesem Sinne heraus habe ich Traub einen „Kriegsprediger von Gottesgnaden" genannt. Ich könnte nicht sagen und schreiben, was er, aber gerade darum empfinde ich sein Auftreten und Zeugen geradezu als eine Wohltat.

[1]) Daß die Haltung Baumgartens uns eine sehr erfreuliche Enttäuschung bildet, möchten wir ausdrücklich bestätigen. Die Red.

Es ist doch alles echt an ihm, und ob er mich in manchem erhebt, in manchem abstößt, so macht es mich reicher, wenn ich mit ihm Fühlung habe. Und Vielen in unserm Volk deutet gerade er richtig wie sie diesen Krieg erleben und Gott in ihm.

Die Freiheit aber, mit der ich so einem Manne wie Traub gegenüberstehe, nehme ich für mich in Anspruch. Ich habe mich mit allem Bewußtsein in No. 32 Sp. 746 zum ersten Mal in meinem Leben einen „Pazifisten" genannt. Damit habe ich mich zu denen ausdrücklich bekannt, die den Willen zum Krieg für Sünde erachten. Als Christ, und wie ich das Christentum verstehe, kann ich nicht anders. Aber dafür, daß der Krieg bloß Menschenwerk sein soll, während Gott der Herr eigentlich etwas ganz andres möchte: eine solche Gottesvorstellung mache ich nicht mit. Uebernimmt also mein Gott die Verantwortung für das Kriegsgeschick, so ist es dann *auch* fromm, aus dem Kriege herauszuholen an Gutem, was man nur kann. Und das tut in seiner Weise Traub meisterlich; man muß nur *alles* von ihm lesen und ihn als ein *Ganzes* nehmen, nicht an einem einzelnen Ausdruck oder Satze haften. Wenn man das tut, sind wir Männer der Feder und des Worts doch alle verloren. Traub erlebt *einseitig* den Krieg. Sie **nicht** auch?

Daß Sie nun diesen Krieg nicht so miterleben wie wir Reichsdeutschen, dafür können Sie nichts. Es ist ganz recht, daß Sie ihn *auf Ihre Weise* erleben. Es ist ganz recht, daß Ihnen bange wird um uns, wo wir meinen sichere Wege zu gehen. Es ist ganz recht, daß Sie dann laut Ihre Stimme erheben und uns warnen. Sie Neutralen müssen eben diesen Krieg anders verarbeiten wie wir. Und mit unsern verschiedenen Erfahrungen sollen wir uns dann dienen. Wir leiden alle stellvertretend. Sie für uns, wir für Sie. Und die ratio vicaria ist und bleibt doch schließlich Kern und Stern der christlichen Ethik. So meine ich, daß wir uns auf gemeinsamem Boden immer wieder zusammenfinden werden.

Martin Rade.

2. Antwort an Herrn Pfarrer Gottfried Traub, Dr. der Theologie, in Dortmund.

Geehrter Herr Pfarrer!

Sie haben als Erwiderung auf meinen im letzten Heft dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Ueber die Ursache des Krieges" in Ihrer „Christlichen Freiheit" einen der jetzt in Schwung gekommenen offenen Brief an mich gerichtet. Ich habe bei der Abfassung des Aufsatzes gewiß keinen Augenblick gerade an Sie gedacht, dennoch ist es kein Zufall, daß gerade Sie sich dagegen erhoben haben, noch abgesehen von der Bemerkung über Sie, die in einer

unserer redaktionellen Erklärungen enthalten war. Denn nicht nur für mich, sondern auch für den ganzen Kreis, dessen Denkweise ich im allgemeinen vertrete, sind gerade Sie zum Typus dessen, was unser letztes Heft einen Kriegstheologen nennt, geworden und der Zorn über Sie ist in diesem Kreise sehr groß. Es mußte beinahe zu einem Zusammenstoß zwischen Ihnen und uns kommen. Dieser hat eine grundsätzliche Bedeutung; es handelt sich nicht um unsere Personen, sondern um den Geist, dessen Träger wir auf mehr oder weniger vollkommene Weise sind. Darum lasse ich alles, was mehr persönlicher und zufälliger Art ist, nach Möglichkeit auf der Seite und bemühe mich, den prinzipiellen Gegensatz zwischen uns recht deutlich herauszustellen[1]). In diesem Sinn freue ich mich geradezu über diesen Kampf. Er kann und soll nach meiner Ansicht mithelfen, uns die religiöse Aufgabe klar zu machen, die uns durch die gegenwärtige Lage gestellt wird. Wenn auch ich dabei deutlich und kräftig rede, so werden Sie sich nach dem Ton, den Sie gegen mich angeschlagen haben, nicht darüber wundern dürfen; aber auch ich darf versichern, daß meine Schärfe nicht Ihnen persönlich gilt, sondern daß der Kampf um die Wahrheit mich dazu nötigt, der Kampf um den Frieden, der nur aus der Wahrheit kommen kann. Zwischen Ihnen und mir liegt, in diesem Sinne verstanden, eine ganze Welt.

Es ist bezeichnend für Ihre Denkweise und die der ungeheuren Mehrzahl Ihrer Landsleute, daß Sie gar nicht im Stande gewesen sind, meinen Aufsatz richtig zu lesen und zu verstehen. Sie tun, als ob er gegen Deutschland gerichtet gewesen wäre und haben damit glücklich die Wirkung erzielt, daß ich in den Augen Ihrer Leser als Feind und Beleidiger Ihres Volkes dastehe, gegen den Sie das deutsche Schwert hätten schwingen müssen. In Wirklichkeit war mein Aufsatz so wenig gegen Deutschland gerichtet als gegen irgend ein anderes Land. Es war für mich nicht ohne Humor, als gleichzeitig mit Entrüstungsbriefen aus Deutschland einer aus England ankam, von dem einzigen Engländer wohl,

---

[1]) Aus diesem Grunde gehe ich auf die Frage, wieweit der Kampf gegen Sozialismus und Demokratie eine der Ursachen des Krieges gewesen sei, nicht näher ein, behalte mir aber vor, darauf zurückzukommen. Ich betone, daß es sich nach meiner sehr deutlichen Erklärung nur um eine mittelbare Ursache handelte. Zu bestreiten, daß der wachsende Sozialismus den Nationalismus und Militarismus gesteigert habe (auch in Deutschland), heißt eine so offenkundige Tatsache leugnen, daß dem Leugner die Beweislast zufällt. Auf die Sozialdemokratie darf er sich dabei zu allerletzt berufen. Es hat, so lange die deutsche Sozialdemokratie noch sie selbst war, kaum ein Zeitungsblatt ihrer Partei gegeben, wo das nicht zu lesen stand. Daß sie es jetzt nicht sagt, ist freilich klar, aber kommen Sie nach Zürich und hören Sie, was hier Ihre sozialistischen Landsleute über dieses Thema sagen. Mir scheint die Leugnung dieses Zusammenhanges ungefähr ebenso begründet zu sein, wie wenn Sie in Abrede stellten, daß die steigende Flut des Liberalismus die Orthodoxie und die Zunahme des Modernismus den römischen Kurialismus auf ihrer Bahn weiter getrieben hätten.

der die „Neuen Wege" gelesen hatte, worin mir zwar in vornehmer Form, aber in offenkundigem Zorn vorgeworfen wird, ich hätte England Unrecht getan, indem ich seine Sache auf die gleiche Linie mit der der andern gestellt, während es doch meine Pflicht gewesen wäre, zu zeigen, wie England einen heiligen Krieg des Glaubens gegen die gottlose und ruchlose Macht des deutschen Militarismus führe. Was kann es Bezeichnenderes für den Zustand der Geister hüben und drüben geben, als dieses Zusammentreffen? Der Aufsatz enthält nicht einen Satz von grundsätzlicher Bedeutung, der sich nicht auf alle Völker ohne Ausnahme bezöge, mein eigenes eingeschlossen. Meine Absicht war, das Urteil über die Ursache der Weltkatastrophe, deren Zeugen wir sind, von der Oberfläche etwas mehr zur Tiefe zu führen. Darum habe ich unter Anwendung einer Paradoxie, die ein Mann wie Sie hätte verstehen sollen, zunächst einmal die Schuld von den einzelnen Völkern oder Personen, denen man sie aufzuladen pflegt (und zu denen namentlich auch Ihr Volk und Ihr Kaiser gehört!) weggenommen und sie uns Allen aufgeladen. Ich habe die Katastrophe aus einer gemeinsamen letzten Ursache abgeleitet, dem in mannigfachen Formen, als Kapitalismus, Nationalismus, Imperialismus, Militarismus sich äußernden, oft religiös maskierten, Weltgeist, anders ausgedrückt, aus der Tatsache, daß unsere Kultur im tiefsten Sinne des Wortes gottlos geworden war. „Wir Alle sind schuldig", habe ich erklärt, „Du und ich sind die Ursache des Krieges". Das war der Sinn meines Aufsatzes; er war, wie mir viele dankbare Stimmen bewiesen, deutlich genug herausgearbeitet. Er war also nicht gegen irgend ein Volk gerichtet, sondern gegen den Krieg überhaupt. Ich wollte den Versuch machen, zu dessen tiefster Wurzel vorzudringen, in der Meinung, er könne nur dann überwunden werden, wenn er hier getroffen werde.

Und nun ist wirklich sehr bedeutsam, daß Sie das gar nicht haben verstehen können. Hier tut sich eine breite Kluft zwischen uns auf. Für mich ist der Krieg eine Weltkatastrophe, eine Katastrophe unserer Kultur, unseres Christentums, der Sozialdemokratie, aller höchsten menschlichen Hoffnungen, auch eine Ihres Volkes, wie des meinigen; er ist mir ein Greuel, eine Gottlosigkeit, ein Gericht — aus dem allerdings eine neue Zeit, eine Zeit des Heils für alle Völker emporsteigen kann und soll, (wie Sie aus einem früheren Aufsatz von mir über dieses Thema hätten erfahren können) aber nur wenn wir Alle umkehren, Buße tun im Vollsinn des Wortes; für Sie ist er ein heiliger Krieg, den Deutschland, das friedliche, unschuldig überfallene, gegen eine Welt von tükischen Feinden führt, die es in heiligem Zorn niederschlagen wird, um daraus zu einer neuen glorreichen Weltstellung emporzusteigen. Sie wären natürlich ganz einverstanden gewesen, wenn ich gesagt hätte, daß in England Kapitalismus, Imperalismus, Nationalismus, Mam-

monismus, Militarismus, der religiös maskierte Weltgeist, im letzten Grund eine gottlose Orientierung der Kultur, die Ursache des Krieges gewesen sei, aber daß ich nicht Deutschland ausgenommen habe, das erregt Ihre heilige Entrüstung, wie es die des Engländers erregt, daß nicht England diese Ausnahme bilden soll.

An diesem Punkt bricht ein Licht herein, dem wir nachgehen müssen, um zur Wahrheit zu gelangen. Es ist ja klar: alle kriegführenden Länder denken in Bezug auf sich und ihre Sache genau wie Sie und Ihre Landsleute. Das zeigt mir die Lektüre ihrer Zeitungen, Blaubücher, Weißbücher, Graubücher und der persönliche Verkehr mit ihren Vertretern. Was sagt uns diese Tatsache?

Sie zeigt zunächst die unbegreifliche Oberflächlichkeit dieser Art zu urteilen. Oder wie sollen wir es erklären, daß Männer wie Sie und solche, die mir religiös viel näher stehen, nicht auf einige so unendlich naheliegende Gedanken geraten? Es liegt doch so sehr auf der Hand, daß man bei der Erklärung eines Ereignisses, wie der Zusammenbruch der abendländischen Kultur eines ist, nicht bei seinen äußeren Anlässen und Erscheinungsformen stehen bleiben darf. Was würden Sie von einem Geschichtsphilosophen sagen, der den Untergang der antiken Welt bloß durch den Aufbruch der Gothen oder Hunnen aus ihren alten Sitzen erklären wollte? Jenes Ereignis ist ein ungeheures Gewitter, das sich über der heutigen Welt entlädt. Diese Gewitterwolken müssen sich gebildet haben aus den Dünsten, die von der Erde aufsteigen. Es mußte ein Geist des Verkehrten, Bösen, Gottlosen in der Welt mächtig geworden sein, der nun zu einem ungeheuren Ausbruch geführt hat. Es ist, ich wiederhole es, eine Weltkatastrophe, nicht bloß ein deutsches Erlebnis. Wir Schweizer sind daran so gut beteiligt, wie irgend jemand. Ist es nun denkbar, daß Deutschland an diesem Geist nicht so gut wie jedes andere Volk sollte Teil gehabt haben? Bedenken Sie doch diese Tatsache: bei uns in der Schweiz bekennen alle ernsteren Menschen ohne Unterschied der politischen oder religiösen Parteinahme, daß wir Alle an der Katastrophe, also auch am Kriege, so gut schuld seien, wie die Anderen. Ich selbst nehme so viel Schuld auf mich als meine Seele fassen kann, eine, ohne Gottes Gnade, vernichtende Schuld. Mea culpa, mea maxima culpa. Es ist das nicht das offizielle Sündengewinsel, das Sie freilich geringschätzig behandeln dürften, es ist eine Empfindung, die uns mit überwältigender Wucht ergreift; und es ist nicht eine unmännliche Sache, im Gegenteil: knabenhaft dünkt uns die Art, wie heute die Führer der Völker einander zurufen: „Ihr seid schuld! Ihr habt angefangen!“ Und Sie? Haben Sie und Ihre Landsleute wirklich den Mut, zu glauben, daß Ihr Volk eine heilige Insel im Meer der Sünde bilde? Sollten Männer wie Sie nichts von einer geistigen Solidarität der Völker wissen, die es nicht erlaubt, die Schuld an einer solchen Weltkatastrophe einfach auf ein anderes Volk oder mehrere von ihnen

zu schieben? Eine solche Denkweise müßte ich unbegreiflich flach nennen.

Und ich müßte sie unfromm nennen. Sie ist doch nichts anderes als die gewöhnliche Selbstgerechtigkeit der natürlichen Leidenschaft. Es ist mir unbegreiflich, wie Menschen von religiösem Ernst im Angesicht eines solchen Weltgerichts sich selbst so frei sprechen können, wie Sie und die Masse Ihrer Landsleute tun. Soll ich dies aus Ihrer Auffassung der politischen Ursachen des Krieges erklären, wonach Deutschland das unschuldig überfallene, zu Tode bedrohte wäre? Aber ich meine, wenn sich die Sache Ihnen politisch so darstellt, müßten Sie religiös tiefer sehen, bis zur gemeinsamen sittlichen, religiösen Schuld. Wir Schweizer sind doch auch politisch nicht an dem Weltbrand schuld und doch verzehren sich bei uns Viele im Gefühle ihrer Mitschuld. Ich selbst gehöre nicht zu Leuten, die viel von Sünde und Schuld reden, aber ich käme mir gottlos, verloren vor, wenn ich mich nicht unter das Gericht stellte, das jetzt über die Welt ergeht (und in dem zuletzt freilich auch Gnade ist!). Ich meine, die Führer eines Volkes laden eine schwere Verantwortung auf sich, wenn sie ihr Volk in der Selbstgerechtigkeit bestärken, statt die undankbare und schmerzliche Rolle des Warners zu verwalten. Ich fürchte, der „heilige Zorn", der draußen nun von allen Dächern gepredigt wird, führe zuletzt zu einem großen Fall. Ich möchte an dieser Verantwortung keinen Teil haben.

Aber freilich stellt sich hier die Frage ein: „Könnten wir denn noch recht Krieg führen, wenn wir so dächten? Könnten wir denn noch in jenem heiligen Zorn fechten, der die Bedingung des Sieges ist?" Ich antworte: Es ist wohl möglich, daß dies nicht mehr ginge. Es ist wahrscheinlich, daß, wenn man einmal allgemein so dächte, der Krieg überhaupt unmöglich wäre. Es ist anzunehmen, daß Sie Alle so denken müssen, weil Sie nun einmal Krieg führen.

Sie müssen so denken! Wenn wir dies überlegen, strömt uns neues Licht zu. Ich gestehe Ihnen jetzt zu, daß ich nicht im Ernste glaube, daß Sie und Ihre Landsleute (wie die Vertreter entsprechender Gedanken bei den andern Völkern) so flach und unfromm seien, wie es scheint. Ich hätte dies ja nicht begreifen können. Aber beim weiteren Nachdenken bin ich auf die Lösung des Rätsels gekommen. Es heißt: Rausch! Es ist ein ungeheurer Rausch über die Völker gekommen, hat sie in den Krieg gerissen und Sie und Andere mehr oder weniger mitgerissen.

Was meine ich damit? Lassen Sie mich noch einmal kräftig sagen, daß ich nicht die Vaterlandsliebe damit meine. Ich habe diese deutlich genug vom Nationalismus unterschieden. Sie unterscheidet sich von diesem wie Sittlichkeit von bloßer Natur. Es ist mir auch nicht eingefallen zu leugnen, daß im Kriege

selbst bei allen Völkern, und bei dem Ihrigen wirklich auf besonders großartige Weise, echte, heilige Begeisterung und ihre Frucht: Opfermut, Seelengröße, Todesverachtung zum Vorschein gekommen sind. Diesen Geist beobachte ich an manchen Männern und Frauen Ihres Volkes, die mir sehr nahe stehen. Ich gehöre auch als der „Schwarmgeist", für den ich bei manchen Leuten gelte, wahrhaftig nicht zu den Anwälten der Nüchternheit, die der Philister meint. Aber gerade darum, weil ich von diesen Dingen etwas zu verstehen glaube, habe ich unterscheiden gelernt zwischen der Begeisterung, die aus dem Geiste, d. h. dem sittlichen Geiste stammt und der, die bloß aus der natürlichen Leidenschaft aufflammt. Wir können uns hier nicht auf weitläufige psychologische und ethische Untersuchungen über diesen Unterschied einlassen, er läßt sich wohl auch auf einfache und praktische Weise klar machen. Jene heilige Begeisterung, von der der Pfingstgeist den höchsten Gipfel bedeutet, mag Fremden auch den Eindruck des Rausches machen: „Sie sind voll süßen Weines". Aber sie trägt einige ganz deutliche Kennzeichen. Sie macht hellsichtig, demütig, gütig und weitherzig. Anders der Rausch, der zum Kriege führt und im Kriege Viele, nicht Alle, beherrscht. Er äußert sich darin, daß er verblendet. Menschen, die vorher in den freundlichsten Beziehungen zu andern Völkern gestanden sind und ein weitherziges Verständnis für alle fremde Volkseigenart gehabt haben, sehen nun in den Gegnern fast nur noch eine Schar von tückischen Nibelungen. Ihr eigenes Volk, dessen Mängel sie ein paar Tage vor Kriegsausbruch noch deutlich genug eingesehen haben, steht auf einmal rein und heilig vor ihnen. Es fällt ihnen keinen Augenblick ein, zu bedenken, was doch für jeden Nüchternen auf der Hand liegt, daß im Volk des Gegners ebenso große, ebenso gebildete, ebenso reine und fromme Menschen von der Reinheit und Gerechtigkeit der eigenen Sache ebenso sicher überzeugt sind. Sie versichern der Welt, daß ihr Volk allein recht habe und daran kein Zweifel sei. Die Presse der gegnerischen Völker, die die Dinge anders darstellt als die eigene, ist eine „Lügenpresse". Wer von den Nichtbeteiligten nicht der eigenen heiligen Sache zustimmt, muß das Herz nicht auf dem rechten Fleck haben. Es gibt keine Christenheit, keinen internationalen Sozialismus mehr; es gilt nur noch das Volk und das Volksgefühl. Hoch lodert es auf, eine heilige Flamme! Alles wird in ihrem Lichte heilig. Wüstes Schimpfen über den Gegner, orgiastisches Selbstlob, fürchterliches Morden und Brennen, Ausbrüche wildester Roheit, alles wird eine Art Gottesdienst. Gott kommt und verbindet sich mit dieser Leidenschaft, der Gott des Volkes, der russische, der deutsche, der englische Gott. Man fühlt sich ihm unaussprechlich nahe.

Das ists, was ich Rausch nenne. Es ist die aufbrausende natürliche Leidenschaft des Menschen. Es ist nicht unedel, aber

auch nicht heilig, es ist dämonisch, was ja nicht mit teuflisch zu verwechseln ist. Es täuscht Göttlichkeit vor und ist doch bloß Natur und Ich, es gibt sich als Geist und ist doch bloß Blut. Sehr stark betone ich nochmals: nicht alles, was im Kriege zum Vorschein kommt, gehört in diese Kategorie. Es tritt darin auch wirklich Heiliges zu Tage. Aus großen Seelen leuchtet bei Anlaß des Krieges Großes auf. Auch eine Verbindung mit Gott kann der Krieg erzeugen, die es mit dem wirklichen Gott, dem Gott Jesu Christi, zu tun hat. Das weiß ich gut genug. Aber das alles wird durch den Krieg nur in dem Sinn erzeugt, wie auch sonst durch Unheil und Sünde der Menschen Großes und Heiliges erzeugt werden kann: indem aus dem Uebel Gutes kommt; der Krieg selbst ist Erzeugnis des Rausches und ein großer Teil der Erscheinungen, die er wirkt, sind Früchte des Wahns. Auch ein Teil (wohlverstanden!) der religiösen Erhebung, die er bewirkt. Ich gestehe, daß ich gegen diese mißtrauisch bin, weil ich mich nicht betrügen lassen und gerade auf diesem Gebiete nicht falsche Perlen für echte annehmen möchte, weil ich es nur mit dem wirklichen, dem sittlichen Gott zu tun haben möchte, nicht mit einem Götzen, den sich das leidenschaftlich erregte Herz selbst macht. Ich sehe nicht ein, wie Menschen, die sonst Gott und dem Bruder nichts nachfragten und das Große, womit er uns täglich nahe tritt, nicht sehen konnten, nun auf einmal durch Bajonette und Kanonen zum Gottschauen gelangen sollten. Ich fürchte, was von all dieser religiösen (und sozialen) Erhebung übrig bleibe, sei nicht übermäßig viel; aber viel trüber Katzenjammer werde folgen. Auf den Siebziger Krieg ist in Deutschland zwar ein wirtschaftlicher, aber weder ein religiöser, noch ein sittlicher Aufschwung gefolgt und was die deutschen Freiheitskriege betrifft, die übrigens mit dem jetzigen Krieg nicht zu verwechseln sind, so war der Aufschwung vorher da. Offen gestanden: mir graut, wenn ich manche Ihrer religiösen Zeitschriften lese. Der „religiöse Geist", der hier aufsteigt, ist für mich zum guten Teil Wahngeist. Es ist eine Atmosphäre, die mich benimmt, mich betäubt. Mir ist Angst um Ihr Volk. Es kann aus diesem Wesen nichts Gutes kommen.

Der Krieg entsteht, wenn nicht aus Berechnung, dann aus Rausch. Jedenfalls könnte er ohne diesen nicht bestehen. Wer nicht berauscht ist, der kann den Krieg nur so mitmachen, daß er ihn als eine furchtbare Not mitträgt. So halten es heute viele Edlen. Und zwar sind es gerade Kämpfer selbst, die so empfinden, wie mir zahlreiche Dokumente beweisen. Geistliche und weltliche Schlachtenbummler können sich entsetzen, wenn ich den Krieg als Frucht der Gottlosigkeit bezeichne, einer meiner deutschen Freunde aber, der einen Monat lang jeden Tag im Gefechte stand, schreibt mir: „Der Krieg ist Gottlosigkeit". Darum wird es mit ihm vorbei sein, wenn einmal der Rausch nicht mehr

Herr werden kann über den sittlichen Geist, der zugleich der wahrhaft menschliche ist. Darum sind alle größten Vertreter des wahrhaft menschlichen und göttlichen Geistes gegen den Krieg: Kant wie das Evangelium Jesu.

Ich bin damit auf den Hauptpunkt unserer Auseinandersetzung gekommen, den ich nun noch hervorheben muß. Die bisher zu Tage getretenen Gegensätze zwischen uns laufen zuletzt auf einen fundamentalen religiösen Gegensatz heraus. Das ists, was ich nun noch in möglichster Kürze, aber mit aller Kraft klar machen muß. Sie kommen mir darin übrigens selbst entgegen. Denn Sie schreiben, nachdem Sie meine „Ethik" der Schwächlichkeit geziehen und mich davor gewarnt haben, meine Studenten mit einem Geiste des Mißtrauens zu erfüllen, zu dem Satze: „Wäre das, was Sie sagen, der Sinn des Christentums, so würde ich heute aufhören ein Christ zu sein". Darauf kann ich nur erwidern: nach meiner starken Empfindung und klaren Ueberzeugung haben Sie bereits aufgehört, einer zu sein. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß ich nun das sagen muß, was so Viele Andere Ihnen schon gesagt haben, gegen die ich stets Ihre Partei ergriffen habe. Solange wir bloß in unserm religiösen Denken auseinandergingen, was seit langem der Fall war, konnte ich immer wieder zu Ihnen stehen; immer wieder habe ich in Ihnen den Ketzer, der Sie waren, verteidigt, nun, da Sie in meinen Augen den Geist Christi völlig verleugnen, muß ich das Tafeltuch entzweischneiden. Es ist wohl das erste Mal, daß ich einem Manne, der Christ sein will, sage: „Du bist in meinen Augen keiner!" Darum will ich doch auch hier zurückhaltender sein und sagen: wenn Sie noch ein Christ sind, dann bin ich sicher keiner, will keiner sein. Als ich gewisse Andachten von Ihnen in der „Hilfe", einige „eiserne Blätter" und endlich den „Tag in Lüttich" gelesen hatte (vgl. „Hilfe" No. 36), da war es mir endgiltig klar: wenn dieser Geist mit Jesus noch das Geringste zu tun hat, dann hast du Jesus Christus, Gott, das Gottesreich völlig mißverstanden. Sie machen als Prediger des Evangeliums eine Fahrt in ein Land, das durch Ihr Volk — seis mit gutem oder schlechtem Grund — in ein Meer von Blut und Tränen verwandelt worden ist und finden auch nicht ein kleines Wörtchen des Erbarmens für den namenlosen Jammer dieses Volkes, von dem niemand behaupten kann, daß es dieses Los verschuldet habe; sie haben Obst und Chokolade zum Austeilen, Belgier bitten, etwas davon zu bekommen, Sie aber weisen sie ab, weil sich die Stimme des Blutes in Ihnen regt; Sie besuchen das zerstörte Fort Loucein und sind stolz auf die 42 cm.-Mörser der Deutschen, finden aber wieder kein Wort des Erbarmens für die unter den Trümmern begrabenen, zum Teil noch im Todeskampfe liegenden belgischen Soldaten, und so fort. Was soll ich dazu sagen? Ich sage: Herr

Pfarrer, als sie jene bittenden Belgier zurückwiesen, da hat Ihnen der Geist des grimmen Hagen zugenickt, aber der Menschensohn sich von Ihnen abgewendet! — Ich möchte zwar gerade hier nicht mißverstanden werden. Sie sind wohl im Grunde viel besser als Ihre Theorie, Sie mögen trotz allem persönlich ein zehnmal besserer Christ sein als ich und Andere. Nicht darum also handelt es sich zwischen uns; es handelt sich nicht um das, was Sie *tun*, sondern um das wozu Sie sich *bekennen*. Nicht daß Sie in einem Augenblick der Leidenschaft jene Belgier zurückgestoßen haben, tadle ich, sondern daß Sie sich dessen gleichsam rühmen. Das alles ist ein Abfall von Jesus, wie ich ihn mir offenkundiger gar nicht denken könnte. Oder was soll denn noch Christentum sein, wenn dies Christentum ist? Es ist Abfall vom Kreuz Christi zur 42 cm.-Kanone.

Wie weit Sie von dem, was Jesus offenkundig gewollt hat, abgekommen sind, beweist der Umstand, daß Sie meine Stellung zu Krieg, Imperialismus, Nationalismus nicht einmal verstehen, sondern sich darüber entsetzen; daß in Ihnen der schwarze Verdacht aufsteigt, ich könnte gar die *Macht* für „böse" halten. Ja freilich halte ich die Macht für „böse", soweit sie nämlich *Gewalt* ist und glaube, daß der Weg, der zur Aufhebung der Gewalt führt, der Weg der Menschwerdung des Menschen sei. Herr Doktor, haben Sie denn nie etwas von der Bergpredigt Jesu gehört? Haben Sie darin nicht eine Auffassung angetroffen, wonach die höchste Macht und Freiheit der Seele, die königliche Herrlichkeit der Söhne Gottes, dort erreicht ist, wo man dem Bösen mit dem Guten begegnet und auch den Feind liebt? Haben Sie jene Stelle vergessen, die ganz offenkundiger Weise eine Zentralstelle der Botschaft vom Gottesreich ist: „Ihr wisset, daß die Fürsten der Völker sie tyrannisieren und ihre Großen sie vergewaltigen. So soll es unter euch nicht sein, sondern wer unter euch groß sein will, der sei aller Diener und wer unter euch der erste sein will, der sei aller Knecht; wie ja auch des Menschensohn nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für Viele" (Matth. 20, 25—28). Wo ist hier die Ethik der Machtgewinnung? Hier bricht eine neue Welt hervor, eine Welt, wo der Machthunger des unerlösten Menschen ersetzt ist durch die Lust, aus dem im Reiche Gottes erschlossenen Reichtum dienend mitzuteilen, wo die Kraft und Herrlichkeit des Menschen nicht im Niederschlagen und Herrschen besteht, sondern im Aufrichten und Friedestiften, wo das Zeichen des Menschen das Zeichen des Tieres verdrängt hat. An diese Welt glauben *wir* (ich sage *wir*, nicht ich, denn wir sind Viele); wir glauben, daß sie in stillem, zähem Ringen und in gewaltigen Entscheidungsschlachten das Reich der Gewalt besiegen und die Welt erlösen werde. Was für Schwierigkeiten mit diesem Glauben ver-

bunden sind, wissen wir am allerbesten und man darf uns zutrauen, daß wir die darin enthaltenen Probleme, z. B. auch das der „Macht", gewissenhaft durchdenken. Aber der Unterschied ist, daß wir an die Möglichkeit des Gottesreiches Jesu Christi glauben (im Sinne des „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben") und dafür einstehen, während die anderen mit dem Glauben daran auch den Kampf dafür aufgeben. Sie suchen immer wieder neue Formeln, um das Gottesreich dem Weltreich anzunähern. Sie wissen stets irgend einen Weg, die Botschaft Jesu als „zeitgeschichtlich bedingt" zu erklären und ihr damit alle Eigentümlichkeit und Kraft zu nehmen. Sie haben den Kapitalismus verteidigt (was übrigens Sie selbst nur in bedingtem Sinn tun), sie verteidigen den Krieg, sie wissen die 42 cm.-Kanone mit dem Kreuz Christi zu verschmelzen und den furor teutonicus dem heiligen Geiste gleichzusetzen. Sie sind Schwärmer für die „Realpolitik" mehr als die Politiker und Schwärmer für den Krieg, mehr als die Kriegsleute. Sie haben neuerdings aus der Behandlung Belgiens und dem berühmten „Not kennt kein Gebot" beinahe eine sittliche Tat gemacht, während der Staatsmann wenigstens erklärte: „Es ist ein Unrecht". Sie wissen immer wieder eine Formel zu finden, die religiös rechtfertigt, was die Welt zu tun für gut findet. Darum sind sie gefährlicher als die reinen Vertreter der Welt. Ich bin überzeugt, daß der Krieg bald aufhören müßte, wenn er einmal vor der Welt dastünde als der Greuel, der er ist. Aber die religiöse Verklärung macht ihn verführerisch. Und so verhält es sich mit allen Fortschritten des Gottesreiches: sie werden weniger durch die Welt aufgehalten, als durch ein Christentum, das sich mit der Welt verbündet.

Darum ist es aber auch ein Sinn der Katastrophe, die wir erleben, daß hierin einmal volle Klarheit werde. Sie bedeutet vor allem auch einen Bankerott der geschilderten Art von Christentum. Unsere Hilfe besteht darin, daß wir dies mit aller Klarheit erkennen; dann muß es zu einem Entscheidungskampf zwischen den zwei Arten von Verständnis der Sache Jesu kommen. Nur dieser Kampf schafft Frieden. Es sind zwei Religionen, die einander gegenübertreten. Das ist mir erschütternd klar geworden, als die Katastrophe hereinbrach. Zu dem, was ich im furchtbaren Ernst jener Tage gelobt habe, gehörte der Entschluß, jede Faser meiner Kraft für diesen Kampf einzusetzen. Es soll natürlich nicht ein persönlicher, sondern ein sachlicher Kampf sein, ein Kampf um die Wahrheit. Alle kirchlichen und dogmatischen Unterschiede treten dagegen zurück, werden davor nichtig. Wir treten auf ein weiteres Feld.

Ich freue mich also, geehrter Herr Pfarrer, des Kampfes, der zwischen uns entbrannt ist. Er ist notwendig. Nein, es war

keine „entsetzliche" Stunde als ich jenen Aufsatz schrieb. Ich habe ihn in aller Ruhe geschrieben, allem Höchsten, wofür ich gelebt habe und lebe, treu. Ich glaube mit diesem Aufsatz in der Hand, der dem tiefsten Schmerz über das Weltunglück und dem stärksten Friedenswillen entsprungen ist, mindestens so ruhig vor Gottes Richterstuhl erscheinen zu dürfen wie Sie mit Ihren „eisernen Blättern". Denn wir haben uns nicht vor Wuotan oder Thor zu verantworten, sondern vor dem Vater Jesu Christi. Was aber die Ethik der Schlachtfelder betrifft, auf die Sie sich gegen mich berufen, so wollen wir zuwarten. Nach meiner festen Zuversicht bedeutet sie den Zusammenbruch der Welt, der auch Sie sich zurechnen.

Noch Eines zum Schluß! Sie lassen mein Vaterland grüßen. Nach meiner Ueberzeugung wäre ein Sieg dessen, was Sie vertreten, sein sicherer Untergang. Lassen Sie mich aber von Ihrem eigenen Volk sagen, daß ich so wenig sein Feind bin, daß ich vielmehr bereit wäre, mit Gut und Blut für es einzustehen, wenn es in seinem Lebensrecht und seiner Lebensmöglichkeit ernstlich bedroht wäre. Ich wünsche ihm alles Größte und Beste und glaube auch, daß es ihm wird, nur auf einem andern Wege, als Sie meinen. Nach meiner Ueberzeugung ist die Weltkatastrophe viel furchtbarer, aber auch viel verheißungsvoller als Sie denken. Sie ist ein Gericht über alle Völker, aber sie kann und soll auch zu einer Auferstehung für alle werden. Der einzige Weg aber, der dazu führt, heißt: Umkehr!

Auch Ihnen persönlich alles Beste wünschend, bleibe ich

Ihr ergebener

L. Ragaz.

Rundschau.

Wir Neutralen. Es war mit Sicherheit zu erwarten, daß man uns Schweizern eines Tages sagen werde: „Ihr habt gut reden. Ihr sitzt im sichern Port. Wir leiden, bluten, bringen ungeheure Opfer und ihr steht im Schutze eurer Neutralität kühlen Blutes dabei und übt an uns Kritik. Wir lehnen diese ab. Könnt ihr doch nicht einmal verstehen, wie es uns zu Mute ist. Der Kämpfer hat trotz allem mehr Recht als der Zuschauer."

Was antworten wir darauf? Wir könnten antworten, daß wir keineswegs so unbeteiligt sind, wie man wohl in der Ferne meinen mag. Alle unsere waffenfähige Mannschaft, den Landsturm eingerechnet, war an der Grenze und ist es größtenteils noch. Die wirtschaftlichen Folgen des Kriegs spüren wir so stark, zum Teil sogar noch stärker, als die kriegführenden Mächte selbst. Auch in unser

persönliches Leben greift er aufs Tiefste ein. Was den „sichern Port" betrifft, so ist das vollends bloßer Schein. Wenige Völker sind durch die politischen Entwicklungen, die sich nun vollziehen, so stark in ihrer Existenz, wenn nicht in der äußeren, so doch in der inneren, bedroht, wie die Schweiz.[1]) Viele von uns Schweizern haben dazu mit ihrem Vaterlande in dieser letzten Zeit bittere Erfahrungen gemacht. Und die ganze seelische Not dieser Zeit? Traut uns jemand im Ernste zu, daß sie an uns nicht so stark gekommen sei, wie an Andere? Könnte sie an uns, die wir weniger durch die nächstliegenden nationalen Aufgaben in Anspruch genommen sind, nicht sogar noch stärker herankommen als an andere? Traut man uns zu, daß wir den gewaltigen und furchtbaren Völkerschicksalen, die wir ringsum sich vollziehen sehen, mit kühlem Blut zuschauen könnten? Haben wir, abgesehen von allem andern, in diesen Völkern nicht Freunde, die unseren Herzen innig nahestehen? Stehen solche nicht auch auf den Schlachtfeldern? Wogt nicht das Meer des Hasses und der Lüge auch an uns heran und an uns erst recht? Ist es eine leichte Lage, wenn die Kämpfer der verschiedenen Lager alle unsere Seele ganz begehren? Wahrhaftig, dieser Krieg ist auch ein schweizerisches Erlebnis. Weltgericht und Weltuntergang gehen auch uns an. Er ist ein menschheitliches Erlebnis.

Es ist darum in einem höheren Sinne auch gar nicht richtig, daß wir neutral seien. Nur im militärischen Sinne sind wir es, im übrigen sind auch wir in diese Weltkatastrophe verflochten. Wäre dies nicht der Fall, dann würde ich freilich gut begreifen, wenn man für uns Neutrale nicht gerade viel übrig hätte. Wer von uns selbst schon in schwere Kämpfe verwickelt war, sich hart angegriffen sah, das Gefühl hatte, daß ihm bitteres Unrecht zugefügt werde und dann sehen mußte, wie die sogenannten Freunde, auf deren Zustimmung, vielleicht Hilfe, er gerechnet hatte, kühl abwägend zur Seite standen, der kann die Empfindung sehr wohl verstehen, die die Kämpfer gegen die Zuschauer hegen; ja, er kann sie nicht nur verstehen, er muß ihnen recht geben. Aber eben — wir sind in diesem Sinne gar nicht neutral. Wir sind innig Beteiligte; jedenfalls gilt dies von den Kreisen, an die sich die Neuen Wege wenden. Es handelt sich heute um das, wofür wir leben, was allein unser Leben lebenswert macht. Oder sind unsere Ideale und Hoffnungen uns bloß ein schönes Spiel gewesen, daß wir sie mit kühlem Blute könnten scheinbar zusammenbrechen sehen? Bekümmern uns die höchsten Angelegenheiten der Menschheit und des Gottesreiches, die jetzt auf dem Spiele stehen, so wenig, daß wir ruhig schlafen könnten, wenn die großen Entscheidungen kommen? Nein, ihr Freunde und Gegner, auch wir kämpfen und leiden und unsere Seele und unser Leib sind manchmal in eine Not geraten, daß mehr nicht möglich war. Wir sind nicht kalt, nicht neutral — auch gegen euch nicht. Wir sind

[1]) Es scheint uns, besonders die Deutschen sollten sich gerade jetzt ein wenig besinnen, bevor sie von „der sicheren Mauer unserer Neutralität" reden!

bei euch, lieben euch, leiden mit euch, kämpfen mit euch, mehr als ihr glaubt, wenn auch nicht immer so, wie ihrs wünscht. Wir würden uns schämen, „neutral" zu sein. Wir tun harte Arbeit und nehmen das Kreuz auf uns — auch für euch! L. Ragaz.

Noch einmal zur Aufgabe der Schweiz. Und doch ist's wahr — es liegen schwere Gefahren in unserer „Neutralität". Nur eine soll heute hervorgehoben werden. Andere Völker bringen nun ungeheure Opfer, Opfer an Blut, nicht nur an Geld. Dafür werden sie gesegnet werden, auch wenn sie für ein falsches Ziel gebracht worden wären. Und wir? Sollen wir dieses Segens beraubt sein? Hätten wir ihn nicht so nötig wie andere? Sind wir um ein Härchen besser als andere, so daß wir die Schonung, der wir uns bis jetzt erfreuen, verdient hätten? Hat die Katastrophe bei uns so viel reinigende und erhebende Wirkung getan, daß wir nicht mehr Schläge nötig hätten? Wird nicht auch über uns noch ganz andere Not kommen müssen?

Das sind alles sehr ernste Fragen. Wir wollen ihnen heute nicht nachgehen, sondern uns auf einen Punkt beschränken: Könnten wir nicht wenigstens etwas für die Andern tun? Ich meine jetzt nicht geistige Dienste, sondern unmittelbar praktische.

Solche Gedanken bewegten auch den Freund, der letzthin zu mir kam und mir Folgendes vortrug: Die Schweiz sollte nicht bloß Zuschauerin bei der großen Not der Nachbarvölker bleiben. Es wäre für sie gut, wenn sie mit diesen großen Dingen in unmittelbare Berührung käme. Das würde für sie ein Segen. Sonst sei Gefahr, daß das, was andere Völker erhebe, sie bloß selbstsüchtig mache. Könnten wir nun nicht am besten jenen Zweck erreichen und dieser Gefahr entgehen, wenn wir den drei kriegführenden Nachbarstaaten: Frankreich, Deutschland und Oesterreich eine größere Anzahl ihrer Verwundeten abnähmen, etwa Zehntausend von jedem Land, also im ganzen Dreißigtausend, und zwar so, daß wir für ein Jahr (falls der Krieg so lange dauern sollte) beständig diese Zahl voll erhielten? Die Kosten beliefen sich nach dem Anschlag meines Freundes auf etwa zwölf Millionen Franken. Wie diese beschaffen? Durch eine Kriegssteuer nach dem Vorbild der Wehrsteuer, die sich Deutschland vor einem Jahre aufgelegt. Diese hätte ohnehin ihren großen sittlichen Wert.

Ich habe grundsätzlich mit Freuden zugestimmt. Was die Kriegssteuer betrifft, so hoffe ich dringend, daß sie bald Wirklichkeit werde. Es wäre ein Jammer, wenn aus dieser Zeit für uns keine einzige große sittliche Tat des ganzen Schweizervolkes hervorginge. Gegen die Uebernahme von Verwundeten regen sich freilich Bedenken. Werden die kriegführenden Mächte ein solches Angebot auch nur annehmen? Wie würde sich der Transport gestalten? Könnten nicht politische Schwierigkeiten entstehen?

Nicht gültig scheint mir der Einwand, daß wir zuwarten müßten, ob wir nicht alle unsere Mittel selbst brauchten. Unsere Hilfe ließe sich ja wohl so einrichten, daß wir für diesen Fall nicht zu stark

und dauernd an andere Verpflichtungen gebunden wären. Das Geld aber könnten wir schon aufbringen, wenn wir wollten und diese zwölf Millionen (oder wenn's auch mehr sein sollten) wären ein Nichts gegen das, was andere Völker leisten müssen. Etwas müssen wir tun, und zwar etwas Rechtes, sei's in dieser, sei's in anderer Form, etwa in der Absendung von Ambulanzen auf die Schlachtfelder des Westens und Ostens, wie sie auch angeregt worden ist.

Wir geben diese Anregung, die von sehr parteiloser Seite kommt, weiter und empfehlen sie dringend der Beachtung und Beratung. L. R.

Anmerkung. Bei der Korrektur dieser Zeilen erfahre ich, daß der Freund plötzlich gestorben ist. So ist es denn ein Akt der Pietät, daß ich seine Anregungen unseren Lesern vorlege.

Die deutschen Freunde und wir. Die Warnung, die wir in der letzten Nummer an unsere deutschen Freunde (nur an sie, nicht an die Deutschen überhaupt!) gerichtet haben, ist wenigstens nicht im Wind verhallt. Freilich sind fast alle die Zuschriften und Zeitungsartikel, die sich damit auseinandersetzen, auf den Ton gestimmt: „Es gibt auf deutscher Seite keine Schuld!" Wir müssen gestehen, daß wir an unseren Freunden eine Enttäuschung erlebt haben. Wir hatten eine viel längere Ausführung über die belgischen Ereignisse und das Kriegsrecht, die gründliche Erörterungen enthielt, auf die Seite gelegt, weil wir uns sagten, daß unsere Freunde das ganze Problem ja kennten und gewiß schon überlegt hätten. Unsere Aufgabe schien uns einfach die zu sein, ihnen zu sagen, wie sich uns, den Befreundeten unter den draußen Stehenden, die Dinge darstellten. Wir wollten sie bitten, die Sache noch einmal zu überlegen, noch schärfer zuzusehen. Und nun sehen wir, daß die Einen schwer beleidigt sind, die Anderen uns selbst gar nicht zutrauen, daß wir das Problem überlegt hätten, und uns allerlei Belehrungen über Kriegsrecht u. s. w. geben, die wir wirklich nicht nötig haben. Es sei z. B. nur im Vorübergehen bemerkt, daß wir nicht den Kämpfern, aber denen, die daheim sind, besonders den Christen und Theologen, zumuten, über dem jus talionis zu stehen und nicht noch den „heiligen Zorn", d. h. die Wut der Krieger zu schüren.

Wir gedenken auf die belgische Frage und was damit zusammenhängt, zurückzukommen und beschränken uns für diesmal auf eine einzige Bemerkung: Unsere deutschen Freunde irren ganz und gar, wenn sie meinen, unsere von der ihrigen abweichende Beurteilung der Dinge beruhe auf dem Einfluß der sogenannten „Lügenpresse". Unsere Schränke sind gefüllt mit deutscher Literatur aller Art über den Gegenstand. Jeder Tag bringt uns neue. Unsere deutsch-schweizerischen Zeitungen sind meistens deutschfreundlich. Wir lesen ein paar Dutzend reichsdeutsche (und österreichische) Zeitungen und Zeitschriften. Es dürfte uns von den Argumenten für die deutsche Sache kein Stäubchen entgangen sein. Aber wir lesen zum Unterschied von den deutschen Freunden auch englische, französische und italienische Dar-

stellungen, die wir nicht mit dem bequemen Stichwort „Lügenpresse“ abtun können. Wer unter solchen Umständen besser orientiert ist, das zu entscheiden, überlassen wir unsern deutschen Freunden. Sie werden sich aber nicht wundern, wenn wir erklären, daß wir durch Argumente, die wir längst kannten, in unserem Urteil nicht erschüttert worden sind.

Warum aber haben wir uns gerade an die deutschen Freunde gewendet? Einmal, weil gerade die belgische Frage im Vordergrund stand. Sodann: wie hätten wir uns an die Russen wenden sollen, wie einige uns zumuten? Wir haben keinen russischen Leser. Wir könnten ebensogut den Sturmwind warnen, als den russischen Kosaken. Und ist es denn wirklich so beleidigend für die Deutschen, wenn wir annehmen, daß ihnen die Sorge für Ehre, Gerechtigkeit und Menschlichkeit wichtiger sei als den Kosaken? Es war nicht eine Beleidigung, sondern eine Ehrung, wenn wir uns an Deutschland wandten. Künftig werden wir uns freilich hüten.

Im übrigen kommt es uns nicht darauf an, recht zu behalten, im Gegenteil: wenn wir Unrecht haben, desto besser. Wir wollten bloß warnen. Daß das ein höchst undankbares Amt ist, wußten wir ganz genau. Wir wollten aber auch nicht Dank ernten, sondern die Gewissenspflicht erfüllen. Wir haben keinen Teil an dem Unheil, das kommen wird. Die deutschen Freunde mögen überlegen, wer es besser mit uns meint, die Schmeichler oder die Warner. In fünf Jahren wollen wir, wenn wir leben, wieder miteinander reden. Die Red.

Redaktionelle Bemerkungen.

Ueber den Sinn und Zweck dieses Heftes gibt es selbst deutlich genug Auskunft. Ein Mißverständnis aber möchten wir gern noch ausdrücklich zu verhindern suchen. Wenn einer von den Redaktoren über Deutschland, der andere über Frankreich und der dritte über England schreibt, und zwar wesentlich im Sinne der Apologie, so möge man doch nicht auf die lächerliche Meinung kommen, daß der eine ein Anhänger der deutschen, der andere der französischen, der dritte der englischen Sache und Gegner der übrigen sei. Es handelt sich um eine rein zufällige Arbeitsteilung. Jeder von uns hätte, soweit die Gesinnung in Betracht kommt, jeden der Aufsätze schreiben können.

Einen Beitrag ähnlicher Art über Rußland hoffen wir in der nächsten Nummer bringen zu können.

Das vorliegende Heft mag auch eine Anwort auf viele Zuschriften sein, die wir vorläufig zu beantworten nicht Zeit finden.

Allerlei wertvoller Stoff konnte ob dem unerwarteten Andrang von Unaufschiebbarem (Barth contra Rade, Ragaz contra Traub) nicht mehr Raum finden. Wir bitten abermals um Geduld!

Aus dem gleichen Grunde ist das Heft so spät erschienen. Dafür ist es, wie die Leser vielleicht beachtet haben, ein Doppelheft. Wir glaubten, es wäre schade, wenn dieser Stoff nicht in einer Nummer vereinigt würde. Dafür werden wir uns gelegentlich schadlos halten dürfen.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Kehret um; denn das Reich Gottes ist nahe gekommen.

Matth. 4, 17.

Wahrlich, ich sage euch: wenn ihr Glauben hättet eines Senfkorns groß, so würdet ihr zu diesem Berge sprechen: „Hebe dich weg;“ und er würde sich wegheben und nichts würde euch unmöglich sein.

Matth. 17, 21.

Weihnacht?

Das Fragezeichen unserer Ueberschrift bedarf keiner ausführlichen Rechtfertigung. Die Weltgeschicke selber sind heute das furchtbare Fragezeichen zu dem bevorstehenden Weihnachtsfest. Können wir dieses Fest überhaupt feiern, angesichts der sich zerfleischenden Völker? Können wir einstimmen in den Gesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen“? Wird denn um Gottes Ehre gekämpft und nicht vielmehr um Menschenehre? Kann diese Erde eine Stätte des Friedens werden, wo ein Krieg den andern gebiert? Und kann man das Wohlgefallen an den Menschen schlimmer verleugnen als durch den Krieg?

Wohl ließe sich sagen, es habe schon vorher jeder, der sehen wollte, wissen können, wie es um die heutige „Kulturwelt“ steht. Wären denn die Menschen mit einem Male andere geworden? Hatten wir denn vorher den Frieden, von dem die Engel sangen? Wem die „soziale Frage“ etwas bedeutete, der wußte doch längst, was er von der Christlichkeit unserer Kultur zu denken habe, der beging nicht den Fehler, Kirchentum und Evangelium zu verwechseln, und den Kulturseligen und Gläubigen einer natürlichen Entwicklung nach oben mag der Nachweis überlassen bleiben, wie die Weltkatastrophe dieses Krieges, diese umgekehrte „Auslese“, mit ihren optimistischen Theorien in Einklang zu bringen sei. Allein es muß deutlich gesagt sein, daß das widerwärtige Wort: „Ich

habe es ja immer gesagt" in diesem Zusammenhange am allerwiderwärtigsten klingt. Ja, was wissen wir Menschen nicht alles! Aber oft, wenn dann wirklich eintritt, worum wir längstens gewußt, ist es uns doch etwas Neues und Unerhörtes und schaut uns mit ganz anderen Augen an, wenn wir überhaupt des Erlebens fähig sind und den Sinn unseres Daseins noch in etwas anderem suchen als darin, recht gehabt zu haben, und in der Wirklichkeit noch etwas anderes als eine Belegstelle für unsere Theorien. Was mag der Krieg, um dessen drohende Möglichkeit sie auch längstens gewußt, denen sein, die, herausgerissen aus einem friedlichen Dasein, sich nun von seinen blutroten Wogen unmittelbar umspült, getragen oder verschlungen fühlen? Was mag er den Tiefsten und Besten unter ihnen sein, die ein Leben lang um den Sinn ihres Daseins gerungen, ein Leben lang nach Gott gerufen haben und nach dem Kommen seines Reiches? Es war mir vergönnt, mit einem Freunde zu sprechen, der mit dabei war und es jetzt wieder ist, einem lieben, innigen, frommen Franzosen. Es waren nur wenige, abgerissene Worte, die wir miteinander tauschen konnten — durchs Telephon. Aber dieses kurze Gespräch hat mir mehr gesagt als alles, was ich über den Krieg gelesen, und das bebende Wort: „Ah, c'est un enfer", das ich von ihm hörte, werde ich zeitlebens nicht vergessen. Was werden uns solche Menschen, wenn sie uns erhalten bleiben, nach dem Kriege zu sagen haben? Ist nicht von ihnen das entscheidende Wort zu erwarten? Ich glaube, es wird ein sehr einfaches Wort sein, kein sonderlich geistreiches, in der Form von Gedanken, um die wir auch längstens gewußt; aber eine neue ungewohnte Kraft wird ihm innewohnen. Ja, was werden solche Menschen draußen im Felde, umdroht vom Grauen des Todes, um Weihnachten erleben! Mit welch einer Welt des Leides und der Finsternis wird die Frohbotschaft vom Kommen des Lichtes in ihrer Seele zu ringen haben! — Aber auch wir, die wir ferne sind, erleben etwas von dieser Not und diesem Kampf. Es sind ja unsere Brüder, um welche das Grauen des Krieges seine schwarzen Schatten legt. Es ist ja unsere Not, unsere Schuld, unsere Hölle, die dort ihren Rachen öffnet, um Tod und Verderben zu speien. Mit welchem Rechte feiern wir Weihnachten? Wird sich die frohe Botschaft an uns Menschen überhaupt erfüllen können? Ist sie etwas anderes als ein freundliches Märlein, uns dazu gegeben, die Hölle des wirklichen Daseins auf einen Augenblick zu vergessen? Haben die lieben Frommen am Ende doch recht, wenn sie uns auf das Jenseits vertrösten und die Welt ihrem Verderben überlassen wollen? Hat das Weihnachtsevangelium, das uns vom Frieden auf Erden singt und von den Menschen des Wohlgefallens nicht eben doch „zu wenig mit der Wirklichkeit gerechnet"? Ist das Reich Gottes, ist die volle Herrschaft der Liebe und der Gerechtigkeit unter den Menschen überhaupt möglich?

Ich antworte zunächst mit einer Gegenfrage: Ist denn die Welt möglich, in der wir jetzt leben, die Welt des Hasses, der Lieblosigkeit, der Ausbeutung, des Machthungers, eines bis zur Raserei gesteigerten Nationalgefühls, Patriotismus genannt? Ist denn diese Götzenwelt möglich, in der wir den lebendigen Gott entthront haben, um die Werke seiner und unserer Hände anzubeten? Du sagst, sie bestehe ja schon seit viel tausend Jahren. Aber besteht nicht seit ebensoviel tausend Jahren die andere Tatsache, daß diese Welt sich selber immer wieder auflöst und aufhebt, daß sie immer wieder an ihren eigenen Gerichten zu Grunde geht? Ist nicht das die gigantische Unmöglichkeit unseres Daseins, daß wir uns immer wieder einbilden, ein Leben ohne Gott, ohne Liebe, ohne eine ganze Wahrheit, eine ganze Gerechtigkeit führen zu können? Ist das nicht die furchtbare Schwärmerei unseres Lebens, daß wir, die wir doch als Brüder geschaffen sind, als Kinder desselben Vaters, immer wieder tun, als wären wir das nicht, immer wieder darnach trachten, uns über einander zu erheben, uns auszubeuten und zu unterdrücken? Und ist nicht der Krieg die letzte, grellste Offenbarung dieses Widersinns, dieser Unmöglichkeit? Könnte sie drastischer zum Ausdruck kommen als in jenen Berichten, wo die oft bis auf hundert Meter einander in ihren Schützengräben gegenüberliegenden feindlichen Soldaten handkehrum miteinander fraternisieren und Nahrung und Nachrichten freundschaftlich mit einander tauschen, um im nächsten Augenblicke sich wieder mit mörderischen Kugeln zu bedrohen? War das, was uns bis jetzt im Dasein erhielt, nicht schon etwas, was all jenen selbstischen, mörderischen Instinkten entgegenlief, all jene aufbauende schöpferische Kraft der Liebe, jener Ueberrest göttlichen Wesens, göttlicher Herkunft, den keines Menschen Seele ganz verleugnen kann? Und spüren wir nicht deutlich genug, daß alles auf eine Entscheidung drängt, ein großes für oder wider Gott, ein Entweder, Oder? Können wir leben ohne Hoffnung auf eine ganze Erlösung? Verdient dieses Zwischending, in dem wir stehen, Leben genannt zu werden? Ist nicht unsere Hoffnung unser Leben?

Und nun wurde Jesus geboren und kam unserer Hoffnung mächtig entgegen. Nun war ihm das Wort gegeben, auf das des Menschen Seele immer gewartet hat, das Wort von der Erlösung. Und mit ihm kamen neue Fluten der Kraft, der Wahrheit und des Lebens aus der Ewigkeit, und ein Sieg über die Finsternis war ihm gegeben, wie ihn die Welt noch nie erschaut. Und die Finsternis war damals nicht tiefer als sie heute ist. Aber was kümmert das Licht, das aus seinen eigenen Quellen schöpft, sich um die Finsternis? Was hätte Jesus auf die Frage geantwortet, ob es denn möglich sei? Gibt es auf diese Frage überhaupt eine Antwort, wie der Zweifler sie haben möchte? Bedarf denn die Liebe, bedarf denn Gott eines Beweises? Gibt es für sie einen anderen Beweis als den, daß sie eben sind? Frage doch den Vogel, warum er singt,

die Sonne, warum sie scheint, die Frühlingserde, warum sie grünt, frage die Liebe, warum sie liebt, den Glauben, warum er glaubt, und sie werden dich nicht verstehen, sondern sie werden fortfahren, dich zu übergießen mit all ihren Liedern, ihren Strahlen, ihren Blumen, mit all der belebenden Kraft ihres Wesens; und sie werden den törichten Frager anblicken mit leuchtenden Augen und ihn fragen, warum er denn nicht glaube, warum er nicht liebe; und dann werden wir es sein, die keine Antwort wissen; denn das Zeugnis unserer eigenen Seele gibt echter Liebe und echtem Glauben immer recht.

Das ist der Grund, warum wir auch dieses Jahr trotz allem Weihnachten feiern, erst recht feiern müssen. In der Liebe ist noch immer ein „trotzdem" gewesen und erst recht im Glauben.

Aber freilich wird Weihnachten dieses Jahr anders gefeiert werden als andere Jahre. Nun erst recht können wir aus diesem Feste nicht mehr jenen Religionszauber machen, der daran genug hat, auf einige Augenblicke eine traurige in Tod und Haß und Eiseskälte erstarrte Winterwelt mit einem trügerischen poetischen Schimmer zu übergießen, mit einem flüchtigen Rausch die traurigen Herzen zu füllen, die nachher leerer sind als zuvor. Nun erst recht werden wir uns nicht mehr erbauen können an all jenen rührenden Geschichtlein, die nachher ohne Zweifel die Christenheit überfluten werden, vom Weihnachtsbaum im Schützengraben und im Lazarett, als ob es sich für das Evangelium nur darum handeln könnte, daß in Schützengräben und in Lazaretten und an anderen finsteren Orten Weihnachtsbäume angezündet werden, deren Kerzen in einer halben Stunde niederbrennen, oder daß doch ja an keiner Stelle einer gottverlassenen Welt der Pastor fehle, sondern allenthalben die christlichen Feste nach der Regel gefeiert werden, und allenthalben von christlichen Priestern christliche Predigten gehalten und christliche Sakramente verwaltet werden. Darum kann es sich nicht mehr handeln. Je länger je weniger. Die Dinge selber drängen auf eine Entscheidung. Entweder wir glauben der Botschaft des Heils und fangen an, aus ihrer Freude und Kraft zu leben, was auch immer für eine Welt uns umgibt, oder dann lassen wir das Dunkel über uns zusammenschlagen und löschen all die trügerischen Lichter aus.

So wird Weihnachten heuer anders sein als in anderen Jahren. Stiller wird es sein und ernster. Geschäft und rauschender Zauber werden zurücktreten; dafür wird die Sache, um die es sich handelt, größer. Die Zeiten tiefster Not waren noch nie die Zeiten größter Gottferne.

A. Schädelin.

Der Weg zum Frieden.

I.

Daß ein entscheidender Kampf für den Frieden einsetze, ist jetzt das eine, was not ist. Davon hängt meines Erachtens nicht mehr und nicht weniger ab als die Zukunft des Abendlandes und der Christenheit, ja vielleicht nicht nur der Christenheit, sondern des Christentums, wenn nicht sogar dessen, was mehr ist als das Christentum; die ganze neue Welt, zu der uns durch die große Katastrophe die Pforten aufgetan sind, geht verloren, wenn nicht hinter das Vergangene ein fester Strich gesetzt wird und eine gewaltige Macht überall aufsteht, die erklärt: „Es darf keinen Krieg mehr geben". Wenn das nicht geschieht oder nur halb geschieht, wenn dann ein Friede geschlossen wird, der nur der Anfang neuer Kriegsrüstungen ist oder im besten Fall ein Friede der Ermattung, ohne Friedensgeist und Friedenswillen, dann kommt nichts von dem großen Guten, das allein dem großen Uebel, das jetzt geschieht, einen hohen Sinn verleihen kann, dann sind all die Opfer umsonst gebracht, all die Ströme des edelsten Blutes umsonst geflossen; dann behalten alle die schlimmen Mächte, die nun die Stunde regieren, weiter das große Wort, wir geraten immer tiefer in Verbitterung und Haß und endigen in einem Abgrund, oder, was vielleicht noch schlimmer wäre, in einem Sumpfe. Jetzt muß etwas Entscheidendes geschehen, oder es ist nichts geschehen. Friede — das ist jetzt das große Thema, nein, das einzige, das allentscheidende; nicht Friede bloß als Ende dieses Krieges, sondern als Ende jedes Krieges, nicht ein Friede, sondern der Friede, die Ueberwindung des Krieges und der Beginn einer neuen Stufe der menschlichen Entwicklung, einer neuen Aera, ja, wollte Gott, eines neuen Aeon. Nun ergeht ein gewaltig dringendes Aufgebot, an alle guten Geister und Kräfte des Abendlandes, ja der Menschheit, sich zu sammeln auf die entscheidende Stunde hin, die herankommt, die schon da ist. Es gibt ja Entscheidungszeiten im Leben der Menschheit sogut wie in dem des einzelnen Menschen oder Volkes, es gibt Entscheidungsstunden auch in der Geschichte des Reiches Gottes. Es ist etwas reif geworden, es ist eine Möglichkeit geboten, die vorher nicht da war; dann gilt es, die Frucht zu ernten, dann gilt es, diese Möglichkeit mit festem Griff zu erfassen. Geschieht dies, dann ist ein großer Sieg errungen, dann ist nicht nur ein Schritt vorwärts getan, sondern eine weite neue Bahn frei gemacht, dann ist ein Durchbruch geschehen, der neues Wesen aufquellen läßt, das schon lange auf Befreiung harrte. Solcher Art scheint mir die jetzige Stunde zu sein, eine Stunde Gottes und des Menschen, wie wenige in der Geschichte dagewesen sind; darum gilt es, aufzuwachen aus dem Schlafe, alle kleinen Gedanken,

allen kleinen Streit, all die Hemmungen bewußter und noch mehr unbewußter Selbstsucht, die lange genug das Werk Gottes unter uns verstört haben, abzuschütteln und mit leidenschaftlicher Entschlossenheit das eine Ziel zu ergreifen: „Friede! Wir wollen den Krieg besiegen, er soll nicht mehr sein".

Aber gerade, weil diese Sache so unendlich ernst ist, ist es auch unendlich wichtig, daß sie auf die richtige Weise angefaßt werde. Es gibt ja jetzt eine Fülle von Friedenswillen und von Friedenswünschen, auch eine Fülle von Friedensbewegungen. Wie Quellen nach einem Hochwasserregen sprudeln sie allenthalben hervor; fast aus jedem edlen und feinen Gemüt erblüht seine besondere Friedensbewegung, die, ach so gern, sich mit den andern vereinigen möchte zum Strom, zum alle Hindernisse mit fortreißenden Friedens- und Segensstrom. Schon damit ist eine Gefahr und zugleich eine Aufgabe bezeichnet: die Kraft des Friedenswillens, die jetzt aus dem Herzen der Menschheit aufbricht, droht sich in zahllose, vereinzelte Teilbewegungen zu spalten, die einzelnen Bäche und Flüßlein sich im Sande zu verlieren. Sie müßten zu einem großen Strom, zu einer einheitlichen Macht zusammengefaßt werden. Aber diese Friedensarbeit muß überhaupt mit tiefer Besinnung verbunden sein, ich möchte sagen: mit Bußstimmung. Sie muß einem Menschen gleichen, der in seinem Streben eine schwere Niederlage erlitten, eine tiefe Enttäuschung an sich selbst erlebt hat. Unsere ganze neue Friedensbewegung muß von der Tatsache ausgehen, daß die bisherige Schiffbruch gelitten hat. Diese Tatsache müssen wir uns unerbittlich klar machen. Schiffbruch gemacht hat die humanitäre Friedensbewegung, Schiffbruch gemacht die Friedensbewegung des Sozialismus und des Christentums. Damit soll durchaus nicht etwa behauptet werden, daß ihr ganzes Wollen ein Irrtum oder ihre Arbeit ganz vergeblich gewesen sei, soll nicht geleugnet werden, daß in allen diesen Formen der Friedenssache eine Fülle der edelsten Kräfte gewirkt habe; aber das werden wir uns doch ehrlicherweise sagen müssen: wenn trotz all unserem Bemühen um den Frieden dennoch dieser Kriegssturm ohne gleichen über uns hereinbrechen konnte, dann muß an der Art und Weise, wie wir die Aufgabe angefaßt haben, etwas Ungenügendes gewesen sein. Wir haben uns vielleicht zu stark an der Oberfläche gehalten, sind nicht bis zu den Tiefen des Problems gelangt. Wir haben den Feind nicht genügend erkannt und unseren Krieg gegen den Krieg mit falschen oder zu schwachen Waffen geführt. Und wenn auch dies alles nicht der Fall gewesen wäre, so wäre doch klar, daß wir nach der furchtbaren Erfahrung, die wir nun gemacht haben, in einer veränderten Stimmung, mit reiferer Besinnung und tieferem Ernste wieder an die Arbeit gehen müßten.

Mit tieferem Ernste vor allem! Denn das dürfen und müssen wir doch wohl bekennen: wenn vielen von uns auch mit dem

Kampf für den Frieden und vielleicht noch mehr dem Kampf gegen den Militarismus ernst genug war, leidenschaftlich ernst, so war doch vielleicht sogar in dieser Leidenschaft noch ein Bestandteil des Willkürlichen, Selbstgemachten. Wir hätten vielleicht davon auch lassen können, die Flamme dieser Leidenschaft stieg aus unserem natürlichen Herzen empor und wurde vielleicht doch auch von weniger heiligen Elementen unseres natürlichen Wesens genährt Der Weltfriede war uns eine große, herrliche Sache, ein Festgedanke, aber vielleicht doch stark nur ein hoher Gedanke. Für viele war er wohl auch bloß eines jener schönen Ideale, die man nötig hat, damit sie auf das Leben einen Sonntagsglanz werfen, mit denen man ein wenig spielt, an denen man sich vielleicht ein wenig berauscht, ohne daß ihnen die Seele wirklich gehörte. Auch schien der Weltfriede selbst den Ernstesten seiner Anhänger mehr ein hoher Traum zu sein als eine nahe Möglichkeit. Diese Art hat nicht standgehalten; sie ist es, die Schiffbruch gelitten hat, ihre Vertreter sind in Masse von der Kriegsbegeisterung mitgerissen worden und wir haben das Schauspiel erlebt, daß die leidenschaftlichsten Antimilitaristen die feurigsten Apostel des Krieges geworden sind. All dieses allzuleichte Wesen ist vom Sturm im Nu verweht worden. Die Friedensbewegung, die jetzt kommt, hat eine neue Art. Auch wo sie noch nicht die nötige Gediegenheit und Tiefe besitzt, eignet ihr doch größerer Ernst. Das ist schon darum der Fall, weil, wer heute den Frieden will, den Feind in seiner ganzen Furchtbarkeit vor sich hat und trotz der Allgemeinheit des Friedenswillens doch gegen eine Macht stehen muß, die heute triumphiert. Aber auch unser Ausblick ist anders geworden. Nun ist der Friede nicht mehr ein schöner Gedanke, sondern eine bittere Notwendigkeit. Nun ist aus unserer Leidenschaft alles Willkürliche und bloß dem Selbst Entsprungene verschwunden, ist aus dem Ideal eine dringende, gewaltig ernste Pflicht geworden. Nun ist auch die ganze Atmosphäre verändert. Auf der einen Seite stehen Krieg und Militarismus in unerhörter Macht und Glorie da, auf der andern Seite hat der Friedensgedanke eine Wucht gewonnen, wie noch nie. Mitten in der Niederlage ist ihm der Sieg ganz nahe gerückt. Wo wir vorher einem großen und herrlichen Zukunftsideal dienten, da kämpfen wir heute für eine gewaltig dringende Gegenwartsforderung, für eine Möglichkeit, die nahe Wirklichkeit werden kann, wenn wir das unsrige recht und ganz tun.

II.

Treten wir so mit einem tieferen Ernst an die Aufgabe heran, so auch mit einer tieferen Erkenntnis. Diese Erkenntnis bezieht sich zunächst auf den ganzen Zusammenhang des Kampfes, den wir zu führen haben. Und hier stoßen wir auf die zweite Forderung, die wir zu erfüllen haben, wenn dieser recht orientiert

sein soll: Wir sollen nicht den Frieden allein, als eine Sache für sich, erstreben, sondern die ganze Welt, deren Frucht er ist. Die Gefahr liegt ja nahe, daß wir unsere ganze Kraft darauf vereinigen, zunächst einmal diesem entsetzlichen Krieg ein Ende zu machen. Wir fühlen sein ganzes Grauen wie einen persönlichen Vorwurf und möchten jedes Mittel ergreifen, um nur einmal diesem Jammer und Greuel ein Ziel zu setzen. Wie bewegt uns auch schon der einfache Gedanke, diesen und jenen Menschen, den wir besonders lieb haben und von täglicher Gefahr und Not (äußerer und vielleicht noch mehr innerer) umgeben wissen, aus dieser Hölle gerettet zu sehen! Auch bleibt auf alle Fälle bestehen: je rascher wir den Frieden bekommen, desto besser. Aber es muß ein wirklicher Friede sein, nicht bloß ein Scheinfriede; es muß ein Friede sein, der nicht nur diesem Krieg ein Ende setzt, sondern, so Gott will und wir unsere Pflicht tun, jedem Krieg. Und wenn ein Friedensschluß stattfände, der nicht das wäre, was wir wünschen, ja sogar, wenn er dies wäre, müßten wir den Kampf fortsetzen, den Kampf für jene ganze Welt, in der kein Krieg mehr werden kann.

Es gilt nun, dem Krieg an die Wurzeln zu gehen. Zu den Fehlern der bisherigen Friedensbewegung jeder Art gehört doch wohl auch, daß sie dies nicht genügend getan hat. Es wäre zwar durchaus ungerecht, wenn man behaupten wollte, daß sie es gar nicht getan habe. Man hat auf eine falsche Erziehung und Geschichtsdarstellung hingewiesen, die das kriegerische Ideal immer wieder lebendig mache, oft im bewußten Dienst des Chauvinismus; man hat in diesem Chauvinismus und dem ihm verwandten Nationalismus eine der Mächte erkannt, die zum Kriege drängen; man hat (natürlich besonders von sozialistischer Seite) den Kapitalismus und Imperialismus als dessen stärkste Wurzel bezeichnet und an Stimmen, die den Grundsatz: „Si vis pacem, para bellum“[1]) für psychologischen und ethischen Wahnsinn erklärten, hat es durchaus nicht gefehlt. Auch hat man von religiöser Seite nie zu betonen unterlassen, daß der Krieg eine Folge der menschlichen Sünde, besonders der Selbstsucht sei. Trotzdem müssen wir sagen, daß dieser Krieg, der gleichsam der Krieg, der Krieg der Kriege ist, die reinste, furchtbarste Gestalt des Krieges, die letzte Offenbarung seines Wesens, uns Tiefen aufgetan hat, die wir so noch nicht recht gesehen hatten. Nun erst ahnen wir seine tiefsten Wurzeln, seine Weltbedeutung, seine Größe, nun erst stehen wir dem Gegner Auge in Auge gegenüber und dies gehört zu dem entscheidenden Charakter der Lage, in die wir eingetreten sind. Nun stellt sich uns klar und gewaltig die Aufgabe dar: gegen eine ganze Welt zu kämpfen, die der Nährboden des Krieges ist.

[1]) Willst du Frieden, so rüste den Krieg.

Damit ist das Programm der Friedensbewegung ins Große gewachsen. Es ist eben das eine Programm unserer ganzen sittlichen und religiösen Arbeit geworden; wir könnten sagen: das Programm einer neuen Kultur, wenn wir nicht etwas Besseres meinten als was uns heute das Wort „Kultur" nahe legt.

Dieses Programm kann hier nur angedeutet werden. Mehr ist auch nicht nötig, da seine Entwicklung ja die ganze Aufgabe der kommenden Zeit ist. Zu den sichersten Erkenntnissen, zu denen das Nachdenken über die Dinge, die wir jetzt erleben, uns geführt hat, gehört die Einsicht, daß sie eine Katastrophe unserer Kultur bedeuten. Davon ist in diesen Blättern vorläufig genügend, wenn auch keineswegs erschöpfend, geredet worden. Aber wir müssen nun noch hervorheben, was zwar darin auch schon angedeutet, aber noch nicht genügend herausgearbeitet worden ist: daß diese Kultur ihrerseits selbst nur eine natürliche Frucht gewisser in den Tiefen des Menschenwesens wurzelnder gewaltiger Triebe und Mächte ist. Diese müssen besiegt (vielleicht besser: erlöst) werden, wenn nicht bloß ein Friede, sondern der Friede kommen soll. Um es in der religiösen Sprache auszudrücken: nur durch die Wiedergeburt gelangt, wie der einzelne Mensch, so auch die Welt zum Frieden. Einen Frieden können Diplomaten und Feldherren machen, der Friede kommt anderswoher.

Versuchen wir, nur einige Hauptpunkte dieses Programms anzudeuten, diese letzten Wurzeln des Krieges zu finden, diese Welt, die den Krieg erzeugt, zu beschreiben und gehen wir dabei aus von dem, was obenaufliegt, um allmählich die uns zugängliche Tiefe zu erreichen.

Daß unsere heutige äußere Politik mit ihrem „Realismus", das heißt: ihrem grundsätzlichen Absehen von aller sittlichen oder gar religiösen Orientierung, ihren Kriegsrüstungen, ihrem Spiel von Trug und Gewalt, zum Kriege führen muß, liegt auf der Hand. Sie ist ja eigentlich schon Krieg, nur noch nicht blutiger. Von dieser Art von Politik gilt gewiß das berühmte Wort des klassischen Militärschriftstellers, daß der Krieg die Fortsetzung der Arbeit der Diplomatie sei, nur mit anderen Mitteln. Darum ist auch klar, daß zum Kampf um den Frieden der Kampf gegen diese Politik gehört, vielleicht gegen alles, was man heute Politik zu nennen pflegt. (Stoße sich an diesem Satze, wer Lust hat!) Aber es ist klar, daß diese Politik selbst auch Frucht ist und zwar zunächst der wirtschaftlichen Verhältnisse. Der heutige Krieg wird ja um wirtschaftliche Macht geführt, der ein politischer Untergrund verschafft werden soll. Unser heutiges Wirtschaftssystem ist ja auch Krieg, man könnte sagen: unblutiger, wenn man sich nicht daran erinnerte, wie viel Herzblut es täglich und stündlich fordert. Darum ist keine Besiegung des Krieges möglich, bevor das heutige System

des wirtschaftlichen Lebens durch ein anderes ersetzt ist, durch eines, das von vorneherein Frieden und nicht Krieg ist. Aber auch jenes wirtschaftliche System ist seinerseits eine Frucht, es ist die Auswirkung des Egoismus. Und nun gelangen wir zu der offenkundigen Tatsache, daß unser ganzes Zusammenleben ja eigentlich Krieg ist. Wieder möchte ich sagen: unblutiger, aber wieder erinnern wir uns, daß in diesem Krieg mehr Herzblut vergossen wird als in allen „blutigen" je verströmt ist. Hier sind wir aber zunächst wohl zur letzten Tiefe gelangt, freilich, ohne darin schon klar zu sehen. Gewiß ist, daß Egoismus und Friedlosigkeit ein- und dasselbe sind. Es mag zufriedene Egoisten geben, aber nicht Egoisten, die Frieden haben. Sie brauchen nur in ihrer Zufriedenheit gestört werden und sofort schlägt die Kriegsflamme aus ihnen auf. Der Egoismus beruht auf einer inneren Leere. Diese begehrt nach Ausfüllung und daraus entsteht die Unruhe. Diese treibt zum Raub, sei es physischer, sei es geistiger. Es wird Raub geübt am allgemeinen Leben zu Gunsten dieses Ego. Und doch schafft dieser Raub seinem Besitzer nicht Frieden, sondern nur neue Unruhe. Er möchte die ganze Welt haben und die ganze Welt machte ihn, wenn er sie hätte, nicht satt.

Das ist die Tatsache, worin von alters her die Geister, die am tiefsten in das Geheimnis des Menschen geblickt, die letzte Ursache der Friedlosigkeit der Welt erkannt haben. Daraus entstand dann die Antwort auf die Frage, wie der Welt Friede verschafft werden könne. Sie lautete: die Welt muß versöhnt werden mit Gott! Das ist vor allem die Antwort des neuen Testamentes. Es ist das Buch des Friedens; daran ändert kein Kriegstheologe etwas. „Leben" und „Friede" sind die beiden Worte, worin die höchste Gabe des Gottesreiches am häufigsten zusammengefaßt wird. Auch ist ganz selbstverständlich, daß dieser Friede, der Friede des Gottesreiches, auch den „blutigen" Krieg ausschließt. Aber nun ist es freilich bezeichnend, daß wir im neuen Testament wenig von den Mitteln und Wegen zur Beseitigung des blutigen Krieges vernehmen, sondern fast ausschließlich von dem Einen: daß die Menschen Frieden bekommen mit Gott. „Lasset euch versöhnen mit Gott" lautet die Losung. Was bedeutet diese Aufforderung, die vielen von uns heute so fremd vorkommt? Was sie auch sonst noch bedeuten möge, so bedeutet sie doch jedenfalls, daß der Mensch befreit werden müsse von der Unruhe und Friedlosigkeit. Diese kommt zustande durch sein trotziges oder verzagtes Verharren in sich selbst; sie wird besiegt dadurch, daß er sich Gott öffnet, daß er Gott erkennt als die Liebe, d. h. als den, der all seinem innersten Verlangen überschwängliche Erfüllung gibt, sein Reichtum und sein Leben und damit sein Friede wird. Diese Liebe Gottes hat in Jesus Christus ihren vollen Sinn und Reichtum erschlossen, besonders in seinem Kreuze, das der stärkste Gegensatz zu der Welt ist,

die zum Kriege führt. Darum ist Christus der Friede. Wenn aber ein Mensch diesen Frieden hat, dann kann er auch Frieden haben mit den Menschen. Er faßt sie anders auf als vorher. Er kann nicht mehr rauben, sondern kann, ja muß hergeben. Er ist in die Welt des Friedens eingedrungen und strömt ihre Art nach allen Seiten aus.

Ich bin mit Absicht bis zu diesem Punkte vorgedrungen, um das Wort vom Frieden und den Weg zum Frieden vor aller Oberflächlichkeit zu bewahren. Die Tiefe, in die wir steigen müssen, um die Wurzel des Krieges (und des Friedens) zu finden, ist damit vielleicht erreicht, aber nicht durchwandert. Es ist eine ganze Welt, die zum Kriege führt. Wir können sie nun die unerlöste Welt nennen. Es ist die Welt, wo nicht Gott regiert, sondern die Dämonen. Der Krieg ist eine jener „Mächte" des neuen Testamentes, worin der unerlöste Weltgeist gewisse Zusammenballungen und gewisse fast persönliche Verkörperungen findet, ähnlich dem Alkoholismus und der geschlechtlichen Unzucht, nur mit dem Unterschiede, daß er immerhin einer höheren Sphäre angehört als sie und darum auch die Edelsten begeistern kann. Es dient dem Krieg, wer überhaupt der „Welt" dient. Wer dem Mammon verkauft ist, bewußt oder unbewußt, wer sich von dem Dämon der Sinnlichkeit besiegen läßt, wer in seinem Tun vom Ehrgeiz bewegt wird, der erzeugt so gut Krieg wie wer den Militarismus stützt und preist. Denn er dient dem Geist, der Zwietracht schafft, er schlägt sich zu der Welt der Dämonen, die eine Welt der Friedlosigkeit ist, er hilft jene Wetterwolken bilden, aus denen eines Tages der Kriegsblitz flammt. Der böseste dieser Geister aber bleibt der Egoismus; er ist der Vater der übrigen. So ist es kein Zufall, sondern in einer tiefen Ordnung begründet, daß die Zeit, aus welcher der Krieg der Kriege emporgestiegen ist, eine Zeit war, wo Mammonsdienst und Sinnendienst zu ungeheurer Macht herangewachsen waren, aber am meisten doch die Selbstsucht Es war ein soziales Zeitalter, gewiß, aber das heißt bloß, daß in diesem Punkte, wie in allen andern, eine Gegenbewegung da war, hebt aber die Tatsache nicht auf, daß wir ein grenzenlos selbstbefangenes Geschlecht waren. „Ein jeglicher sah auf seinen Weg." Auch solche, die den Sozialismus verkündeten und deren drittes Wort die Liebe war, suchten oft im Grunde sich selbst und zogen das Höchste in den Dienst ihres Ich. Eine tiefwurzelnde Eitelkeit lebte in den Menschen dieses Geschlechtes. Der Drang, original zu sein, gescheidter, tiefer, frommer zu sein als andere, fraß wie eine Seuche an den Seelen. Gemeinsames Arbeiten für eine große Sache war in höheren Sphären sehr schwer geworden. Die Welt war voll von dem stillen, verzehrenden Kampf dieser Egoismen. Jener Geist des Schlechtmachens, des Herunterziehens, der Verleumdung, der jetzt von Volk zu Volk tobt, ging unter uns im stillen — und nicht immer bloß im stillen — um und tat sein verheerendes Werk. Dieser Egoismus wurde nicht selten zur

Frechheit, die sich von Gott und Mensch losriß und Göttliches und Menschliches zum Raub machte. Aus all diesen Elementen, den im Leben des Einzelnen und kleinerer Gemeinschaften wirkenden, wie den zu gewaltigen Zusammenballungen gewordenen, entstand mit Notwendigkeit das Gerichtswetter, das sich nun über die Welt entladen hat. Es ist der Sturz einer „Kultur"; es ist das Austoben eines Geistes, der in unserem ganzen Leben mächtig war; es ist die stets unter uns vorhanden gewesene Glut des Krieges, die nun als ungeheure Flamme zum Himmel schlägt; es ist die Offenbarung des Kriegswesens der Welt und seine Katastrophe.

Wenn dem so ist, worin besteht denn der Kampf gegen den Krieg? Er bekommt eine sehr große Front. Er wird, verneinend gesprochen, ein Kampf gegen das ganze Reich der unerlösten Welt, bejahend gesprochen ein Kampf um Gott und das Gottesreich. Nur von der Wiedergeburt aus dem Leben Gottes kann der Welt der Friede kommen. Von hier aus strömt er in die Weite der Welt. Es muß zu einer neuen Orientierung unserer ganzen Kultur kommen. Die Politik, das soziale Leben, die Erziehung muß einen anderen Charakter annehmen, kurz, ein Neubau errichtet werden. Aber was wir hier bekennen möchten, ist dies: die wichtigsten Schlachten im Krieg gegen den Krieg werden vielleicht gar nicht in diesen großen öffentlichen Kämpfen um eine Neuordnung der Welt geschlagen, sondern in der Stille des persönlichen Lebens. Wo ein Mensch, wenn er hassen möchte von ganzem Herzen und alle Ursache dazu hätte, sich über den Haß erhebt, in heißem Ringen, und dazu kommt, zu segnen, die ihm fluchen, wo ein Mensch eine Versuchung des Geizes oder der Sinnlichkeit zurückschlägt, wo ein Mensch sein Ich hingibt in Verkennung ja Schmach „um Christi willen", wo mit einem Wort in einem Menschen Gott groß wird, da ist eine Schlacht für den Frieden gewonnen, die vielleicht entscheidender ist als die Beschlüsse eines Friedensparlamentes, da ist ein Durchbruch geschehen von Kraft der Versöhnung, die weit und tief in die Welt strömt.

Aber wie — wenn dies so ist, was hat dann der Kampf um den Frieden noch für einen besonderen Sinn? Ist das, was wir nun ausgeführt haben, etwas Neues und nicht vielmehr eine altbekannte Wahrheit? Also kann, scheint es, die Aufgabe nur die sein, auf den bisherigen Wegen fortzufahren. Frieden schafft, wer für alles Gute und Rechte eintritt, wer für Gott und die Menschen arbeitet; einer besonderen Friedensbewegung aber bedarf es nicht. Ja vielleicht darf es uns auch nicht so sehr darauf ankommen, gerade eine bestimmte Form des allgemeinen Krieges, eben den „blutigen" Krieg, zu bekämpfen. Das ist ja nicht einmal seine schlimmste Form. Sie wird von selbst verschwinden, wenn einmal ihre Bedingungen verschwunden sind. Es führt vielleicht nur zur Oberflächlichkeit, wenn wir uns zu sehr gerade gegen diese eine Form einsetzen, als ob es auf sie allein ankäme, auf Frieden um jeden Preis, auf die Frucht ohne den Baum.

Diese Folgerung liegt nahe und doch halte ich sie für — oberflächlich. Sie geht von der Meinung aus, als ob die Arbeit für das Reich Gottes sich auf eine Weise vollziehen müsse, die wir dogmatisch nennen könnten, d. h. so, daß das Ganze der Wahrheit immer in einer systematischen Vollständigkeit auf der Tagesordnung stünde. In Wirklichkeit scheint es sich auf eine erzieherische oder, wenn wir wollen, entwicklungsmäßige Weise gestalten zu müssen. Es werden von Zeit zu Zeit bestimmte Programmpunkte des Gottesreiches auf die Tagesordnung gesetzt, bestimmte Wahrheiten, Aufgaben in den Vordergrund geschoben und zu beherrschenden gemacht. Wie wir oben erklärt haben: es ist etwas reif geworden und soll geerntet werden; an einem bestimmten Punkte soll eine Entscheidung fallen und dadurch das Ganze einen Ruck vorwärts kommen. Denn in diesem einen Punkte faßt sich nun die ganze Wahrheit zusammen, diese Wahrheit, die ja kein System, sondern ein Lebensstrom ist. Er wird die Wahrheit, wie sie für eine bestimmte Zeit, ein ganzes Geschlecht ist. Es geht im Kampf um ihn ums Ganze und wer meinte, um des Ganzen willen von ihm absehen zu müssen, der verlöre das Ganze, der ginge statt den Weg Gottes seinen Weg und bliebe unfruchtbar. So hat Gott uns jetzt vor das Friedensproblem gestellt. An ihm wird uns jetzt klar, was uns fehlt und was Gott will. Es hieße, weiser sein wollen als Gott, wenn wir jetzt andres treiben wollten; es wäre ein gewisser Eigensinn oder Hochmut, der uns verführte, unsere Gedanken wichtiger zu nehmen, als Gottes Andrängen. Gerade wie Gott in der sozialen Gährung uns die Wahrheit des ganzen Gottesreiches nahe gebracht hat, so tut er es nun durch den Kampf um den Frieden. Es bleibt entscheidend, daß wir jetzt diesen Kampf mit dem Aufgebot aller Kraft kämpfen, daß wir den Frieden durchsetzen.

Aber wir führen diesen Kampf mit der richtigen Orientierung. Wir verkündigen nicht bloß ein verkürztes, sondern das ganze Evangelium des Friedens. Wir machen an der Friedensforderung das ganze Gottesreich klar. Und wir finden dafür — das ist gewiß — mehr Verständnis als bisher. Auch dieser Predigt ist es ja ergangen, wie der Friedenspredigt im Einzelnen: sie ist nicht recht ernst genommen worden. Sie konnte vielleicht gar nicht recht verstanden werden. Jetzt aber sind viele Augen geöffnet, viele Herzen bereit, jetzt kann sie wirken in ihrem ganzen Ernst und ihrer ganzen Seligkeit. Jetzt soll sie anheben mit neuer Macht. Denn nachdem alle Träger des Guten zuschanden geworden sind: Weltkultur, Kirche, Christentum, Sozialdemokratie, bleibt dieses Eine auf dem Plan, das mehr ist als alle: das Gottesreich — worin das ganze Reich des Menschen enthalten ist.

So wird an dem Punkte, auf den es am meisten ankommt, der Kampf um den Frieden vor Verflachung gerettet. Statt selbst oberflächlich zu werden, führt er vielmehr zu einer Vertiefung unseres ganzen sittlichen und religiösen Lebens.

III.

Aber es gibt noch einige andere Punkte, wo das Schiff der Friedensbewegung davor bewahrt werden muß, auf den Sand zu geraten oder an Klippen zu stoßen.

Der erste dieser Punkte scheint mir den größten Ernst zu besitzen. Wir könnten uns fragen, ob es nicht richtiger wäre, jede Friedensbewegung der Menschen einzustellen, weil nun Gott selbst Friedensbewegung in großem Stil — in göttlichem Stil! — macht. Damit ist in der Tat eine Frage aufgeworfen, die Vielen von uns in den letzten Monaten zu schaffen gemacht, uns in ein gewisses inneres Schwanken versetzt, vielleicht sogar in einen äußerlichen Widerspruch zu uns selbst gebracht hat. Wenn wir auf das Entsetzliche sahen, das in der Welt geschah, im großen ganzen und im einzelnen, und dies in der „christlichen" Welt, und wir unsere Mitschuld, unsere Verantwortlichkeit mit heftiger Gewalt empfanden, dann war es uns, als dürften wir keinen Augenblick zuwarten, sondern müßten tun, was wir nur könnten, um den furchtbaren Brand zu löschen, müßten alle Friedensmächte aufbieten, müßten für jede Stunde ruhigen Schlafes oder harmloser Freude um Vergebung bitten. Besonders in der ersten Zeit, wo uns die Tatsache des Weltbrandes noch unglaublich und unerträglich schien, trat diese Stimmung in voller Stärke auf, aber sie erneuert sich von Zeit zu Zeit, namentlich dann, wenn die Not in bestimmten Einzelformen uns wieder besonders nahe tritt. Daneben aber ist immer eine andere dagewesen, die doch im großen und ganzen vorwaltete: Gott ist am Werke; er schafft nun Frieden auf seine Weise. Gott hat das Wort, es gilt nun, ihn reden zu lassen. Wir haben genug geredet, ohne Erfolg, nun lassen wir ihm das Wort. Sorgen wir, daß es recht stille werde, damit er gehört werden könne. Wie oft stören wir ein Werk Gottes dadurch, daß wir mit unseren Worten dazwischen kommen! Dadurch werden die Menschen von Gott wieder zum Menschlichen gelenkt und geraten aus der einfachen Wahrheit in den Wirrwarr der Pläne und Meinungen, aus dem Ernst der göttlichen Gerichte in das Spiel der menschlichen Gedanken hinein. Die Menschen lassen sich das wohl gefallen. Denn es ist ihnen unheimlich, mit Gott allein zu sein, seiner Wahrheit, seiner gewaltigen Rede unmittelbar ausgesetzt zu sein, und sie sind jedem dankbar, der zwischen sie und Gott tritt. Ich glaube in der Tat, daß dies das Bedürfnis, vor Gott zu fliehen, viel mehr die Anziehungskraft mancher religiösen Veranstaltungen der ersten Kriegsmonate gewesen ist, als das umgekehrte Verlangen, zu ihm zu fliehen; ich glaube, daß die Kirchen wieder einmal, in dem Eifer, Gott zu Hilfe zu kommen und eine „religiöse Erweckung" zu fördern und zu benutzen, ein Erweckungswerk Gottes verhindert haben. Das zeigt sich an den Früchten, d. h. deren Ausbleiben.

Dem gegenüber gilt es festzuhalten: Gott ist es, der den Frieden schafft. Das ist der feste Grund unserer Hoffnung für

die Welt und nicht menschliche Stimmungen und Bewegungen; er ist's, „der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt.“ Er predigt und die Menschen müssen hören, wenn wir nicht dreinreden. Und wir werden uns vielleicht gerade darum drein schicken müssen, daß nicht rasch ein äußerer Friede wird. Es muß noch viel Kriegsstoff aus der Welt geschafft werden, bis Friede werden kann, viel Hochmut, Haß, Lüge, Verblendung. Diese Geister müssen sich wohl noch austoben, um an ihrem Austoben zusammenzubrechen. Es muß noch viel von dem kleinlichen, gemeinen, wüsten Wesen, das der Kriegssturm aufgewirbelt hat, mit Feuer verbrannt werden, bis die Gemüter für eine erneuerte Welt gereinigt sind. Vielleicht müssen wir darum noch tiefer hinabgetaucht werden in die Not — wir Alle! — müssen durch noch furchtbarere Gluten, bis zuletzt ein allgemeiner Schrei nach Frieden ertönt und jene Leidenschaft des Friedenswillens erwacht, die sagt: „Genug; kein Krieg mehr; Friede!“

Also Gott machen lassen! — Aber wie denn — sollen wir nichts mehr tun und alles vorher Gesagte umsonst sein? Keineswegs; vielmehr ist die Aufgabe, unser Tun so dem Tun Gottes einzuordnen und unterzuordnen, daß es dieses nicht stört, sondern ihm dient. Das ist ja überhaupt das rechte Verhältnis zwischen göttlichem und menschlichem Schaffen. Jener Widerspruch ist ja nicht nur in dieser Sache vorhanden, sondern zieht sich durch unser ganzes Tun und Lassen, es ist eine jener Antinomien, die am Grunde alles Lebens liegen. Das göttliche Schaffen hebt das menschliche nicht auf und das menschliche nicht das göttliche; vielmehr ist das Verhältnis so, daß Gottes Schaffen immer mehr ein Schaffen der Menschen werden will und umgekehrt das Schaffen der Menschen in dem Maße wirkliches Schaffen wird, als es aus göttlichem Leben und Antrieb quillt. Gott will Mitarbeiter, will Zeugen haben, er will selbständige Söhne haben, die in Freiheit und Ehrfurcht seinen Willen erkennen und tun; er will selbst Gestalt gewinnen in einer Welt von in Freiheit ihm gleichgestalteten Geistern.

In diesem Licht bekommt unsere Aufgabe eine neue Klarheit. Sie wird bescheidener und doch gerade dadurch größer. Wir sollen nichts gewaltsam machen, sondern sollen Gottes Gedanken zu verstehen suchen und sie dann Andern deuten, so gut wir können, gleichsam in Piano, daß Gottes Stimme nicht durch menschlichen Lärm übertönt werde. Wir sollen allerdings auch die Stimme laut erheben, nämlich gegen jenen Aufruhr der Welt und die Riesenstimme des Lügengeistes. Den Dämonen sollen wir widerstehen mit starkem Zeugnis für Christus, dem Moloch zwischen die Zähne treten, daß er uns zerreiße und daran sterbe. Wir müssen alle Kräfte des Friedens sammeln, daß sie nicht verloren gehen in dem Sturm des Hasses, der jetzt durch die Welt braust, in dem alle Wahrheiten des Evangeliums ein Traum und Hohn zu werden, die Bergpredigt und das Kreuz,

Christus, Gott, zu verschwinden scheinen. Sie müssen sich sammeln, sich stärken im Glauben an die Sache Christi, müssen Buße tun, sich vertiefen und so eine Kraft werden, die sich stärker erweist, als die entfesselten Weltmächte mit ihrem Toben. Unsere Lage ist heute in manchen Beziehungen überraschend der der urchristlichen Gemeinden ähnlich geworden. Wie diese einst, wohl wissend, daß Gott allein den Sieg schaffen könne, doch nicht die Hände in den Schoß legten, sondern eine sehr angespannte Arbeit taten, um dem Tun Gottes den Weg zu bahnen, so haben wir heute gerade darum viel zu tun, weil Gott so mächtig am Werke ist. All' unser Tun hat nur insoweit Wert, als es auf Verständnis Gottes beruht, Mitarbeit am Werke Gottes ist; vieles von dem was jetzt für den Frieden getan wird, muß wohl zugrunde gehen, weil es dieser Bedingung nicht entspricht; aber es ist dafür unsere Kraft, daß wir rufen dürfen: „Gott will es!"

Noch ein zweiter Punkt scheint mir besonders wichtig zu sein und droht zu einer Klippe zu werden, wovon die Bewegung in den Anfängen schon scheitern könnte. Die Gefahr hat eine doppelte Gestalt. Einmal: es droht der Bewegung die Gefahr der Halbheit. Diese stellt sich ja immer ein, wo ein neuer Durchbruch geschehen soll. Mit Regelmäßigkeit treten sich dann zwei Denkweisen gegenüber. Die eine glaubt, das Neue am besten zu fördern, wenn sie möglichst an das Bisherige anknüpfe, einen radikalen Bruch vermeide, das Vorhandene organisch fortbilde, bestehende Einrichtungen und Gefühle schone; sie ist pädagogisch, opportunistisch (oft im besten Sinne), evolutionistisch; sie rechnet mit dem Relativen; sie will die Idee dadurch retten, daß sie ihren allzu scharfen Glanz etwas verhüllt. Die andere aber meint, die Idee siege am leichtesten, wenn sie in aller Klarheit enthüllt werde; sie erringe dann zwar nicht leicht Triumphe, gewinne nicht sofort Massen, sondern führe zunächst zum Kreuz, aber damit zu einem wirklichen Sieg, während auf dem andern Wege ein rascher äußerlicher Scheinsieg zustande komme, der zuletzt auch mit einer äußeren Niederlage ende. — Diese Denkweisen treten einander nun auch beim Kampf um den Frieden entgegen; sie tragen den Krieg in das Heer, das gegen den Krieg kämpft, teilen es in streitende Gruppen und lähmen seine Kraft.

Welche der beiden Denkweisen hat recht? Nach meiner Ansicht die zweite, zum mindesten in unserem Fall, in dem Kampf, worin wir heute stehen. Denn wenn irgend etwas uns durch die furchtbare Erfahrung, die wir Alle gemacht haben, klar geworden ist, so jedenfalls das Eine: daß nun mit halben Gedanken und halben Maßregeln nichts mehr ausgerichtet wird. Ihre Zeit ist vorbei. Sie machen keinen Eindruck mehr, sind ein stiller Spott geworden. Nun gilt nur noch Eines: unbedingter Kampf gegen den Krieg und alles was mit ihm zusammenhängt. Es darf keinen Krieg mehr geben. Dieser Antimilitarismus, vorher nur ein Bekenntnis enger Kreise und eine ferne Zukunftsaussicht, muß nun zur Losung der

Massen und zur Leidenschaft der Völker werden. Anders wird uns nicht geholfen.

Aber indem wir dieses Wort von Antimilitarismus aussprechen, tritt sofort die andere Seite der Gefahr hervor. Ein Wirbel von Fragen und Bedenken erhebt sich. Antimilitarismus? Heißt das nicht Verweigerung des Wehrdienstes und — folgerichtigerweise — auch der Wehrsteuer, militärische Abrüstung? Ist das nicht das anarchistische, das Tolstoische Ideal? — Darob erschrecken die Einen. Nein, so weit wollen sie, können sie nicht gehen. „Das Vaterland muß doch verteidigt werden. Am wenigsten kann unser Land (gemeint in praxi: jedes Land!) vorangehen. Ueberhaupt: was kann und soll in solchen Dingen der Einzelne tun? Wir geraten auf diesem Wege bloß ins Utopische hinein. Nein, wir müssen allgemeine Maßnahmen treffen: erzieherische, soziale, politische Abgrabung des Krieges, internationale Abmachungen und Einrichtungen; der Einzelne aber muß inzwischen mitmachen, was vorläufig nicht zu ändern ist. Lassen wir dieses Problem des Antimilitarismus, das bloß irreführt und aufregt, auf der Seite und tun wir, was praktisch ist." — So die Einen. Die Andern aber finden umgekehrt, daß gerade auf die Lösung dieses Problems alles ankomme. Denn jede folgerichtige Bekämpfung des Krieges müsse zuletzt auf diesen Punkt stoßen. Wenn man einmal überzeugt sei, daß Krieg und Christentum (oder Krieg und Sozialismus) sich ausschließen, so müsse man damit Ernst machen, koste es was es wolle. „Aber sind wir so weit? Sind unsere Ueberzeugungen in dieser Sache so klar? Besitzen wir zu diesem Schritt die Kraft? Sind die Völker so weit, daß wir sie auf diese Bahn weisen könnten? Ist das Gottesreich so weit? Wenn aber nicht, was dann? Dann müssen wir offenbar den Kampf um den Frieden zunächst sein lassen, auch diesmal wieder, um nicht oberflächlich zu werden; wir müssen ihn auf eine innere Linie verlegen, um einst in Ganzheit hervorbrechen zu können."

Ist das richtig? Ich meine, auch hier wieder, das heiße dogmatisch denken, statt genetisch. Ist es nötig, daß wir, wenn wir zu handeln beginnen sollen, schon alle letzten Schritte erkennen müssen, die unsere ersten nach sich ziehen könnten? Dann wäre wohl noch nie etwas Rechtes, geschweige denn etwas Großes, getan worden. Mich dünkt vielmehr, die einzige Art, wie wir uns einstellen können, sei die, daß wir der Wahrheit, die wir einmal erkannt haben, gehorchen und es darauf ankommen lassen, was weiter daraus folgt. Wir wissen, daß Lebenserkenntnis nicht aus systematischer Reflexion kommt, die dem Tun vorausgeht, sondern aus dem Tun selbst. Wir tun die Schritte, die wir jetzt tun müssen, entschlossen, weitere zu tun, wenn sie ebenfalls nötig werden sollten; wir pflücken die reife Frucht und warten, bis andere ebenfalls reif werden. Reif scheint mir jetzt aber dies zu sein: Krieg und Christentum gehen nicht zusammen. Es darf keinen Krieg mehr geben. Dafür gilt es nun einzustehen; dafür Zeugnis

abzulegen; dann wird uns weitere Klarheit werden. Wie wir uns dann zum Antimilitarismus im engeren Sinne des Wortes, von dem jetzt die Rede ist, stellen werden, wird zu dieser Klarheit gehören. Die Kraft zum Notwendigen wird auch kommen; jedenfalls wird der Weg deutlich. Mir persönlich steht dabei allerdings schon lange fest, daß der Moloch des Militarismus, der ja ein wirklicher gewaltiger Götze ist, nicht endgiltig besiegt werden kann durch Vereine, Kongresse, Manifeste, Parlamente, Einrichtungen, sondern nur durch Blut, d. h. dadurch daß Menschen kommen, Einzelne zuerst, dann eine größere Zahl und zuletzt Massen, die sich ihm zum Opfer hinwerfen, — aber nicht so, wie jetzt die Millionen tun! — Menschen, die ihm so wenig dienen wollen, als die alten Märtyrer dem Bilde des Cäsars räucherten. Es ist in der Welt bis jetzt noch nie ein großer Sieg des Guten errungen worden anders als durch das Kreuz. Diesem Letzten und Höchsten drängt der ganze Kampf für den Frieden entgegen. Das gehört zu seiner Tiefe und Größe. Darum trete aus den Reihen, „wer blöde und verzagt ist". Es naht die neue Heldenzeit des Reiches Christi, eine schwere Zeit, eine herrliche Zeit. Wie fürchten wir dich! Wie grüßen wir dich!

IV.

Damit sind wir aber zum Schluß mit Notwendigkeit noch einmal auf die Bewegungen und Gemeinschaften gestoßen, deren besondere Aufgabe es ist, den Kampf für den Frieden zu führen. Was für eine Rolle haben sie, wenn unsere bisherigen Ausführungen richtig sind?

In drei Hauptformen tritt uns die Friedensbewegung entgegen: als allgemein humanitäre, als sozialistische und als christliche. Was dürfen wir von ihnen erwarten? Welchen Weg müssen sie gehen?

Die allgemein humanitäre Bewegung wird die Aufgabe haben, auf dem Felde des sittlichen und besonders des politischen Lebens der Völker diejenigen Gedanken und Ordnungen zu schaffen, die ein Erdreich für den Frieden sind. Das ist eine gewaltige Arbeit. Es ist eine Welt neu zu gestalten. Für diese Arbeit scheint mir nun eben, wenn sie Erfolg haben will, die Forderung zu gelten, daß sie viel gründlicher, viel radikaler getan werden muß, als bisher. Wenn diese Bewegung nicht mehr Erfolg gehabt hat, so ist dies geschehen, weil sie zu halbherzig war. Wie oft ist es uns ein Aergernis gewesen, wenn bei schweren grundsätzlichen Kämpfen gegen den Militarismus die Friedensgesellschaften mit der Erklärung aufrückten, sie seien nicht etwa mit Sozialdemokraten und Antimilitaristen zu verwechseln, sondern gute Patrioten, für einen großen Krieg, besonders einen Verteidigungskrieg, immer zu haben — und natürlich auch für die gerade vorliegende Rüstungsvorlage! Dadurch hat diese Art von Friedensbewegung sich entmannt. Sie muß, durch die schwere Niederlage belehrt, eine charaktervollere Haltung annehmen. Sie muß sich zu jener Entschlossenheit erheben, die erklärt: „Krieg jedem Krieg!" Aus dieser

Entschlossenheit heraus muß sie dann für Zustände kämpfen, die den Krieg verhindern und den Vorwurf der Utopie, die Schmach der Lächerlichkeit nicht scheuen. Durch Ganzheit wird sie siegen.

Noch mehr gilt dies von der Sozialdemokratie. Sie ist noch schwerer niedergeworfen, als die humanitäre Friedensbewegung. Und auch ihr ist dies begegnet wegen ihrer Halbheit. Sie ist gegen den Krieg gewesen, und zwar viel leidenschaftlicher, viel charaktervoller, als jene; aber sie hat ebenfalls erklärt, daß sie einen Verteidigungskrieg mitmachen würde, und sich etwa darin gefallen, ihren überlegenen Patriotismus zu bezeugen. Sie hat dabei nicht gedacht, daß es den regierenden Kreisen mit Leichtigkeit gelingt, jeden Krieg, auch einen, der im Grunde sehr „ungerecht" ist, in einen Heiligenschein zu hüllen. Sie hat sich bei der etwas gedankenlosen Rede beruhigt, wenn der Kapitalismus einmal besiegt sei, so höre der Krieg von selbst auf und hat nicht bedacht, daß vielleicht ein großer Krieg dem Kapitalismus für lange das Leben stärken und dafür die Sozialdemokratie beinahe töten könnte. Sie hat nicht tief genug gedacht, nicht ganz genug gehandelt. Nun streiten sich in ihrer Mitte die zwei Denkweisen, die wir geschildert haben. Für uns kann nicht zweifelhaft sein, welche das höhere Recht hat. Wenn die Sozialdemokratie die verscherzte Selbstachtung und Achtung der Andern wiedergewinnen will, dann muß sie erst recht sich zu jener leidenschaftlichen Entschlossenheit des Kampfes gegen den Krieg überhaupt aufraffen. Auf sie haben alle geschaut, die Rettung vor der Katastrophe erhofften, auch viele ihrer sonstigen Gegner; sie sind enttäuscht worden. Aber wieder schauen viele auf sie, neue Hoffende. Wenn der Sozialismus, dessen Hauptträger das Proletariat ist, durch die tragische Erfahrung mit sich selbst belehrt, noch einmal seine Friedensmission ergreift und diesmal ihr treu bleibt bis zum Aeußersten, dann wird er zu einer Macht und Schönheit aufsteigen, die größer ist als die frühere; versagt er wieder, dann ist es mit ihm vorbei. Jetzt erst ist die entscheidende Stunde gekommen.

Wenn möglich noch entscheidender ist sie für das Christentum. Denn hier handelt es sich um das Allergrößte. Noch viel größer als der des Sozialismus ist der Anspruch des Christentums gewesen, daß es der Welt den Frieden bringe; desto größer darum sein Fall, desto ernster für es also die jetzige Stunde. Wenn es jetzt nicht ein innig ernstes Selbstgericht und eine neue Haltung gibt, dann ist es vorbei mit ihm. Wenn wir nach dem Ende der jetzigen wieder in eine neue Kriegszeit hineinkommen, wenn die Geister, die jetzt triumphieren, die Herrschaft behalten und vielleicht noch von einem gewissen Christentum ihre Weihe empfangen, dann ist das Reich Gottes für die Welt verloren gegangen. Vielmehr: das Reich Gottes sucht sich eine andere Stätte, das „christliche" Europa geht zugrunde. Das ist der furchtbare Ernst der Stunde. Und nun kommen die Theologen mit ihren „Problemen". Sie streiten wieder einmal; streiten darüber, ob Krieg und Evangelium zusammengehen, ob es möglich sei,

den Krieg zu beseitigen, streiten, streiten ..... Sollen wir gegen sie streiten? Sollen wir uns in Diskussionen einlassen? Ich meine, das hieße den Sinn der Stunde verkennen. Diese Probleme, über die wir so lange diskutiert haben, sind nun zu Ende diskutiert: Gott selbst hat sie zu Ende diskutiert im Sturm und Wetter. Wem jetzt noch nicht klar ist, was Gott will, dem ist nicht mehr zu helfen. Jetzt gilt nicht mehr diskutieren, sondern sich einsetzen. Oder ist uns denn das Reich Gottes eine Reihe von Problemen und nicht eine Reihe von Wirklichkeiten? Nein, jetzt gilt nicht die Theologie und die Diskussion, sondern die Nachfolge Christi und das Kreuz.

Um es kurz zu sagen: der Kampf um den Frieden ist eine Aufrollung aller letzten und höchsten Fragen und Aufgaben des Gottesreiches. Das ist seine Tiefe, von hier wird ihm der Sieg.

L. Ragaz.

Jesus — der Krieg — wir.

Der gegenwärtige Krieg hat unsern Weg mit den schwersten und wichtigsten Fragen verbarrikadiert und wir müssen uns, ob gern oder ungern, mit ihnen auseinandersetzen. Im Zentrum steht die Frage über die Berechtigung des Krieges selbst. Er wirft nicht nur tausend Fragen auf, sondern er ist selbst die große Frage der Gegenwart an die Menschheit. Mit dem beliebten Nachweis der geschichtlichen Notwendigkeit ist die Frage nicht erledigt, im Gegenteil, da beginnt erst recht die Tiefe der Frage, nämlich das religiöse Problem: Gehören Kriege in den Weltenplan Gottes d. h. ist die „Notwendigkeit" eine unabänderliche oder eine zu überwindende, vielleicht schon im Abnehmen begriffene?

Daß die Frage besteht und je länger je mehr die weitesten Kreise beschäftigt, könnte gegenüber der naiven Selbstverständlichkeit, mit der in früheren Zeiten Krieg geführt wurde, bereits schon als ein Beweis für die Antwort in letzterem Sinn gedeutet werden. Auch die auffallend lebhafte Rechtfertigung, die dem gegenwärtigen Krieg insbesondere von Seiten der christlichen Kirche zuteil wird, spricht dafür, daß er offenbar eine solche Rechtfertigung nötig hat; ja manchmal klingt diese Rechtfertigung, auch wo sie leidenschaftliche Töne anschlägt, eher wie eine Entschuldigung gegenüber dem menschlichen Empfinden und dem christlichen Gewissen. Ja man könnte unter Umständen, ohne viele Worte zu machen, einfach das Ende und die Folgen des Krieges abwarten und es darauf ankommen lassen, ob nicht die sogenannte Unabänderlichkeit durch die Tatsachen selbst mit ungestümer Wucht erschüttert wird.

Wir sollten uns aber doch wohl nicht nur von den Ereignissen leiten lassen, weder jetzt noch nach dem Kriege, so reich an Erfahrung

diese Zeit für uns sein mag. Wir halten es im Gegenteil für unsere Pflicht, uns nicht nur nach zeitlich Bedingtem zu orientieren, sondern da, wo so manches sich wandelt, nach ewigen Werten und Wahrheiten zu suchen. Um die Zeichen der Zeit prüfen zu können, braucht es absolute Maßstäbe. Es handelt sich dabei gar nicht etwa nur um wohlfeiles Urteilen, dem die Taten mangeln. Das Urteil will ja nichts anderes sein als ein bescheidenes Festhalten göttlicher Maßstäbe, und demselben spricht Jesus gelegentlich den Wert einer Tat zu (Ev. Joh.. 6, 29).

Ueber Menschen zu urteilen, liegt mir vollständig fern, denn wenn wir eines bis dahin aus der Kriegszeit lernen konnten, so ist es die Beobachtung, daß für den Einzelnen seine besondere Lage ungeheuer schwer ins Gewicht fällt, und daß er darum in seinem Denken und Handeln gebunden ist, eine Tatsache, die u. a. in den „Neuen Wegen" schon seit Jahren hervorgehoben worden ist im Blick auf die soziale Abhängigkeit der unteren Volksschichten. Es wäre inkonsequent, wenn nun das weitherzige Verständnis fehlen sollte denen gegenüber, die durch den Kriegszustand und durch die nationale Zugehörigkeit gebunden sind.

Das kann uns aber nicht hindern, uns trotzdem so viel als möglich dieser Gebundenheit zu entwinden und den Gang der Dinge sub specie aeterni zu betrachten und dazu kann und soll uns allein Jesus verhelfen; es käme uns vor wie eine Verleugnung des Höchsten und Heiligsten, wenn wir es nicht wagen wollten, die Gegenwart in dem Licht zu sehen, das von Jesus aus so wie so auf sie fällt, zumal ja auch jetzt die Christenheit Weihnachten feiern will.

Jesus und der Krieg! Ist es denn noch notwendig, die Unvereinbarkeit dieser beiden Erscheinungen ausführlich darzulegen? Es war einem angesehenen schweizerischen Theologen vorbehalten, eine kleine Predigtsammlung unter dem Titel: „Nicht Frieden, sondern das Schwert" herauszugeben, worin mit Berufung auf Jesus und Paulus von der Notwendigkeit und Pflicht des Krieges die Rede ist. Es ist echte Theologenarbeit, die mit einem großen Respekt vor dem Bestehenden nicht müde wird, irgendwie einen verstandesmäßig ausgeklügelten Ausgleich zwischen dem, was ist und dem, was sein soll, zu konstruieren. Eine neue Art Vermittlungstheologie!

Da ist es doch eigentlich viel ehrlicher, wenn in einer deutschen theologischen Zeitschrift gerade heraus gesagt wird: „Ihr Prediger verlangt nicht mehr soviel Sanftmut und Demut, soviel weiche Tugend und Vergebung und Feindesliebe... Das ist undeutsch, steht auch garnicht in der Bergpredigt...!"

Oder aber man gelangt mit Rittelmeyer in Nürnberg zu dem aus der Tiefe geschöpften, inhaltsschweren Bekenntnis, das wir gern ausführlich wiedergeben:

„Es ist überhaupt etwas ganz Merkwürdiges um dieses Leben des Ganzen, das wir jetzt stärker als je miterleben. Die Religion z. B., die jetzt unser Volk lebendig durchpulst, hat viel Alttestamentliches an sich. Es ist gewiß nicht die volle Höhe des Christentums, was jetzt an Gebeten und Glaubensstimmungen durch unser Volk geht (von uns in Sperrschrift gesetzt). Aber doch ist unser Volk heute im Ganzen viel religiöser als es vor zehn Wochen war. So gehen eben Fortschritte vor sich. Und wie das Volk im Ganzen nicht die hohe Stufe der Religiosität haben kann, die der Einzelne haben mag, so kann das Völkerleben nicht die Gesetze beobachten, die der Einzelne in seinem Verkehr mit andern sich zur Richtschnur macht. Das sind Wirklichkeiten, denen wir uns zu beugen haben. Wir sind jetzt kämpfende Volkskörper geworden. Aber wir sind doch auch jetzt nicht bloß das. Der Krieg und gerade der Krieg bietet uns Gelegenheit genug, Christengeist zu bewähren, gegenüber den Verwundeten, gegenüber den Gefangenen, gegenüber den Hinterbliebenen, gegenüber den Mitkämpfenden.

Anders weiß ich mir bis jetzt nicht zu helfen. Ich werde weiter mit dieser Frage mich abmühen und hoffe, innerlich in dieser Zeit in manchem weiterzukommen —". (Vergl. Volkskirchl. Blätter, Nr. 42.)

Das alte Testament ist gewiß reich an kriegerischer Stimmung und Frömmigkeit, aber aus den Evangelien ertönt warnend die Frage: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?" Es ist ganz überflüssig, auf einzelne Stellen im neuen Testament hinzuweisen, während doch das ganze nichts anderes sein will als die in sich geschlossene Botschaft vom Reich Gottes, das nun einmal etwas total Neues und Anderes ist, als was bisher in der Welt, auch im Volk Israel zu Recht bestanden hat. Das argumentum e silentio, Jesus habe den Krieg nirgends ausdrücklich verworfen, hat absolut keinen Wert, angesichts der Tatsache, daß Jesus das Uebel nicht in seiner äußeren Gestalt, geschweige denn in seiner nach Jahrhunderten möglichen Ausgestaltung, sondern immer in seiner Wurzel bekämpft. Jesus verurteilt die Gewalttätigkeit, den Haß, den Neid, den Geiz, die Lüge, die Herrschsucht u. s. w. Sollen diese Dinge verschwinden, dann erst recht mit ihnen auch ihre schlimmste Form und Frucht, der Krieg. Der verheerende Krieg der Weltmächte unter sich soll weichen dem einzig berechtigten und notwendigen Kampf des Reichs des Lichts gegen das Reich der Finsternis. Hier gilt Jesu Wort: nicht Frieden, sondern das Schwert. Dieses Wort auf die politischen Machtfragen und Welthändel anwenden zu wollen, ist ein grober Mißbrauch. Jesu Kämpfe sind Geisteskämpfe, er treibt nicht den Teufel aus mit des Teufels Obersten.

Es hilft aber auch nichts, zu behaupten, die Statuierung des „Gegensatzes von Weltgeist und Gottesgeist sei unprotestantisch". Wir statuieren den Gegensatz nicht erst, er ist mit Jesus einfach in die Welt gekommen und zur Tatsache geworden und zwar nicht etwa als ein Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit. Nach Jesu Auffassung ist das Reich Gottes so gut Wirklichkeit wie irgend etwas anderes in dieser Welt, nur ist es eine erst werdende, noch nicht zum Abschluß gekommene Wirklichkeit. Die individuelle Ausgestaltung, die es in Jesus erhalten hat, will zu einer Gesamtheit auswachsen; das ewige Wort, das beim Vater war, will fortwährend Fleisch werden und

Gestalt gewinnen auf Erden. Es hat eine ihm innewohnende Kraft des Wachstums, der Ausdehnung und der Ueberwindung, die gar nicht darnach frägt, was wir Menschen für möglich oder unmöglich halten. Gewiß ist es ganz interessant, wie dieses kommende, in seiner Unbedingtheit immer wieder beunruhigende und erschütternde Reich Gottes von den Menschen aufgenommen, verstanden und mit den Zeiterscheinungen in Verbindung gebracht wurde. Aber darauf kommt es uns nicht in erster Linie an, was die Menschen im Lauf der Jahrhunderte daraus gemacht haben, ob sie es zur Moral zerstückelt, zur Idee verflüchtigt oder ins Jenseits hinaus phantasiert haben, sondern darauf, daß mit Jesus eine solch unermüdlich schaffende auf Vollendung hinzielende Kraft in die Welt gekommen oder wenigstens hier entbunden worden ist. Jesum anerkennen heißt diese Kraft anerkennen, denn er hat sich und die Jünger haben ihn mit derselben identifiziert.

Und der Krieg? Selbstverständlich hat er in dem Reich der Gerechtigkeit und des Friedens keinen Platz mehr und verliert deshalb alle Existenzberechtigung für den, dem das Kommen jenes Reiches eine Tatsache ist. Daß Krieg und Reich Gottes sich in ihrem Ursprung und Wesen absolut ausschließen, ist gar keine Frage. Die Frage ist nur, auf welcher Seite das Los der Menschheit liegt. Wem die Erde in ihrem Bestand als fertig gilt, der wird natürlich auch den Krieg in seiner extremsten Ausgestaltung mit in den Kauf nehmen müssen. Nur ist es dann ganz unfaßbar, warum Jesus mit einer so ganz anderen Perspektive dazwischen gekommen ist und uns in dieser harten und brutalen Welt die Reichsgottesgesinnung zumutet. Es hat ja nur einen Sinn und ist auch nur möglich so zu handeln wie er gehandelt hat, wenn die Welt, die er verheißen hat, als die einzig wahre und zu Recht bestehende im Kommen begriffen ist und alles andere vergehen muß: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Die Voraussetzung, daß Gottes Wille geschehe, ist die, daß sein Reich komme, d. h. eine Sphäre, in welcher es erst möglich wird, den Willen Gottes wirklich zu vollbringen.

Dabei kommen die von der Natur uns gesetzten Schranken und Hemmungen kaum in Betracht gegenüber den aus dem unvollkommenen Geistesleben des Menschen stammenden verschrobenen Lebensbedingungen. Dazu gehört u. a. auch der Waffenkampf der Völker untereinander. Wir können das Kriegführen, zumal in seiner modernen Ausgestaltung, unmöglich zu den wesentlichen Elementen des Menschentums rechnen, mit denen sich das auf Erden von Jesus aus angebahnte Reich Gottes abfinden müßte, so daß es gleichsam nur wie kleine Oasen zwischen Wüstensand bestehen könnte oder daß es gar nur als passive Gesinnung mitten in einer völlig anders gearteten Welt eine kümmerliche Existenz fristen müßte. Das hieße das Licht unter den Scheffel stellen, dem Sauerteig seine Wirkung absprechen, hieße den Geist zum Gefangenen der Materie machen und

Christum selbst zu einem Utopisten, samt den Propheten und Aposteln. Darin lag ja gerade das Charakteristikum und die Durchschlagskraft des Urchristentums, daß es den Weltmächten keine selbständige, unbedingte Macht beimessen konnte, und daß es darum auch keinen sklavischen Respekt vor der Wirklichkeit besaß, nur Einer ist der Herr — Christus, und ihm allein gebührt die Herrschaft im Himmel und auf Erden.

Und wir? Es will uns scheinen, als ob die Christenheit seit langem jene welterobernde Aktivität des Glaubens verloren habe und ihre Glaubenskraft vor allen Dingen in einem mehr passiven Verhalten, einem sich Fügen und Dulden des irdischen Lebens mit seinen Drangsalen und Härten in Krankheit und Armut ꝛc. zu bewähren suche. Das Kreuz Christi und manches seiner Worte wie dasjenige vom „Nichtwiderstehen dem Uebel" scheint dieser Art Glauben Recht zu geben. Das wäre aber ein grobes Mißverständnis. Jesus erduldet das Uebel, nicht weil er es als zu Recht bestehend anerkennt, sondern gerade umgekehrt, weil er es damit entwaffnen, entkräften, besiegen will. Das Kreuz Jesu ist ein Kampfmittel und gibt nicht das Signal zur Kapitulation, sondern das Zeichen zum Sieg. Vielleicht stammt unsere Passivität gerade aus der Scheu vor dem Leiden, aus der Angst, mit der Welt und der Wirklichkeit in Widerspruch zu geraten. Das Kreuz Jesu fängt eigentlich erst da an, wo diejenigen, welche jetzt irgendwo mitten im Kampfgewühl stehen, den furchtbaren Widerspruch in sich aufsteigen spüren zwischen Kriegszustand und Reich Gottes, zwischen dem, was Menschen jetzt wollen und tun und dem, wozu wir von Gott im Grunde bestimmt sind. Unter diesem Widerspruch leiden auch viele Unbeteiligte mehr oder weniger.

Wohin soll das führen? Sollen wir den Widerspruch unter dem Druck der Gegenwart und Wirklichkeit möglichst abschwächen oder ihn im Glauben an das Reich Gottes in seiner ganzen Schärfe mit uns herumtragen? Etwas Drittes gibt es wohl kaum.

Das erstere ist wohl die Regel; man befindet sich dabei auch in guter Gesellschaft, der Kirche, die dem Staat verfallen ist, bleibt überhaupt keine andere Wahl. Die Folge ist, daß man sich in seinem Gewissen den Verhältnissen möglichst anpaßt und das tut, was unter den gegebenen Umständen an christlichen Werken übrig bleibt (vergl. Rittelmeyers Bekenntnis) und das ist gewiß nicht zu verachten. Aber, Herr ist dann eigentlich nicht mehr Christus, sondern die Staatsparole. Und es ist nur konsequent, wenn dann einer es gerade herausjagt: „Unwillig werde sich in Zukunft unser Volk von jedem Prediger abwenden, der nicht auf sein Verlangen eingeht, ihm den Ewigen so zu zeigen, wie es allein ihn verstehen kann". Da geht in Erfüllung das Wort Jesu: „Das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewalttätigen reißen es an sich", d. h. man will das Evangelium vom Reich Gottes kneten, biegen und drehen, bis es den Zeitereignissen sich fügt und den persönlichen

und nationalen Wünschen angepaßt ist, oder man redet sich ein, dies Gottes Reich sei eben nicht nahe herbeigekommen, sondern existiere irgendwo in weiter, undenkbarer Ferne und komme vorläufig für uns nicht in Betracht.

Im andern Fall aber, wenn uns das Wort Jesu vor der Seele stehen bleibt: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, gehet hin in alle Welt und lehrt alle Völker, was ich euch befohlen habe, wenn in Folge dessen der Widerspruch dieser Worte zu unserm Erleben fast unerträglich wird, was dann?

Können wir denn der Welt entrinnen und irgendwo ein eigenes Leben leben? Nein, wir könnten uns wohl kaum dem Kriegsdienst entziehen. In diesem Zusammenhang läßt sich ein Hinweis auf das Beispiel eines Hauptmanns von Kapernaum und eines Kornelius hören. Ja — aber die Stellung zu dieser Welt und ihren Potenzen wird doch eine ganz andere, so ungefähr wie und ihren Potenzen wird doch eine ganz andere, so ungefähr wie sie Paulus im 1. Cor. 7 schildert: „Und die sich freuen, daß sie seien, als freuten sie sich nicht; und die da kaufen, als besäßen sie es nicht, und die dieser Welt gebrauchen, daß sie derselbigen nicht mißbrauchen; denn das Wesen dieser Welt vergeht." Es bekommt alles einen sekundären Wert, weil es überboten wird durch etwas Größeres, auch der Bestand und die Ehre und Macht der eigenen Nation kann darum nicht mehr die ausschlaggebende Rolle spielen. Auf diese Weise wird doch die Welt von innen heraus umgestaltet, ohne daß wir viel „machen". Nicht wir sind es, die das Reich Gottes herbeiführen, aber an demselben, ob es nun fern oder nahe sei, auch im Chaos der Welt festhalten und trotz des tragischen Verlaufs der Dinge an dasselbe glauben, das können und sollen wir. Je größer und empfindlicher dadurch die Spannung in uns wird, desto näher wird es gerückt. Uns nicht einfach mit den Dingen in der Welt abfinden, sondern jene Spannung in uns tragen, das ist's was Jesus den Seinen zumutet: Selig sind, die da hungern und dürsten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.

L. Stückelberger.

Der Kampf um den Frieden.

„Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert."

Je höher das Ziel, desto herber der Kampf. Der Friede bildet hier keine Ausnahme. Er ist aber ärgeren Mißverständnissen und traurigeren Zerrbildern ausgesetzt, als andere hohe Ziele. Frieden, sagt man, kann es denn einen Kampf geben um den Frieden? Er ist doch die Leugnung des Kampfes, seine Aufhebung.

Darum auch die Abneigung weiter Kreise gegen das Friedensideal. Ich denke dabei nicht an die Kriegsbegeisterung unserer Schlachtenbummler, an die „Angst vor dem Frieden", die jetzt auf den Kanzeln mancher Kriegstheologen und in ihren Schlachtengebeten einen so heldenmütigen Ausdruck findet. Ich denke an die wirklich männlichen Naturen, die selber an der Front gewesen sind, die an sich selber den Segen eines herben, eisernen Kampfideals erfahren haben, und es darum nicht entbehren möchten. Sie wissen, daß sie ihm zu Danke verpflichtet sind und halten es hoch. Es ist ihnen Stärkung und Läuterung gewesen, sie haben sich dadurch selber gefunden und wollen es darum nicht verlieren. Für sie bedeutete die Abnahme des kriegerischen Ideals das Schwinden des männlichen, starken Ideals überhaupt. Die Menschheit würde damit kleinlich, träge, faul. Der Krieg, „selber dem Feigen erzeugt er den Mut". Ohne ihn verliert auch der Starke die Lust am Wagen, nichts peitscht ihn mehr über faule Ruhe und trägen Genuß hinweg. Er wird bequem und flach. Die Geschichte sinkt zu einem Schäferidyll herunter.

Wenn es wirklich so stünde, so wäre in der Angelegenheit kein weiteres Wort zu verlieren. Die Wahl wäre bald getroffen. Lieber noch der Krieg mit seinen Greueln als ein faules, sentimentales Dasein mit allen Lastern, die aus der Behaglichkeit erwachsen. Lieber noch auf gewaltsame, aber anständige, als auf gemeine Art untergehen. Wir können noch weiter gehen. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß das Friedensideal oft in einer Weise vertreten wird, welche männlichen, herben Naturen Besorgnis oder gar Ekel einflößen muß. Niemand hat mehr dazu beigetragen, als gewisse Friedensapostel, daß Friedensideal und Schäferidyll gleichgesetzt werden. Wir hätten mehr Antimilitaristen, wenn man die Liste der Pazifisten etwas bereinigen könnte. Es ist durchaus zu begreifen, wenn man beim Wort Pazifismus zunächst eine leise Anwandlung von Schläfrigkeit erfährt. Etwa wie beim Aufschlagen des Protokolls der letzten Sitzung, das der Aktuar nun gütigst verlesen wird. Es gibt eine weiche, schwächliche Sehnsucht nach dem Frieden, die in einem die Sehnsucht nach einem recht derben Kampf wachrufen kann. Niemals wird ein Friedensideal, dem noch etwas von Schlaffheit und sentimentaler Ideologie anhängt, das nicht ganz und gar aus Kampfstimmung herausgeboren ist und aus ihr seine stärkste Kraft schöpft, das kriegerische Ideal überwinden können.

Ich weiß, daß „Die Waffen nieder" wohl auch die Haagener Konferenz den endgiltigen Durchbruch des antimilitaristischen Ideals aufhalten können. Von allen Friedensbestrebungen gar nicht zu reden, die den Krieg darum bekämpfen, weil er sinnliches Glück, Ruhe und Genuß verkürzt.

Auch hier gilt das Wort: „Gott bewahre mich vor den Freunden". Hier vor allen Freunden, die das Friedensideal ent-

stellen, abschwächen, es zu einer Negation, einer bloßen Abwendung von den Kriegsgreueln, zur Angst herunterſinken laſſen. „Krieg dem Kriege" iſt leider zur Phraſe geworden, während es ſchwerlich ein ſo wahres, tiefes, tragiſches Wort gibt. Nur der Krieg wird den Krieg überwinden; nicht die Flucht aus dem Krieg ins Traumland, in die Reſolution oder ins Protokoll.

Es bedarf keines übermäßigen Scharfſinns, um es einzuſehen. Ein Blick auf die Gegner des Friedensideals ſollte genügen. Wenn man die Feinde recht muſtert, kann man am klarſten ſehen, was für Kämpfe bevorſtehen.

Und es iſt nun eine ganze, ſtarke, geſchloſſene Welt, die den Krieg will, ihn hochhält und ihn anbetet und vergöttert, weil ſie mit ihm ſteht und fällt.

Im Kampfe kommt es auf die Elite an. Verweilen wir darum nicht lange bei den Hilfstruppen des kriegeriſchen Ideals. Wir reden nicht von denen, die ihm nur wider Willen, nur unter Proteſt oder nur aus Paſſivität dienen. Wir reden auch nicht viel von den Militariſten, die das kriegeriſche Ideal hochhalten, weil ſie zu etwas anderm unfähig ſind. Bauen und ſchaffen iſt gar ſchwer, ſo iſt ein Schädelſpalten willkommen, man tut dann wenigſtens etwas. Aber mit dieſem „Militarismus — faute de mieux" wäre kein harter Kampf von nöten. Er bedeutet im heutigen Krieg um den Krieg nicht viel mehr als die Wilden, die von einigen Kulturnationen in den Krieg mitgeſchleppt werden.

Einen ganz anderen Kampf muß es geben, wo der Krieg Ausdruck einer ganzen Kultur, nur ihre Konſequenz iſt. Denn da iſt er nicht mehr das klägliche Zeugnis der Unfähigkeit zu etwas anderem, er iſt der beſtimmte, ausgeprägte Wille, im Kampfe gegen andere Regungen, andere Ideale, eine beſtimmte Richtung einzuhalten.

Hier iſt Krieg nicht Unfähigkeit zu wollen und zu vollbringen, ſondern ein ſehr intenſives Wollen und ein Vollbringen, das ſich auf alle Hilfsmittel des Wiſſens und der Technik ſtützt. Wir haben nicht mehr die Hilfstruppen des kriegeriſchen Ideals vor uns. Wir ſtehen inmitten der Leibgarde.

Wenn man für den Frieden kämpft, muß man ſich vor einem Fehler in acht nehmen, der jedem, der ihn begeht, verhängnisvoll werden muß, und in alle Friedensbeſtrebungen, bevor ſie ſich nur entfaltet haben, den Keim des Unterganges legt. Nämlich vor der Auffaſſung, der Krieg ſei etwas Nebenſächliches, Zufälliges in unſerer Kultur. In Wahrheit iſt er ihr Weſen, ihr Ausdruck. Er iſt nur ihre folgerichtige Entfaltung und Vergröberung. Er iſt das ungeheure Projektionsbild, deſſen Platte im Apparat ſteckt, aber erſt ſichtbar wird, wenn ſie von grellem Licht durchflutet wird.

Darum die tiefe, peinliche Wahrheit des Wortes „Krieg dem Krieg". Man bekämpft nicht einen Schaden neben andern, eine peripheriſche Erſcheinung. Man greift ins Zentrum ein, man

greift die Seele der Welt selber an. Und diese Seele wehrt sich. Sie hat mit riesiger Energie, mit allem Aufwand von äußeren Organisationen, von Wissen und Technik eine mächtige Kultur geschaffen, die sich, was das Innere anbelangt, nicht wesentlich über die Höhe der Raubtierinstinkte erhoben hat. Man raubt mit sehr viel Technik, sehr viel Protokollen und sehr viel Gesetzesparagraphen. Das ist der wesentliche Unterschied. Schon im Frieden entreißen wir dem Einzelnen Freiheit und Persönlichkeit, machen wir ihn zum Werkzeug. Schon im Frieden haben wir eine Kultur des Raubes, darum kann so leicht aus diesem Frieden ein Weltkrieg werden. Aber dieser unwahre Frieden und der Krieg, der aus ihm stammt, wehren sich. Sie glauben an sich selber, sie verteidigen sich.

Und damit sind wir nun ganz in das Zentrum des Feindes gelangt. Die Leibgarde blickt auf zu ihren Standarten. Unsere Kultur des Mordes und des Raubes schart sich um ihr Ideal. Sie kämpft nicht im Zeichen der bloßen Realpolitik. Sie umgiebt wenigstens ihre Brutalität mit einer glänzenden Hülle. Sie ist zur Religion geworden. Diese Religion hat ihre Apostel, ihre Propheten, ihre Theologen. Die Zahl ihrer Ketzerrichter ist im Anwachsen begriffen. Nur Märtyrer dieser Theologie sucht man noch vergebens. Die Inquisition steht ihr besser. Das kriegerische Ideal ist zur Religion geworden, und damit hat es sich selber eine Wucht und Geschlossenheit verliehen, die es scheinbar unüberwindlich machen. Was für ein Sturm, ein Angriff gegen den Krieg nötig ist, das sehen wir erst hier; allerdings kommen wir damit auf das Gebiet, auf dem die letzte Entscheidung fallen soll.

Wenn sich die Menschen nicht mehr zu helfen wissen, gelangen sie zu Gott. Der Zöllner schlägt sich an die Brust: „Gott sei mir Sünder gnädig". Aber neben dem reinen Bild haben wir das Zerrbild. Die Menschen haben noch nichts Schlechtes, Schamloses, Gemeines erfunden, ohne sich dabei auf Gott zu berufen. Die Religion ist das große Patentbureau für alles Unwahre, Halbe, Laue, Grausame und Ungerechte gewesen. Wenn man sich bei etwas Unvollkommenem beruhigen will, wenn man nicht weiter kann und den Zwiespalt gar peinlich empfindet, so ruft man Gott an. Er soll alles rechtfertigen. Die eigene Unfähigkeit und Unsicherheit, sogar die Skrupeln und Gewissensbisse, — über alles hebt man sich hinweg, wenn Gott das Handeln legitimiert. Kann es denn noch eine gemeine Tat sein, wenn man sie im trotzigen Glauben an Gott vollbracht hat? Und wenn man gar nachher ein „Te Deum" erschallen läßt! Der Krieg mag an sich roh, etwas Primitives, Rückständiges sein — die Beziehung zu Gott macht ihn scheinbar zu etwas Wertvollem, Heroischen. Das Verbrechen wird zur gottseligen Tat. So wird, wir mögen es wollen oder nicht, der Kampf gegen den Krieg zum Kampf gegen eine Religion. Und wir wissen genug aus Religionsgeschichte und Kirchengeschichte,

um einen solchen Kampf als den schwersten von allen bezeichnen zu müssen. Die erbittertsten Kämpfe sind die Kämpfe um die Götzen. Ist es den Menschen einmal gelungen, ihrer Gemeinheit, ihrer Rückständigkeit eine schöne Hülle zu verleihen, haben sie es dazu gebracht, ihre eigene Unfähigkeit, ihre eigene Brutalität in schönem Gewand anzubeten, dann steht der schwerste, blutigste Kampf bevor. Für nichts wehren sich die Menschen so, wie für das, was ihnen in der Hülle des Ideals den Kampf um das Letzte, Höchste erspart.

Man kann sich angesichts der heutigen Weltkrise fragen, ob es je gegen Götzen und Götzendienst einen so schweren Kampf gegeben hat, wie den, der nun mit der Religion des Krieges auszufechten ist. Ob je eine widergöttliche Ordnung durch eine so raffinierte Technik der Selbsttäuschung und Selbstverblendung, der Lästerung und der Verlogenheit zu Gottes Willen umgestempelt worden ist. Es ist mit vollem Recht bemerkt worden, daß die schlimmsten Aussprüche über den heutigen Krieg aus Theologenkreisen stammen. Staatsmänner und Soldaten leiden unter der Gewalt und den Greueln, die sie begehen, aber Theologen machen daraus eine höhere Pflicht, ein Martyrium. An der Front verflucht man den Krieg. Hinter der Front preist man seine Göttlichkeit.

Gehen wir noch einen Schritt weiter. Schon diese Rechtfertigung der eigenen Unfähigkeit und Roheit würde der Religion des Militarismus eine kräftige Stütze sein und ihr einen wahren Zauber über die Gemüter verleihen. Aber ihre Macht reicht noch weiter. Ihre Wurzeln liegen noch tiefer. Sie würde nicht mit einer solchen Zauberkraft wirken, das Gemüt so vieler edlen und männlichen Naturen in ihren Bann zwingen, wenn sie nicht eine täuschende, blendende Wesensverwandtschaft mit der wahren Religion hätte. Der Teufel würde als Teufel recht wenige ernste und tiefe Naturen bestricken. Darum versteht er es so geschickt, sich in einen Engel des Lichts zu verwandeln. Und wer könnte nicht über die lichten Seiten des kriegerischen Ideals die glänzendste Apologie schreiben. Wie leicht ist es hier, das religiöse Moment hervorzuheben. Wie leicht sogar zu zeigen, daß im kriegerischen Ideal alle hohen Werte der Religion stecken, im modernen Gewand, auf die heutige Lage angewendet. Haben wir hier nicht das, was der Religion ihre Macht, ihre Werbekraft verleiht? Haben wir hier nicht dieses geheimnisvolle, unergründbare Etwas, dieses Etwas, das Dich, Deine ganze Kraft und Energie in den Dienst eines höheren Zieles spannt und Dich weit über die Sphäre Deiner kleinlichen Interessen hinweghebt? Wirst Du hier nicht etwas Großem, Heroischem eingereiht? Hast Du hier nicht das wahre moderne „Stirb und werde"? Das Opfer, das Du selbst oder Deine Angehörigen darbringen? Du *stirbst*, Dein Leichnam verwest irgendwo, ohne daß die Deinen an Deinem Grabe weinen und beten können, aber dafür *wird* etwas anderes, etwas ganz Großes. Dein Volk, Dein Vaterland wird,

wächst, erhebt sich, siegt. Gibt es eine unwiderstehlichere Form der heroischen, der opferfreudigen Stimmung, die in der Religion lebt? Ist es nicht die Religion für unsere Zeit? Und ist es nicht ganz folgerichtig, ganz einfach, selbstverständlich, daß man hier dann „Gott" sagt, Gott anruft? Die dämonische Kraft, die hier aufflammt, ernste, tiefe Naturen in das Opfer, in das Leiden, in die Not treibt, kann sie anderswoher stammen, als von Gott?

Und so täuscht man sich über alles hinweg, was diese Religion des Krieges zur inneren Unmöglichkeit, zur Unwahrheit werden läßt. Man vergißt, daß nicht Gott das Ziel stecken kann, wo es sich um äußere Ueberwindung handelt; daß Gott nichts mit äußerer politischer Expansion, mit Vernichtung anderer Völker zu tun hat. Man vergißt, daß er, sofern er sich nicht zwischen Allah und Wotan einreihen läßt, gerade die Ueberwindung dieser Stimmung will, die stets aus einem naturnotwendigen Antrieb die Macht an die Stelle der Gerechtigkeit, die Gewalt an die Stelle der Liebe setzen muß. Und so täuscht man sich darüber hinweg, daß keine Opfer, auch wenn sie persönlich rein und selbstlos sind, keine noch so religiöse Stimmung, wenn man, von ihr getragen, in den Krieg zieht, ein solch teuflisches Ziel als Gottes Ziel hinstellen und erweisen können.

Aber gerade durch seine Selbstbegrenzung und seine Kunst der Selbsttäuschung besitzt dieses kriegerische Ideal eine ungeheure Macht. Rohe Naturen, die sich nicht zum Höchsten aufraffen, werden sich dafür wehren, um sich selber nicht aufgeben zu müssen. Auch edle, vornehme Gestalten, die mit ihm ihre ganze Sehnsucht nach einem hohen, männlichen Ideal, ihren Durst nach Opfern verbunden haben, werden in seiner Abnahme den Untergang alles Großen in der Welt erblicken. Wobei sie sich mit vollem Recht darauf berufen, daß der Krieg etwas Höheres bedeuten kann, als die faule, träge, leere, genußsüchtige Gesinnung des Alltags. Eine Hauptstütze des kriegerischen Ideals ist die öde, kleinliche Stimmung, die sich so leicht in ruhigen Zeiten breit macht. Im Gegensatz dazu erscheint er als das Höhere, als der Retter in der Not. Das Philisterium ist die Hauptstütze des Militarismus.

Dies alles bringt uns nun auf die Hauptfrage zurück. „Krieg dem Krieg" ist keine Phrase, keine sentimentale Redensart. Es ist eine wahre, echte Kriegserklärung. Die Musterung der Gegner ist abgeschlossen. Sie hat als Resultat ergeben, daß die Friedensvertreter einen furchtbaren, geschlossenen Feind vor sich haben, der nicht nur mit materiellen, sondern mit geistigen Waffen kämpft und sich an seinem Ideal eine stete Stärkung, neuen Glauben an sich holen kann.

Soviel ist auf alle Fälle klar: es handelt sich um einen Kampf, um eine Entscheidung, die sich in der allerhöchsten Sphäre abspielen muß. Alles steht auf dem Spiel. Das ganze Ich, sein Wille, seine Sehnsucht nach Wahrheit und Größe. Die ganze Welt, ihre Seele, ihre Zukunft. Es ist ein tragischer Kampf, zu dem alles

aufgeboten wird, der alles aufwühlt. Rassenkampf, wirtschaftliche Kämpfe, alles, was jetzt die Völker entzweit, weicht zurück und wird zur Nebensache, wenn es die Entscheidung gilt: Ist unsere Welt dazu verdammt, das Gebiet der krassen Machtentfaltung zu sein, oder ist sie zur Gerechtigkeit und Heiligkeit berufen? Das ist der Kampf um den Frieden.

Darum ist auch das erste, daß man vor dem Kampf das eigene Lager säubere. Angesichts dieser geschlossenen, mit einem so dämonischen Zauber ausgerüsteten Macht wird alles, was nicht aus der stärksten und ernstesten Kampfstimmung stammt, lächerlich. Mit Phrase, Sentimentalität, mit guten Ratschlägen, Protokoll, Resolutionen und Komitees ist hier recht wenig anzufangen. Man gibt höchstens den Gegnern ein Ziel mehr — für ihren Spott. Es muß alles zurücktreten, was nicht mit einem stärkeren, noch herberen Ideal das kriegerische Ideal überwinden kann. Der Militarismus wird immer über alle Versuche, ihn zu überwinden, den Sieg davontragen, wenn man aus diesen Versuchen eine schwächliche Stimmung, nur die Angst vor dem Militarismus und seinen Greueln herausliest. Er wird da immer die Rolle des Helden gegen den Feigling spielen. Von den Versuchen nicht zu reden, im Namen des Rechtes auf Genuß, auf volle, uneingeschränkte Lebensfreude gegen die Verkürzung des Glückes durch den Krieg zu protestieren.

Wir können nicht in der Niederung bleiben, wenn wir zeigen wollen, daß ein Vorberg nur ein bescheidener Vorberg ist. Wir müssen auf den wahrhaft hohen Gipfel steigen, der den Vorberg überragt, obschon er scheinbar von ihm verdeckt ist.

Der Antimilitarismus ist zwar keineswegs arm an kräftigen Gestalten. Es gibt keinen beredteren Anwalt der kriegerischen Eigenschaften: Kühnheit, Opfersinn und Wagemut als Proudhon. „Krieg und Frieden", eines seiner Hauptwerke, ist nur die Verlegung dieser Eigenschaften in die sozialen Kämpfe. Der Syndikalismus, dieser charaktervollste und männlichste aller Sozialismen, hat ihn verstanden. Hier ist der Antimilitarismus von der schärfsten Kampfstimmung beseelt. Bakunin ist auch als Antimilitarist noch Artillerieoffizier geblieben. Und wird man leicht männlichere Gestalten finden als Krapotkin und Tolstoj? Gibt es nicht eine Ablehnung der Gewalt, die gerade in einem Heroismus, in einer so gewaltigen Steigerung der Leidenschaft wurzelt, daß alle äußeren Kämpfe daneben kleinlich und schwächlich werden?

Ablehnung der Gewalt aus heroischer Leidenschaft. Treten wir hier nicht in den Bannkreis der Gestalt, von der merkwürdiger Weise die Kriegstheologie, bei allem Gerede von Gott, recht wenig redet, als schrecke sie vor einer letzten Lästerung zurück. Und ist es nicht diese Gestalt, die uns den Weg weist, den wir nun zu betreten haben: Alles, was im Kampf gegen das kriegerische Ideal an unbändiger Leidenschaft, an kühnem Trotz vorhanden ist, zu-

sammenzuraffen, aber es noch zu erhöhen, zu reinigen, es von der Gewalt und dem Glauben an sie noch völliger zu lösen, bis zur reinen Höhe des Kreuzes?

Wir stellen uns hier entschieden und entschlossen auf den Boden, auf dem allein der Kampf gegen den Krieg gewagt, der Sieg über diese furchtbare, geschlossene Uebermacht errungen werden kann. Das kriegerische Ideal hat uns selber dazu aufgefordert. Es tritt als Religion auf. Es soll als Religion bekämpft werden; mit der Religion. Nur die Religion macht aus dem Kampf gegen den Krieg einen noch härtern, herberen Kampf als der Krieg. Nur die Wahrheit kann das Zerrbild als Zerrbild entschleiern. Nur Gott wird mit den Götzen fertig.

Darum muß der Kampf gegen den Krieg, der Kampf um den Frieden, ein religiöser Kampf sein. Er ist nur dann nicht aussichtslos, wenn er von dem leidenschaftlichen Zug, von der Selbstbewahrung der Religion gegen Verzerrung und Entartung getragen wird. Es muß in ihm, wenn er nicht schwächlich und flach werden soll, die ganze Spannung liegen, die die Religion mit sich bringt. Der Antimilitarismus ist die lebendige Entfaltung der lebendigen Religion. Aber erst die Religion wird den Antimilitarismus lebendig machen, indem sie ihm ihre ganze Kampfstimmung, ihr absolutes „Entweder, Oder" verleiht. Man kann dann ruhig sein. Der Pazifismus wird nichts Schläfriges und Lähmendes mehr haben. Die Lebendigkeit Gottes kann auch mit Protokollweisheit und matten Resolutionen, mit jedem faulen, trägen Frieden fertig werden.

Das erste, was Gott tut, da, wo er lebendig ist und als Leben empfunden wird, ist, die bestehende Welt unmöglich, unerträglich zu machen. Freund zu Gott, Feind zur Welt, sofern sie sich nicht auf Gottes Seite schlägt, und Kampf gegen sie. So entstammt der Angriff gegen den Militarismus aus der reinsten Kampfesstimmung, der religiösen Spannung. Der Kampf um den Frieden ist nichts anderes als der Kampf um das Ziel, das Gott der Welt steckt. Er gilt darum allen Mächten, welche Gottes Ziel entgegenarbeiten, welche es unmöglich machen, oder verkleinern, entstellen, erniedrigen wollen. Gott will den Kampf um die Heiligkeit, sie setzen den Kampf um die Macht an seine Stelle. Er will die Gerechtigkeit, die Welt will die Macht und ihre Kraftproben. Er will den Heroismus der Liebe und des Opfers; sie beharrt auf dem brutalen Heroismus des äußeren Kampfes. Religiös betrachtet ist der Krieg darum so schlimm, weil er die gottgewollten höheren Formen des Kampfes zu Gunsten einer jammervollen Vergröberung unmöglich macht. Der Krieg mit seinem massiven Heldentum raubt uns immer wieder den Sinn dafür, daß wir gerade im „Frieden" die schwersten Kämpfe zu bestehen hätten.

Hier stehen sich darum Gott und Gott gegenüber. Der Gott, dem man nun Lästerungsgebete und Lästerungsloblieder darbringt.

Der Gott, den man für den eigenen Wahnsinn verantwortlich macht, dessen Sache man führen, dessen Herrschaft man begründen will, indem man verheert und mordet; dessen Reich man baut, indem man mit Kasernengeist, äußerer Disziplin, Waffen und Kriegsrecht organisiert. Der Götz, in dessen Dienste man die grausameren Waffen und die wirksameren Explosivstoffe „heilig" preist. Dem gegenüber wieder Gott, Gott, der sich die Umgrenzung und Verpfuschung seines Gebietes nicht auf ewig gefallen läßt, Gott, der nie auf die Dauer das Zerrbild und die Fratze neben der Wahrheit bestehen ließ. Das ist der tiefere Sinn von „Krieg dem Kriege". Der Krieg zwischen der Religion des Militarismus mit ihrem rohen Pflicht-, Opfer- und Solidaritätsbegriff, mit ihrem seltsamen Gemisch von Vergötterung der Macht und Selbstverleugnung des Ich im Dienste dieser Macht — und der Religion Christi.

Wir reden von Kampf, weil wir glauben, daß die zweite Religion in noch ganz anderer Art im Dienste des höheren Ziels den Willen anzuspannen, den Opfersinn zu wecken vermag. Ist doch das Ziel nicht die Machtentfaltung und Machtstellung einer Nation, sondern ein Reich, das alle Nationen umfaßt. Zum Frieden Gottes braucht es Kampf. Denn dieser Friede ist selber nur ein Kampf, die höchste, reinste Form des Kampfes. Gott ist immer der Angreifende, darum ist die Religion ein steter Angriff. Darum soll man diesen Kampf auch auf die Art ausfechten, die seinem Wesen entspricht. Nicht Abwehr, nicht Flucht, sondern Angriff.

Hierzu muß man sich aber rüsten. Die ganze autoritäre, dämonische Welt des Militarismus muß zunächst innerlich gebrochen, entwertet werden. Die Zauberkraft der Götzen wird in der revolutionären Seele der Ketzer gebrochen. So gilt es hier zunächst einen stillen, aber zähen Kampf um die Innerlichkeit, bis die Seele frei von dem Bann des dämonischen Ideals ist, frei von den Regungen, die sie immer wieder zu ihm treiben. Und so gilt es dann weiter, einen steten Kampf zwischen dieser nach völliger Freiheit von dem Ideal der Gewalt ringenden Innerlichkeit und der Welt der Gewalt. Wir predigen nicht die Abkehr von der Welt des Krieges, und damit einen bequemen Bußkampf, der die Schwelle des Bewußtseins nicht überschreitet. Es soll laut, scharf protestiert werden, es soll auf der ganzen Linie der Kampf mit dem kriegerischen Ideal aufgenommen werden. Auf allen Gebieten sollen ihm Seelen entrissen werden. Aber dieser Protest wird nur dann wirksam sein, wenn er von solchen ausgeht, die sich vor dem kriegerischen Ideal nicht beugen, weil sie es innerlich durch ein höheres überwunden haben. Die Werbekraft ist nur der Ausdruck dafür, daß man ganz losgelöst ist von der Welt des Mordes und des Raubes. Wie alle Götzen, muß der Militarismus an der Heiligkeit zerschellen.

Diesen persönlichen Kampf wird niemand für uns führen. Er wird entwürdigt, wo man ihn auf etwas oder auf jemanden abwälzt.

Hier steht Seele gegen Seele. Deine Seele gegen die Seele des kriegerischen Ideals. Hier gibt es kein Delegationssystem, keine parlamentarische Vertretung, keine Wahlurne. Hier gibt es nur eine direkte Aktion erhabener Art. Du mußt mit ihm fertig werden, es niederringen. Auf deine Weise, wie es dir, deinem Wesen, deiner Art, dich gegen es zu empören, entspricht. Du mußt fühlen, daß du verloren gehst, wenn es über dich siegt. Es ist ein religiöser Kampf, der darum ohne Kompromiß mit der charakteristischen Schärfe der Religion geführt werden muß. Alles, was dem militärischen Ideal Daseinsrechte anerkennt, sei es auch nur relativ, bedingt, läßt es sofort wieder erstarken.

Daraus kommt dann die Kraft, es bei anderen und für andere zu bekämpfen. Sind wir damit fertig, so können wir es auch anderswo an der Wurzel angreifen. Es wird nicht mehr ein Guerillakrieg, ein Grenzgefecht sein. Wir kämpfen nicht gegen Auswüchse des Kriegsideals auf einem Boden, der ihm verkauft ist; wir stürzen die Grundlage, auf die es sich stützt.

Und daraus ergibt sich eine Kampfstimmung ganz besonderer Art. Eine Kampfstimmung, für die wir keineswegs die Schlagworte Heldentum, Heroismus u. dgl. mehr gebrauchen wollen. Sie liegt allzu weit abseits von all dem Heldentum, von dem man jetzt so viel redet, von allem äußeren Kampf, von allem Rausch, aller gehobenen Stimmung des Kampfes um die Macht. Sie ist zwar Trotz, Gehobensein, Freude und unbeugsamer Wille, aber auf eine besondere Art.

Darum brauchen wir ein anderes Wort für diesen Kampf. Ein Wort, das das kriegerische Ideal merkwürdig wenig braucht, oder dem es wenigstens sofort eine andere Wendung gibt, das es sofort von seinem ursprünglichen Sinn ableitet. Wir sagen „das Kreuz“ und meinen das Kreuz. Das wahre, echte Kreuz. Nicht seine Fälschungen, Entartungen und Zerrbilder. Das Kreuz, das darum Kreuz ist, weil es so schwer darunter leidet, es nicht vollkommener zu sein, das Kreuz, das zunächst so völlig mit allem äußeren Kampf bricht, um ihn desto völliger zu überwinden; zunächst ganz vom Gedanken des Unterliegens lebt; aber aus der äußeren Niederlage die fruchtbarsten Siege macht.

Das Kreuz ist die radikale Entwertung des kriegerischen Ideals, weil es dessen ganze Tollkühnheit, dessen Opfersinn, Wagemut und leidenschaftliche Hingabe besitzt — in noch viel höherem Maße, als es — ohne die Gewalt. Der Kultus der Gewalt sinkt zusammen. Er hat seinen Meister gefunden. Das Kreuz steht viel höher über dem Kriegsideal, als das Kriegsideal über Feigheit und Philistertum. Jeder von uns, die wir „Krieg dem Kriege“ sagen, wird es auf seine Art auf sich nehmen müssen. Er wird es an dem Punkte finden, wo er den Kampf gegen das kriegerische Ideal eröffnet. Es wird ihm Beweis sein, daß sein Angriff erfolgreich ist.

Das Kreuz ist darum die höchste Form des Kampfes gegen das kriegerische Ideal. Nicht das weinerlich, nur mühsam, unter Zagen und Murren ertragene Kreuz. Das Kreuz, das man sich selber schafft,

durch Protest und Kampf, durch trotzige Haltung gegen die Götzen der Zeit, durch die Weigerung, vor ihnen in den Staub zu kriechen. Durch dieses Kreuz müssen wir uns nun selber finden. Es soll der höchste Ausdruck unserer leidenschaftlichen Feindschaft gegen das kriegerische Ideal sein, unserer Empörung gegen die autoritäre Macht, die unter Vorspiegelung hoher Ziele den modernen Menschen zu ihrem Sklaven macht. Das Kreuz ist unsere Antwort auf die Werbeversuche und Organisationsproben des Militarismus.

Wenn das heilige, herbe Ideal des Kreuzes unter uns wieder eine Wahrheit würde, wenn es uns zum Bewußtsein käme, was in ihm für eine wilde, leidenschaftliche Kampfstimmung lebt, und wenn sich diese Kampfstimmung dem Krieg gegen den Krieg mitteilen, wenn sich dieser unbeugsame Trotz im Widerspruch gegen die Religion der Waffen geltend machen könnte, dann würde „Krieg dem Kriege" keine Redensart, keine Protokollweisheit, sondern die derbste Realität. Es würde zur Wahrheit für uns und für andere, es würde wahr, daß wir Freiheit wollen, weil wir diese Freiheit von allem befreien, was sie einengt, immer wieder mit äußeren Erfolgen, mit allen sinnlichen, kleinlichen Seiten unseres Ich beschwert. Die Ketzerei würde damit zur Wahrheit, weil man sie durch die Bereitwilligkeit zu noch anderen Opfern stützt, als die offizielle Religion sie verlangt.

Und wenn jeder, zunächst für sich, diesen schweren Weg ginge, so würde es, ohne daß man es merkte, zu einer merkwürdig festen und unüberwindlichen neuen Organisation kommen. Es käme nicht zur Organisation Europas im Zeichen irgend einer Gewaltherrschaft, komme sie von hüben oder von drüben. Es käme zu etwas, was solch gewaltsame Organisationsversuche auf das Niveau zurücksinken ließe, das sie in Wirklichkeit einnehmen, nämlich so etwas zwischen einem schlechten Witz und einem wahnsinnigen Traum. Es käme zu einer großen, freien, weiten Welt, aus der das Opfer und die Heiligkeit die Gewalt verscheucht hätten, und die nun frei atmen und frei zu Gott aufschauen könnte.

Dieser Weg steht vor uns. Dornenvoll und voller Kämpfe. Aber er ist der einzige Weg, für den Frieden auf eine Art zu kämpfen, die uns selber hebt und den Gegnern Achtung einflößt. Es ist die einzige Art, für den Frieden zu kämpfen, ohne daß der Friede etwas Faules, Schlechtes werde, das den Krieg sofort wieder rechtfertigen würde. Gott kämpft nicht für den „Frieden". Er kämpft gegen den Krieg, weil der Krieg mit seiner brutalen Einseitigkeit und Vergröberung jede höhere Form des Kampfes unmöglich macht.

So soll unser Kampf um den Frieden ein Kampf um den Kampf sein. So sollen wir ihn führen. J. Matthieu.

Selig sind die Friedebringer.[1]

Selig sind die Friedebringer, denn sie werden Söhne Gottes heißen.
Matth. 5, 9.

Krieg und Frieden — das ist der Angelpunkt, um den sich all unser Denken und Empfinden dreht und von dem wir nicht loskommen. Es ist eben nicht ein gewöhnlicher Krieg, der als eine besondere Erscheinung neben andern herginge und neben dem wir mit mehr oder weniger Ruhe unsere gewohnten Geschäfte weiter betreiben könnten, es ist der Krieg, der Krieg, der das Auflodern der alten Welt im Feuer, den Zusammenbruch unserer Zivilisation bedeutet, der Krieg, der unsere große, allgemeine, entscheidende Lebensfrage geworden ist. Und so ist es nicht ein Friede, wie ein anderer, um den unser Denken sich bewegt, sondern der Friede, der Friede, der unsere Welt retten muß, der Friede als dauernder Zustand, als die Zukunft der Menschheit. So ungeheuer furchtbar der Krieg geworden ist, so gewaltig flammt die Friedenshoffnung in den Herzen auf. Was Frieden heißt, das erfahren die Meisten von uns erst jetzt im Großen. Wie sehnen wir uns nach Frieden — schon jetzt! — wie sind wir des Krieges müde, schon jetzt! — ja, schon lange, auch wir, die wir ja nicht die Schrecken des Krieges im eigenen Lande, an unserem Hab und Gut oder, was ja unvergleichlich mehr ist, an unserem Fleisch und Blut erfahren haben. Welch ein Jubel entränge sich unserer Brust, wenn es eines Tages hieße: „Es ist Friede!" Was für eine Gnadenstimme Gottes, welch ein Lobgesang aller Engel wären uns die Glocken, die Frieden verkündeten! Es macht unsere Seele elend, Tag für Tag einmal oder mehrmals, die Zeitungen lesend, jene Welle von Haß und Lüge über uns hingehen zu lassen, die von den Kämpfenden erzeugt wird, um den Kampf der Waffen zu verstärken; unser Herz leidet tief unter der Zwietracht, die durch die Verschiedenheit der Stellung zu diesen Dingen unter Menschen erregt wird, die sich sonst nahe standen; und endlich die Berichte von den Schlachtfeldern her mit ihrem unsagbaren Grauen! Die Luft ist voll von wilder Wut und unheimlichem Schrecken — o welche Erlösung, wenn plötzlich hohe Friedenskunde diese dämonische Atmosphäre zerrisse! Aber fast noch mehr als das Furchtbare, was wir jeden Tag lesen und hören müssen, flößt uns etwas Anderes Grauen ein: daß wir nicht mehr genug Grauen empfinden ob dem Furchtbaren, daß wir allmählich stumpf werden, daß wir uns in das finden, als in etwas Selbstverständliches, was uns noch vor kurzem als unerhört und unmöglich erschienen wäre, daß wir den wilden Geistern des Krieges das Feld überlassen. Und noch mehr als diese macht uns eine andere Tatsache zu schaffen. Wir greifen nach diesen Schlachtberichten mit einem leidenschaftlichen Interesse. Wie?

[1]) Predigt, gehalten in der Kirche von Oberstraß in Zürich, 8. November 1914.

ist das nur das Interesse an etwas, das wir nun einmal kennen müssen, weil es wichtig ist, an das wir aber nur mit Widerwillen gehen? Lasset uns ehrlich sein: Haben wir nicht eine geheime Freude an diesen Schilderungen wilden Würgens und Tobens? Ziehen sie uns nicht um so mehr an, je furchtbarer sie sind? Mit einem Wort: Haben wir nicht doch auch Freude am Kriege, trotz allem? Vielen gegenüber ist das eine unnötige Frage: sie lieben den Krieg, halten ihn für etwas Großes und gestehen es zu; aber wir, die wir ihn mit Kopf und Herz verurteilen, tragen wir nicht etwas in uns, was ihm zustimmt, ihn in unserem Herzen Lieder singt? Wir müssen uns klar machen, daß das kriegerische Ideal noch eine ungeheure Macht über die Menschenherzen besitzt. Dürfen wir uns darüber wundern? Ist es doch ungezählte Jahrtausende nicht bloß ein Ideal neben andern, sondern recht eigentlich das Ideal der Menschen gewesen. Kriegstüchtig zu werden an Leib und Seele, war des Mannes oberstes Streben; den gewaltigen Krieger bewunderte nicht nur der Mann, sondern auch die Frau über alles, kriegerische Tapferkeit, und auch etwa List und Schlauheit, galt als Krone der Tugenden. Heldentum war Heldentum des Kriegers oder der Kriegerin; man kannte kein anderes. Auch später, als andere Ideale neben diesem vorher einzigen emporkamen, blieb dieses im Vordergrund stehen. Es ist uns allen in den empfänglichen Tagen der Jugend eingeprägt worden. Der Mittelpunkt der Geschichte, die man uns erzählte, bildeten Schlachten und Helden der Schlacht. So hat dieses kriegerische Ideal ein starkes Leben in uns. Es ist mit seinen Wurzeln allem Höchsten in uns verbunden und wird von ihm genährt. Und wir müssen sagen: die Macht und Herrschaft dieses Ideals über die Menschen ist eines der stärksten Bollwerke des Krieges. Wenn dieses Ideal nicht immer wieder die Herzen bezauberte, fände der Ruf zum Kriege widerwillige Herzen und taube Ohren, folgten den Kriegsbannern nur mattherzige Scharen, mit denen sich nicht Schlachten schlagen ließen. So aber antwortet dem Ruf zum Krieg ein Ruf aus der Tiefe der Herzen selbst, ein Echo ertönt ihm, zunächst vielleicht leise, dann laut und lauter, eine Freude steigt auf, eine Begeisterung, ein Rausch, ein Sturm. Alles Höchste und Beste, was in den Herzen lebt, quillt auf und ergießt sich in diesen Strom und es steht gewaltig und hinreißend über den Völkern die Herrlichkeit des Krieges. Ja, sicherlich ist es so: dieses kriegerische Ideal, das in den Herzen lebt, ist eine der stärksten Ursachen und eine der festesten Burgen des Krieges.

Werden wir diese Burg stürzen? Werden wir das kriegerische Ideal zerstören? Seien wir wieder ehrlich: ist es nicht groß und herrlich? Ist der Krieg nicht hohe Poesie des Daseins? Bringt er nicht das Größte zum Vorschein, was im Menschenwesen angelegt ist? Bleibt es nicht ewig wahr:

„Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muts.

Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Wie klein und staubig und philisterhaft ist das Leben der Menschen im Durchschnitt? Wo ist in diesem Kampf ums Brot oder das gesellschaftliche Vorwärtskommen, diesem Geldverdienen, diesem Sitzen im dumpfen Büro, diesem Stehen an der Maschine das Große, wonach das Menschenherz sich sehnt? Denn das ist ja wahr, es sehnt sich nach dem Großen, es weiß sich dazu berufen, trotz allem; es hat im Großen sein Leben, es sehnt sich nach Heldentum, es möchte sich hingeben an eine Sache, die seiner höchsten Liebe wert wäre, es möchte das Leben teuer verkaufen. Aber wie? Rings umgibt uns die ideallose Oede des Alltags, überall kleinliches Wesen, worin unsere Seele verschmachtet. Da ertönt der Ruf zum Kriege — und siehe, nun lauscht diese Sehnsucht der Seele auf. Da ist ja etwas Großes! Da ist Poesie. Da wird die Kraft aufgerufen. Da winkt Kampf, Wagnis, Abenteuer. Da legt der Kommis seine Feder weg und greift zum Gewehr; ist das nicht ein edler Tausch? Ist er nun nicht mehr Mann als vorher? Da zieht der Fabrikarbeiter seine Blouse aus und legt den Waffenrock an — ist das nicht eine Erhöhung? Dürfen wir uns wundern, wenn auch der sozialistische Arbeiter, der den Krieg aufs heftigste verurteilte, auf einmal von seinem Zauber ergriffen wird? Er wird aus sklavischer Oede und Dürftigkeit des Daseins auf einmal herausgerissen in ein großes, brausendes Leben, ins Leben, aus einem Zustand, der kein Leben war. Und der Bauernbursche aus dem weltverlorenen Bergdorf — auf einmal wird er Teilnehmer an großen Völker- und Weltgeschicken, und sein Vater daheim, sein ganzes Dorf, wird mit ihm aus der Enge ins Weite gezogen. Der junge Gelehrte oder Künstler aber, er vergißt das unruhige Suchen des Ich, das Hin- und Hertasten nach einem Lebensinhalt, er hat ein Ideal, hat den Anschluß an das Ganze gefunden. Ein Strom von Gemeinschaftsgefühl durchbraust die Völker. Die Menschenherzen werden des Großen fähig, daß sie über sich selbst staunen. Das Opfer, das ihnen sonst so furchtbar schwer wurde, nun wird es ihnen eine Lust. Wo sonst die Feigheit herrschte, erwacht der Heldenmut. Nun quillt alle Sehnsucht nach Heldentum, die ungestillte, auf und wird zur Tat. Auch der furchtbarste Feind, der Tod, vor dem wir sklavisch zitterten, er verliert seinen Schrecken. Hunderttausende ziehen in den Tod als zu einem Feste. Das feige Hangen am Leben ist überwunden. Die Menschen sind zu einem Leben durchgedrungen, das gerade im Sterben erfaßt wird. Es berührt sie im freudigen Schlachtentod die Ewigkeit. Eine Erlösung kommt im Kriege über die Menschen; das Göttliche quillt aus den Tiefen des Menschenwesens auf, daß uns Staunen ergreift. Wer will kommen und dieses Große wegnehmen? Machten wir die Welt damit nicht unendlich ärmer? Wer wagt es, das kriegerische Ideal zu stürzen?

Freilich kommen nun die Gegner des Krieges und zeigen die andere Seite der Sache. Sie weisen auf all die Zerstörung, all die Greuel hin, die der Krieg schafft, sie zeigen, daß all diese Herrlichkeit auf Blut und Grauen beruht, daß sie eine dämonische Herrlichkeit ist. Aber haben sie Recht? Sind ihre Gründe tief und stark oder sind sie schwächlich und oberflächlich? Sind es Gründe, die dem Großen im Menschen gerecht werden oder sind es bloß Gründe für den allzuklugen Verstand oder gar die Bequemlichkeit und Weichlichkeit? Sie weisen darauf hin, daß der Krieg die mühsam geschaffenen Güter der Kultur zerstört, Verwüstung, Armut und Elend schafft. Aber gibt es nicht etwas Höheres, als all diese sogenannten Kulturgüter: das Ringen der Menschen um Sieg, die Entfaltung von Kraft und Heldentum? Ja, ist nicht Tragik besser als Bequemlichkeit? Sie sagen freilich, daß im Krieg mehr als Geld und Gut und Kultur, daß darin das Heiligste geopfert werde, was es gebe: das Leben, das Leben so vieler jungen, wertvollen Menschen, das von Müttern mit Schmerzen geborene, mit Gebeten gesegnete, gegen so viel Feinde verteidigte. Aber die Verteidiger des Krieges antworten: „Ist das Leben der Güter Höchstes? Lehrt nicht der Krieg gewaltig, daß es etwas gibt, das mehr ist als das Leben, mehr als wir selbst?" „Es sei," sagen die andern, „das Leben *hinzugeben*, ist etwas Großes, aber der Krieg verlangt, daß wir andern das Leben *nehmen*. Er veranlaßt uns zum *Töten*, zum Morden." Aber wieder kommt eine Antwort: „Der Krieg geht nicht aufs Morden, sondern aufs Siegen. Nicht will ich in erster Linie dem Gegner das Leben nehmen, wohl aber weiß ich, daß ich meines zu geben bereit sein muß." „Aber die furchtbaren Greuel des Krieges, der Haß, die Lüge, die Roheit?" „Das sind traurige, aber unüberwindliche Begleiterscheinungen des Großen," tönt es zurück, „man kann nichts Großes haben, ohne dafür zu bezahlen. Schafft der Krieg nicht trotz allem eine herrliche sittliche Erhebung? Erzeugt er nicht in den Seelen tieferen Ernst und stärkere Spannkraft? Hat nicht der Sturm gerade dieses Krieges soviel kleines, törichtes, wüstes Wesen weggefegt? Hat nicht unser Geschlecht die Wahrheit jenes berühmten Wortes erlebt, daß die Welt unheilbar in Materialismus versinken müßte ohne den Krieg? Hat dieser Krieg nicht sogar eine religiöse Erhebung, eine Rückkehr zu Gott bewirkt?"

Was sagen wir dazu, liebe Freunde? Wir sagen: man muß die Größe und Herrlichkeit des kriegerischen Ideals verstehen und anerkennen. Wir wollen ihm alles geben, was ihm gebührt. Und wir sagen: *wenn wir trotzdem das Friedensideal behaupten, so darf es kein kleinliches, weichliches sein*. Wir wollen nicht den Frieden, weil wir die sogenannte Kultur über alles schätzen. Wir wollen nicht den Frieden, weil wir es gut und bequem haben möchten. Wir wollen nicht den Frieden, weil wir an Stelle des Großen und Heldenhaften im Leben das Kleine und Philisterhafte setzen möchten. *Wir wollen überhaupt nicht Frieden um jeden Preis*. Der Friede ist uns

nicht an sich das Höchste, sondern bloß eine Frucht des Höchsten. Wir wollen auch kein schwächliches Nachgeben und Vermitteln statt des entschlossenen Kampfes um die Wahrheit. Wir wollen kein süßes, weibisches, sondern ein herbes, männliches Christentum; wir wissen, was das Wort des Meisters bedeutet: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert."

Und trotzdem, ja gerade darum sagen wir mit ihm: „Selig sind die Friedebringer, denn sie werden Söhne Gottes heißen."

Liebe Zuhörer! Wir wollen uns zuerst von allem Trug zu befreien suchen. Der Krieg teilt mit andern Dingen, die keineswegs gut und groß, sondern durchaus böse sind, die Eigenschaft, daß er sich in ein verführerisches Gewand kleidet, sich mit dem Glanz des Ideals umgibt. So macht es ja auch der Mammonismus, der Alkohol, die sinnliche Leidenschaft jeder Art. Sie scheinen poetisch, heldenhaft, lebenserhöhend und sind doch wüst und zerstörend. Der Krieg ist von weitem herrlich, in der Nähe grauenvoll. Wir wollen uns nun die Tatsache klar machen, daß unter denen, die wirklich auf den Schlachtfeldern stehen oder gestanden sind, eigentlich nur eine Stimme herrscht: „Der Krieg ist grauenvoll, er ist gottlos." Die Edlen, Hochgesinnten unter ihnen sagen uns, daß sie, wenn ihr Leben aus dieser Hölle gerettet werde, für dieses nur noch ein Ziel hätten: Krieg zu führen gegen den Krieg, mitzuhelfen, daß ein solcher Krieg nie mehr möglich werde. Was will diese Tatsache sagen? Haben wir es hier nicht mit Zeugen zu tun, gegen die keine andern aufkommen können? Müssen die, so den Krieg selbst gesehen haben, nicht besser sagen können, was er ist, als die, so sich bloß in ihn hineinträumen? Und was ist es denn, was ihnen den Krieg so entsetzlich macht? Versuchen wir es uns deutlich zu machen. Nehmen wir an, daß wir selbst Kämpfer wären, daß wir nicht nur in der Phantasie, sondern in bitterem Ernst auf diese Menschen dort schießen müßten, Menschen wie wir, Menschen voll Lebenslust, Menschen mit Vätern und Müttern daheim, Menschen, die jeder ein Heiligtum sind, wie wir es sind und die andern rings um uns, die wir kennen — wäre es uns möglich, auf einen von ihnen zu zielen, mit der Absicht, ihn zu töten? In der Angst, der Wut, der Betäubung auf die Masse den Tod senden, die Masse, die gleichsam keine Seele hat, das könnten wir vielleicht — aber auf den Einzelnen? Und wenn wirs getan, wenn wir ihn liegen sähen, arm und blaß, könnten wir uns darüber freuen? Wäre nicht ein tiefer Schatten auf unser Leben gefallen? Und wenn wir gar anstürmen müßten, um ihm den Stahl ins Herz zu stoßen, diesem Einzelnen — könnten wirs? Und wenn wirs getan — im furchtbaren Taumel der Schlacht, in Not oder Rausch — käme uns das als begehrenswertes Heldentum vor und nicht vielmehr als Fluch und Jammer? Möchten wir nicht lieber die Waffe zu Boden werfen und in Stücke brechen und den Krieg für ewig verfluchen? Und denken wir uns, daß wir als Eltern oder Geschwister

auf das Schlachtfeld kämen und sähen unseren Sohn, unseren Bruder liegen, sein geliebtes Bild zur Unkenntlichkeit entstellt, das Heiligtum verwüstet, geschändet — was meint ihr, würden da nicht alle schönen Theorien vom Kriege uns als höllischer Hohn erscheinen? Würden wir nicht die Faust ballen gegen alle die, die Krieg wollen und Krieg machen? Würden nicht auch wir den Krieg empfinden als die bare, scheußliche Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit? Und so überall, wo wir dem Krieg näher ins Gesicht schauen. Wo bleibt da das Große? Wir sehen, daß neben dem Kampf der Waffen einhergeht der Kampf der Lüge und der Verleumdung. Ist das etwas Großes? Ist die Lüge nicht Feigheit? Ist die Verleumdung nicht Gemeinheit? Kann eine Sache groß sein, die mit solchen Mitteln arbeitet? Und brennende Dörfer und Städte, herumirrende Waisen, geschändete Frauen — ist das etwas Großes? Nein, diese Herrlichkeit des Krieges ist eine dämonische Herrlichkeit. Nein, vor dieser Wirklichkeit des Krieges sinkt das kriegerische Ideal in den Staub. Der heutige Krieg ist es, der es stürzt, der es austilgt aus den Herzen Zahlloser, daß wenn dieser Krieg vorüber ist, auch sein Trug zerrissen, sein Rausch vorrüber ist und die Menschen rufen werden: „Weg mit dem Krieg! Weg mit der Kriegsverherrlichung! Vom Krieg wollen wir nichts mehr wissen, das sei vorbei!"

Das kriegerische Ideal sinkt dahin vor dem wahren Gott und dem wahren Menschen.

Es sinkt dahin vor dem wahren Gott. Der Gott der Schlachten, von dem heute so viel geredet wird, der Herr der Heerscharen, den man für die Kriegsheere in Anspruch nimmt, ist nicht der Gott, den ein zu wahrer Menschlichkeit erwachtes Menschenherz und Menschengewissen als solchen erkennen und verehren kann. Von dem wirklichen Gott kommt uns das Gebot entgegen: „Du sollst nicht töten!" Ob es einst auf steinerner Tafel geschrieben gewesen sei oder nicht, jedenfalls ist es auf die Tafel unseres Herzens geschrieben und wird von uns als göttlich erkannt. Das würden wir mit aller furchtbaren Deutlichkeit erfahren, wenn wir einmal das Unglück hätten, den Tod eines Menschen zu verschulden und sei's nur durch Unachtsamkeit. Gott will nicht Zerstörung, sondern Aufbau des Lebens, er will nicht Krieg, sondern Frieden.

Und wie vor dem wahren Gott, so fällt der Krieg dahin vor dem wahren Menschen. Den Krieg, den wirklichen, lieben kann man nur, so lange man noch nicht zum wahren Menschentum erwacht ist, oder wenn man dieses vergessen hat. Je mehr man weiß, was Mensch sein heißt, je mehr man jeden Mitmenschen als Menschen empfindet, auch den eines fremden Volkes, desto mehr wird das, was der Krieg verlangt, innerlich unmöglich, desto mehr wird das Töten des Krieges ein Morden. Dem wirklich Mensch gewordenen Menschen fällt die Waffe aus der Hand.

Darum sinkt das kriegerische Ideal zusammen vor Christus. Von ihm sagen wir ja, daß in ihm Gott und Mensch sich vereinigt hätten. Wie wir diese Aussage auch verstehen, dies Bekenntnis legen wir doch alle ab: der Gott, vor dem unsere Seele sich beugt als dem wirklichen Gott, das ist der Gott, der in der Reinheit und Güte Jesu Christi uns entgegentritt, der Mensch, vor dem wir in tiefster Ehrfucht stehen, ist der Mensch nach dem Bilde Ehristi. Und nun frage ich: wie besteht das kriegerische Ideal vor Christus? Lasset das Bild Christi vor uns aufsteigen in seinem Lichtglanz, und dann bringet Waffen herbei, blutbefleckte Kanonen und Bajonette, und verstümmelte Leichname — wo bleibt die Herrlichkeit des Krieges? Wird Christus nicht weinen ob dem Bild, das man ihm zeigt, wird sein Herz nicht noch einmal am Kreuze brechen? Wird vor ihm, dem göttlichen Menschen, nicht alle Pracht und Ehre des Krieges zunichte? — Und nehmet dann eine Gestalt, in der Christusgeist sich verkörpert, eine Krankenschwester oder einen treuen tapferen Arzt, die auf dem Schlachtfeld arbeiten. Lasset an ihnen einen mit Sieg und Ruhm gekrönten General vorüberreiten. Ich frage: wer von beiden ist größer, verehrungswürdiger? Die Antwort der Seele kann nicht zweifelhaft sein: vor dem wahren Menschentum, das das göttliche Menschentum ist, bricht das kriegerische Heldentum zusammen. Der Christusmensch ist größer als der Mensch, der im Kriege sich berauscht; das Kreuz hat das Schwert zerbrochen und es ist eine furchtbare Verkehrung der Wahrheit, wenn ein Kreuz der Lohn sein soll für Taten des Schwertes; das ist ein Stück der fortwährenden Kreuzigung Christi durch die Christen.

Darum tönt hoch über allem Klang der Heldenlieder das Wort: „Selig sind die Friedebringer, denn sie werden Söhne Gottes heißen". Die Söhne Gottes, das ist das neue Geschlecht, dessen Anfänger Jesus Christus ist, das sind die Vertreter göttlichen Menschentums. Das sind die Menschen, in denen an Stelle des tierischen Wesens mit seinem Machtdurst und Rachedrang, seinem Zornmut und Haßfieber der Geist mit seinen hohen menschlichen und übermenschlichen Zielen getreten ist. Diese Menschen sind bekleidet mit Größe; denn sie stehen zu Gott als freie Söhne und Mitarbeiter. Sie tragen in der Seele den Reichtum göttlichen Lebens. Vor ihnen leuchtet das Ziel einer erlösten Erde und einer erlösten Menschheit. Sie haben dafür gewaltige Kämpfe zu führen, sie haben dafür wichtige Arbeit zu tun. Sie kämpfen gegen das Dämonenreich des Lasters, der Lüge, der Finsternis jeder Art; sie arbeiten für ein Reich der Gerechtigkeit und Bruderschaft. Sie tragen lichte Zukunftshoffnung in der Seele. Im Lichte des Großen, das sie kennen und wollen, wird ihnen auch das an sich Unbedeutende groß. So sind sie überall vom Großen umgeben; überall ist ihnen das Leben bedeutungsvoll; jede Stunde trägt in sich Ewigkeitswert; überall tritt ihnen Aufforderung zum Heldentum entgegen und den Kampf gegen den Tod kämpfen sie jeden Tag.

Solchen Menschen, den höheren Menschen, die doch nur die wahren Menschen sind, kann das kriegerische Ideal keinen Eindruck mehr machen. Es ist ihnen viel zu klein. Es ist das Knabenideal der Menschheit. Aber wenn es einst ein gewisses Recht hatte, beginnt es nun wüst und roh zu werden. Darum macht solchen Menschen alles kriegerische Gepränge keinen Eindruck mehr. Waffenrock, Lanze und Gewehr, die Andere begeistern, tun ihnen weh, weil sie vom Töten, von roher Gewalt reden. Und das ist der Weg zur Ueberwindung des Krieges: das Hervortreten der Söhne Gottes. Das Reich dieser Menschen muß aufsteigen über Blut und Grauen. Es muß kommen, wie unser Dichter sagt, dem wir heute mit Absicht das Wort geben:

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde.

Der Dichter, liebe Freunde, lenkt uns durch seine Andeutungen zu dem zurück, wovon wir ausgegangen sind und führt uns damit zum Abschluß. Wir haben von der Größe des kriegerischen Ideals geredet, haben davor gewarnt, es gering zu schätzen. Wir wollten es nicht durch ein kleineres, ein weniger heldenhaftes Ideal ersetzen. Wir glaubten einzusehen, daß seine Macht nicht darauf beruhe, daß es dem Tierischen im Menschen entgegenkomme — was man ja, nicht wahr? annehmen könnte — sondern darauf, daß es das Bedürfnis nach dem Großen sättige, das in jedem Menschenkind lebe. Wenn dem so ist, so ist uns das Mittel gewiesen, womit wir die Macht des kriegerischen Ideals zerstören: wir müssen den Menschen dieses Große, das ihnen der Krieg auf seine Weise gibt, auf bessere Weise zu geben suchen. Wir müssen ihr ganzes Leben so gestalten, daß darin das Große Raum hat. Wir müssen vor allem ihre Arbeit so gestalten, daß sie nicht klein und seelenlos ist, müssen Geist und Leben, müssen hohe Ziele mitten ins Alltagsleben pflanzen. Wir müssen ihnen Gelegenheit geben und zeigen, hier Heldentum, Hingabe zu üben, sich als Glieder eines großen Ganzen stolz und freudig zu fühlen. Dann stirbt eine der tiefsten Wurzeln des Krieges ab, dann stirbt das kriegerische Ideal.

Vielleicht können wir die Wahrheit, die wir meinen, noch besser sagen: wir müssen das kriegerische Ideal auflösen, indem wir es erfüllen. Es ist im Kriegswesen Vieles, das wir nicht gerne verlieren möchten. Die militärische Uebung, die Geschlossenheit und Disziplin, die Fähigkeit, zu befehlen und zu gehorchen, das Ertragen von Mühsal und Entbehrung, die todesverachtende Tapferkeit — dies und vieles andere sind Dinge, die wir in

einer Menschenwelt ohne blutigen Krieg nicht entbehren möchten. Sie müssen nur in den Dienst eines andern Ziels gestellt und damit von Fluch und Grauen erlöst werden. Noch kühner möchte ich es sagen: auch wir wollen Krieg; nur Krieg auf einer höheren Stufe. Das Schwert bleibt auch uns wichtig, neben dem Kreuz: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Dieses Schwert gehört zum Kreuz — nur in einem andern Sinne, als man heute meint. Wir bedürfen der Schwertträger auch im Reiche Gottes. Nicht Zufall ist es, daß die meisten der großen Gottesmänner so gern in kriegerischen Bildern geredet haben, daß die Bibel, das Buch des Friedens, wiederhallt von kriegerischem Ton. Die Wahrheit, die Liebe, das Gottesreich führen Krieg. Sie bedürfen der Krieger. Sie bedürfen der Helden und zwar noch ganz anderer Helden als der Schlachtfelder, Menschen die noch ganz andere Schrecken aushalten können, und zwar ohne Rausch. Das war auch eine Ursache, Macht des falschen kriegerischen Ideals: daß unser Christentum so wenig Heldenhaftes, so wenig Aufforderung zum Heldentum in sich trug. Aber wenn es nun erwacht — und es erwacht gewiß! — wenn die großen Kämpfe des Gottesreiches beginnen, die sich vorbereiten, dann wird hier eine Bahn des Heldentums frei, die in den Seelen keinen Raum mehr läßt für die Sehnsucht nach einem andern. Dann ist der Krieg, der blutige, der nie ein heiliger heißen kann, aufgehoben in dem wahrhaft heiligen Krieg, dem Krieg, an dessen Ende auch steht, neben allem andern, die Erlösung vom Krieg — Freude, Friede auf Erden! L. Ragaz.

Kriegsgedanken eines Reichsdeutschen.

Eigentlich hasse ich den Krieg. Aber diesen habe ich seit Jahren gefühlt. Er mußte kommen, weil das Kräfteverhältnis sich verschoben hatte. Frankreich, Rußland, England hatten Weltstellungen inne, die der innern Berechtigung entbehrten. Die Kräfte reichten nicht aus, sie auszufüllen. Sie mußten sich auch finden, denn ihre Lage ist die gleiche. Sie gehören also innerlich zusammen in ihrem Haß, Neid und Großsprechen. Auch das Deutschtum mußte sich finden. Lange genug haben die Deutschen sich gegenseitig gestritten. Das Deutschtum mußte sich finden, wenn es von allen Seiten verleumdet und schließlich tätlich angegriffen wurde.

In solchen Zeiten hilft keine noch so große Friedensliebe. Wer sich nicht verteidigen wollte, der wäre seiner selbst nicht wert. Solche Kriege sind elementare Ereignisse. Völker schäumen über wie Vulkane. Dagegen kann man keine Friedenskongresse berufen. Am vorteilhaftesten für die Welt ist auch, wenn nicht eher Friede geschlossen wird,

als bis die Periode ganz vorüber ist, und die Gärung ausgetobt hat. Sonst erzeugt ein fauler Friede einen neuen Krieg.

Was wirklich volksmäßig ist, das erfaßt auch jeden Einzelnen. Bei uns war nicht Einer, der nicht willig, freudig, selbstverständlich zu den schwersten Opfern bereit gewesen wäre. Wer je den Waffenrock getragen, den packte es wie die gefangenen Zugvögel im Herbst, die alle mitwollen, auch wenn sie nicht mehr können. Ich hasse den Krieg, aber ich beneide meine vier Söhne, daß sie in diesem Kriege kämpfen dürfen. Und der Kaiser stellt sechs Söhne. Und auch nicht hinter die Front. Einer der Prinzen ist schon verwundet.

Wunderbar wie die Begeisterung plötzlich die Gesamtheit ergriff, auch das Zentrum, auch die Sozialdemokratie! Das ist das größte Erlebnis jedes Einzelnen und des ganzen Volkes. Daß ich noch in meinem Leben einmal eine allgemeine Begeisterung erlebt habe, rechtfertigt meinen Glauben an die Menschheit.

Jetzt soll mir keiner mehr kommen und die Pfingstgeschichte ableugnen in reinem verständnislosen unheroischen Christentum. Wir haben einen Geistersturm erlebt, von dem alle Mattherzigkeit weggeblasen wird. Wie konnten wir nur glauben, daß wir von unserem kühlen überlegenen Theologenstandpunkte aus jemals die Bibel verstehen könnten, die im Zustande hochgehendster Begeisterung geschrieben ist. Da schafft man nichts mit historisch-kritischen oder irgend welcher ausgetüftelter Methode. Da muß man den allgemein erschütternden Begeisterungssturm wirklich erlebt haben. Nachher kann man aus dem tiefsten innern und äußern Erleben heraus lehren und verdeutlichen.

Ich kann mir so gut einzelne Kriegsszenen vorstellen, denn ich habe selbst einmal gedient. Da sagt der Hauptmann zu seinen Mannen: „Leute, heute gilts. Wir werden kämpfen, und jeder wird seine Pflicht tun. Aber manche werden nicht wiederkommen, andere verwundet und zu Krüppeln werden. Aber der Kaiser, unser Herr, wills und das Vaterland brauchts.“ Da gehen sie alle, Arbeiter und Bauernburschen und Gelehrte. Auch der heimlich Verzagte wird voll Mut, denn Geist steckt an wie Feuerflammen.

Oder es heißt: „Freiwillige vor! Verlorener Posten — Tod fast sicher — lange aushalten, hungern, frieren. Aber es ist wichtig für das Heer. Der Kaiser wills, das Vaterland brauchts.“ Da kommen sie alle, und daheim wartet ein liebes Mädchen, wartet Weib und herzige Kinder. Tut nichts. Fürs Vaterland ist's wichtig, daß Menschen sich opfern. Da sind Tausende bereit, auch wenn sie das schlimmste Los treffen sollte, lebenslang hilflose Krüppel zu werden.

Mein Gott, wie schäme ich mich vor diesen Bauernburschen! Da lebt man nun auf diesem Planeten, und wenn man deine Sache will, steht man natürlich im Kampfe und Gegensatz. Aber wenn man vereinsamt steht auf verlorenem Posten, wenn man hungern und arm sein muß, dann klagt man jeweilen über Unverstandensein und unverdiente Not. Hast du nicht vielleicht einen Vorteil davon, daß es

Leute gibt, die dir zu Liebe arm sind, vereinsamt sind, Krüppel sind? Wenn das Reich Gottes unter Umständen Kampf bedeutet, da muß es dort Kämpfer geben, denen einmal eine besonders schwere Aufgabe anvertraut werden kann. Wenn die dann maulen und über ungerechtfertigte Qualen klagen, dann haben sie alles nicht verstanden und dem Reiche Gottes schwer geschadet. Es ist etwa sehr begreiflich, daß in einem Kampfe, wo es heißt: Gott oder Mammon, Menschen da sind, die auf Mammonsbeziehungen freiwillig verzichten, um andere, höhere, bessere Werte in die Welt einzuführen, in einem Gebiete also, wo der Mammon unbeschränkt herrscht, erstlich keinen besitzen wollen, und zweitens doch reich sein wollen, nur anders und höher reich sein. Solchen Verzicht kann man nicht jedem zumuten. Das ist schwer. Aber: Freiwillige vor! Der Christus wills, das Reich Gottes brauchts.

Die Bauernburschen kommen alle, wenn der Hauptmann ruft. Wer kommt hier? Wer kann freiwillig arm sein und fröhlich dabei? Anders hätte es keinen Wert.

Es ist die größte Ehre, für das Vaterland und seinen Herrn das Aeußerste zu wagen, zu dulden, zu tragen. Sollte es für das Reich Gottes nicht eine noch größere sein? Sollten nicht alle Leidtragenden, Armen, Beladenen blitzende Augen und leuchtende Herzen haben, weil sie die Ehre haben, Gott und seinem Reiche zuliebe etwas durchzumachen? Ist ein eisernes Kreuz wertvoller, als ein Lebenskreuz? — Gott, wie schäme ich mich!

Also gibts ganz natürlicher Weise ein stellvertretendes Leiden, ohne daß man sagen müßte, der Zorn Gottes müsse dadurch besänftigt werden, daß Unschuldige leiden. Unsere Soldaten leiden heute alle für uns, sie hungern und plagen sich und werden tot geschossen für uns und unsere Kinder. Das ist in jedem Kampfe so, daß einer sein Leben opfert, und der andere den Frieden genießt. Alle Mannen des Reiches Gottes haben darum auch gelitten und ihr Leben geopfert, freudig und gern, wie unsere feldgrauen Jungen.

Vielleicht ist das weitaus meiste Leid in der Welt nicht verdiente Strafe für irgend welche ererbte Bosheit und Sünde, sondern eine strategische Aufgabe des Reiches Gottes. Dann würde darum der Sieg so lange ausstehen, weile keine freudigen Soldaten da sind, sondern gezwungene Söldner, die ihre Last widerwillig schleppen, traurige Jammermeier, die besiegt sind, ehe sie in den eigentlichen Kampf kommen. Leiden ist dann ein Vorzug wie das Besetzen eines verlorenen Postens, das Waffentragen überhaupt. In dem deutschen Heere darf kein Zuchthäusler oder Unehrlicher dienen, weil er der Ehre nicht wert scheint. Wer im Leiden seufzt und jammert, der ist's auch nicht wert, daß er leidet. Daher die ernste Mahnung: Seid fröhlich in Trübsal! Trübsal ist das Angeld auf den endlichen Sieg.

Eines ist mir auch aufgefallen. Unsere Heere kämpfen für wirkliche, sinnliche, irdische Werte, ein deutsches Reich auf der Erde, an

der Sonne, nicht ein Reich der Denker, Dichter, Träumer. Dafür bluten, hungern und frieren sie. Wenn wir nun auch solche wirkliche Nöte dulden wie Armut und Krankheit, sollte das nicht den Schluß nahe legen, daß auch das Reich Gottes ein irdischer, sinnenfälliger Wert sein muß, nicht ein Davonflattern in ein nebelhaftes Himmelreich, wenn man erst glücklich maustot ist? — Jesus dachte sich's auf Erden und Paulus auch. Alle eigentlichen Kämpfer wollten Gott und seiner Herrlichkeit auf der Erde zu ihrem Rechte helfen als zu einem großen Siege des Guten und Wahren, in dem alles Fleisch von reinem Geiste erfüllt werden kann. Wohlgemerkt alles Fleisch! Darum litten die Männer des Geistes, daß das Fleisch voll Geist werde. Ihr leidet nur jetzt, sagt Jesus, später werdet ihr getröstet. Wir kämpfen also im Namen Gottes für eine Erneuerung der Erde, auf die das Reich Gottes kommen muß. Darum tragen wir unser Leid und unsere Armut. Wenn nun die Bauernburschen und die Sozialdemokraten für das deutsche Reich leiden können, warum sollten wir's nicht können für das Reich Gottes? —

Einstweilen schäme ich mich vor diesen jungen Feldgrauen. Wir sind im Christentum aufgewachsen. Aber das ist alt geworden und bringt keinen Heroismus mehr zuwege. Darum wollen wir dem Reiche Gottes dienen. Das werden wir nur können mit heller, hehrer Begeisterung, die zu allem, auch zum Schwersten mit Freude und Jauchzen bereit ist. Nur so werden wir die Bibel verstehen, nur so wird uns die Sache Gottes eine Kraft werden. Lhotzky.

Gericht und Opfer.

„Wer nicht an den Sohn glaubt, der ist gerichtet." Joh. 3, 18.

„Sind wir aber mit Christo gestorben..." Röm. 6, 8.

Mit einer Wucht sind die Ereignisse hereingebrochen, daß man erbeben muß im tiefsten Innern. Fragen über Fragen bestürmen das Herz; es wird uns schwer, mit ihnen uns auseinanderzusetzen. Aber es drängt uns doch; wir müssen eine feste Stellung gewinnen. Wer könnte es sonst aushalten?! Die schwerste Frage ist die: wie muß aus dem Geist des Evangeliums heraus der Krieg und alles, was in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft damit zusammenhängt, angesehen werden? Da stehen zwei Worte vor uns geschrieben: Gericht und Opfer. Beide sind gewaltig ernst; das eine schmettert uns nieder, das andere erhebt. Aber nicht wahr: alles, was mit Gott in Verbindung steht, schmettert uns zuerst nieder; dann aber erhebt es, uns mit herrlicher Hoffnung erfüllend.

Gericht! Dieser Krieg und das, was er unmittelbar bringen wird, ist ein Gericht; ein furchtbares Gericht. Die Christen fragen: hat Gott es über uns kommen lassen? Was soll man darauf antworten? Gott hat's nicht gebracht; aber er hat die Welt so eingerichtet, daß die Zustände, in denen wir lebten, das Gericht in sich selbst trugen; und als die Zeit reif war, ist's losgebrochen. Aber woher solche Zustände? Weil der Wille, der sie schuf, gottfern war; und darum bargen sie das Gericht in sich. Der gottferne Wille herrschte unter uns; und er war gottfern, indem er unsozial war. Alles, was unsozial ist, verfällt dem Gericht. Das ist im Leben der Einzelnen und in dem der Völker untereinander so. Unsozial nenne ich diejenige Gesinnung, die nicht der von Jesus verkündigten, im Reiche Gottes herrschenden entspricht. Jesus hat uns gezeigt, welches der Wille Gottes sei; das glauben wir. Glauben aber heißt hier, im Geiste geschaut haben, daß das so ist: das ist aber nur möglich, wenn ein Teil, sei's auch nur ein ganz winzig kleiner Teil von diesem Willen in uns selbst ist. Wir glauben aber darum auch, daß alles, was diesem Willen widerspricht, das Gericht in sich selbst trage. „Wer nicht glaubt (an den Sohn), ist schon gerichtet." Der Krieg ist die Ausgeburt des unsozialen Willens. Mögen in den einzelnen Völkern selbst starke soziale Triebe, ja sogar Aeußerungen eines starken, aber, weil innerhalb der einzelnen Völker oder Völkergruppen sich betätigend, einseitigen sozialen Willens vorhanden sein: die Völker oder Völkergruppen stehen zueinander unter dem Gericht des unsozialen Willens, der in den Menschen stark war. Vergleichen wir nur einen Augenblick die Tatsachen mit den von Jesus geschilderten Zuständen im Reich Gottes, müssen wir das zugeben. Unsere Welt war nach dem unsozialen Willen eingerichtet. Das ist niederschmetternd.

Aber was ist das Ziel dieses Gerichts? Wie wir hoffen: Platz für den sozialen Willen; Platz für den Willen Gottes unter den Menschen. Dieser Wille ist jetzt das Opfer des Gerichts; aber aus diesem Opfer wird eine herrliche Saat aufgehen. Mit andern Worten: es liegt ein Segen im Gericht. Was wird dieser Segen im besondern sein? Tiefere Erkenntnis des Willens Gottes, stärkerer Glaube an Jesus Christus und intensiverer Kampf gegen die Sünde im Einzelleben sowohl als auch im Verhalten der Menschen und Völker zueinander. Aber kann dies alles nur durch so furchtbare Opfer erreicht werden? Da stehen wir vor einem Gesetz Gottes, vor dem wir uns in Demut beugen müssen: Gott führt durch Nacht zum Licht empor. Alles Gute, das andauert und Ewigkeitswert hat, kommt nur durch Opfer. Das Gericht verlangt zuerst Opfer. Und aus dem Opfer steigt das Gute empor. Aber für wen? Haben wir danach zu fragen? Gott ist heilig; und wir sollen trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Wenn wir nur Buße tun! Denen, die Buße tun und glauben, erwächst der Segen; und das Wichtigere:

durch sie erwächst der Welt aus dem Gericht Segen. Deutlich wird das am Volk Israel einerseits und an den Jüngern andererseits. Das Volk Israel hat durch die Kreuzigung Jesu eine furchtbare Sünde auf sich geladen; in dieser Sünde aber lag schon das Gericht. Denn es hatte mit dieser Tat die besten, heiligsten, innersten Güter, die Gott ihm gegeben hat, preisgegeben und wollte selbst Tod statt Leben. Und indem es Den verwarf, der ihm sagen wollte, was zu seinem Frieden dient, hat es auch jeglichen Frieden verworfen; das Ende davon war, daß die Römer kamen und den Aufständen im Volk und gleichzeitig seiner Selbständigkeit für immer ein Ende bereiteten. Jetzt leben die Juden fortwährend unter dem Gericht und teilen der Welt den Fluch dieses Gerichtes mit, bis sie Buße tun und an Jesus glauben.

Die Jünger aber erkannten den Willen Gottes, durch Jesus offenbart; und aus diesem Glauben an ihn ward eine neue Welt. Freilich zeigte sich auch in dieser neuen Welt bald wieder der Gegensatz gegen Jesus; und immer wieder wurden Opfer gebracht. Aber durch die Opfer schritt Jesus weiter. Heute wird er wieder geopfert; aber er wird auch wieder auferstehen. Und das ist die Belohnung für die, die an ihn glauben und dadurch am Opfer teilnehmen: sie wandeln mit Jesus auf gleicher Bahn, ihm nach, und sind Diener Gottes. Nicht daß ihr Opfer dem Opfer auf Golgatha gleichwertig sei; Gott bewahre mich vor solchem Frevel! Jenes Opfer war ein absolutes — losgelöst von aller eigenen Schuld. Aber das, was in der Gesinnung eines Menschen aus dem Glauben an ihn entspringt, hilft mit, daß das Reich Gottes gebaut werde, dadurch, daß es einbeschlossen ist in das Opfer. Der Krieg heute verlangt auch furchtbare Opfer. Aber wenn die Einsicht durchbricht durch das Gericht, daß das, was ihn gebracht hat, widergöttlich ist, weil ferne vom Geist des Evangeliums Jesu, und wenn die Buße dieser Einsicht folgt, dann wird neue Herrlichkeit aus den Opfern des Gerichts erstehen.

Gericht und Opfer: aus ihnen kommt uns Rat und Kraft in dieser Zeit.

Rudolf Reich (Henggart).

Berufung.

In einsamer Höhe auf felsigem Grat
Mir mahnend ein Zug von Gestalten naht:
Du schaust zu den Firnen und träumest ins Blau,
Als gäb' es auf Erden kein düsteres Grau.
Du schlürfst des Oktobers goldenen Glanz,
Als wüßtest du nichts von dem Totentanz,

Der schmetternd und gellend den irdischen Gauen
Entlockt ein wahnsinnstarrendes Grauen.
Durch alle Lande der Dämon kreist,
Und zitternd versteckt sich der mahnende Geist.
Verblendetes Morden an jeglichem Ort,
Und nirgends ein freies, versöhnendes Wort.
Es blutet der Menschheit junghoffende Blüte.
Wo sind nun die Priester der Weltengüte?
Wo sind in des Sturmes unheimlichen Wellen
Nun lichterer Zukunft Werbegesellen?
Ist der Mut des Geistes der Liebe tot?
An die Front ihr Bekämpfer der Menschheitsnot! —
So spür' ich auf einsamen Bergesbahnen
Der dringenden Stimmen drohendes Mahnen.
Und rings durch die goldene Klarheit bebt
Ein Flüstern, das dunkle Geheimnisse webt.
Wohl hör' ich den Ruf, doch fühl' ich im Stillen
Erdrückend die Ohnmacht vom eigenen Willen.
Still sinnt mein Gedanke ins Abgrundtiefe,
Als ob er helfenden Geistern riefe.
Im Herzen such' ich nach werbender Kraft,
Nach Kraft, die mich zagender Ohnmacht entrafft,
Auf daß aus den Gluten weit zündend entstammen
Verheißende, leuchtende Friedensflammen.

Sigriswilerrothorn, 1. Oktober 1914. U. W. Züricher.

Patriotismus.

Die Erde zuckt. Ungeheures, schicksalvolles Geschehen rast über ihre grünen Fluren. Was sicher und fest schien, ist dahin. Die Entwicklung führte zu einer Katastrophe unabsehbarer Art. Jahrhundertalte Wertschätzungen haben versagt. Sinnloser, in unbestimmte Zeiten wuchernden Haß wurde aufgepeitscht und trennt sonst so vielfach verbundene Völker. Wo das Leben und alle sichtbaren Werte gefährdet sind, wie sollten da nicht auch die feststehendsten Gedanken einer Neuprüfung unterzogen werden! Ein Augenblick, in dem die körperlichen Kräfte und Gewalten so hoch geschätzt werden, stellt auch an den Geist ungewohnte Anforderungen. Erzeugt Geistesmut Gedanken, die stark genug sind, um dem fürchterlichen Ansturm gewachsen zu sein, die ihn überdauern und in die Trümmer neue lebensfähige Keime pflanzen können? Das ist die bange Frage. Wenn das Chaos droht, gilt auf keinem Gebiet die durch Jahrhunderte geheiligte Tradition, sondern da

gilt nur das was helfen kann. Für viele bedeutet der Weltkrieg wohl auch eine religiöse Krisis, in erster Linie aber wohl für alle eine politische.

Wir sind in der Schweiz im Ocean des Blutes auf einer kleinen Insel. Ob die Wellen auch über uns zusammenschlagen, wer weiß es? Daß uns aber, wenn wir verschont bleiben, unerhörte Aufgaben und Verantwortungen erwachsen, das ist eine in den ernstern Kreisen allgemein um sich greifende Meinung. Und zwar dürfen wir nicht warten und zusehen bis ans Ende des grausen Ringens. Gedanken sind not, die standhalten wenn Staaten untergehen, wenn auch unser Staat verschwinden würde, Gedanken, welche die Ueberlebenden nicht der Verzweiflung überlassen, sondern trotz allem vorwärts weisen. In den Kriegsvölkern ist das Denken gegenwärtig zu offensichtlich im Schlepptau der Massensuggestionen, und das ist auch ein Verhängnis für die Zukunft. Gedanken sind doch Sturmvögel von dem was kommen wird: Eine vornehme Aufgabe der Neutralen aber, scheint mir, ist das Erzeugen und Ansammeln von unvoreingenommenen Friedensgedanken, die als befruchtender Strom nach dem äußerlichen Frieden in unsere wunden Nachbarsvölker strömen können, um Zukunftsmöglichkeiten für Europa anzubahnen.

Was unser Denken beunruhigt, sind die Begriffe des Vaterlandes, der Vaterlandsliebe, des Nationalismus, des Patriotismus. Hier ist für viele ein Heiliges, bei dem für sie ein Umlernen mit Schmach und Schande verbunden erscheint. Und doch muß man sich fragen, ob nicht gerade darin, daß man hier ein Unantastbares sieht, eine der Hauptursachen der heutigen Katastrophe zu suchen ist. Eine grundstürzende Reformation des politischen Denkens ist vielleicht die Grundbedingung für die Möglichkeit einer helleren Zukunft. Die Zergliederung eines poesieumwobenen Herzensbegriffes ist etwas, das viele abstößt, weil man meint, man zerstöre damit das geistige Band, das alles verbindet und behalte nur nüchterne Teile in der Hand, Teile, die einem doch nichts mehr bieten könnten. Dem aber ist zu erwidern, daß alles Vorwärtsdrängen in der Menschheit darin besteht, daß in den großen Werdezeiten das Alte, Ueberlieferte zerpflückt wird, das Unhaltbare davon abgeschoben und das Lebensfähige den neuen Zukunftskeimen eingegliedert wird. Es ist ja freilich in mancher Hinsicht angenehmer und bequemer, feste, herrschende Meinungen sich anzueignen und mit Begeisterung zu vertreten, als nach unerprobtem Neuland zu suchen. Viele sind ja so gern geneigt, den Suchenden einen Charaktermakel anzuhängen. Sorgen also die Suchenden dafür, daß sie auch die Findenden sind.

Es sind sich heute schon viele klar darüber, daß die Gewohnheit, Heimatliebe und Liebe zum politischen Gebilde mit einander zu verwechseln, zu den größten Mißverständnissen Anlaß gibt. In

dem vieldeutigen Begriff der Vaterlandsliebe ist aber die Liebe zur Heimat, zur Natur, in der man aufgewachsen, etwas Hervorstechendes. Dem Ort, wo dem in der Kindheit aufdämmernden Bewußtsein zuerst Liebe entgegentrat, wo die Erde uns zuerst bekannt wurde, wo alle lebhaften Jugendeindrücke, Kinderfreuden und Kinderleiden, erlebt wurden, bleibt die Mehrzahl der Menschen auf geheimnisvolle Weise verbunden. Schon diese engste Heimatliebe beherbergt einen schwer entwirrbaren Knäuel von Gestalten und Bildern. Angehörige, Bekannte, die Sprache mit ihrem besonderen Lokalklang, das Dorf, die Stadt, der Brunnen, der Bach, die Kühe auf der Weide, die Glocken, die Blumen, der Wald, die Berge und der See, die Gewohnheiten und Gebräuche, die man erlebte, die Spiele: alles das wirkt zusammen und heißt Heimat. Und diese Heimat wird von gesunden, frohen Kindern, denen Enttäuschungen, Lebensleiden und Kritik fern stehen, mit orientierungslustiger Inbrunst aufgesogen und bleibt in vielen bis zum Grab lebendig als das Jugendparadies, in dem die Gedanken selig lustwandeln, wenn die grauen Tage kommen. Die Kinder aber, die ohne Liebe und in trostlosen Verhältnissen aufwachsen, die große Armee der Heimatlosen, wissen von all dem wenig, und wenn sie nach trostreichen Gedanken suchen, so suchen sie diese in der Zukunft. Für alle aber gilt das Nämliche: alle Lebensquellen, die aus dieser Heimatliebe sprudeln, sind nicht, oder nur in kleinem Maße, von der Staatszugehörigkeit abhängig. Während ich dies schreibe, liegt vor mir eine goldene Herbstlandschaft, und ich sage mir: War der See weniger blau, als es keine Schweiz gab, und dieses Land zu Italien, zum Römerreich gehörte; waren die Berge weniger hoch und silberglänzend, als dieses Land ein Teil des Frankenreichs war; war das Herbstgold der Buchen weniger wehmütig verlockend, als die Buchenwälder österreichischer Besitz waren; wuchsen die Tannen weniger ernst und streng, als alles zum deutschen Reich gehörte? Wie erhaben erscheint einem da nicht die Zugehörigkeit des Menschen zur Erde, die ihn nährt und trägt, zur Luft, die er atmet, zum gestirnten Himmel, der ihn zu träumenden Ewigkeitsgedanken verführt, im Vergleich zu der Zugehörigkeit zu bestimmten Staaten, die in flüchtigem Wechsel ihre Fahnen über die Länder flattern lassen.

Ich weiß schon, damit ist die Frage, die wir hier behandeln, nicht erschöpft, lange nicht; nur erst ein Licht ist auf sie geworfen. Schon den Bauern mußte in gewissen Zeitepochen die „Heimat" in ganz anderem Maße mit der politischen Macht über diese Heimat verknüpft erscheinen. In jenen Zeiten und Gegenden, wo Gewalt das Land eroberte, wo keine Niederlassungsfreiheit die arbeitsamen Kräfte wie heute über die ganze Erde zerstreute, und eben fast alles an der Bearbeitung des Bodens als Gleichschaffende und Gleichberechtigte tätig war: da fiel dieser Boden, dieses Land zu-

gleich mit der Lebensmöglichkeit der Arbeitenden zusammen. Freilich, wanderte das Volk, so gehörte die Liebe des Einzelnen in erster Linie eben diesem Volk, dem Stamm, der Sprachgemeinschaft und der Rassenzugehörigkeit, und nicht dem Boden, dem Land. Das Kinderland wurde wichtiger als das Vaterland. Wenn wir an dies denken, so werden uns damit auch die wesentlichsten Punkte bewußt, die außer der Heimatliebe im Begriff des Patriotismus enthalten sind: die Sprache, die Rasse und dann vor allem in beherrschender Stellung das Historischgewordene, die gemeinsame historische Vergangenheit.

Ist die Sprache, wie die Sprachfanatiker meinen, das heiligste Gut eines Volkes? Es kommt auf den Einzelnen und seine Geistigkeit an, ob ihm Sprachgemeinschaft oder politische Gemeinschaft oder Geisteszusammengehörigkeit mehr bieten und ihm deshalb wesentlich sind. In der Sprache ist eine Jahrtausende andauernde Geisteseroberung festgehalten. Zweifellos! Der Mensch, den es drängt verstanden zu werden, der Gefühle und Gedanken mitteilen will, reißt aus seinem Herzen neue Worte und Wortzusammenstellungen, bildet und formt die Sprache und baut so Brücken des Verständnisses zu andern Menschen. Aber die gleichen, oder ähnliche seelische Erregungen sind bei Völkern anderer Sprache auch erlebt worden. Gedanken sind übersetzbar. Und wenn auch ein großer Teil der Poesie, der Gemütsoffenbarung an die eigentümlichen Laute einer bestimmten Sprache unlösbar verknüpft ist, also höchstens gleichwertig, aber nicht identisch übersetzt werden kann, so ist doch, selber wenn man eine fremde Sprache nicht genügend beherrscht, auch das unmittelbare Gemütsleben andersprachlicher Völker zugänglich, eben deshalb, weil bildende Kunst und Musik nicht durch das Mittel der Sprache reden. Kurz, man kann sagen, dem geistbewegten Menschen ist die Verwandtschaft des Geistes, des tiefschürfenden kulturellen, religiösen oder wissenschaftlichen Lebensgedankens unendlich wichtiger, als die Gleichartigkeit der Sprache. Dafür legt die ganze menschliche Kulturgeschichte Zeugnis ab. Wer seine Kulturnährquelle, sei es aus Sprachbequemlichkeit oder aus einseitiger Veranlagung, bloß bei Gleichsprachlichen sucht und findet, bei dem tritt die Sprachgemeinschaft freilich in schwere Konkurrenz mit der politischen Gemeinschaft. Die „Heimat" eines Menschen ist eben da, wo er sich mit seinen seelischen Bedürfnissen zu Hause fühlt, und nicht da, wo einem von der Obrigkeit bedeutet wird, daß sie sein soll. Freilich muß man umgekehrt sagen, dem Menschen, dem eine bestimmte politische Zugehörigkeit mehr Rechte, mehr Freiheiten, mehr wohltuende Lebensluft bietet, als er sie im gleichsprachlichen Nachbarland genießen könnte, wird die politische Zugehörigkeit schon deshalb lebensbestimmend sein, weil ihm dadurch die sprachliche Kulturgemeinschaft ja so wie so nicht geschmälert wird und in jeder Beziehung offen steht. Unsere Tessiner würden

z. B. gewiß sehr ungern auf die italienische Literatur verzichten; aber daß sie die mehrjährige Dienstzeit und die Beteiligung an tripolitanischen Abenteuern vermißten, habe ich nie gehört. Die deutsche Schweiz ist sprachlich eine Provinz Deutschlands, hingegen preußische Militärdiktatur und preußisches Wahlrecht dürfte auf nicht allzuviele Sympathien rechnen.

Die Sprache ist also beim Gefühl der Vaterlandsliebe unwesentlich. Ebenso der Begriff der Rasse, mit dem so viel Unfug getrieben wird. Die Schweiz, Norditalien, Nordfrankreich z. B. sind zweifellos germanisch-keltisch-römische Mischrasse, und ähnliches gilt von fast allen Völkern und „Nationen". Im gegenwärtigen Krieg kämpfen auf beiden Seiten Germanen, Romanen und Slaven. Rasse haben heißt aufsteigende Lebensfähigkeit besitzen. Nicht woher wir kommen, sondern wohin wir gehen ist wesentlich. Nicht die Heredität, die erbliche Belastung, sondern die Widerstandskraft, die Regeneration ist von ausschlaggebender Bedeutung. Und vor allem: die Geisteszugehörigkeit ist unendlich wichtiger als die im Grund doch immer schwer kontrollierbare Stammeszugehörigkeit.

Viel schwieriger gestaltet sich nun unsere Untersuchung, wenn wir den wesentlichen Bestandteil des Patriotismus, die historische Vergangenheit, betrachten. Unsere Staaten sind ein so schwer entwirrbares Resultat von Kriegen, Gewalttaten, Bündnissen, Verträgen, daß man oft kaum klar sehen kann. Zudem liegt es in der Natur der Sache, daß die herrschenden Mächte in diesen Gebilden zu allen Zeiten wesentlich daran interessiert waren, die Liebe zu diesem Gebilde als heilige, ja als heiligste Pflicht zu befehlen, als etwas wofür man unter Androhung von Schmach und Schande oder gar Todesstrafe verpflichtet sei, in jedem Augenblick gern und freudig Gut und Leben zu lassen. Verräter, „Hochverräter" heißt wer anders denkt und empfindet oder gar handelt. Und doch ist hier gerade der wunde Punkt, die große Lüge und Unwahrhaftigkeit, die drückende historische Belastung, an denen die Menschheit und gegenwärtig besonders Europa krankt, und die wesentlich zu der furchtbaren Katastrophe geführt hat, die wir heute erleben. Erstens, Liebe läßt sich nicht befehlen, und Pflicht ist eine Gewissenssache, die jeder mit sich auszumachen hat. Gewalt und Massensuggestion sind etwas durchaus anderes als Liebe und Pflicht. Wenn man die Menschen in Friedenszeiten beobachtet, so weiß man ganz genau, daß die Liebe, die Gedanken, kurz das Innenleben des weitaus größten Teils der Bevölkerung aller Länder erfüllt ist von Liebe zu den Angehörigen und Liebe zur Arbeit. Religiöse, soziale, landwirtschaftliche, industrielle, technische, kaufmännische, künstlerische, wissenschaftliche Gedanken beschäftigen den weitaus größten Teil der Menschen am intensivsten. Das spezifisch politische Denken kümmert wesentlich nur bestimmte Kreise, selbst in den Demokratien. In den erregten Zeiten ist's freilich anders.

Aber da wirken eben die angelernten und mit Zeitungen und Gewaltmitteln verbreiteten Massensuggestionen so intensiv auf die Herstellung der „richtigen Meinungen", daß die nüchterne Ueberlegung schweren Stand bekommt. Für gewöhnliche Friedensperioden gilt in unserer Zeit jedenfalls folgendes: Die Bauern fühlen sich überall wohl, wo man sie ungestört das Land bearbeiten läßt. Die Industriearbeiter erklären ihre Stellung als ungefähr gleich in allen Ländern. Daher waren sie es, welche die jetzt so sehr gefährdete Arbeiterinternationale gründeten. Die Kaufleute sind so sehr auf die Internationalität angewiesen, daß bei ihnen immer mehr die Einsicht sich Geltung verschafft, daß politische Macht nicht mehr auf die Dauer in wirtschaftliche Vorteile umgeändert werden könne. Norman Angell zeigt das in seinem interessanten Buche: „Die falsche Rechnung" sehr überzeugend in Bezug auf England und seine Kolonien. In der gleichen Schrift macht er eindringlich darauf aufmerksam, daß bei der allgemeinen Verflochtenheit unseres Finanzlebens kein Krieg einem siegreichen Staat wesentliche wirtschaftliche Vorteile verschaffen könne, da die politischen und wirtschaftlichen Grenzen einer Nation längst nicht mehr mit einander übereinstimmten, weil auch die Eroberer vom Kredit abhängig seien, und jedes Land eben nicht nur Konkurrent, sondern auch Klient von den andern Ländern sei. Die Bedeutung und Selbstverständlichkeit internationaler Zusammenarbeit bei den Wissenschaftlern und die internationalen Einflüsse bei den Künstlern ausführlich zu schildern, hieße Eulen nach Athen tragen. In hervorragend persönlicher Weise sind an den bestehenden Staatsverhältnissen eigentlich immer nur die Regierungsjuristen und Militärpersonen interessiert, und diejenigen, die unmittelbar von ihnen abhängen, also die Staatsbeamten, die Lehrer und Pfarrer. Das soll natürlich nicht heißen, daß die übrigen vorher erwähnten Volkskreise bei einer vorwiegend nationalistischen Orientierung unbeteiligt seien, dies umso weniger, als ja fast Jedermann, wenigstens in einer Demokratie, bei ein wenig gutem Willen etwas staatliche Behörde sein kann, und wäre es auch nur als Korporal oder Gemeinderat. Aber auch schon die geringste übertragene Macht beeinflußt in nicht mißzuverstehender Weise das politische Denken. Das politische Gebiet, das dem Einzelnen leichter Befriedigung seines Willens zur Macht bietet, wird häufig vorgezogen, und natürlich umso mehr je weniger andere Willensrichtungen in diesem Einzelnen herrschend sind. Für die nicht unmittelbar an der Leitung eines Staates Beteiligten, stellt sich die Frage einfach so: Bietet der Staat unsern geistigen und leiblichen Bedürfnissen die zuträglichste Lebensluft. Die massenweisen Einbürgerungen in andere Staaten zeigen deutlich genug, wie sehr man heute gewohnt ist, frei nach Gutdünken zu wählen, und ein wie wenig großes Gewicht man noch auf die nationale Zugehörigkeit legt.

Die Entstehung unserer Staaten wird ja gewöhnlich so dargestellt, als ob eine gewisse Bevölkerung von einem unbändigen Freiheitsdrang beseelt, in blutigen Kämpfen alle fremden Unterdrücker von sich abgeschüttelt und sich mit ähnlich gesinnten Bevölkerungsgruppen freiwillig vereinigt hätte. Die Geschichte wird dazu gern etwas summarisch behandelt und in einen leichten Nebelschleier gehüllt. Sonst wüßten wir ja doch, daß z. B. in unsern alten Freiheitsschlachten meist „Schweizer" gegen „Schweizer" gekämpft haben; daß bei Morgarten der Feind der Eidgenossen wesentlich aus Luzernern, Zürchern, Winterthurern bestanden hat; daß bei Sempach und Näfels große Kontingente aus der ganzen heutigen Nord- und Ostschweiz, aus dem Aargau, Thurgau, St. Gallischen als „Feinde" der Schweizer kämpften. Und Laupen bedeutet überhaupt, wenn wir vom heutigen eidgenössischen Standpunkt rückwärts blicken, durchaus einen Bruderkrieg: Berner gegen Freiburger, Basler, Waadtländer. Bei den Bernern überdies Hilfstruppen aus dem Oberland, aus dem Hasli- und Simmental, die auch durch siegreiche Gewalt zum Kriegsdienst für Bern verpflichtet waren. Wie wenig „freiheitliebend" die alten Eidgenossen waren, zeigt sich übrigens schon darin, daß sie zugleich als die tyrannischsten Unterdrücker in den Untertanenländern galten. Auch sind ja die heutigen Kantone Waadt, Aargau, Thurgau, Tessin durchaus durch erobernde Gewaltpolitik der Schweiz einverleibt worden und nicht etwa durch freiwilligen Anschluß. Genf dagegen, das freien Anschluß wollte, wurde endlos hingehalten.

Das sind nur ein paar Rosinchen aus dem Kuchen. Ich schließe daraus: Wie die übrigen Staaten ist die Schweiz zum großen Teil durch Gewalttat, Eroberung und Unterdrückung entstanden. Das Vaterlandsgefühl war in großen Epochen in großen Gebieten etwas sehr anderes als freie Begeisterung. Unzählige Male mußten einzelne Gebiete ihr Vaterland wechseln und also, wie etwa heute das unglückliche Elsaß, in ihren „heiligsten Gefühlen" umlernen — und zwar bei Todesstrafe, wenn man nicht schnell genug umlernte. Es handelt sich in jenen Schlachten also nicht einfach um Taten unserer Väter. Es waren nur zum kleinsten Teil Vorfahren der heutigen Schweizer beim Sieg beteiligt. Wenn es Freiheitsschlachten waren, so waren es doch schließlich nur solche einer Idee, der demokratischen nämlich, die im Kampfe gegen den Feudalismus obsiegte. Wie sehr diese Idee im Lauf der Geschichte kritische Zeiten durchmachte, ist allgemein bekannt. Die Gewohnheit, die Abschaffung der Leibeigenschaft und der Untertanenverhältnisse, die allmähliche Neuausbildung der demokratischen Verhältnisse seit der Zeit der Helvetik und eine systematische Beeinflussung durch Staat, Schule, Kirche und Zeitungen haben nach und nach dann das patriotische Gefühl großgezogen und mit einem religiösen Nimbus umgeben. Aber auch heute wissen die Leitenden, daß der Vorzug des eigenen Landes

eben doch nur in tatsächlichen besseren Verhältnissen in sozialer, rechtlicher, pädagogischer Beziehung und in allen sogenannten bürgerlichen Freiheiten beruht.

Wenn die Situation nur so wäre, daß man für alle Zukunft bloß vor der Wahl stände zu wählen zwischen dem Geburtsland und einem beliebig andern, würde sich die Mehrheit für das Geburtsland entscheiden, wenn es nur überhaupt etwas bietet. Aber ist die Frage, die sich uns stellt und in Zukunft noch ganz anders eindringlich stellen wird, wirklich nur so einfach? Ich denke, wenn wir die internationalen wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse der überwiegenden Mehrheit in Betracht ziehen, und daneben die beständigen Kriegbedrohungen durch die Kriegsrüstungen der Nationen, wird eben in Zukunft das nationale Bewußtsein, die Vaterlandsliebe stark in Konkurrenz treten mit dem freien Europäertum, mit der Liebe zur europäischen Republick. Die gegenwärtige Katastrophe wird es vielleicht den Massen zum Bewußtsein bringen, wie wenig unsere Einzelnationenpolitik dem Geisteszustand und den Bedürfnissen der Mehrzahl angepaßt ist, wie sehr die Völker heute die Opfer dieser falschen politischen Orientierung geworden sind.

Nun aber erleben wir doch überall den nationalen Rausch, in Deutschland z. B. in einer Art und Weise, daß sogar bekannteste Künstler und Wissenschaftler Aufrufe erlassen, die den Tonfall des deutschen Kriegsministerium an der Stirn tragen und die Behauptungen enthalten, die für die Unterzeichnenden ganz unkontrollierbar sind. In Frankreich, England und Deutschland sehen wir eine bramarbasierende Geringschätzung des Kulturzustandes des Gegners, grad als ob alles, was man vorher doch gewußt hat, vergessen wäre. Die seltenen Ausnahmen hüben und drüben berühren doppelt wohltuend. Was lehrt uns das alles? Es ist im Begriff des Patriotismus nicht nur Heimatliebe, gemeinsame historische Vergangenheit, Sprache etc. vorhanden, sondern noch die Möglichkeit zu gelegentlichen explosiven Entladungen eines tiefen menschlichen Bedürfnisses: des Rauschzustandes. Und in einer Welt, der eine religiöse Orientierung mangelt, die mechanisiert und industrialisiert, in einem vielleicht selten vorher erlebten Maße entseelt ist, bietet der Patriotismus eine erwünschte Rauschmöglichkeit. Was geht uns alle Not und alles Elend an? Was sind Zehntausende Ermordete? Was sind hundert Milliarden jährliche Kriegskosten? Jetzt wird nicht mehr gerechnet! Das Leben auf eine Karte: so klingt's jetzt. Der Rausch des Abenteuers, der Rausch der Macht, der Rausch der Bestie und vor allem der Rausch der vorher so selten erlebten Einheit mit einem großen Ganzen hat die Völker erfaßt und macht sie unzugänglich für Worte und Einsichten. Dieser Rausch wird natürlich auch systematisch gezüchtet: die absolute furchtbare Unterordnung unter das Ganze wird vom Einzelnen nur ertragen, wenn er sich einerseits mit diesem Ganzen identifiziert und andererseits

dem „Feind" gegenüber die Möglichkeit des absoluten Sichgehenlassens hat. Die Ernüchterung, das blutige Leid und das graue Elend kommen nach. Dann kann man vielleicht wieder über die Grenze reden und darauf hinweisen, daß ein Rausch nur da Vorzüglichstes schafft, wo nüchternste Einsicht seine Grundlagen billigen kann.

Was ist's mit den bürgerlichen Freiheiten, die einzelne Staaten gegenüber andern voraus hätten? Das allgemeine Wahlrecht ist fast überall durchgedrungen. Niederlassungsfreiheit ebenfalls. Handel und Gewerbefreiheit führen durch die daraus entspringende Unberechenbarkeit der Produktion und des Absatzes zu wirtschaftlichen Krisen schwerster Art. Preßfreiheit existiert überall immer so lang, als es den Regierungen paßt, im Kriegszustand verschwindet sie in ungeahntester Weise. Und über Religionsfreiheit mache man sich durchaus keine Illusionen. Man ist der Meinung sie existiere überall; aber ich frage: Darf von Religionsfreiheit gesprochen werden, wenn von Rechts wegen jeder Einzelne bei Todesstrafe gezwungen werden kann unter Umständen seinen nächsten Freund zu ermorden, nur weil sein Heimatschein zufällig auf eine Ortschaft jenseits der Grenze lautet? Also nur keine Phrasen. Wo allgemeine Wehrpflicht herrscht, gibt es keine Religionsfreiheit. Wohl ist es wahr, daß einzelne Länder in Europa etwas demokratischer ausgestaltet sind als andere, daß einige mehr zur Militärautokratie neigen als andere; aber man suche sich einmal eine wenigstens in den Hauptpunkten erzielte Einigung in Europa vorzustellen: Nicht nur wären die lästigen Zollschranken gefallen und hätte die Geheimdiplomatie abgewirtschaftet, sondern auch das gegenseitige Wettrüsten wäre überflüssig geworden und ein Hauptanlaß zu gegenseitigem Mißtrauen und gegenseitigem Haß beseitigt, beseitigt auch die privaten Waffenfabriken und ihre bezahlten Agenten in der maßgebenden Presse. Dienstzwang und mehrjährige Dienstzeit würden überflüßig. Für das wenige dann noch nötige Militär würde das so viel verlästerte englische System des freiwilligen Kriegsdienstes vollauf genügen; und gegen das Bestehen der Gefahr allgemeiner körperlicher Erschlaffung legt die Rüstigkeit des englischen Zivilisten genügend Zeugnis ab. Dann erst könnte man auch von Religionsfreiheit sprechen, wenn der Wahnwitz des Brudermordes nicht mehr als kategorische Forderung und als heilige Handlung an den Menschen heranträte. Den jetzigen Zustand würde man dann vielleicht ebenso sehr als mittelalterliche Barbarei brandmarken wie heute etwa Inquisition und Hexenverbrennungen. Das Völkerrecht muß sich eben entgegen dem Streben der einzelnen Staatsregierungen und trotz ihnen entwickeln. Hat man denn heute noch vor irgend welchen ungewohnten Gedankengängen und dem Arbeiten für ihre Verwirklichung zurückzuschrecken, jetzt wo der Bankrott aller bisherigen Ordnung so furchtbar vor jedem Auge liegt! So erscheint es wohl als vornehmste

Aufgabe der Neutralen mit Aufbietung aller Kräfte heute schon das einige Europa vorzubereiten, das einige Europa, nicht wie etwa zur Zeit Karls des Großen einig durch Gewalt, sondern einig durch den freien Willen der Völker, die genug davon haben, sich mit dem rasenden Machtwillen ihrer kapitalistisch-militärischen Regierungen zu identifizieren. Den Fürsten könnte man ja zur Beruhigung in den Uebergangszeiten Titel und Rente belassen.

Es bleibt noch eine Seite des bisherigen Nationalismus und Patriotismus zu besprechen, die heikelste: das unbestimmte Etwas, das Poesieumwobene, das sich in müden Stunden an den Einsichtigen herandrängen kann. Wer hat nicht in traulichen Stunden im Kreise seiner Lieben schwermütige und begeisterte Vaterlandslieder gesungen: O mein Heimatland . . . ; Rufst du mein Vaterland . . . ; Roulez tambours, pour couvrir la frontière . . . ; [illegible] Ruf wie Donnerhall . . . ; Allons enfants de la patrie . . . ; u. s. w. In wem spuken nicht zeitweise die alten Kriegsgeschichten. In einigen so sehr, daß sogar harmlose ältere Professoren dazu kommen begeisterte Schlachtenlieder zu dichten. Und hat nicht Schiller gesungen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre", und mehr solcher Sprüche? Sollte das nun alles hinfällig werden? Doch nur insofern als Abstinenten auch keine Trinklieder mehr singen und doch für alle Poesie in stärkerem, freierem, froherem Maße empfänglich geworden sind. Lassen wir uns durch das Gerede über den neuaufkommenden „vertieften" Nationalismus nicht irre machen. Wir gehen zweifellos einer Zeit entgegen, in der man den heutigen beschränkten Nationalismus in Europa ähnlich empfinden wird, wie seinerzeit in der innerlich uneinigen Schweiz die extremen Entladungen des Kantönligeistes, wie den Dorfpatriotismus zurückgebliebener Gegenden, der doch nur dadurch zustande kommt, daß der Einzelne in sich nicht genug Inhalt zum erwünschten Selbstbewußtsein findet und deshalb seine Ortszugehörigkeit betonen muß, grad als ob er dadurch um ein Haar besser, klüger oder energischer geworden wäre! Was müßte heute ein Berneroberländer, der in Bern im Amt sitzt, empfinden, wenn die Berner gegen irgend welche Teile des Oberlandes ins Feld zögen! Und doch hat es das ja bekanntlich seinerzeit in reichlichstem Maße gegeben. Das erschiene uns heute in jeder Hinsicht absurd; aber dem Kulturmenschen, der seine geistige Heimat in allen verwandten Seelen auf der Erde hat, erscheint ein Krieg zwischen England, Frankreich und Deutschland als mindestens ebenso absurd.

Schön so, das seien aber alles phantastische, vielleicht recht ideale Träume; aber die Realpolitik kümmere sich nicht um Hirngespinnste. Aber ist es denn wilde Phantastik, wenn man seinen wirklichen geistigen und materiellen Interessen nachzuleben sucht, und ist es „Realpolitik", wenn man sein ganzes Leben historisch

bedingten, aber überholten Begriffen unterordnet! Verhält es sich nicht vielleicht umgekehrt? Ist nicht gerade die nationalistische, patriotische Politik unserer europäischen Staaten eine ebenso kopflos sentimentale als auch gefährliche Wolkenkuckucksheim- und Sackgaßpolitik, und sind nicht jene, welche bewußt der Universalrepublik zustreben, einzig diejenigen, welche ihr politisches Verhalten mit ihrem tatsächlichen Alltagsverhalten in Einklang zu bringen suchen?

Und selbst wenn diese Erörterungen richtig seien, so wäre jetzt nicht der Zeitpunkt sie zu veröffentlichen, weil jetzt eben alle Gedanken der nationalen Verteidigung gelten sollen, und die Notwendigkeit der letztern werde man doch nicht verkennen. Gewiß nicht. Die Grenzbesetzung bietet für neutrale Staaten heute sogar eine gewisse Rechtfertigung ihres Militarismus; aber es handelt sich darum für die Zukunft vorzubauen. Auch zugegeben, daß die Schweiz mit der Abrüstung nicht vorangehen kann, könnte sie doch die Initiative ergreifen zur Verständigung zwischen den Völkern, Privatinitiative und offizielle. Warum sollte nicht der schweizerische Bundespräsident mit einem gut begründeten, klaren, weitblickenden, phrasenlosen und warmherzigen Vorschlag an sämtliche europäischen Regierungen gelangen, einem Vorschlag, der nicht nur den Frieden bezweckt, sondern ohne weiteres den europäischen Staatenbund, die europäische Union? Oder warum sollte nicht eine Vereinigung von Unabhängigen, die mit einander einig gehen, diese Initiative ergreifen? Internationale Politik im größten Maßstab dürfte die nationalste Aufgabe der viersprachigen Schweiz sein. Wären auch die anfänglichen Resultate einer solchen Handlung viel Widerstand und ein nur sehr geringer greifbarer Erfolg, so würde sie doch dazu beitragen, daß die ihr zu Grund liegende Idee nicht mehr zur Ruhe kommt. Auch das lockerste hergestellte Band könnte als Anlaß zu späterer unlösbarerer Verknüpfung dienen. Man sollte das Unglück der Zeit benützen, um darauf hinzuweisen, daß es wichtiger ist, danach zu trachten, Kriege zu verhindern als bloß danach, im Kriegsfall möglichst wenig Schaden zu nehmen. Und endlich muß man für seine Ideen arbeiten solange man am Leben ist; denn wer kann wissen was der morgige Tag bringt! Und darum versäumen wir keine Gelegenheit, der Erkenntnis Bahn zu brechen, daß, wenn die erhabensten Menschheitsideale und Menschheitsziele auf dem Spiele stehen, alle Gruppenideale, also auch der Patriotismus, ihnen gegenüber minderwertig sind; daß wohl der gemeinsame Gegner, die gemeinsame Gefahr die Menschen und ihre wirtschaftlichen und politischen Organisationen zusammenhält, daß aber der Gegner des Menschen nicht der Mitmensch ist, sondern die gleiche Natur, in der wir mit unserem ganzen Sein wurzeln, mit der wir uns so innig verwachsen fühlen, der wir aber auch alle unsere Existenzmöglichkeiten abringen müssen. Die Liebe ist unsere Heimat! Die Erde unser Vaterland!

Ringoldswil. U. W. Züricher.

Vom Friedensberuf der Schweiz.[1]

Darin, glaube ich, sind wir alle einig, treffen sich unser aller Wünsche und Hoffnungen, daß wir einem starken, gesunden, tüchtigen und edlen Volke angehören möchten, einem Volke, bei dem Recht und Gerechtigkeit, bei dem Tapferkeit und zähe Ausdauer, bei dem alles Gute und Wahre eine freie Stätte finden; darin, glaube ich, sind wir alle einig, daß wir einem Volke angehören möchten, worin ein jeder seinem Gotte frei dienen, seinem Glauben frei leben, seinem Werke treu sich widmen kann, worin ein jeder für sich ein guter, gerechter, frommer und tüchtiger Mensch werden kann, worin dennoch alle durch ein Band der Achtung, des Vertrauens und der Liebe zu einer engen Volksgemeinschaft verbunden sind und sich in den höchsten Lebensangelegenheiten der Menschheit zusammenfinden. Wir alle wollen ein freies Volk von freien Brüdern sein. Darin, glaube ich, ist einig, wer den Schweizernamen mit Freude und Stolz trägt.

Aber als Christen drängt sich uns noch etwas auf, das vor allem uns Schweizern zukommt, finden wir, daß unser Volk unter den Völkern noch eine große Aufgabe zu lösen hat, lösen darf, lösen muß: Wer als Schweizer in der Fremde weilt, im Auslande sich aufhält, der weiß, wie alle Welt von der Schweiz erwartet, daß sie im kleinen den höchsten Traum des Menschengeistes verwirkliche, daß sie der Welt zeige, wie Angehörige verschiedener Sprachen, Stämme und Konfessionen, wie gleichsam verschiedene Völker und Nationen zu einer freien Volksgemeinschaft sich zusammenfinden und durch freie Selbstbestimmung frei und stark werden können zur Verwirklichung des Guten. Eine jahrhundertlange Entwicklung hat das Volk der Schweizer dazu bestimmt, als Vorposten den Völkern den Weg zu suchen, wie sie in voller Freiheit und Selbstbestimmung sich zu einer großen Völkergemeinschaft, zu einem großen, geordneten, engverbundenen, friedlichen Menschheitsreiche sich finden können. — Es ist immer das Vorrecht und die Aufgabe kleiner Volksgemeinschaften gewesen, vorangehend das höchste Ziel ihrer Zeit zu schaffen und zu verwirklichen. So ist es mit Israel gewesen, so mit den alten Griechen; so hat Gott auch uns eine Aufgabe zuerteilt, die zu lösen unsere Ehre und unsere Pflicht ist. Wir reformierten Schweizer haben ein ganz besonderes Interesse gerade an dieser unserer Aufgabe; war es doch kein anderer als unser eigener Schweizer Reformator Zwingli, der zuerst mit seinem weitausschauenden Blicke diesen Weltberuf unseres Volkes erschaute, mit warmer Begeisterung daran hing und mit Ernst und Aufopferung

[1] Aus einer Bettagspredigt vom Jahre 1913.

daran arbeitete. Darum schuf er seine Volkskirche, spann er seine weithinreichenden Pläne. Sein Schweizervolk sollte ein Gottesvolk werden, das allen andern Völkern mit der Tat vorangehe, ihnen im kleinen das Beispiel gebend für die große Völkergemeinschaft. Sein Schweizervolk sollte den Kern bilden für das große Volk Gottes, für das große Reiche des Friedens, der Gerechtigkeit und Wahrheit auf Erden.

Wenn wir alle mit unsern Wünschen und Hoffnungen darin einig sind, daß wir für uns selbst, nach Innen hin, ein einiges starkes Volk sein möchten und daß wir nach außen hin, im Verhältnis zu den andern Völkern, den Weltberuf, das Bild einer freiheitlichen, innigen Volksgemeinschaft zu verwirklichen und darzustellen, erkennen und freudig willig auf uns nehmen, dann laßt uns auch bedenken, daß wir das Eine nicht ohne das Andere können. Nur ein im Guten starkes Volk kann frei sein und nur freie Völker können in enger, wahrhaftiger Völkergemeinschaft stehen und auf die Dauer bleiben. Zur Erfüllung des höchsten Berufes gehört auch die Erfüllung der Pflichten im kleinsten. Nur dann wird unser Volk seiner Aufgabe, seiner Bestimmung gerecht, wenn es ein im Innern starkes und gesundes Volk ist, wenn es die Pflichten gegen sich selbst erfüllt. Tut es das, wird es auch das andere erreichen.

Nicht wahr, die Gewähr für ein gesundes, starkes Volk liegt darin, daß möglichst alle seine Glieder feste, im Guten bewährte, starke Menschen sind, die ihr Herz am rechten Fleck tragen, die alle in ihrer Weise für das Gute, für Recht und Gerechtigkeit kämpfen, die alle ihren Platz voll ausfüllen, die alle an ihrer Stelle etwas Rechtes und Tüchtiges leisten. Aber nicht wahr, wirklich ein einiges Volk können diese einzelnen tüchtigen Menschen doch erst dann werden, wenn ein Band sie alle umschließt, wenn ein höchstes Ziel, ein höchstes Gut sie alle vereint, wenn eine Sache alle ihre Herzen erfüllt, ein Strom des Lebens sie alle durchströmt, eine Liebe sie alle beseelt. Nur wo ein einheitlicher Volksgeist, ein einiger Volkswille lebt, nur wo ein inneres Verbundensein ein gemeinsames Interesse alle verbindet, nur da findet sich auch ein starkes, einiges Volk, ein Volk, das reif ist zur Freiheit, tüchtig zum Siegen und fähig auch den schwersten Gefahren standzuhalten. Kein Staat könnte auf die Dauer ohne diese Einheit bestehen, aber auch kein Volk kann untergehen, würde es auch für einige Zeit seine äußere Selbständigkeit verlieren, solange nur die einzelnen Volksgenossen sich durch gemeinsames geistiges Leben verbunden wissen, solange nur ein Volksgeist sie alle vereint. — Als das Reich Israel unter den Anstürmen der Syrier und Perser verloren ging, da blieb das Volk selbst bestehen, ja es gewann erst recht seine Größe, wurde erst recht eine Macht in der Geschichte. Das Volk der Juden blieb bestehen, als die Besieger ihres Reiches längst verschwunden und vergessen waren.

Denn wahrlich, nicht äußere Macht und Gewandheit sind es, die im Lauf der Geschichte den Sieg davon tragen, nein, es ist der Geist, der ein Volk treibt, die Gesinnung, die ein Volk hegt, es ist der Glaube, der ein Volk hebt und stark macht und zum Siege führt.

R. D.

Was Gottfried Keller dazu sagt.

Viel wertvoller als massenhafte Zeitungslektüre ist's, wenn wir in diesen Tagen etwa unsere alten guten Geister fragen, was sie uns wohl über die Dinge, die uns heute beschäftigen und erregen, zu sagen haben. Es ist oft sehr überraschend und befreiend. So hat uns jüngst ein Freund auf die zwei Gedichte von Gottfried Keller aufmerksam gemacht, die wir hiemit abdrucken. Der Leser merkt sofort, wie sie die in den beiden vorstehenden Aufsätzen behandelten Probleme behandeln und wie viel für uns überhaupt, trotz aller Kürze, darin liegt. Man wird von Gottfried Keller manches eher annehmen, als von den Neuen Wegen.

Nationalität.

Volkssinn und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand.

Doch manchmal werden sie zum Gängelband,
Sogar zur Kette um den Hals der Freien;
Dann treiben Längsterwachs'ne Spielereien,
Genarrt von der Tyrannen schlauer Hand.

Hier trenne sich der lang vereinte Strom!
Versiegend schwinde der im alten Staube,
Der andre breche sich ein neues Bette!

Denn einen Pontifex nur faßt der Dom,
Das ist die Freiheit, der politsche Glaube,
Der löst und bindet jede Seelenkette!

Alles oder nichts.

Ja, du bist frei, mein Volk, von Eisenketten,
Frei von der Hörigkeiten alter Schande;
Kein Hochgeborner schmiedet dir die Bande,
Und wie du liegen willst, darfst du dir betten!

Doch nicht kann dies dich von der Herrschaft retten,
Die ohne Grenzen schleicht von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf in weichem Lammsgewande,
Schafft sie zum Lehn sich all' bewohnte Stätten.

Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden
Von ihres Dunstes tötlicher Umhüllung,
Nicht tapfer um der Seele Freiheit ringen:

So wird der Feind stets offne Tore finden,
All deinem Werke rauben die Erfüllung,
Und jede Knechtschaft endlich wiederbringen.

Stimmen von der Höhe.

I. Aus Deutschland.

Wir freuen uns, die folgenden zwei Gedichte eines sehr bedeutenden und rühmlichst bekannten deutschen Mannes, die uns handschriftlich mitgeteilt worden sind, veröffentlichen zu dürfen:

Das Vaterland.

Nun sinkt die Blüte deiner Jugend,
O Deutschland, wieder in ihr Blut,
Und niemand weiß von ihren Lieben,
Wo sie in fremder Erde ruht.
Beim Freund der Freund, der Feind beim Freunde,
Die gleiche Erde deckt sie nun.
Von ihrem Haß und grimmen Morden,
Da mögen sie nun friedlich ruhn.

Und wir, die trauernd wir verblieben?
Ich hör' ein Wort vom Vaterland.
Wo ist's? Ich seh es klar geschrieben,
Mit Farben dort an jener Wand,
Mit Gräben dort an jenem Pfade,
Mit Zollverschlag an jenem Haus.
Hört es da auf? In Menschenherzen
Wo strömt es seine Liebe aus?

Ich fand es schon in fränk'scher Sprache
So klar wie in dem deutschen Laut,
Aus britschem Auge hat's mich freundlich,
Noch ist's nicht lange, angeschaut.
In deutschem Haß konnt' ich's nicht finden,
In deutscher Liebe war mir's nah':
„Kommt zu mir alle" — sprach es leise,
„Für mich ist keine Grenze da".

So schweigt: Allons! — und Wacht am Rhein,
Sie gellt mir in den Ohren.
Nun haltet Wacht, um Mensch zu sein,
Sonst seid ihr doch verloren.
Seid ihr nur stark, wenn Haß euch eint,
Und Brüder nur beim Morden?
So ist das echte Vaterland
Noch nicht für euch geworden.

Das Vaterland, das strahlt und blinkt,
Das alle Völker bindet,
Das nicht mehr zorn'gen Kämpfern winkt
Und blutgen Lorbeer windet,
Das nicht mehr Jubellieder klingt,
Wenn Mann und Schiff verschlungen,
Und nicht mehr ein Tedeum singt,
Wenn Schlachtenmord gelungen.

Nicht mehr die Gotteslieb' im Mund
Und Gier im wilden Herzen,
Nicht mehr erst fröhlich und gesund
Durch seiner Brüder Schmerzen.
Im Leben sei der Gott erkannt
Und nicht im Lippenbeten;
Dann werdet ihr das Vaterland,
Das wahre, erst betreten.

Im Traum.

Im Traum, — im Traum! Ich hab' ihn halb vergessen,
Da war ich bei den Schützengräben dort.
Sie dehnten sich zu Fernen unermessen,
Und wo sie zogen, zog auch Blut und Mord.
Und die drin weilten, hört ich unterdessen
Erzählen, scherzen an dem grausgen Ort,
Ja, Lieder drangen durchs Gedröhn ans Ohr.
Wie bist du hold der Jugend doch, Humor!

Dann war ich drüben bei den fränk'schen Scharen.
Wie ich hinüber kam, weiß ich nicht mehr,
Die da wie unsre eingegraben waren,
Gereiht uns gegenüber, Heer um Heer.
Die schwatzten lustig, wie die muntren Staren,
Derweil die Kugel war bereit zur Wehr.
Da frug ich sie: Was wollt ihr uns erschießen?
Wir könnten doch des Friedens hold genießen.

„Ja, sags den Deinen!" rief man spöttlich bitter.
„Wir wolltens nicht, die aber fingen an."
Ich tats, frug unsre durch das Mordgewitter:
Was schlagt ihr die doch, die euch nichts getan?
Sie schießen nur vor euch in Angstgezitter,
So hört doch beide auf in tollem Wahn!
„Ja," rief man trotzig scharf, „ein schön Verlangen!
Denn die da drüben haben angefangen."

Da rief ich: Kinderstreit ums Angefangen!
Hier ist die Frage, wie das enden soll.
Zu was Vernichtung durch des Mordes Schlangen,
Zu was die Not, wo keiner trug den Groll,
Wo jedem nur, im düstern Wahn befangen,
Aus dem Verdacht der wilde Haß entquoll?
Wie ruft die Schrift? — Ihr sollt die Brüder lieben!
Ist diese Schrift für euch mit Blut geschrieben?

Ich rieFs den einen, rief es dann den andern.
Bald war ich hier, bald war ich wieder dort.
Nun hört' ich leis mein Wort die Reih'n durchwandern,
Und wo es hinkam, schwieg der grause Mord.
Der Höhl' entkrochen sah ich sie selbander,
Die Hände zugereiht von Ort zu Ort.
Der Rauch entschwand und die Geschütze schwiegen,
So sah ich sie sich in den Armen liegen.

Und Friede, Friede allem Land! Und Schaffen,
Gemeinsam Schaffen zu gemeinem Nutz!
Nicht mehr der List, der Ueberwindung Waffen,
Nicht mehr des Neiderkampfes arger Trutz!
Nun kann der Mensch sich auf zur Menschheit raffen
Und jedes Vorteil ist des andern Schutz.
O selig Leben, wie im Himmelsraum!
So lebt', so fühlt' ich es, — im Traum, im — Traum!

II. Aus England.

Aus den Kreisen der Hochkirche ist zu Beginn des Krieges folgendes Gebet ausgegangen, mit der Bestimmung, in deren Kreisen bei häuslichen und öffentlichen Gottesdienstes gesprochen zu werden. (Die Leser erinnern sich wohl noch der in Nr. 6 veröffentlichten Liturgie.)

Gebet beim Ausbruch des europäischen Krieges.

Lasset uns im Gebete uns vereinigen mit allen, die Macht haben, mit allen, die leiden, mit allen, die Hilfe zu schaffen suchen, mit allen, die in Angst sind, mit allen, die gegenwärtig im Kampfe stehen.

Lasset uns vor Gott uns demütigen, der alle Menschen liebt, die er erschaffen hat, der unser Leben in seiner Hand hält und all unsere Wege lenkt.

Um Jesus Christi willen bitten wir:

Laß uns alle diesen Krieg als eine Züchtigung empfinden, die du über uns hast hereinbrechen lassen.

Laß uns vor keiner Mühsal und keinem Leiden zurückschrecken, die er uns auferlegen mag.

Laß kein sündhaftes Gefühl der Rache in uns aufkommen gegen die, so wider uns sind.

Wir flehen zu dir, o Herr, erhöre uns!

Laß uns lernen, den Geist zu hassen, der zum Kriege führt.

Laß uns alle Sünden der Selbstsucht und der Habsucht bereuen, die zu Eifersucht und Haß führen.

Laß den Geist der Brüderlichkeit und des Opfersinns, der unter uns erwacht ist, nicht erlöschen, wenn der Krieg vorüber ist.

Wir flehen zu dir, o Herr, erhöre uns!

Laß die Kräfte der Freiheit und der wahren Zivilisation mit einem raschen und überwältigenden Sieg gekrönt werden.

Laß die Nähe und Hilfe der Schutzgeister, die dir dienen, jenen angedeihen, die in besonderer Gefahr sind.

Laß denen, die im Dienste ihres Vaterlandes sterben, Vergebung ihrer Sünden und einen Ort des Friedens und der Entfaltung in deinem ewigen Reiche zu Teil werden.

Wir flehen zu dir, o Herr, erhöre uns!

Laß uns in all dieser Not uns freuen auf das Gute, das aus ihr hervorgehen wird.

Laß eine neue Sehnsucht nach Frieden und Einheit unter den Völkern Europas erwachen.

Laß uns erkennen, daß wir eine gemeinsame Aufgabe für die ganze Welt haben.

Wir flehen zu dir, o Herr, erhöre uns!

Im Christian Commonwealth (2. Dez.) findet sich folgende Betrachtung von J. M. T.

Gott und der Krieg.

„Was Gott von diesem Kriege wohl halten mag?" Dieser Gedanke ist gewiß in manchen von uns aufgetaucht, auch wenn wir ihn nicht aussprechen konnten oder wollten. Es ist auch durchaus nicht bloß eine müßige Frage, die nicht beantwortet werden kann. Denn hinter diesem Gedanken steht das Gefühl, daß unser Glaube an Gott durch diesen Krieg auf eine Probe gestellt wird, wie das nie zuvor geschehen ist. Wir wissen, was wir über diesen Krieg denken, denken müssen. Es ist für uns außerordentlich wichtig, daß Gott so denke wie wir. Nicht nur unser Glaube steht auf dem Spiel. Gott selbst wird auf die Probe gestellt.

Manchmal kommt ein Gefühl über uns, wie ein böser Traum, daß Gott eigentlich sich doch um nichts kümmere, sonst könnte er das, was geschieht, nicht geschehen lassen. Kein menschlicher Vater würde die Dinge so weit gehen lassen, wie sie unser himmlische Vater gehen läßt. Wie heilsam auch die Folgen eines Weltkrieges sein mögen, liegt wohl irgend eine Möglichkeit vor, daß sie das gut machen, was auf dem Wege zu diesen Ergebnissen verloren gegangen ist? Können wir uns irgend einen moralischen oder religiösen Endzweck vorstellen, der groß genug wäre, um den Haß, die Vergewaltigung und das Leid aufzuwiegen, die entfesselt werden, wenn neun Nationen sich daran machen, einander zu vernichten? Es ist kaum möglich. Und doch bleibt uns keine Wahl. Es ist weniger unbegreiflich, daß hinter dem geschichtlichen Geschehen ein Wille an der Arbeit, als daß alles ganz sinnlos sei. Es ist logischer und zugleich religiöser zu glauben, daß Gott die Zügel halte, als zu glauben, es seien überhaupt keine Zügel zum Halten da. In Friedenszeiten geht gewöhnlich in dem kleinen Eckchen Welt, das der Schauplatz unseres Lebens ist, alles so gemütlich zu, daß wir leicht in Versuchung geraten, ohne Gottesvorstellung auszukommen. In Kriegszeiten stehen die Dinge so schlimm, daß all unsere Zuversicht zu uns selbst verschwindet und daß wir anfangen nach der Hand Gottes zu fassen. Die großen Namen auf der Landkarte, auf die es am meisten ankommt, bedecken so viel Raum, daß vielleicht nur ein oder zwei Buchstaben auf dem Teil der Karte steht, die wir gewöhnlich brauchen. Erst wenn etwas uns veranlaßt, die ganze Karte auseinanderzufalten, sehen wir die vollen, groß gedruckten Namen querübergeschrieben und vergegenwärtigen wir uns den Zusammenhang unseres Landesteiles mit dem Ganzen.

Aber wenn die Krisis, die durch diesen Krieg über uns gekommen ist, uns zwingt, nach einem Sinn der Dinge zu forschen, ist dieser Sinn Gottes Sinn? Jemand kümmert sich um die Dinge; aber ist er es? Der Krieg ist ein Appell an die Kraft, und so lange er währt, nützt es nichts, an irgend etwas anderes zu appellieren. Erst letzthin machte man sich über eine Kirchenzeitung lustig, weil sie sagte, daß die „erste Pflicht" der Soldaten an der Grenze sei, die Gottesdienste zu besuchen. Ihre erste Pflicht ist, so viele Feinde als möglich außer Gefecht zu setzen. Aber dieses Bauen auf die Kraft kann unsern Glauben an Gott nicht unbeeinflußt lassen. Im günstigsten Falle bestärkt es uns in dem Gefühl, daß wir für den Augenblick Gottes Werk tun. Er ist ein Gott der Macht, der Herr der Heerscharen geworden. Wenn noch eine Theologie übrig bleibt, so ist es diejenige des alten Testamentes, und wenn eine Religion, so ist es eine subjektive, als Mittel zur Verstärkung der Kraft angewendet. Aber eine solche Stellungnahme muß, wie wirksam sie auch für militärische Zwecke sein mag, früher oder später Gott verächtlich machen. Ein Gott, der so zum Schutzpatron und Nationalgott gemacht worden kann, und das nicht nur von der einen Partei, sondern von allen, kann keinen Einfluß auf den Gang der Ereignisse haben. Er läßt sich nur von der stärksten Flut treiben. Er wird am Ende siegen, gewiß, aber nur weil er es mit allen Parteien hält. Ohne Zweifel empfinden die frömmsten Kämpfer in diesem Krieg Aehnliches. Sie meinen nicht die göttliche Gunst für sich allein in Anspruch nehmen zu dürfen.

Sie stehen mit Gott nicht auf so vertrautem Fuße. Sie versuchen ihrem Gewissen und ihrer Pflicht treu zu sein, zu hassen, was Haß verdient und barmherzig zu sein mit denen, die Barmherzigkeit verdienen. Aber sie sind nicht bewußt religiös. Das Kämpfen ist ein böses Geschäft, das so geschäftsmäßig als möglich erledigt werden muß und mit reinen Händen. Vielleicht findet man dann nachher noch Zeit, seine Gebete zu sagen. Man kann einen Krieg nicht dadurch heiligen, daß man viel von Gott spricht.

Dieser Verzicht darauf, Gott zu erniedrigen dadurch, daß man ihn zu dem Rang eines Generalkommandeurs herabwürdigt und seine Pläne auf die gleiche Linie mit den Plänen des Generalstabes stellt, zeugt von einem aufrichtigen religiösen Glauben. Gott ist Geist und die, die für ihn kämpfen, müssen so gut wie die, die ihn anbeten, im Geist und in der Wahrheit für ihn kämpfen. Durch den verworrenen Gang der Geschichte hindurchgehen, ist eine geistige Arbeit, die mit geistigen Mitteln zu lösen ist; es heißt gegen geistige Verderbtheit kämpfen, geistige Siege erringen und einen geistigen Frieden schließen. Gottes Absichten mögen gleichsam in ihren Nebenerscheinungen mit unserer weltlichen Einschätzung von Erfolg und Mißerfolg übereinstimmen; aber wir haben kein Recht, uns anzumaßen, daß seine tiefsten Absichten durch unsere äußern Waffentaten erfüllt werden, oder daß seine Siege mit den unsern zusammenfallen. Gewiß wäre eine Welt, in der geistige Werte immer im Widerspruch stünden zu den materiellen Werten, keine Ehre für Gott; aber heute noch decken sich die beiden Werte nur zum Teil, und es wäre nicht erstaunlich, wenn die Siege dieses Krieges vor Gott Niederlagen und die Niederlagen Siege wären.

Der Christ will sich dem Krieg nicht entziehen, so wenig wie der Politik, weil er von Christus gelernt hat, wie viel Christliches aus dem Niedrigsten und Schlimmsten im Menschen herauskommen kann. Das politische Leben kann nur durch die Politik verbessert werden. Der Mensch kann auch durch den Krieg erlöst werden. Aber er hat als Grund seiner Zukunftshoffnung den Glauben, daß Gott größer ist als irgendwelche militärische oder politische Pläne, und daß er durch keine menschliche Torheit und Bosheit von seinen Zielen abgebracht oder in seiner Liebe erschüttert werden kann. Gott ist nicht teilnahmslos gegenüber unsern Taten und unsern Leiden. Er kämpft und liebt und erbarmt sich mit allen die kämpfen und lieben und sich erbarmen. Aber, wie jeder Mensch sich im Innersten seines Herzens von dem beständigen Gedanken an die weltlichen Dinge frei machen und sogar den Tod herausfordern kann, ihm das Leben zu nehmen, so überschreitet Gott jeden Augenblick die Grenzen, die er freiwillig sich auferlegt hat, um seine Absichten in den Menschen und durch die Menschen durchzuführen.

Der Krieg wird nicht ausschließlich böse sein, wenn er uns lehrt, Gott besser kennen zu lernen als vorher.

III. Aus Frankreich.

Eine mit Frankreich eng verbundene Dame schreibt zu einem deutschen Feldpostbrief nach Art der in der letzten Nummer veröffentlichten:

Beiliegend die kostbaren Schriftstücke, die Sie mir anvertraut haben. Ich werde den Brief Ihres jungen Freundes im Herzen bewahren. Sobald man sich die Mühe nimmt, von den künstlichen Grenzen abzusehen und die Völker nicht mehr als feindliche Massen zu betrachten, sieht man als tröstliche Vision aus all den getrennten Gruppen diese auserwählten Seelen aufsteigen und über dem Kampfgewirr eine Schar von Zeugen Christi bilden, die die Welt noch einmal erlösen werden und die schon heute das Reich Gottes darstellen, auf das wir warten. Dann kommt es einem weniger darauf an, zu wissen, welches Land durch die Waffen siegen werde, wenn nur die Früchte des Krieges in keinem Land verloren gehen.

Ich glaube auch an die Reinigung des Sozialismus im höchsten Sinne des Wortes und an seine wiederaufbauende Kraft, wenn die „Bloßpolitiker" und die, die

im Trüben fischen, ihr Ansehen verloren haben. Mit den wahren Sozialisten, mit jenen, die ein Ideal haben, wird man am Friedens- und am Erneuerungswerk arbeiten können.

Eine Französin schreibt aus Paris:

Es wird noch viel Mühe kosten, von unsern Chauvinisten einen Frieden zu erlangen, der der Gerechtigkeit und der Freiheit dient. Man muß schon jetzt daran denken, wie das auch H. (ein Engländer) letzthin an einer Zusammenkunft aussprach. Er sagte, daß wir zu den Deutschen als Brüder kommen müßten . . . .

Die Elite unter uns und unter den Sozialisten denkt so, aber die Massen sind noch verblendet und man hört Christen, sonst aufrichtige, brave Leute, sich in Gedanken ergehen, die wir im Namen Christi und im Namen der Menschheit nicht zugeben dürfen.

Unser Basler Kongreß ist nun in weite Ferne gerückt, vom Sturm verweht. Sein Programm muß mit aller Kraft erneuert werden. Völkerrecht, Achtung vor der Nationalität, das muß heute verfochten werden. Der Begriff „Europäischer Staatenbund" fängt an sich durchzusetzen und jedesmal, wenn ich ihn antreffe, lese ich es mit größtem Vergnügen. Glücklicherweise haben wir beim Friedensschluß England mit uns, das immer wiederholt: Wir kämpfen für das Recht.

Das „Recht", möge das das Ergebnis der gegenwärtigen Schrecken sein! Möge Gott dazu helfen, daß aus dem Bösen Gutes entstehe!

Die Friedensarbeit.

Wir veröffentlichen unter dieser Ueberschrift einige Dokumente, die beweisen, wie allerwärts die Geister an der Arbeit sind, das große Werk des Friedens zu schaffen. Sie sollen zugleich zeigen, was für Gedanken sich allmählich aus dem allgemeinen Suchen herausarbeiten und zum Teil auch unmittelbare Anregung für die eigene Arbeit geben.

I.

Aus den Verhandlungen des schweizerischen Komitees für die Vorbereitung des Basler Kongresses für soziales Christentum hat sich vorläufig eine selbständige, vom Kongreß unabhängige Arbeit für den Frieden entwickelt, wovon der folgende Aufruf eine erste Frucht ist:

Krieg und Evangelium.

Eine von siebzig Männern und Frauen der deutschen und französischen Schweiz besuchte Versammlung religiös-sozialer Gesinnungsgenossen in Bern erläßt folgende Erklärung:

Wir, Männer und Frauen aus den verschiedensten Kantonen, Kirchen und Parteien der Schweiz fühlen uns gegenüber der Mahnung, daß wir als Christen zu dem gegenwärtigen Weltkrieg bloß zu schweigen und ihn als ein Gericht über uns ergehen zu lassen hätten, auf Grund des Evangeliums zu einem öffentlichen Zeugnis verpflichtet. Trotz allen heldenmütigen Erscheinungen und heilsamen

Wirkungen des Krieges lassen wir uns darin nicht beirren, daß die Gesinnung, die den Krieg hervorbringt und die er fördert, dem Geiste des Evangeliums widerstreitet und darum verabscheuen wir den Krieg bei aller herzlichen Teilnahme mit den in ihn Hineingerissenen und von ihm schwer Betroffenen.

Wir hoffen und bitten zu Gott, daß am kommenden Weihnachtstag in den Kirchen unseres Landes das Zeugnis von der Unvereinbarkeit zwischen dem Weihnachtsevangelium und dem Völkerkrieg deutlich und kräftig erschalle und recht vielen Christen die Augen und die Gewissen geschärft werden, daß wir als Christen alles tun und unterstützen sollen, was zur Annäherung und Verständigung der entzweiten Völker beitragen und die dem Kriegsgeist verfallene Menschheit dem Geiste des Evangeliums zuführen hilft.

II.

Das Bedürfnis, die Christenheit, die Bankrott gemacht hat (Rade's Ausdruck), wieder aufzubauen und für ihre Friedensaufgabe zu einigen, ist bereits an die Hand genommen. Ein Beweis dafür (nur einer von vielen!), und zwar ein besonders erfreulicher, ist das folgende Dokument:

Der Weltbund der Kirchen zur Förderung internationaler Freundschaft. Britische Gruppe.

Einleitung.

Seit einiger Zeit sind Anstrengungen gemacht worden, ein Zusammenarbeiten der Kirchen zur Förderung freundlicher Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationen der Welt in die Wege zu leiten. Diese Bestrebungen führten in erster Linie zur Einberufung zweier internationaler Konferenzen im August 1914.

Die erste Zusammenkunft, die am 2. August in Konstanz stattfand, setzte sich zusammen aus Pfarrern und Laien, die fast alle protestantischen Gemeinschaften vertraten, und wies Vertreter von elf europäischen Ländern und der Vereinigten Staaten auf.

Eine zweite Zusammenkunft wurde auf den 10. August nach Lüttich einberufen. Diese Zusammenkunft war auf Glieder der römisch-katholischen Kirche beschränkt.

Infolge des Kriegsausbruches fand die letztere Zusammenkunft nicht statt; aber die erste wurde durchgeführt und es wurden gewisse Resolutionen ungefähr im folgenden Sinne angenommen: Da Versöhnungsarbeit und Förderung der Freundschaft eine ganz besonders christliche Aufgabe sei, erscheine es angebracht, daß die Kirchen aller Länder ihren Einfluß auf die Völker, die Parlamente und die Regierungen der Welt dazu verwenden, gute und freundschaftliche Beziehungen zwischen den Nationen herzustellen, und es sei

aus diesem Grunde für alle Zweige der Kirche Christi rätlich, gemeinsam zu handeln; ferner sollten in jedem Lande Schritte getan werden, um Vereinigungen zu bilden, deren Zweck es sein müßte, die Kirchen für gemeinsame Bestrebungen zur Förderung internationaler Freundschaft und zur Vermeidung des Krieges zu gewinnen.

Das internationale Komite.

Die Konferenz ernannte ein internationales Komite, bestehend aus Angehörigen verschiedener Nationalitäten, das ihre Beschlüsse in die Tat umsetzen sollte. Bei der ersten Zusammenkunft dieses Komites wurde beschlossen, eine internationale Organisation unter dem Namen „Der Weltbund der Kirchen zur Förderung internationaler Freundschaft" zu begründen. Es wurde auch beschlossen, ein internationales Komite zu bilden, das die Geschäfte des Bundes zu führen hätte, ebenso in jedem Lande eine nationale Gruppe mit eigenen Vertrauensleuten und Vorständen und eigener Verantwortlichkeit für die Leitung ihrer Angelegenheiten.

Die britische Gruppe.

Unter diesen Umständen ist nun eine britische Gruppe mit den folgenden Zielen gebildet worden:

Ziele.

1. Darauf hinzuwirken, daß die Kirchen des britischen Reiches ihren Einfluß auf das Volk, die Parlamente und die Regierungen des Reiches darauf verwenden, gute und freundliche Beziehungen mit allen Nationen herzustellen und zu erhalten.

2. Pfarrer und Laien aller religiösen Denominationen des Reiches zu vereinigen und die Kirchen als Körperschaften für ein gemeinsames Bemühen um die Förderung internationaler Freundschaft und die Vermeidung des Krieges zu gewinnen.

3. Einen Bestandteil des Weltbundes der Kirchen zur Förderung internationaler Freundschaft zu bilden und als solcher mit den entsprechenden Gruppen anderer Länder zu arbeiten.

4. Alle erforderlichen Schritte zu tun, um den religiösen Führern im Reiche nahe zu bringen, ihre wichtigste Pflicht sei es zu lehren, daß die Richtlinien der Moral, welche für das Gewissen des einzelnen Christen gültig sind, auch die Handlungen der Nationen leiten sollten, und daß die internationalen Beziehungen und Streitigkeiten durch friedliche Methoden in Uebereinstimmung mit den Geboten der Gerechtigkeit und Billigkeit zu regeln seien.

5. Zur Entwicklung des christlichen Gewissens der Nation beizutragen und alle Maßnahmen fördern zu helfen, die die Nationen zu der Einsicht führen, daß der Fortschritt der Menschheit eine

Unterordnung internationaler Angelegenheiten unter das Gesetz und die Grundsätze der Liebe verlange.

Die gegenwärtige Lage.

Die Bildung einer Gruppe für diese Bestrebungen ist schon lange ein Bedürfnis gewesen; heute, in Anbetracht der Umwälzung die der gegenwärtige Krieg verursacht hat, wird sie zur dringenden Notwendigkeit. Wenn die Kirchen Christi mit Mut und in Treue den Grundsätzen nachgehen, nach denen die Christen in Bezug auf Krieg und Frieden handeln sollten, und wenn sie diese Grundsätze zum Ausdruck bringen, dann mag doch noch auf den Ruinen der europäischen Zivilisation eine neue Gemeinschaft sich aufbauen, gegründet auf Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit, in Uebereinstimmung mit den Lehren Christi.

Weltbund der Kirchen, 41 Parliament Street, London S. W.

Wir fügen diesem Entwurf noch einige Stellen aus dem Brief eines mit der Bewegung nahe verbundenen Engländers bei:

Bei aller Entschlossenheit, den Krieg zu einem entscheidenden Ende zu führen, nimmt doch in Kreisen, wo man an das Christentum mit ganz bestimmten ethischen Forderungen herantritt, das Gefühl sehr stark zu, daß die Möglichkeit eines solchen Krieges eine Schande für die ganze christliche Kirche ist. Die Beeinflussung der öffentlichen Meinung in diesem Sinne wird aber offenbar ziemlich viel Zeit in Anspruch nehmen, und es ist wichtig, daß eine allfällige rasche Wendung im Kriegsglück die Männer und Frauen Europas, die guten Willens sind, nicht unvorbereitet finde, alles was in ihren Kräften steht, zu tun, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Uns hier in England ist es sehr daran gelegen, Fühlung zu gewinnen mit Menschen anderer Länder, damit wir unsere Eindrücke ändern und zurechtrücken können, und wir gelangen an verschiedene Leute mit der Bitte, uns in dieser Richtung zu helfen.

Einige der Fragen, die wir behandeln, sind die folgenden:

1. Auf was für Grundsätzen müßten die Friedensbedingungen aufgebaut sein, damit ein richtiges Verhältnis zwischen den Völkern entstehe?
2. Was müßten, um einen ähnlichen Krieg in Zukunft zu vermeiden, für praktische Schritte getan werden:
   a. bei den Regierungen?
   b. bei christlichen Körperschaften?
3. Was ist die allgemeine Ansicht aufrichtiger Christen in Ihrer Umgebung in Bezug auf die Möglichkeit der Anwendung christlicher Grundsätze bei Verträgen?
4. Sind in Ihrem Lande andere christliche oder nichtchristliche Vereinigungen, die sich zusammengeschlossen haben, um die öffentliche Meinung in ähnlicher Weise zu beeinflussen?

Wenn Sie uns von irgend welchen derartigen Vereinigungen veröffentlichte Literatur senden könnten, wäre das uns ein großer Dienst.

Ich möchte Sie nicht zu sehr bemühen; aber ich bin fest überzeugt, daß die Haltung der christlichen Kirchen von ungeheurer Wichtigkeit sein wird gegen Ende und nach dem Ende des Krieges.

Mit Hochschätzung

41 Parliament Street, Westminister, London S. W. — Frank Lenwood.

III.

Damit auch die mehr ethisch und politisch geartete Friedensbewegung zu ihrem Rechte komme, veröffentlichen wir den folgenden Aufruf, der von dem „Niederländischen Anti-Kriegsbund" (s. v. v.!) ausgeht.[1])

Für den künftigen Frieden.

Ein Aufruf zur Mitarbeit und rechtzeitigen Vorbereitung.

Zu den Fragen, die jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Menschheit auf sich gezogen haben, gehört nächst der nach den Ursachen und dem vermutlichen militärischen Ablauf des Krieges auch die Frage, welches der Zustand Europas nach diesem Kriege sein wird. Wird die Folge des Krieges nur die sein, daß das Gebiet einiger Staaten verlegt und nur die Machtproportion zwischen den zwei großen Staatengruppen geändert wird, während im übrigen die Politik von gegenseitig sich drohenden riesigen Bewaffnungen ungeschwächt bleiben wird? Oder wird dieser Krieg beendet werden mit einem Frieden, der eine ganz neue Zeit für Europa einleiten wird, wo nicht mehr „Bekämpfung", sondern „Zusammenarbeit" das Verhältnis zwischen den Staaten Europas kennzeichnen wird?

Schon jetzt lassen sich aus allen Ländern Europas und nicht weniger aus den Vereinigten Staaten Amerikas Stimmen vernehmen, die die Völker beschwören den letztern Weg einzuschlagen. Und neben diesen öffentlichen Besprechungen der Zukunft findet schon ein intimer Gedankenaustausch in diesem Sinne statt unter hervorragenden und sachverständigen Anhängern einer prinzipiellen Reform der europäischen Politik.

Neben dem freudigen Gefühle, daß auch unter den jetzigen Umständen und sogar in den kriegführenden Ländern noch so viele da sind, die das Vertrauen auf eine schönere Zukunft nicht verloren haben, wecken doch die von verschiedenen Seiten herrührenden Zukunftspläne ein gewisses Gefühl der Unruhe. Der Niederländische Anti-Kriegbund kann nicht umhin der Befürchtung Ausdruck zu geben, alle die verschiedenartigen Versuche, von so heterogenen Elementen unternommen, möchten schließlich keinen weiteren Erfolg haben als das Aufwecken individueller Gefühle und Wünsche, ohne daß ein greifbares Resultat die große Hingebung lohnte.

Zahlreich waren die nationalen und internationalen Vereine, die vor dem Kriege jeder in seiner Weise alle Kräfte anspannten zur Förderung des Friedens und zur Hinderung des Krieges. Noch zahlreicher waren die Schriften einzelner Personen, die, zufolge eines Vereinsbeschlusses oder aus anderm Grunde, den Weg angaben, der nach des Verfassers Meinung zu Reformen führen sollte, oder auch sich ein Ideal vorsteckten, das ihrer Meinung nach die Anstrengung aller Kräfte wert war. Personen von Weltruhm auf dem Gebiete des Völkerrechtes, der Oekonomie, Soziologie oder irgend eines andern Zweiges der Wissenschaft widmeten ihr Leben dem stetigen Fortschritt im Internationalismus und schenkten uns wissenschaftliche Studien ersten Ranges. Neben diesen Gelehrten waren Männer und Frauen verschiedenster Richtung unermüdlich im Interesse des Friedens und der Völkerannäherung tätig, deren gesprochenes Wort außerordentliche Ueberzeugungskraft besaß oder deren Schriften die Volksseele aufs Innigste berührten. Und dem Werke dieser Großen auf wissenschaftlichem und propagandistischem Gebiete gesellten sich Unzählige, die, sei es auch nicht mit gleicher Begabung, dennoch die Arbeit der Vorgänger in erheblichem Maße förderten.

Diese Alle, jeder nach individueller Anlage und Lebensanschauung in einer für seine Persönlichkeit geeigneten Umgebung tätig, haben viel Dankenswertes geleistet, vieles, das auch von den jetzigen Umständen nicht niedergeschlagen werden kann. Ihre Arbeit für Propaganda und Wissenschaft ist gewiß nicht vergeblich gewesen.

Und dennoch sind wir überzeugt, daß alle diese Arbeit weit fruchtbarer hätte sein können, daß sie, wenn sie nur zweckmäßiger angewendet worden wäre, gar dem

[1]) Man wird das etwas mangelhafte Deutsch gern entschuldigen.

heutigen Kriege hätte vorbeugen können. Nicht nur sind manche individuelle Versuche und Vorschläge in der großen Menge der Reformpläne unbeachtet geblieben und verloren gegangen, sondern es sind auch viele Ideale, die von der Autorität irgend eines Mannes von wissenschaftlichem oder propagandistischem Gewicht gestützt wurden oder in einer unvergänglichen literarischen Arbeit verkörpert sind, nicht erfüllt, obgleich sie bei kraftvoller Zusammenarbeit vielleicht hätten verwirklicht werden können. Erklärliche und notwendige Selbständigkeit in der Aktion hat durch das Fehlen genügender gegenseitigen Fühlung in mancher Hinsicht zu Kraftvergeudung geführt. Die Ideen der Wissenschaft blieben der Volksmasse zum großen Teil unbekannt, die Stütze einer kräftigen Propaganda ging ihnen ab und nur diese hätte dem erreichbar Geachteten Verwirklichung bringen können. Den Propagandisten anderseits fehlte oft die wichtige Stütze der Wissenschaftswelt, welche die großen Gedanken in konkrete Vorschläge umsetzen sollte. Dazu kam leider nur allzu oft eine Zwietracht, die in hohem Grade lähmend wirkte.

Wird dieser Mangel an Einigkeit immer fortdauern? Wird die Welt fortfahren, das tragische Schauspiel zahlreicher, verschiedener, sich gegenseitig bekämpfender jedoch in sich ohnmächtiger Aktionen zu sehen; wird es sich zeigen, daß wir durch den heutigen Krieg noch immer nicht gelernt, wie wichtig feste Organisation und kräftige Vorbereitung ist?

Wenn je so ist es jetzt Zeit, sich die Hände zu reichen. Wird es doch von dem kommenden Frieden abhängen, ob Europa einer neuen Epoche drohender „Revanche"-Kriege und stets wachsender Bewaffnung entgegengehen wird oder aber einer Zeit der Blüte und Fortschrittes, wo die Völker, befreit von dem Druck der Bewaffnung und des drohenden Krieges, in Freiheit werden zusammenarbeiten können. Wird der kommende Frieden den Besiegten von den Siegern auferlegt werden im Sinne des „Vae Victis", oder wird der Frieden eine gemeinschaftliche Tat aller Parteien sein, wo Sieger und Besiegte, Kriegführende und Neutrale in gleichem Maße das Wohl der künftigen Geschlechter fördern, indem sie nach einem dauerhaften Frieden streben? Für Verwirklichung des letztern Ideals können schon jetzt Gelehrte und Propagandisten tätig sein durch Bildung einer kraftvollen öffentlichen Meinung.

Ein Versuch, diese Tätigkeit zu fördern, ist der Zweck dieses unseres Schreibens. Wir, die wir in den Niederlanden uns zu einer gemeinschaftlichen, zentral organisierten Aktion zusammengefunden haben und den zentralen „Niederländischen Anti-Kriegsbund" bilden, in welchem Vertreter der verschiedensten Richtungen, die bisher vereinzelt den Krieg bekämpften, vereinigt sind — wir richten jetzt einen dringenden Aufruf an die Gesinnungsgenossen in andern Ländern behufs gemeinschaftlicher Ueberlegung in Erwartung des einmal zu schließenden Friedens, damit dieser uns nicht unvorbereitet finde.

Wollen Alle, die in der Tat wünschen, daß dieser Krieg der letzte, wenigstens der letzte europäische Krieg sei, dieses erstreben, so wird beim Friedensschluß, in jenem psychologischen Momente für prinzipielle Reformen, ein gut vorbereitetes und konkretes Reformprogramm fertig sein müssen, welches den einmütigen Beifall aller besitzt. Dieses gemeinschaftliche Gutachten anzubahnen ist der Zweck dieses Aufrufs.

Unsere Aufgabe wird in erster Linie die sein, genau, jedoch ohne Aufschub, zu ergründen, welche Neuerungen in den internationalen Staatenverhältnissen gefordert werden sollen, und diese tunlichst in konkreten Vorschlägen zu verkörpern.

Ohne die Ergebnisse dieses Studiums vorwegzunehmen, glauben wir dies wohl erklären zu dürfen, daß internationale Regelung der Bewaffnungsfrage eine der hervorragendsten Forderungen der Gegner des Krieges sein wird. International wird man brechen müssen mit dem Schlagwort: „Si vis pacem, para bellum", dessen Unwahrheit jetzt in so jammervoller Weise an den Tag tritt.

Hinsichtlich dieses Desideratums denken wir alle zweifellos einstimmig. Wie aber soll es verwirklicht werden? Ist Einschränkung bezugsweise ebenfalls gründliche Charakteränderung der Bewaffnung tunlich ohne weitere eingreifende Reformen? Oder wird es zur Bekämpfung des Militarismus notwendig sein, auch gleichzeitig andere an sich wünschenswerte Neuerungen in der internationalen Politik zu

befürworten? Ist namentlich die Bewaffnungsfrage ein Problem für sich oder soll sie gelöst werden als Teil des viel größern Problems der internationalen Staatenorganisation?

Dies zu untersuchen, auch mit Heranziehung früherer Resultate des Studiums, wird unsre erste gemeinschaftliche Aufgabe sein. Demnach werden in Bezug auf die Frage der allmählichen, gegenseitigen Entwaffnung, wenigstens erheblichen Bewaffnungsverminderung unter den europäischen Staaten, die folgenden Punkte hervortreten:

1. Engerer Zusammenschluß der Staaten Europas;
2. Anerkennung des Prinzips, daß internationale Beziehungen zwischen Kulturstaaten nie durch Gewalt geregelt werden sollen;
3. daß nicht Gebietsänderungen vorgenommen werden dürfen ohne die Zustimmung der betreffenden Völker;
4. Reform der auswärtigen Politik u. a. in diesem Sinne, daß den Parlamenten, wenigstens Kommissionen aus den Parlamenten, größere Befugnis bei der Behandlung ausländischer Angelegenheiten eingeräumt wird;
5. keine imperialistische Expansionspolitik, als Anlaß gebend zu Reibereien zwischen den modernen Staaten;
6. allgemein verbürgte internationale Handelsfreiheit, oder wenigstens ein System von gleicher Behandlung aller Nationen in Kolonialgebieten;
7. richtige Leitung des Wettbewerbes der Völker auf dem Gebiete der Produktion und Distribution in Bezug auf gegenseitiges Absatzgebiet;
8. Abschaffung der Waffenfabrikation als Privatunternehmen und Einnahmequelle;
9. kräftige Bekämpfung aller jener öffentlichen Aeußerungen, namentlich in der Presse, die darauf hinzielen, Feindschaft zwischen den Völkern hervorzurufen;
10. Abschaffung des Beuterechtes zur Verminderung der Marineausgaben.

Zu wiederholten Malen wurden dergleichen Reformen propaziert, jedoch ohne daß einigermaßen konkrete Vorschläge in diesem Sinne vorgebracht wurden. Wir wollen solcherlei Popularisierung großer Gedanken den Nutzen nicht absprechen, doch fragt es sich, ob nicht ein außerordentlich nützliches Werk verrichtet würde, wenn diese Ideen von tüchtigen Männern und Frauen mit allem Ernste und Sachverständnis, die für eine so wichtige Arbeit erforderlich sind, studiert würden.

Nächst diesen Punkten, die in heutiger Zeit ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wird unzweifelbar auch ein fortgesetztes oder besser gesagt, ein neues Studium von Gegenständen erforderlich, welche schon anläßlich der abzuhaltenden Dritten Friedenskonferenz die Staatsmänner, Gelehrten und Pazifisten mancher Länder beschäftigten. Außer der Frage eines internationalen Gerichtes und der Möglichkeit und Wünschbarkeit von Zwangsmaßnahmen, um seinen Beschlüssen Geltung zu verschaffen, wird wohl die Frage nach Wesen, Zusammensetzung und Periodizität der Friedenskonferenzen selbst die Gedanken manches Lesenden beschäftigen, der sich vom bisher Erreichten bitter enttäuscht fühlt.

Natürlich bezwecken wir mit der Aufzählung all dieser Probleme gar nicht, schon jetzt für deren Lösung in irgend welchem Sinne Partei zu ergreifen, noch weniger wollen wir damit sagen, daß auf all diesen Gebieten schon jetzt konkrete Vorschläge möglich und notwendig seien. Doch ist es eine Pflicht aller derer, die die heutige Katastrophe bedauern, ernstlich zu prüfen, welche dieser Punkte schon gleich in konkretere Vorschläge umgesetzt werden sollen zur Gewinnung der öffentlichen Meinung, damit die Schließung des künftigen Friedens in dieser Hinsicht ein Fortschritt sei und die Völker endlich von dem Druck der Bewaffnung befreit werden.

Eine Erörterung, wie die öffentliche Meinung zu gewinnen wäre und wie dieselbe alsdann Einfluß auf die Vorgänge haben könnte, ist die zweite Aufgabe sämtlicher Freunde eines „dauerhaften Friedens". Verschiedene Wege können zum Ziele führen: ein internationales Wochenblatt, Petitionen, öffentliche Kundgebungen, ein internationales Manifest, das dem Hauptgedanken, der alle erfüllt, Ausdruck gibt. Dies alles kann mitwirken um eine so kräftig und einheitlich mögliche Aktion zu erzielen für etwaige konkrete Reformvorschläge, die das Ergebnis des obenerwähnten notwendigen Studiums sein werden. Schon jetzt, da dieses Studium noch nicht beendigt ist, kann Ueberlegung stattfinden behufs einer gemeinschaftlichen Losung und einer Weiterführung der Aktion.

Denn wir sind überzeugt, daß über einige allgemeine Prinzipien, die durch Studium nicht erst entdeckt sondern nur ausgearbeitet zu werden brauchen, Einstimmigkeit besteht und daß schon jetzt Vorbereitungsmaßnahmen getroffen werden können, damit man fertig sei, sobald der Zeitpunkt für die öffentliche Propaganda da sein wird.

Drittens ist es Aufgabe der organisierten Gegner des Krieges, nach Kräften dazu beizutragen, die vor dem Kriege so blühende Zusammenarbeit von Männern und Frauen jeder Nationalität auf wissenschaftlichem und sozialem Gebiete nicht verloren gehen zu lassen. Unzweifelbar bildet diese Aufgabe großenteils die Veranlassung zum Anschluß an unsern Bund für Männer und Frauen von internationalem Rufe, die sich zwar nicht berufen fühlen über die Frage zu urteilen, wie die internationalen Verhältnisse neugestaltet werden müssen, sich aber mit voller Hingabe dieser dritten Aufgabe widmen wollen. Dieselbe wird es oft wünschenswert erscheinen lassen, hie und da ein Wort der Warnung zu äußern gegen überflüssige Auswüchse der feindlichen Gefühle, die sich in den kriegführenden Staaten zeigen. Auch kann man Versuche anstellen, um gegenüber den allzu subjektiven und einseitigen Auffassungen, die in allen kriegführenden Staaten herrschen, einen objektiveren Laut hören zu lassen aus dem Kreise der neutralen Völker.

Auch werden die zentral organisierten Gegner des Krieges alle Kräfte einsetzen müssen, und zwar ohne Aufschub, um zu veranlassen, daß der erste günstige Augenblick, wo vielleicht mit Aussicht auf die Erzielung eines dauerhaften Friedens von neutralen Staaten ein Vermittlungsversuch gemacht werden kann, von den Regierungen benutzt wird. Eine gewissenhafte Ausführung der oben umschriebenen „dritten" Aufgabe wird auch gleich dazu führen können, daß die kriegführenden Völker eher geneigt sein werden, einem solchen Vermittlungsversuche das Ohr zu leihen, als dies bei gänzlicher Untätigkeit unserseits der Fall wäre.

Schließlich darf man nicht versäumen, alles mögliche zu tun zur Wiederherstellung des Schadens, den dieser Krieg wieder der Herrschaft des Rechtes im gegenseitigen Verhältnis der Staaten zugefügt hat. Sich beugen vor dem Rechte, sowohl dem ungeschriebenen wie dem in Verträgen festgelegten, ist Pflicht auch wo die Macht fehlt, welche Schändung des Rechtes gleich zu ahnden vermag. Was für Reformen auch zustande gebracht werden mögen, ohne Verehrung für das Recht und Treue gegen das gegebene Wort darf man nicht auf dauerhafteren Frieden hoffen.

Das obige Schema enthält dasjenige, worin der Niederländische Anti-Krieg-Bund meint, daß Studium, Vorbereitung und Veröffentlichung von großem Nutzen sein kann. So sehr auch in diesen Tagen Zweifel an irgend einem Einfluß zum Guten von Seiten der Gegner der Waffengewalt gerechtfertigt erscheinen muß, so läßt uns doch unser Verantwortlichkeitsgefühl nicht ruhig zusehen und wir achten uns verpflichtet, einen Versuch zur Konzentration der Kräfte anzustellen.

Diese Kräftekonzentration wird national und international stattfinden müssen. In erster Linie werden in jedem Land die Gegner des Krieges von allerhand politischen, religiösen und pazifistischen Richtungen sich zusammenfinden müssen in einer zentralen Organisation. Hiezu rufen wir zunächst die leitenden Persönlichkeiten jedes Landes auf, welche teilnehmen an den internationalen Organisationen, die schon früher in irgend welcher Weise den Frieden zu fördern versucht haben, wie z. B. Institut de Droit International, International Law Association, Union Interparlementaire, Bureau Socialiste International, Carnegie Endowment for International Peace, Bureau International de la Paix, Institut International de la Paix, Conciliation Internationale, Verband für internationale Verständigung, European Unity League, World Peace Foundation, International Council of Women, International Woman Suffrage Alliance.

Ferner wird dafür gesorgt werden müssen, daß diese nationalen Bünde in einem gewissen internationalen Zusammenhange zu arbeiten anfangen; denn sollten auch die heutigen Kriegsumstände die internationale Zusammenarbeit erschweren und sollte die Zeit vielleicht noch nicht reif sein für eine internationale Zusammenkunft der verschiedenen obengenannten Weltbünde oder der verschiedenen nationalen Anti-Krieg-Bünde, so ist doch immerhin gemeinschaftliche Arbeit zwischen den verschiedenen Ländern möglich. Wenn die Nationalbünde nationale Ausschüsse von

sachverständigen Männern und Frauen ernennen, die sich bereit erklären, ihre Kräfte einer gründlichen aber schleunigen Erwägung der verschiedenen Studiums- und Aktionsprobleme zu widmen, so wird schon der Austausch der verschiedenen Referate, welche von den Nationalausschüssen jedem Nationalbund unterbreitet und von diesem entgegengenommen werden, wertvoll sein und so werden diese Referate die Grundlage bilden können zu einer einmütigen konzentrierten, internationalen Aktion.

Wir verhehlen uns nicht, daß auch zur Erzielung solcher nationalen Konzentration Schwierigkeiten überwunden werden müssen. Jedoch wie der Bund „Vrede door Recht" hiezu im richtigen Moment in den Niederlanden die Initiative ergriffen und auch schon in der Schweiz eine ähnliche Konzentration nationaler Kräfte stattgefunden hat, so wird, wie wir hoffen, auch in andern Ländern irgend ein nationaler Körper sich wohl berufen fühlen, das Zustandekommen solcher zentraler Bünde von Vertretern der verschiedensten Kreise der Bevölkerung anzubahnen, und mithin mit der Verwirklichung der obenerwähnten Ideen ein Anfang gemacht werden.

Zum Schlusse noch ein Wort, um der großen Zurückhaltung und Vorsicht Ausdruck zu geben, mit der wir diese Idee von „Kräftekonzentration" und „zeitige Vorbereitung" in die Welt schicken. Man wird einsehen, daß wir uns zuvor ernstlich gefragt haben, ob es keine Anmaßung wäre, einen solchen Schritt zu tun. Allein die Furcht, es möchte sich wieder einmal herausstellen, daß ungenügende Verbindung zwischen den selbständig wirkenden Organisationen zur Folge haben kann, daß viel weniger erreicht wird, als mit den gegebenen zahlreichen Kräften, die Gutes wirken, möglich und erreichbar wäre bei kräftiger Konzentration und zeitiger Vorbereitung, diese Furcht nötigt uns zu sprechen und eine Initiative zu ergreifen, die vielleicht manchem willkommen sein wird. Wir haben angefangen, weil angefangen werden mußte.

(Folgen die Namen zahlreicher hervorragender Holländer.) [1]

IV.

Daß die neutralen Länder in dieser Sache eine besondere Aufgabe haben, ist gewiß. Daran erinnert das folgende Schriftstück.

Der Bund der neutralen Länder.

Lugano, 26. Oktober 1914.

Im Angesicht der furchtbaren Kriegsgeißel, der Umwälzung, deren Schauplatz ein Teil der zivilisierten Welt geworden ist, der Ruinen, die sich auftürmen, der Gemetzel, die sich vervielfältigen, des wahnsinnigen Wiederauflebens barbarischer Gefühle haben einige Länder Europas und Amerikas aus verschiedenen Gründen ihre Ruhe inmitten des Sturmes bewahren können. Durch die Zahl ihrer Einwohner, die Reichtümer, über die sie verfügen und durch ihren politischen Einfluß bilden diese Länder eine Macht, die zu gegebener Zeit, dank ihres Zusammenhaltens, den befreienden Friedensschluß rascher, gerechter und dauernder machen könnte.

Diesen Ländern fehlt es heute weder an wichtigen Gründen noch an entscheidenden Vorbedingungen zu einem Zusammenschluß im Hinblick auf ein erfolgreiches Vorgehen zu Gunsten eines gemeinsamen Vermittlungsvorschlages im gegebenen Augenblick.

Es ist tatsächlich für alle Neutralen in Europa und Amerika wichtig, daß keine der großen zivilisierten Mächte, die sich jetzt auf dem Festland das Gleichgewicht halten, ausgetilgt oder wesentlich verkleinert werden. Ein solches Austilgen oder eine solche Gebietsverminderung würde die tyrannische Oberherrschaft einer einzigen Volksgruppe bedeuten, deren gesteigerter Hochmut — wer immer auch die Gruppe sei, die die Oberherrschaft ausübt und wie sie dieselbe rechtfertige — für alle ein furchtbares Hindernis des wirtschaftlichen und politischen Lebens bilden würde.

[1] Das Bureau der Vereinigung befindet sich im Haag (Theresiastraat 51).

Die neutralen Länder haben nach unserer Meinung ein gleich großes Interesse an der Erhaltung der kleinen Staaten oder Pufferstaaten, solcher Oasen des Friedens, auf der europäischen Karte. Wenn sie nicht da wären, müßte man sie erfinden.

Endlich dünkt es uns, daß das Prinzip der Neutralität allen heilig erscheinen muß. Es gilt, deren rechtswidrige Verletzung zu verhindern und eine erweiterte Anwendung derselben zu befürworten. Erinnern wir uns an die Lehren der Geschichte: Völker, die mit roher Gewalt unterworfen worden sind, bilden gefährliche Herde der Unruhe und des Krieges.

Eine auf diesen Grundlagen ruhende Verständigung oder ein Bündnis unter den Neutralen erscheint uns nicht nur möglich, sondern auch besonders erfolgversprechend. So denken wir als fortschrittlich gesinnte Männer, als überzeugte Patrioten und als Menschen, die die Rechte eines jeden Landes achten.

Zu Gunsten einer solchen Vereinigung erheben wir heute unsere Stimme, und laden zum Anschluß an uns ein, alle, die sich verpflichtet fühlen, dazu mitzuhelfen dem Grauen, das die Welt verwüstet, ein Ende zu machen; alle, die noch glauben an die Macht des Rechtes und der Ueberzeugung, wenn sie von dem festen Willen getragen ist, die Mittel mit dem Zweck in Einklang zu bringen.

Kein edleres Ziel könnte heute verfolgt werden, als für den internationalen Frieden und die internationale Gerechtigkeit zu arbeiten und für das, was der Traum aller großen Geister war, den Völkerbund, der die Nationen und die Rassen in eine brüderliche Vereinigung zu einer höheren, menschlicheren und wahreren Zivilisation zusammenschlösse.

Zögern wir nicht, einem so hohen und solch reichen Segen versprechenden Ideal unsere rasche und ausgiebige Unterstützung zuzuwenden!

Der vorläufige Ausschuß.

Mitteilungen und Nachfragen an Herrn Enrico Bignami, Villa Coenobium, Lugano.

V.

Daß die Frauen als Friedensbringerinnen eine Berufung ersten Ranges haben, darf am wenigsten vergessen werden. Wir veröffentlichen von den mannigfachen Dokumenten, die beweisen, daß die Besten unter ihnen in allen Ländern sich dieser Berufung bewußt sind, eins aus Deutschland.

Der Frauenbund der Deutschen Friedensgesellschaft hat zu seiner ersten Tagung im Juni dieses Jahres einen wundervollen Brief von Bertha v. Suttner erhalten. Sie schrieb, daß sie ihre größte, freudigste Genugtuung empfinde, daß sich ein solcher Bund gebildet hat. „Seien Sie mir begrüßt und beglückwünscht, verehrte Kämpferinnen, denn als solche werden Sie sich bewähren müssen: Es wird Ihnen nicht ganz leicht gemacht werden, für die pazifistischen Ideale einzutreten.“ Die edle Frau ist dahin, sie hat nicht mehr erleben müssen, daß dieser Weltbrand ausgebrochen ist. Anscheinend ist sie unterlegen, Europa steht in Flammen! Nie hat eine eben auf den Plan getretene Organisation wie die unsrige größere Aufgaben und größere Pflichten zu erfüllen gehabt! Jetzt gilt es zu zeigen, daß wir würdig sind, die Erbschaft einer Bertha v. Suttner anzutreten — wir Frauen, wir Mütter Europas sind dazu berufen. Wir müssen und wir können dafür eintreten, daß dies wirklich der letzte europäische Krieg ist, und daß derselbe bald aufhören muß. Wir hören heute nur nationale Töne, die, soviel Großes und Schönes sie auch auslösen konnten, die Tränen nicht trocknen, die die Mütter nnd Frauen Europas zu weinen haben. — Wir, die wir nicht feige und klein sind, denn es gehört heute wahrlich mehr Mut dazu, sich gegen die allgemeine Stimmung zu richten und seinem Gewissen zu folgen, wir rufen „Friede und abermals Friede.“

Wahrlich, Ihr Frauen, Ihr könntet Kulturerringer werden, Ihr könntet neu arbeiten an der Kultur, die heute auf den Schlachtfeldern zerstampft wird, nie war

ein Organisationsgedanke mächtiger und wichtiger als der der Friedensbewegung. Noch eine Aufgabe könnt Ihr erfüllen, laßt den Haß, den die kriegführenden Männer der Nationen jetzt gegen einander fühlen, nicht überspringen in Eure Herzen und diejenigen Eurer Kinder, sondern vermittelt, wo Ihr könnt, denn auch dies ist ein Kulturwerk. Wenn dieser Krieg beendet ist — wir hoffen, daß dies so rasch als nur möglich sein wird —, dann brauchen die kriegführenden Völker einander, sie brauchen sich für ihren Handel, ihre Industrie, aber sie brauchen auch einander zum Austausch von Kunst und Wissenschaft, die wahrhaft international sind. Wo sollen wir hinkommen, wenn wir den Haß immer weiter wuchern lassen? Denken wir doch an internationale Aerztekongresse, die der ganzen Menschheit zum Segen gereichen, denken wir an alle die anderen internationalen Zusammenkünfte der Wissenschaften! Wir können doch keinen Stacheldraht um unsere Länder legen, wir würden gegenseitig geistig ärmer werden, wenn wir die geistigen Güter nicht untereinander tauschen würden. Darum schürt Ihr Frauen nicht den Haß, sondern predigt die Versöhnung.

Ueber dem Nationalbewußtsein steht die Menschlichkeit!

Zeigt Ihr Frauen Eure Reife, zeigt Ihr Frauen, daß Ihr das Recht und die Pflicht habt, Eueren Nationen zuzurufen „Krieg dem Kriege"!

Weint nicht im stillen Kämmerlein, sondern fordert Euer Recht als freie Bürger, Gleichberechtigung in den Parlamenten, dann werden künftige Kriege unmöglich werden, denn erst ein sich seiner Macht bewußtes Geschlecht kann siegen. Unsere Siege sollen keine Siege auf den Schlachtfeldern werden, sondern unsere Siege sollen dazu dienen, die Menschheit höher zu bringen! Darum Frauen, tretet zu Tausenden und Abertausenden den Friedensgesellschaften bei.

Frida Perlen, Stuttgart.

Von der sozialistischen Friedensarbeit gedenken wir in Bälde besonders zu reden.

Wir lassen, um den Gegner zu charakterisieren, mit dem der Kampf um den Frieden es zu tun hat, noch zwei

Gegenbeispiele

folgen. Sie stammen (bezeichnenderweise) aus dem theologischen Lager, beide aus Deutschland. Nähere Angaben unterlassen wir absichtlich, teilen sie aber gern mit, wenn man es wünscht.

Ein Berliner Pastor schreibt (in einer Raserei gegen uns):

In Reichsdeutschland hoffen wir, diese theologische Mißgestalt (s. c. die Friedensbewegung) unter dem harten, aber wohltätigen Druck unseres gewaltig ernsten Kriegsschicksals für immer loszuwerden. Auch schüchterne Theologengemüter, die eine zeitlang unter dem entnervenden Bann pazifizistischer Träume standen, wagen wieder, wie ich aus mehrfachen Eingeständnissen berichten kann, sich zu bekennen zu dem „Gott, der Eisen wachsen ließ", sich zu bekennen zu der mannhaft-frommen Auffassung der bekannten klassischen Lutherworte: „Darum ehret auch Gott das Schwert also hoch, daß er's seine eigene Ordnung heißt, und will nicht, daß man sagen oder wähnen solle, Menschen haben's erfunden oder eingesetzt. Denn die Hand, die solch Schwert führet und würget, ist auch nicht mehr Menschenhand, sondern Gottes Hand, und nicht der Mensch, sondern Gott hänget, rädert, enthauptet, würget und krieget. Es sind alles seine Werke und seine Gerichte."

So macht uns denn das halb entsetzte, halb spöttische Wort vom „religiösen Nimbus" nicht den geringsten Eindruck. Die Kriegsfahne bleibt uns heilig, und heilig Schwert und gepanzerte Faust, heilig das 42-Centimeter-Geschütz und der Torpedo, heilig jede Waffe zum Schutz unseres von Gott uns geschenkten und anvertrauten Vaterlandes. Und nicht aus polytheistischem Atavismus heraus, nein, als deutsche Christen, mit voller Klarheit über das, was wir tun, beten wir zu Gott um seinen Waffensegen.

Ihm sekundiert ein süddeutscher Theologe (ein Schüler von Johannes Müller!) folgendermaßen:

Die alten Paradoxien der Bergpredigt „Liebet eure Feinde" und „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen" — was haben sie der zünftigen Erklärung immer wieder für Not gemacht! Und was machen sie heute gerade auch denen neue Not, die es mit der Frage „Christentum und Krieg" ernst nehmen. Heute, wo nach dem Zeugnis eines Geistlichen tüchtige, brave Gemeindeglieder vor der Predigt der Feindesliebe geradezu warnten! Kein Wunder, daß der Prediger da dem Gegensatz entweder gleich ganz ausweicht, oder sich mühsam mit allerlei „Wenn und Aber" darum herumwindet. Und nun kommt ..... und sagt: es ist nicht so, daß Christentum und Krieg sich nicht vertragen, nein, „gerade auf dem Schlachtfeld, wo unsere siegreichen Heere einherziehen, erleben wir erst den Sinn dieses Wortes, um den wir seit Jahren in unerbittlichen Wortkämpfen gestritten haben. Dort wird die größte aller Wahrheiten des Christentums nun gepredigt in einer Art, vor der wir tief beschämt stehen. Unsere Soldaten, sie predigen uns die göttliche Botschaft, daß man auch seinen Todfeind lieben kann, wie sie nicht reiner und schöner gepredigt werden kann." Die Liebe freilich, die sie predigen, ist nicht zu fassen in dem „niedrigen, läppischen Sinn, in dem für viele dieser Begriff seinen höchsten Zauber findet". Man muß davon „all die sentimentalen Vorstellungen abstreifen, die die Menschen meistens damit verbinden". Man muß auch darin umlernen, daß „die Frage, ob die Menschen wissen, daß sie christlich handeln, nicht von ausschlaggebendem Gewicht ist", daß es vielmehr „die Hauptsache ist, wenn die Menschen aus dem rechten Geiste heraus leben, mögen sie ihn nun heißen, wie sie wollen, ja mögen sie für immer auf einen Namen dafür verzichten."

Auch der Sinn des anderen Christuswortes, das die „Sanftmütigen" selig preist, wird erst jetzt enthüllt. „Die Sanftmütigen werden Herren des Erdreiches. Die „stets zum Frieden Fertigen" und jetzt in Waffen Starrenden, sie erobern sich Fuß für Fuß den Erdboden ... Unser deutsches Volk, das Volk der Friedfertigen, ist zum Vertreter der göttlichen Barmherzigkeit auf Erden geworden... Wir erleben den Anbruch der Gottheit auf Erden... Ein Teil der Menschheit, der, den unser deutsches Geschlecht darstellt, er macht eine scharfe Kurve auf dieses Ziel zu."

Und wer verwirklicht heute die andere, in der Bergpredigt gestellte Forderung: „Eure Rede sei ja, ja — nein, nein"? Der Generalquartiermeister v. Stein! .... nennt in zwar nicht mit Namen, deutet aber seine Berichterstattung als die beste Erfüllung des Herrenwortes: „Jeder Bericht war in ehernen Lettern geschrieben, jeder ein Ganzes, Einheitliches, auf die knappste Form gebracht und in dieser kurzen, bündigen Art doch so inhaltsreich, so stärkend, erhebend reich da, wo er von schweren Opfern und Verlusten Kunde brachte, stets nur das aussprechend, was nach gewissenhaftester Prüfung des Tatbestandes verkündet werden konnte. Alles in allem: immer und allezeit so, als hätte den Männern, die diese Berichte abgefaßt, das Wort vor der Seele gestanden: „Eure Rede sei ja, ja — nein, nein."

Man vergleiche mit diesen „Dienern Christi" die Worte eines deutschen sozialdemokratischen Landwehrmannes aus dem Schützengraben:

Aber wenn Du tiefer darüber nachdenkst, wirst Du sicher doch anderer Meinung sein. Ist es nicht im Grunde tieftraurig, daß sich zwei hochentwickelte Völker, wie die Franzosen und Deutschen es sind, in Erdhöhlen eingraben und gegenseitig wie Bestien auf der Lauer liegen? Wie himmelweit ist dieses Gebaren verschieden von dem der kühnen Forscher und Entdecker. Mit Kultur hat es wahrlich nichts mehr gemein, es ist Unkultur und roheste Barbarei und der Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts durchaus unwürdig. Die Völker Europas hätten in Wirklichkeit ganz andere, höhere und edlere Aufgaben, als sich

gegenseitig zu zerfleischen und Not und Trauer in Abertausende von Familien zu bringen. Ich weiß, mein lieber Hans, daß Dir diese Gedankengänge von den Gesprächen her, die Vater und Mutter führen, bekannt sind. Ich hoffe, daß auch Du ein Streiter und Verfechter hoher Ideale werden wirst, und wünsche Dir von ganzem Herzen, daß Dir niemals ein solches Kriegsleben beschieden sein möge, wie ich es augenblicklich durchmachen muß. Möge dies das letzte Massenschlachten sein, das sich unter den Kulturvölkern Europas abspielt. Und nun, mein lieber Hans, sei nicht traurig, daß ich nicht bei Euch bin. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, ist es selbstverständlich, daß jeder rechtschaffene Mann freudig bereit ist, es zu verteidigen. Es geht mir gut und ich hoffe, daß ich gesund und munter bald wieder zu Euch zurückkehren werde. Bestelle Mutter und Ilse herzliche Grüße und sei auch Du aufs herzlichste gegrüßt von Deinem Vater.

Rundschau.

Schweizerische Hilfsaktion für Belgien. Der Initiative der Westschweiz folgend, hat nun auch die deutsche Schweiz ihre Hilfsaktion für Belgien eingeleitet. Dieselbe bedarf einer kräftigen Unterstützung und Förderung. Der Appell hat noch nicht den richtigen Widerhall gefunden. Der Hilfe, die dem Komite zufließt, haftet vielfach noch etwas Aengstliches, Verschämtes an, das recht seltsam von dem frischen Zug und dem Schwung, von dem sie in der Westschweiz getragen ist, absticht. Die hier gebotene Gelegenheit, etwas für die Opfer des Krieges zu tun, ist noch zu wenig benützt worden. Es sollte uns kräftiger zum Bewußtsein kommen, was wir einem kleinen, neutralen Volk, das nun von allen Greueln des Krieges heimgesucht worden ist, schuldig sind; und was wir damit auch uns selber schuldig sind. Nachdem wir es so sehr am Protest gegen die Neutralitätsverletzung haben fehlen lassen, sollten wir wenigstens mit Bereitwilligkeit die Gelegenheit ergreifen, die Not etwas zu lindern.

Dies ist umso leichter möglich, als die Hilfsaktion sich lediglich auf den Boden der humanitären Teilnahme mit den Leidenden gestellt hat. Wenn wir jetzt noch mit Bedenken und nur verschämt helfen, geben wir uns selber in trauriger Art preis. Die Kampagne, die, sei es persönlich, sei es durch die Presse, gegen die schweizerische Hilfsaktion geführt wird, gehört zum Gemeinsten und Kleinlichsten, was man sich denken kann. Sie ist eine völlige Preisgabe unseres weitherzigen schweizerischen Empfindens, eine Verleugnung unserer freien Gesinnung unter der Herrschaft der vom Ausland importierten Schlagwörter und Entstellungen. Wir haben keinen Grund, unsere so wie so nicht rühmliche Haltung in der belgischen Tragödie noch schlimmer zu machen. Einem Volk, das durch seinen heldenmütigen Todeskampf das Neutralitätsprinzip vertreten hat, die Hilfe verweigern, die wir aus Humanität sogar einem Gegner schuldig wären, das hieße sich selber in traurigster Weise verlieren.

Wie man sich auch zur Vorgeschichte des belgischen Krieges und zur Verletzung der belgischen Neutralität stellen mag, ein Punkt ist

außer Frage. Ein ganzes Volk, das den Krieg nicht gewollt hat, ist vom Krieg in einer Art betroffen worden, die in der Geschichte etwas Unerhörtes ist. Streichen wir die Politik, die Verletzung des Völkerrechtes, es bleibt noch die Tatsache: die Volksmassen, die die Invasion fremder Truppen nur als Einfall betrachten konnten und dementsprechend beantworten mußten, sind durch die konsequente Anwendung des Kriegsrechtes aufs fürchterlichste heimgesucht worden.

Unsere „Kultur" weist hier eine blutige Tragödie auf, in die man, nachdem der erste Schritt getan, mit einer Art schauderhafter Naturnotwendigkeit immer weiter hineinwuchs. Wir fragen hier nicht nach den Verantwortungen, wir konstatieren die Tragödie. Als Motiv für die belgische Hilfsaktion mag der Jammer genügen. Nur soll man ihn dann kräftig auf sich wirken lassen. Er ist der lebendigste Protest. Belgiens Lage ist darum so furchtbar, weil hier ein Volk der Fürsorge seiner eigenen Behörden und Organisationen beraubt ist, ohne daß es bei seinem selber in einen schweren Krieg verwickelten Ueberwinder einen Ersatz finden kann. Daß Belgien gegenwärtig das Gebiet der Not und des Elendes in ergreifendster Gestalt ist, wird von Deutschen zugegeben. Kürzlich noch schrieb ein Artillerieoffizier, er könne und möge den Jammer nicht schildern. Phrasen und sentimentale Beschreibungen sind hier nicht am Platze. Jeder kann sich an Hand der konkreten, unanfechtbaren Tatsachen, mit etwas Phantasie und Einfühlungsvermögen den Zustand ausmalen. Ganze Provinzen sind verwüstet. Frauen und Kinder irren umher. Keine Möglichkeit, all die brot- und obdachlose Bevölkerung zu versorgen und zu beschäftigen. Einstweilen noch zu wenig Arbeitsgelegenheit und doch keine Möglichkeit, die arbeits- und damit auch dienstfähige männliche Bevölkerung freizulassen. Vor den deutschen Militarküchen lange Reihen von Frauen und Kindern. Es gilt, etwas Suppe zu bekommen. Man fürchtet die Hungersnot für den Winter. Gerade bei Anlaß der Hilfsaktion sind aus Belgien Berichte eingegangen, die es nur zu deutlich zeigen, daß wir bei unseren kühnsten Versuchen, uns einen Begriff von der dortigen Not zu bilden, weit unter der Realität bleiben. Es ist ein furchtbares Verhängnis, daß ein Volk, dessen ganzes Wesen dem Krieg abgeneigt ist, und das ihm und seinem Gefolge von Greueln und Not nicht recht gewachsen ist, weil es seine Eigenart auf ganz anderen Gebieten entfaltet, nun am härtesten von ihm betroffen wird. Gerade hier, wo man den Krieg nicht gewollt und sich nicht auf ihn eingestellt hat, muß Not, Ratlosigkeit und Verwahrlosung am stärksten sein.

Das sind Gründe, die unserer Hilfsaktion, auch wenn man von politischen Motiven absieht, starke Impulse und einen großen Zug verleihen sollten.

Es ist möglich, daß die Aufnahme einer größeren Zahl von Belgiern in der deutschen Schweiz auf Schwierigkeiten stößt, und auch nicht dringend notwendig ist. Es ist zu bedauern, denn dadurch fehlt unserer Hilfsaktion das Warme, Persönliche, das der unmittelbare

Kontakt mit der Not und den Notleidenden verleiht. Was jetzt nach zuverlässigen Berichten (vor allem nach dem Urteil der in Belgien niedergelassenen Schweizer), am nötigsten ist, sind Geldmittel, für Belgien selber bestimmt. Das Komite hat sich mit Vertrauensmännern (wohl meistens Schweizerpfarrer) in Belgien ins Einvernehmen gesetzt. Die gesammelten Beiträge sollen an Ort und Stelle die Not lindern helfen. Man kann überzeugt sein, daß sie auch dort angebracht sind und einem dringenden Bedürfnis entspringen. L. M.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir geben diesmal wieder ein Doppelheft in dem Sinn heraus, daß wir das November- und Dezemberheft vereinigt haben. Dieser Umstand möge sein spätes Erscheinen entschuldigen. Es ist nun eine ganze Broschüre geworden, die, wie es die allgemeine Lage und im Besonderen Weihnachten mit sich bringt, ganz und gar der Friedensarbeit gewidmet ist. Das ganze Heft bildet eine Einheit, ein Beitrag ergänzt den andern. Einige Wiederholungen werden hoffentlich nicht zu stark stören.

Wir bitten aber, zu bedenken, das es bloß eine erste Behandlung der Friedensfrage ist, die wir geben. Wir werden diese Aufgabe selbstverständlich weiter verfolgen. Dann möge man von uns nicht Vollständigkeit erwarten und wo wir wichtige Teile des Problems nicht behandeln, nicht annehmen, daß wir sie nicht kennen. Wir können in dieser, wie in andern Sachen, nicht alles auf einmal tun.

Wir bitten, dieses Heft möglichst zu verbreiten um der Sache willen. Es gibt sicherlich ein schönes kleines Weihnachtsgeschenk für Viele ab. Auch sind wir durch das gütige Angebot eines Freundes in die Lage versetzt, eine größere Anzahl Nummern zur Verteilung an solche, die Freude daran hätten, ohne abonnieren zu können, gratis abzugeben. Dagegen müssen wir leider mitteilen, daß die drei letzten Hefte (trotz einem Neudruck des Oktoberheftes) völlig vergriffen sind.

Und nun — was sollen wir unsern Lesern wünschen? Wir wünschen ihnen den Glauben, daß das Jahr 1915 trotz allem und erst recht ein Jahr des Heils sein könne und wolle.

Nachwort.

Wir wollen diesen Jahrgang nicht schließen, ohne unsere Leser, Freunde und Mitarbeiter zu bitten, sich der Neuen Wege um diese Zeit des Abonnementwechsels recht eifrig anzunehmen. Wir machen keine Propaganda für das Blatt, da wir damit kein Geschäft betreiben. Desto mehr hoffen wir, daß diejenigen, die mit unserer Arbeit im großen und ganzen einverstanden sind, helfen, die Neuen Wege zu den einzelnen Menschen und Menschenkreisen zu bringen, wohin sie gehören. Unser Blatt ist bisher, soviel wir sehen, nicht nur an Abonnentenzahl, sondern auch an Einfluß gewachsen. Namentlich hat uns unsere Stellung zu dem Ereignis, das jetzt alles andere in den Hintergrund drängt, eine Fülle von Dankbarkeit und Anerkennung von überall her eingetragen, freilich auch Anfechtung jeden Stils, die aber dagegen nicht aufkommen kann, uns jedenfalls nicht hindern wird, unsern Weg entschlossen weiter zu gehen. Wer diese Arbeit für wertvoll hält, möge uns kräftig helfen. Es handelt sich ja für uns nicht darum, eine Zeitschrift am Leben zu erhalten, sondern ein Werk zu tun. Wir glauben, gerade jetzt eine Aufgabe zu haben. Die Mängel unserer Arbeit kennen wir nur zu gut, hoffen aber, ihrer mit der Zeit bis zu einem gewissen Grade Herr zu werden und bitten für das, was davon übrig bleibt (und es wird dessen noch viel sein) um Geduld und Nachsicht.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.